Willy Klages



DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

128 Erlebnisberichte

Band VII

DIE SCHRECKEN
DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen
der
Reichs- und Volksdeutschen
in
Ost-Mitteleuropa
nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

128 Erlebnisberichte

Band VII

Inhaltsverzeichnis Band VII	**Seite**
Widmung und Danksagung Vorbemerkungen	3-4
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Vertreibung	5-33
Dekrete, Verordnungen und Pressemeldungen des polnischen "Komitees der Nationalen Befreiung" und der polnischen Regierung sowie amtliche Bescheide und Bekanntmachungen von 1944 bis 1947	34-41
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im polnisch verwalteten Reichsgau Wartheland	42-57
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den sowjetisch verwalteten Gebieten Ostpreußens	58-70
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostpreußens	71-75
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Westpreußens	76-95
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostpommerns	96-105
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostbrandenburgs	106
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens	107-126
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei, Einleitung	127-146
Dekrete, Verordnungen und Pressemeldungen der tschechoslowakischen Exilregierung der Nationalen Front und der tschechoslowakischen Regierung sowie amtliche Bescheide und Bekanntmachungen von 1944 bis 1949	147-162
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei	163-293
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien	294-303
Dekrete und Verordnungen des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befrei-	304-309

ung Jugoslawiens und der jugoslawischen Regierung sowie amtliche Bescheide, Urteile und Bekanntmachungen von 1944 bis 1946	
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien	310-336
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien	337-363
Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ungarn	364-379
Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste Anstatt eines Schlußwortes	380-387
Hinweise für den Leser Abkürzungsverzeichnis Quellen- und Literaturnachweis Bildnachweis	388-393

Widmung und Danksagung

>>Die Zeit bekehrt mehr Menschen als die Vernunft.<< (Thomas Paine)

Diese Dokumentation ist meiner Mutter Elisabeth gewidmet, die im Jahre 1946 aus ihrer schlesischen Heimat in Ludwigsdorf, Kreis Hirschberg, vertrieben wurde, und soll an alle Reichs- und Volksdeutschen erinnern, die den Nachkriegskatastrophen des Zweiten Weltkrieges zum Opfer fielen.

Mein Dank gilt
allen Zeitzeugen und Historikern, die diese Dokumentation überhaupt erst ermöglichten. Ihre wahrheitsgetreuen Erlebnisberichte und wissenschaftlichen Publikationen haben entscheidend dazu beigetragen, daß diese Tragödie der Deutschen niemals in Vergessenheit geraten wird.
Ich danke außerdem dem Bundesarchiv Koblenz für die Erlaubnis, in dieser Doku-Reihe aus den Dokumentationen "Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" sowie "Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948" zu zitieren.

Diese Dokumentation ist besonders meiner Frau Angelika gewidmet, die leider viel zu früh von uns gehen mußte.

Vorbemerkungen

>>Der Verstand schafft die Wahrheit nicht, sondern er findet sie vor.<< (Aurelius Augustinus)

In diesem Dokumentarbericht über die Nachkriegskatastrophen der Deutschen geht es vor allem um die ungesühnten Verbrechen, die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges während der sog. "Friedenszeit" ereigneten.
Für die meisten Deutschen ist es sicherlich erstaunlich, aber diese Katastrophen der Reichs- und Volksdeutschen gehören zweifelsfrei zu den bestdokumentierten Episoden der deutschen Geschichte. Das Bundesarchiv Koblenz verfügt z.B. nach jahrzehntelanger Sammlungstätigkeit über außergewöhnlich reichhaltige "Ost-Dokumentationen". Diese Archivalien sind sowohl quantitativ als auch qualitativ einzigartige Quellen.
Im Jahre 1950 beauftragte die deutsche Bundesregierung bekannte Historiker, die Flucht und Vertreibung der Reichs- und Volksdeutschen wahrheitsgemäß und ausführlich für die Nachwelt aufzuarbeiten. Das Gesamtwerk wurde schließlich in den Jahren 1954-61 fertiggestellt und dem Bundesministerium für Vertriebene übergeben. Diese amtliche "Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa" war im Jahre 1984 erstmalig im Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv; München) erhältlich und umfaßt insgesamt 8 Bände.
Wer diese erschütternden Dokumente gelesen hat, wird sicherlich verstehen, warum die deutsche Bundesregierung erst nach 30 Jahren einer (unfreiwilligen) Veröffentlichung zustimmte.
Um die Nachkriegskatastrophen der Deutschen in Ost-Mitteleuropa realistisch darzustellen, wurden die Ereignisse durch amtliche Dokumentationen, Erlebnisberichte der unmittelbar Betroffenen und durch historische Publikationen ergänzt.
Die einleitenden Dokumentationen des Bundesministeriums für Vertriebene sollen zunächst einen Überblick über die damalige Situation vermitteln. Die tragischen Ereignisse wurden nach bestem Wissen und Gewissen schlicht und sachlich geschildert, wie sie damals wirklich geschehen sind. Besonders grauenvolle Schilderungen wurden grundsätzlich nicht berücksichtigt, denn die Erlebnisberichte über "normale Gewalttaten" waren schon schlimm genug.
Wenn Sie zu den Menschen gehören, denen das Elend, die Not und der Tod von ungezählten Ost- und Volksdeutschen nicht gleichgültig ist, sollten Sie dieses Buch aufmerksam lesen. Diese unsägliche Tragödie darf niemals vergessen werden, denn Tausende von unschuldigen Opfern klagen die Unmenschlichkeit an und fordern Gerechtigkeit. Sie verlangen eine wahrheitsgetreue Vergangenheitsbewältigung und mahnen künftige Generationen zum Frieden.

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Vertreibung

Lebensverhältnisse nach der "sowjetischen Befreiungsmission"

>>Den ... Erschlagenen ging es besser als denen, die vor Hunger starben, die verschmachteten und umkamen ...<< (Klagelieder 4, 9)

Nach dem sowjetischen Einmarsch brach das bisherige Leben der Deutschen vollkommen zusammen. In den meisten ostdeutschen Dörfern und Städten gab es gewöhnlich weder Strom, Gas noch Wasser, da man fast alle Versorgungsbetriebe und Anlagen gesprengt, zerstört oder stillgelegt hatte. Die wenigen Brunnen konnten den Trinkwasserbedarf nicht decken, so daß vielerorts großer Wassermangel herrschte.

Die verstörte Bevölkerung traute sich nur selten auf die Straße, da andauernd irgendwelche Marodeure oder Plünderer durch die Ortschaften zogen. Man verließ die Quartiere nur, falls es unbedingt erforderlich war. Um Gewalttaten und Mißhandlungen zu entgehen, flüchteten manche Frauen und Mädchen in unzugängliche Wälder, Moore und Sumpfgebiete. Durst, Hunger und Kälte trieben die Verfolgten jedoch schon bald in die Ortschaften zurück.

Das Elend war niederschmetternd, aber die geschundenen Menschen gaben nicht auf. Nun hieß es, neuen Mut zu schöpfen. Trotz aller Verzweiflung und ungeachtet der chaotischen Verhältnisse begannen überall Aufräumungsarbeiten. Tagelang wurden verschmutzte und verwüstete Unterkünfte aufgeräumt, gereinigt, instand gesetzt und wieder bewohnbar gemacht. Anschließend suchte man brauchbare Möbel und Hausratgegenstände aus den Trümmern. Diese mühseligen Arbeiten waren jedoch vergeblich, denn kaum hatten die Deutschen halbwegs aufgeräumt, tauchten gewöhnlich sowjetische Besatzungstruppen, slawische Zivilisten oder Umsiedler auf, die unentwegt gebrauchsfähige Gegenstände raubten bzw. Unterkünfte beschlagnahmten.

Fast jeder rechnete damals mit einer schweren Besatzungszeit, aber die besiegten Deutschen dachten immer noch, daß sie es trotzdem wieder irgendwie schaffen würden. Das Leben mußte doch schließlich weitergehen. Da es seit Menschengedenken zu den Aufgaben der Bauern zählte, die Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen, gingen die hartgesottenen Ostsiedler unverzüglich an die Arbeit. Oftmals hatte man bereits alle Zugtiere und Maschinen geraubt, so daß die Bauern unverdrossen zu Spaten und Schaufeln greifen mußten, wenn sie Pflanzkartoffeln und Sommergetreide in die Erde bringen wollten.

Nach dem Kriegsende standen zunächst sämtliche Gebiete östlich der Oder und Neiße unter sowjetischer Verwaltung. Die Armeeführung der Roten Armee verhängte in den Besatzungsgebieten zwar drakonische Strafen, aber es dauerte nicht selten Wochen und z.T. sogar Monate, bis die Gewalttaten endlich aufhörten.

Die deutsche Landbevölkerung war besonders gefährdet, weil es dort nur wenige sowjetische Kommandanturen gab. Hier waren die Deutschen eigentlich nur geschützt, wenn sie bei sowjetischen Offizieren oder in bewachten Kolchosen arbeiteten. In den Nächten war es naturgemäß am schlimmsten. Jede Nacht brachte neue Schrecken, Schießereien und Überfälle. Am Tag war ebenfalls kein Deutscher sicher. Überall lauerte der Tod. Manche Zivilisten wurden auf offener Straße ermordet, weil sie sich weigerten, Mäntel oder Strickjacken abzugeben.

Im Verlauf der Besatzung veränderte sich allmählich die feindliche Haltung der Sowjets. Vor allem ältere Soldaten schritten energisch gegen Gewalt- und Terrorakte ein und beschützten die Deutschen. Oftmals schenkten sie den Hungrigen und Kranken auch Lebensmittel oder Medikamente. Diese persönlichen Hilfeleistungen gaben den Deutschen zwar neuen Lebensmut, aber es änderte nichts an ihrer aussichtslosen, rechtlosen Lage. Viele wanderten später in grenznahe Dörfer und Städte, um die Austreibung über sich ergehen zu lassen.

Plünderungen und Zerstörungen

>>Sie fanden Vieh in Menge und Güter und Kleider und kostbare Geräte und nahmen sich so viel weg, daß es kaum zu tragen war, und teilten drei Tage die Beute aus; denn es war viel.<< (2. Chronik 20, 25)

Zur vollständigen Räumung der deutschen Ostprovinzen setzten die sowjetischen Besatzer z.T. spezielle Arbeits- bzw. Reparationskolonnen ein, die das gesamte Privat- und Staatseigentum der Deutschen einsammelten, demontierten und abtransportierten. Die Reparationskommandos beteiligten sich gewöhnlich nicht an den schweren Demontage- und Transportarbeiten. Sie erteilten nur Befehle und ließen die deutschen Zwangsarbeiter schuften.

Vollbeladene Lastkraftwagen und Güterzüge brachten die Kriegsbeute täglich in die Sowjetunion. Nach und nach wurden sämtliche beweglichen Gegenstände (Landmaschinen, Ackergeräte, Getreidevorräte, Möbel, Fahrräder, Radios, Fotoapparate, Klaviere, Betten, Wäsche, Kleidung, Schuhe u.a.) abtransportiert.

Zum Abschluß folgten die Demontage und der Abtransport aller Maschinen und Einrichtungsgegenstände der Industrie- und Versorgungsbetriebe, Verkehrseinrichtungen, Handelsunternehmen und der Geschäfte. Die Demontage- und Plünderungstrupps erfaßten manchmal sogar unbewegliche Gegenstände, die man gewöhnlich als "niet- und nagelfest" bezeichnete (wie z.B. Holzfußböden, Türzargen, Fenster, Holztreppen, Strom- und Wasserleitungen, Klosettanlagen, Waschbecken oder Badewannen).

Für viele sowjetische Reparationsbeauftragte zählte vor allem die Masse und nicht die Qualität der Plünderungsgüter. Im Verlauf der Demontagen und Transporte wurde vielfach unordentlich und schlampig gearbeitet, so daß zahllose wertvolle Maschinen und Einrichtungsgegenstände völlig ruiniert und zerstört wurden.

Die Landwirtschaft wurde sträflich vernachlässigt. Es wurde nicht gesät, sondern nur geerntet. Das wertvolle Zuchtvieh wurde größtenteils planlos abgeschlachtet oder es fiel Seuchen zum Opfer, die sich wegen mangelnder Pflege der Tiere überall ausbreiteten.

Zur sowjetischen "Kultur" gehörte natürlich auch die "Bequemlichkeit". Falls Brennholz benötigt wurde, holte man es nicht aus den nahen Wäldern, sondern die Rotarmisten verheizten kurzerhand Tragbalken und Fußbodenbretter der Scheunen und Wohnhäuser. Nicht wenige Gebäude, die man gerade notdürftig instand gesetzt hatte, wurden kurzerhand abgerissen und verfeuert. Bevor die sowjetischen Besatzungstruppen Ostdeutschland räumten, machten sie schließlich vielerorts "reinen Tisch", d.h. sie schlugen alles "kurz und klein".

Nach dem Abzug der sowjetischen Reparationskolonnen (Oktober 1945) tauchten urplötzlich Tausende von polnischen "Umsiedlern" und Geschäftemachern in den "Wiedergewonnenen Gebieten" auf. Sie führten vielerorts "peinliche Restdemontagen" durch und verschwanden anschließend wieder nach Polen.

Die sowjetischen Plünderungs- und Zerstörungsaktionen erschienen im ersten Moment plan- und sinnlos. Für den informierten Beobachter war es jedoch offensichtlich, daß es sich bei der Ausplünderung und Verwüstung der deutschen Ostgebiete, die vereinbarungsgemäß von den Polen übernommen werden sollten, um staatlich gelenkte Aktionen handelte. Nach Stalins Plänen sollten die Polen außer dem Grund und Boden der Deutschen keine weitere Kriegsbeute erhalten. Das Ausmaß der systematischen Plünderungen und Zerstörungen war geradezu unvorstellbar. Nach äußerst schwierigen Verhandlungen gelang es den Polen, wenigstens die Anlagen und Maschinen des oberschlesischen Industriegebietes zu retten.

In der Tschechoslowakei erhielten die sowjetischen Truppen kein unbegrenztes Plünderungsrecht, deshalb blieb das Sudetenland bis auf wenige Ausnahmen von sowjetischen Plünderungen und Zerstörungen verschont. Die Sudetendeutschen wurden jedoch später durch Tsche-

chen und Slowaken vollständig ausgeplündert.

Zerstörung der Lebensgrundlagen der deutschen Bevölkerung in Ost-Mitteleuropa nach Beendigung der sowjetischen Militärverwaltung

>>Den Ertrag deines Ackers und alle deine Arbeit wird ein Volk verzehren, das du nicht kennst, und du wirst geplagt und geschunden werden dein Leben lang und wirst wahnsinnig werden bei dem, was deine Augen sehen müssen.<< (5. Mose 28, 33-34)

Bis zum Abzug der sowjetischen Truppen herrschten in Jugoslawien, Polen, in der Tschechoslowakei und in Ostdeutschland monatelang chaotische Verhältnisse, weil einheimische Behörden und Milizeinheiten ständig versuchten, die Befehlsgewalt auszuüben. Infolge der unterschiedlichen Anordnungen und Befehle gab es dauernd Überschneidungen, so daß die Deutschen zusätzlich schikaniert und verunsichert wurden. Zwischen den Russen und Polen ereigneten sich häufig Auseinandersetzungen, die nicht selten mit wilden Schießereien endeten. Viele Polen haßten ihre sowjetischen Befreier, weil sie nach Stalins Anordnungen die deutschen Ostgebiete systematisch ausplünderten und verwüsteten.
In den deutschen Ostgebieten wurde die sowjetische Besatzungszeit im Herbst 1945 beendet (Ausnahme: Nord-Ostpreußen). Nach dem sowjetischen Abzug führte man in den "befreiten Gebieten" gnadenlose Pauschalabrechnungen durch. Es handelte sich damals meistens nicht um spontane Ausschreitungen oder persönliche Racheakte, sondern mehrheitlich um staatlich gelenkte "Säuberungsaktionen". Viele Gewalttaten und Verfolgungen wurden nachweislich durch unverantwortliche staatliche Propagandamaßnahmen beeinflußt und gefördert. In Rundfunkansprachen, Zeitungen, Bekanntmachungen und öffentlichen Veranstaltungen schürte man den radikalen Nationalismus und forderte zur kollektiven Bestrafung aller deutschen "Landesverräter" auf.
In Jugoslawien, Polen und in der Tschechoslowakei setzten die neuen Machthaber ihre bisherigen Verfolgungsmaßnahmen systematisch fort und nutzten außerdem die "bewährten" NS-Terrormethoden der "Juden- und Fremdarbeiterpolitik". Die Deutschen mußten z.B. weiße Armbinden oder Hakenkreuze sichtbar auf ihrer Kleidung tragen, um sie öffentlich zu verhöhnen und zu erniedrigen. Fanatische Zivilisten mißhandelten die Geächteten gelegentlich auf "offener Straße" und rissen ihnen sogar oft die Kleidung vom Leib.
Da die neuen Machthaber nicht genügend disziplinierte Truppen und Polizeikräfte besaßen, übertrug man den "Schutz der öffentlichen Sicherheit" zunächst an Milizen. In jede Stadt und in jedes größere Dorf wurden "Milizkommandanten" entsandt, um die sowjetischen Besatzungstruppen zu ersetzen. Manche Milizkommandanten waren fragwürdige Gestalten. Die Milizen setzten sich überwiegend aus 18-20jährigen Zivilisten zusammen, die schnell erkannten, daß Raub und Plünderung des deutschen Eigentums behördlich gefördert bzw. unterstützt wurden.
Die Milizangehörigen, Partisanen und Geheimpolizisten waren damals die Herren über Leben und Tod. Sie waren überall unumschränkte Machthaber und terrorisierten die deutschen Einwohner. Da die Milizen keinen Sold erhielten, mußten sie sich selbst versorgen und führten unentwegt Raubzüge durch. Das gesamte Eigentum der "Staatsfeinde" wurde "beschlagnahmt", so daß die Ost- und Volksdeutschen schnell zu Bettlern wurden. Nachdem die Milizen Kommandanturen errichtet hatten, drangen immer mehr slawische Zivilisten in die deutschen Siedlungsgebiete ein.
Die Geheimpolizei und Partisanen arbeiteten gewöhnlich mit den örtlichen Milizkommandanten zusammen, wenn es darum ging, die Deutschen mit schonungsloser Willkür und extremer Brutalität zu verfolgen. In der CSR wurden z.B. vermeintliche NS-Verbrecher von Partisanen und Milizen auf Markt- oder Sportplätzen zusammengetrieben, brutal mißhandelt und z.T.

sogar öffentlich hingerichtet (x010/44). Erst in den Jahren 1946-1947 ließ die Schreckensherrschaft der Geheimpolizei und Milizen allmählich nach.
Die arbeitsfähige deutsche Bevölkerung wurde zwangsweise zum Arbeitseinsatz herangezogen. Sogar 8- bis 10jährige Kinder mußten Vieh hüten, Gespanne fahren oder andere leichte Arbeiten erledigen.
Obgleich die Deutschen schwerste Zwangsarbeiten leisten mußten, rissen sie sich um fast jede Arbeit, denn ohne Arbeit gab es keine Verpflegung. Wer nicht verhungern wollte, mußte arbeiten. In den Sommermonaten betrug die tägliche Arbeitszeit oftmals bis zu 15 Stunden. Während der Erntezeit wurde vom Sonnenaufgang bis zum Einbruch der Dunkelheit gearbeitet. Sonn- und Feiertage waren für die Deutschen "normale Arbeitstage".
Viele Zwangsarbeiter mußten ekelhafte und qualvolle Arbeiten ausführen. Besonders abscheulich war die Bergung und Bestattung der Leichen und Tierkadaver, die bereits seit Wochen und Monaten in den Ortschaften, an den Landstraßen oder auf den Feldern und Wiesen lagen. Diese grauenvollen, gesundheitsgefährdenden Arbeiten dauerten manchmal mehrere Wochen. Während der schweren körperlichen Arbeit kam es täglich vor, daß kranke und erschöpfte Arbeitskräfte nach Schwächeanfällen zusammenbrachen.
Infolge der unmenschlichen Lebensbedingungen brachen schon bald verheerende Epidemien aus. In jener Zeit führte man Beerdigungen nur noch ohne Särge durch. Die Toten wurden notdürftig in Kohlen- oder Kartoffelsäcke gepackt und in Massengräbern bestattet.
Nach der täglichen Zwangsarbeit durchsuchten hungrige Menschen leerstehende Häuser, Keller und Kartoffelmieten oder streiften durch Wälder und über Felder, um irgendwelche eßbaren Dinge zu ergattern. Für die Frauen war es besonders schwer, ihre Kinder und gebrechlichen Eltern zu ernähren, denn obwohl sie selbst unterernährt waren und hungerten, mußten sie jeden Tag schwere Zwangsarbeiten leisten. Falls die Deutschen nicht mehr arbeiten konnten, waren sie zwangsläufig dem Hungertod ausgeliefert. Da Kinder und alte Menschen im allgemeinen keine Lebensmittel erhielten, starben sie reihenweise. Nachdem man die letzten Vorräte geplündert hatte, wurde die Ernährungslage immer dramatischer.
Die Lebensverhältnisse der zurückgebliebenen Deutschen in Ostmitteleuropa wurden durch grenzenloses Leid und unendliche Not geprägt. Fast alle Deutschen vegetierten unter menschenunwürdigen Lebensbedingungen. Ihr trostloses Sklavendasein zeichnete sich durch absolute Rechtlosigkeit aus. In dieser erbarmungslosen Zeit rückten alle verfolgten Deutschen eng zusammen. Man half sich nach besten Kräften, wo immer es möglich war. Standesunterschiede gab es nicht mehr.
Bis zur gewaltsamen Vertreibung mußten die Verfolgten unfaßbare Racheakte und Gewalttaten über sich ergehen lassen. Diese monatelange, vielfach sogar jahrelange Schreckenszeit, in der die verfolgten Deutschen unglaubliche Schikanen, schwerste Mißhandlungen, Lagergreuel, harte Zwangsarbeit, Hunger, Krankheiten, Not und hoffnungslose Verelendung überstehen mußten, zerbrach auch den härtesten Willen der Menschen. Zum Schluß waren die Ost- und Volksdeutschen sogar froh, als man sie bettelarm aus ihrer Heimat jagte.

Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Internierungslager

>>Herr, erhöre mein Gebet, vernimm mein Flehen ... Denn der Feind verfolgt meine Seele und schlägt mein Leben zu Boden, er legt mich ins Finstere wie die, die lange schon tot sind.<< (Psalm 143, 3)

Nach Abschluß der militärischen Aktionen inhaftierte man alle "verdächtigen Deutschen" vorübergehend in Zuchthäusern und Gefängnissen oder transportierte sie nach der "Entnazifizierung" in hoffnungslos überfüllte Internierungs- bzw. Zwangsarbeitslager (z.T. handelte es sich um ehemalige NS-Konzentrationslager). Hunderttausende von Unschuldigen fielen plan-

mäßigen Massenverhaftungen zum Opfer.
Die Internierungslager in Ost-Mitteleuropa waren nicht selten regelrechte Seuchenhöllen, Hungerquartiere und Sterbelager, so daß die Deutschen "wie die Fliegen" starben. In den Internierungslagern gab es mehrheitlich nur Hungerrationen, weil große Teile der Lebensmittellieferungen von den Lagerleitungen oder dem Wachpersonal unterschlagen wurden.
Willkürliche Übergriffe waren an der Tagesordnung. Angst, Hunger und Not bestimmten die Haftzeit der Internierten. Verstöße gegen die Lagerordnung wurden vielerorts mit Prügelstrafen oder Bunkerhaft geahndet. Während der Bunkerhaft mußten die Häftlinge meistens auf dem blanken Betonboden zubringen und erhielten häufig tagelang kein Wasser und keine Verpflegung.
Eine ausreichende medizinische Betreuung existierte nur sehr selten. Während der Sommermonate wurden die hilflosen Menschen von Flöhen, Wanzen, Läusen und anderem Ungeziefer bis aufs Blut gequält.
Ständige Mißhandlungen, mangelhafte Unterkünfte, ungenügende Verpflegung und große Epidemien forderten ungezählte Opfer. Aufgrund der katastrophalen hygienischen Zustände und unzureichenden Ernährung brachen in den Lagern verheerende Seuchen und Ungeziefer-plagen aus.
Obwohl Ärzte unter den Inhaftierten waren, konnten sie nicht helfen, denn im allgemeinen gab es weder Medikamente noch Verbandsmaterial. In vielen Zellen lagen Kranke, Sterbende und Tote. Im Jahre 1945 kamen z.B. im sowjetischen Deportationslager Preußisch Eylau mindestens 6.000-7.000 (ca. 50 %) der deutschen Gefangenen durch Hungertyphus und Krankheiten um (x010/33). Im sowjetischen Zentralgefängnis Graudenz erlagen sogar etwa 5.000, der rd. 8.000 Inhaftierten, den Ruhr- und Flecktyphusepidemien (x010/34).
Im Winter litten die abgemagerten Lagerinsassen unter der großen Kälte. Da die inhaftierten Deutschen durch den ständigen Hunger geschwächt waren und kaum Winterkleidung oder Heizmaterial besaßen, starben in den außerordentlich harten Wintermonaten der Jahre 1946 und 1947 ungezählte Inhaftierte. In den gefürchteten Konzentrationslagern für Alte, Kranke und Arbeitsunfähige verzeichnete man besonders hohe Sterblicheitsraten.
Obgleich die deutschen Häftlinge völlig unzureichend ernährt wurden, mußten sie täglich schwere Zwangsarbeiten verrichten. In den Lagern fanden gewöhnlich regelrechte Sklavenmärkte statt. Der Andrang war sehr groß, denn man konnte die deutschen Arbeitssklaven für geringe Geldbeträge ausleihen. Wer Hunger, Krankheit, Kälte und sonstige Strapazen überlebte, kämpfte täglich verzweifelt, um die schwere Zwangsarbeit oder den harten Lageralltag zu überstehen.
In den Zwangsarbeitslagern (Polen = 1.255 Lager, Tschechoslowakei = 846 Arbeits- und Straflager, Jugoslawien = ca. 1.500 Lager und Gefängnisse) wurden häufig die berüchtigten NS-Methoden imitiert. Manche Juden, die nach ihrer Befreiung wieder im KZ Theresienstadt inhaftiert wurden, berichteten, daß die Essenrationen im Juli 1945 um 50 % niedriger waren als im Dezember 1944.
Durch die jahrelange Unterernährung und die unmenschlichen Haftstrapazen wurden Tausende von Reichs- und Volksdeutschen nicht nur physisch, sondern auch psychisch ruiniert.

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über das Schicksal der deutschen Bevölkerung östlich von Oder und Neiße unter sowjetisch-polnischer Herrschaft (x001/87E-100E): >>... Der Einfall der Roten Armee nach Ostdeutschland hatte zur Folge gehabt, daß über die Hälfte der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße nach Mittel- und Westdeutschland verdrängt worden war. Die Millionen von Deutschen, die durch die Flucht vor der Roten Armee die Heimat verlassen

mußten, hatten an den Folgen der Vertreibung noch lange schwer zu tragen, und noch heute haben sie unter der Besitz- und Heimatlosigkeit zu leiden. Dennoch blieb ihnen wenigstens das schwerere Schicksal der Deutschen erspart, die im Frühjahr und Sommer 1945 unter sowjetische und polnische Herrschaft gekommen waren.
Auch diesen über 5 Millionen Ostdeutschen, die den Einzug der sowjetischen Truppen in ihrem Lande erlebten oder nach dem Ende der Kampfhandlungen dorthin zurückgekehrt waren, ist der Verlust ihrer angestammten Heimat nicht erspart geblieben, nur traf sie dieses Schicksal später, und der Weg dahin gestaltete sich für sie unvergleichlich schwerer. Ehe sie mit nur wenigem Handgepäck ihre Heimat verlassen mußten, lebten sie lange Monate und manchmal Jahre unter russischer oder polnischer Herrschaft im Zustande völliger Rechtlosigkeit unter menschenunwürdigen Lebensbedingungen, die ihnen schließlich die Austreibung, wenn sie sie noch erlebten, als Erlösung von unsagbaren Leiden erscheinen ließ.
Im Gesamtvorgang der Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung muß dem Schicksal der Deutschen in den Jahren der russisch-polnischen Herrschaft deshalb besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sowohl die Flucht, die am Beginn des Vertreibungsprozesses stand, wie die Ausweisung als sein Ende würden weitgehend unverständlich bleiben und nicht hinreichend zu erklären sein ohne Betrachtung der dazwischen liegenden Zeit, die die Deutschen jenseits von Oder und Neiße seit 1945 unter der Herrschaft der Russen und Polen in ihrer Heimat erlebten.
Nachdem Deutschland militärisch besiegt war, entwickelte sich die Lage in den deutschen Ostgebieten, in Danzig und in Polen für die dort lebende deutsche Bevölkerung sehr unterschiedlich.
Völlig abgesondert von den übrigen ostdeutschen Provinzen wurde der Nordteil von Ostpreußen, der durch die Potsdamer Beschlüsse der Alliierten unter die Verwaltung der UdSSR, gestellt worden war. Im Unterschied zu diesem Gebiet erlebte die deutsche Bevölkerung im südlichen Ostpreußen, in Danzig, Ostpommern, Ostbrandenburg und Schlesien zunächst zwar ebenfalls mehrere Monate oder zumindest einige Wochen russischer Besatzung, kam aber später unter polnische Verwaltungshoheit.
Ein wiederum anderes Los traf die Deutschen in den alten polnischen Gebieten, die ohne vorübergehende russische Besatzungszeit sofort nach Ende der Kampfhandlungen in den wiedererrichteten polnischen Staat zurückgegliedert wurden.
Für die Darstellung empfiehlt es sich deshalb, zuerst die Hergänge im nördlichen Ostpreußen, dann die Entwicklung in den übrigen ostdeutschen Reichsgebieten und schließlich das Schicksal der Deutschen im polnischen Staatsgebiet zu betrachten. ...<<

Das Schicksal der Deutschen im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens

Schon im Februar 1945 waren die Alliierten in Jalta übereingekommen, daß ein Teil Ostpreußens der Sowjet-Union zugesprochen werden solle. Dieser Übereinkunft wurde im Potsdamer Abkommen Rechnung getragen durch den Beschluß, den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg unter die Verwaltung der UdSSR zu stellen. Die angloamerikanischen Mächte bekräftigten diese Abmachung durch ihre gemeinsame Zusage, die Übertragung dieses Gebietes an Rußland bei der Friedensregelung zu unterstützen.
Als Grenze zwischen dem sowjetisch verwalteten und dem polnisch verwalteten Teil Ostpreußens wurde eine Linie festgelegt, die fast gradlinig von der Küste des Frischen Haffes unmittelbar südlich von Heiligenbeil nach Osten quer durch Ostpreußen verläuft und nördlich von Goldap auf die alte ostpreußisch-litauische Grenze stößt.
Nördlich dieser Grenzlinie befanden sich nach dem Einmarsch der Russen und dem Abschluß der Rückkehrbewegung nur noch etwa 250.000-300.000 Deutsche, von denen sich ca. ein Viertel in der Stadt Königsberg aufhielt. Der östlichste Teil des Landes, der die Kreise Tilsit, Ebenrode, Schloßberg, Gumbinnen und Insterburg umfaßte, war fast gänzlich von Menschen

entblößt. Auch die Städte zählten hier nur noch wenige Tausend Deutsche.
Schon im Februar 1945 deportierten die Russen deshalb zahlreiche Einheimische und Flüchtlinge, die sie im Samland angetroffen hatten, nach diesen östlichen Kreisen, wo sie für die sowjetischen Truppen Zwangsarbeiten zu verrichten hatten und später auf Kolchosen zusammengefaßt wurden. In der folgenden Zeit sind dann auch aus Königsberg und im Frühjahr 1946 vor allem aus dem Kreis Labiau Deutsche in die menschenarmen Gebiete im Osten des sowjetisch verwalteten Ostpreußens verschleppt worden.
Dieser erzwungene Bevölkerungstransfer, der zahlreiche Deutsche aus ihrer engeren Heimat riß, hat dazu geführt, daß die Entwurzelung der Bevölkerung, die schon durch die Flucht- und Rückkehrbewegungen bewirkt worden war, noch weitere Fortschritte machte. In einer fremden Umgebung mit gleichfalls verschleppten Landsleuten aus den verschiedensten Gegenden Ostpreußens nebeneinander zu leben, die alle der Heimatlosigkeit preisgegeben waren, kennzeichnete im nördlichen Teil Ostpreußens mehr als in allen anderen deutschen Ostgebieten das Schicksal der in russische Hand gefallenen Deutschen.
Dazu kam der Zustand absoluter Unsicherheit und ständiger Gefährdung, der noch Monate und Jahre nach der Besetzung andauerte. Obwohl allmählich russische Kommandanturen eingerichtet und Vergewaltigungen und Plünderungen verboten wurden, vermochten die Anordnungen der Kommandanten und die vereinzelt ausgesandten Streifen und Wachposten nicht, die deutsche Bevölkerung vor Übergriffen durch Soldaten und Offiziere zu schützen.
Selbst in Königsberg hatte die deutsche Bevölkerung noch lange nach der Einnahme der Stadt unter fortgesetzten Beraubungen durch russische Soldaten zu leiden. Wesentlich unsicherer noch war die Lage aber auf dem Lande und besonders in abgelegenen und menschenarmen Orten und Gütern. Hier hörten die Belästigungen durch einzelne russische Soldaten, die Räubereien ganzer Banden und die Vergewaltigungen der deutschen Frauen noch zu Ende des Jahres 1945 und selbst im Laufe des nächsten Jahres nicht auf.
Besonders traurig war das Schicksal der vielen Tausende, die nach der Besetzung des Landes wiederholten Verhaftungen zum Opfer fielen, die nicht nur unter den ehemaligen Mitgliedern der NSDAP, viele Unbelastete, sondern auch viele fälschlich Verdächtigte erfaßten. Sofern die Verhafteten nicht nach Rußland verschleppt wurden, hielt man sie nach zahllosen Verhören und Mißhandlungen in Gefängnissen, Zuchthäusern und Lagern fest.
Im nördlichen Teil Ostpreußens waren das Zuchthaus von Tapiau, das Gefängnis von Insterburg und das in den Kasernen von Preußisch Eylau errichtete Lager die Hauptsammelstellen für die Verhafteten. Im Lager Preußisch Eylau befanden sich allein über 10.000 Deutsche, die bei schlechtester Ernährung harte Arbeit leisten mußten. Über die Hälfte von ihnen ist bis zur Auflösung des Lagers Ende 1945 an Unterernährung und Erschöpfung und den berüchtigten Typhuserkrankungen gestorben.
Aber auch die übrige Bevölkerung des sowjetisch verwalteten Ostpreußens hat in den auf die Eroberung folgenden Monaten und Jahren Schwerstes durchmachen und ungeheure Opfer bringen müssen.
Die weitgehende Entvölkerung und wirtschaftliche und verkehrsmäßige Abschließung des Landes, besonders aber die brutale sowjetische Behandlung seiner wenigen deutschen Menschen, führte im Nordteil Ostpreußens seit 1945 zu einem Prozeß wachsender Verelendung, Verwilderung und Primitivisierung, demgegenüber die zur gleichen Zeit in manchen Gegenden Schlesiens und Pommerns herrschenden Zustände als noch kultiviert erscheinen mochten. In wenigen Jahren verwischten sich die Züge einer alten europäischen Kulturlandschaft, und den Menschen verwandelte sich ihre Heimat unter ihren Augen in eine unheimliche Fremde.
In Königsberg und den kleineren Städten des nördlichen Ostpreußens wurde die Bevölkerung sofort nach der Eroberung durch sowjetische Truppen systematisch zu Zwangsarbeiten aller Art herangezogen.

Ein Teil der arbeitsfähigen Männer und Frauen wurde zu diesem Zweck vorübergehend interniert; die anderen wurden dadurch zur Arbeit gezwungen, daß sie nur dann Verpflegung erhielten, wenn sie unter Aufsicht der sowjetischen Truppen arbeiteten. Eine organisierte allgemeine Lebensmittelversorgung, d.h. eine Ausgabe und regelmäßige Belieferung von Lebensmittelkarten, hat es im nördlichen Teil Ostpreußens offenbar nirgends gegeben. Für Alte, Kranke und Kinder begann die Ernährungslage in den Städten und besonders in Königsberg bald katastrophal zu werden.

In den ersten Wochen nach der Einnahme Königsbergs konnten noch die Vorräte in den verlassenen Häusern und Magazinen, soweit sie nicht schon von Russen ausgeraubt waren, über die erste Not hinweghelfen. Plündernde russische Soldaten und Nahrung suchende Deutsche durchzogen die Wohnungen und Keller der Stadt. Da die Zahl der Deutschen, die in russischen Haushalten und Kommandanturen oder in den wenigen von den Russen wieder in Gang gesetzten Betrieben Arbeit fanden, beständig abnahm, wurde die Ernährungslage für die Bevölkerung immer schlechter. Eine Ausnahme bildeten in dieser Beziehung lediglich die wenigen qualifizierten Facharbeiter, die als Spezialisten meist ausreichende Verpflegung und mitunter sogar Bezahlung erhielten.

Im übrigen hat aber wohl in keiner anderen deutschen Stadt der Hunger in den Jahren 1945-1947 so viele Opfer gefordert wie in Königsberg. Große Teile der Bevölkerung nährten sich von Abfällen, und die Verwilderung führte schließlich sogar dazu, daß Fleisch getöteter Menschen feilgeboten wurde.

Furchtbare hygienische Verhältnisse trugen das Ihre dazu bei, daß Typhus-, Ruhr-, Krätze-, ja selbst Malariaepidemien um sich griffen und die Sterblichkeit in unerhörtem Maße stieg. Zwei Jahre lang - vom Sommer 1945 bis zum Sommer 1947 - hielt die hohe Sterblichkeit in Königsberg infolge der Unterernährung und der Epidemien an. Innerhalb dieser zwei Jahre ist von den rund 70.000 Deutschen, die im Sommer 1945 in Königsberg registriert worden waren, mindestens die Hälfte gestorben.

Im Sommer 1947 befanden sich nach übereinstimmenden Angaben nur noch 20.000-25.000 Deutsche in der Stadt. Da die Krankenhäuser in Königsberg teilweise noch unter der Leitung deutscher Ärzte und Schwestern standen, die, soweit es in ihrer Macht lag, es an ärztlicher Betreuung nicht fehlen ließen, konnte vielen Kranken Erleichterung verschafft werden. Dennoch war es nicht zu verhindern, daß die Sterblichkeit anhielt.

Nicht viel besser war die Lage in den kleineren Städten des sowjetisch verwalteten Gebietes. Auch in ihnen stieg mit dem Sommer 1945 die Zahl der Todesfälle unter der Bevölkerung ungewöhnlich an.

Etwas günstigere Voraussetzungen bestanden anfangs für die Landbevölkerung. Obwohl die sowjetischen Truppen wiederholt Getreide requirierten und fast sämtliches Vieh beschlagnahmten, fand sie im Frühjahr und Sommer 1945 gelegentlich noch einiges an Vorräten von der vorjährigen Ernte, so daß sie ein kümmerliches Leben fristen konnte. Hier und dort wurde jedoch auch sie schon im Sommer 1945 zu verzweifelten Handlungen getrieben.

Manchen von denen, die erst im Mai und Juni von ihrer Flucht zurückkamen und ihre Wohnungen und Höfe völlig ausgeplündert vorfanden, blieb nichts anderes übrig, als bei den russischen Soldaten um Nahrung zu betteln. Die Gutmütigkeit und Freigebigkeit einzelner Russen kleinen Kindern und ihren Müttern gegenüber, die in seltsamem Kontrast zu den vielen Exzessen und Ausschreitungen stand, haben für manche deutsche Familie eine große Hilfe in ihrer furchtbaren Not bedeutet.

Im Sommer und Herbst 1945 besserte sich die Ernährungslage auf dem Lande insofern, als die Wintersaat, die überall noch vor dem russischen Einfall nach Ostpreußen in den Boden gekommen war, geerntet werden konnte. Auf allen großen Gütern waren sowjetische Militärkommandos eingesetzt, unter deren Leitung die deutsche Bevölkerung die Erntearbeiten ver-

richten mußte. Nach sowjetischem Arbeitsnormsystem hatten Frauen und Männer, oft auch Kinder, schwerste Arbeit zu leisten.
Jedoch brachte ihnen dies gegenüber der Stadtbevölkerung den Vorteil, daß sie sich beim Ernten, Dreschen und Melken neben den kargen Rationen zusätzlich Lebensmittel verschaffen konnten. Häufig wird berichtet, wie ehemalige Bauersfrauen und Gutsbesitzerinnen nachts auf ihre eigenen Felder schleichen und Korn für sich und ihre Kinder stehlen mußten, weil die russische Armeeführung die Ernte beschlagnahmt hatte.
Mit Ausnahme der geringen Zuteilung, die die Landbevölkerung für ihre Arbeit auf den Feldern erhielt, war das gesamte auf den ostpreußischen Gütern geerntete Getreide für die Versorgung der sowjetischen Besatzungstruppen bestimmt, deren Zahl besonders im nördlichen Ostpreußen auch lange nach der Eroberung ungewöhnlich hoch war. Daraus erklärt sich, daß seit dem Frühjahr 1946 die allgemeine Hungersnot in wachsendem Maße auch die Landbevölkerung ergriff.
Im Jahre 1946 wurde in Königsberg, dessen Sowjetisierung durch die Umbenennung in Kaliningrad auch nach außen demonstriert wurde, und im ganzen nördlichen Ostpreußen die sowjetische Militäradministration durch staatliche Zivilverwaltungsbehörden abgelöst. Der nördliche Teil Ostpreußens bildete - mit Ausnahme des Memellandes, das der Sowjetrepublik Litauen einverleibt wurde - fortan als Oblast Kaliningrad (Departement Kaliningrad) eine administrative Einheit, die verwaltungsmäßig in die großrussische Republik (RSFSR) eingegliedert wurde. Schon Anfang 1946 kamen die ersten Zivilrussen aus dem Inneren Rußlands in die ostpreußischen Städte und Dörfer.
Dennoch blieb das Land auch in der folgenden Zeit vorwiegend militärisch beherrscht. Pillau und Königsberg wurden zu Marinestützpunkten ausgebaut, und auch im Hinterland wurden starke sowjetische Einheiten stationiert. Zivile Verwaltungsaufgaben standen demgegenüber völlig im Hintergrund. Besonders die Landwirtschaft wurde im nördlichen Teil von Ostpreußen aufs äußerste vernachlässigt.
Infolge der Menschenarmut, die auch durch den Zuzug von Zivilrussen nur sehr wenig und nur ganz allmählich etwas behoben werden konnte, lag in den Jahren 1946-1949 der überwiegende Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche brach, womit eine zunehmende Versteppung einsetzte.
Lediglich einige der großen Güter wurden als sowjetische Kolchosen organisiert. Auf ihnen mußte der größte Teil der ländlichen deutschen Bevölkerung und teilweise auch die Bevölkerung der kleinen Städte arbeiten. Die Mehrzahl dieser Kolchosen befand sich in der Gegend um Insterburg, Gumbinnen, Schloßberg und Ebenrode.
Die Deutschen, die zwangsweise auf die Kolchosen verschleppt worden waren oder in Ermangelung anderer Existenzmöglichkeiten dort Arbeit gesucht hatten, lebten und arbeiteten in den Jahren 1946 und 1947 in äußerst primitiven Verhältnissen.
Die Wasser- und Lichtversorgung war kaum irgendwo in Gang gesetzt, die wichtigsten Maschinen und das Vieh waren abtransportiert, so daß mitunter Frauen vor den Pflug gespannt wurden und die Felder mit der Sense gemäht werden mußten. Die Gutshöfe waren großenteils verwildert, und es setzte sich die in Rußland seit altersher übliche Gewohnheit durch, leerstehende Scheunen und Gehöfte abzureißen und die Holzteile im Winter als Brennmaterial zu verheizen.
Durch die Ankunft von Zivilrussen, die gleichfalls auf den Kolchosen arbeiten mußten, wurden viele Deutsche aus ihren Unterkünften verdrängt und neue Belästigungen und Plünderungen hervorgerufen, gegen die es keine Wehr gab. Krankheiten, Erschöpfung durch die schwere Arbeit und mangelhafte Ernährung kamen hinzu und hielten den überwiegenden Teil der Landbevölkerung im nördlichen Ostpreußen in einem Zustand des bloßen Vegetierens. Einzelne versuchten deshalb, die streng bewachte Grenze zu überschreiten, die den nördlichen,

sowjetischen Teil Ostpreußens von dem südlichen, polnisch verwalteten Teil trennte, um von dort aus nach Westen zu gelangen.
Eine besondere Anziehungskraft übten vor allem aber Litauen und Lettland aus. Viele Deutsche aus den östlichen Kreisen Ostpreußens, aber auch aus Königsberg machten sich trotz Verbots und drohender Verhaftung auf den gefahrvollen Weg nach den baltischen Staaten, die zu dieser Zeit landwirtschaftlich und ernährungsmäßig wesentlich günstiger gestellt waren als das durch die Sowjets ausgeraubte und verwahrloste Ostpreußen. Vor allem in das nahegelegene Litauen, vereinzelt aber auch nach dem entfernteren Lettland, zogen Frauen, Männer und viele Jugendliche aus Ostpreußen, um sich Nahrungsmittel zu erbetteln und dann zu ihren Angehörigen in Ostpreußen zurückzukehren oder auch, um dort zu bleiben und bei litauischen oder lettischen Bauern Arbeit und Brot zu finden.
Die große Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit der Litauer und Letten haben für viele Ostpreußen eine sehr wirksame Erleichterung ihrer Lage bedeutet und manchem Gelegenheit gegeben, sich den unerträglichen Verhältnissen und den sowjetischen Zwangsmaßnahmen solange zu entziehen, bis eine Ausreise nach Mittel- oder Westdeutschland möglich wurde.
Die große Masse der deutschen Bevölkerung in Königsberg und auf dem Lande mußte jedoch bleiben, wo sie war, und auf eine Besserung ihrer Lage in der Zukunft hoffen. Besonders niederdrückend war es, daß sie fast ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt lebte und nur die spärlichste Kunde vom übrigen Deutschland erhielt.
Der Grad der Abgeschlossenheit von der Welt, in der sich die Deutschen seit Januar 1945 in Ostpreußen befanden, wird daran deutlich, daß manche von ihnen erst im Herbst 1945 vom Waffenstillstand und vom Ende des Krieges erfuhren, und daß die Deutschen in Königsberg und in anderen Orten des nördlichen Ostpreußens erstmalig im Jahre 1946 Post von ihren Angehörigen aus Mittel- und Westdeutschland empfingen.
Im Gegensatz zu den anderen Provinzen Ostdeutschlands, in denen die Bevölkerung bereits seit dem Sommer 1945 zu Tausenden nach Mittel- und Westdeutschland ausgetrieben wurde, blieben die Deutschen im sowjetischen Teil Ostpreußens zwar im Lande, aber herabgedrückt auf die niedrigste Stufe menschlichen Daseins, die sie zwang, sich in primitivster Weise nur noch um die pure Erhaltung ihres Lebens zu kümmern, war ihnen die Heimat völlig entfremdet worden.
In Königsberg sowie in den Städten nahe der litauischen Grenze verhalf der Schwarzmarkt-Handel, der seit 1946 überall in Gang gekommen war, manchem, sich über Wasser zu halten. Seit Herbst 1945 war der Rubel als allein gültiges Zahlungsmittel eingeführt worden, und jedermann suchte durch Verkauf der restlichen irgendwie entbehrlichen Kleidungsstücke und noch nicht geraubten Sachgüter in Besitz von Rubeln zu kommen, mit denen auf dem Schwarzen Markt Lebensmittel zu teueren Preisen erstanden werden konnten.
In Königsberg, in Tapiau, Gumbinnen, Wirballen, Tilsit und anderen Orten wurde der Schwarze Markt sehr stark durch litauische und polnische Verkäufer belebt, und auch die russischen Soldaten suchten hier direkt oder indirekt Gelegenheit zu unsauberen Geschäften.
Während die Landbevölkerung weiter in unerträglich primitiven Verhältnissen lebte, begann sich seit 1947 wenigstens in Königsberg die Lage für die Deutschen etwas zu bessern. Seit dem Sommer flauten die Typhusepidemien ab. Im Dezember des gleichen Jahres kam die russische Währungsreform, durch die die Kaufkraft des Rubels erheblich erhöht wurde.
Seitdem wurden die Lebensmittel billiger und die Versorgung der am Leben gebliebenen deutschen Bevölkerung, die für Arbeitsleistungen nunmehr auch entlohnt wurde, allmählich geregelter.
Zu dieser Zeit hatte die alte Ordensstadt aber infolge des fortgesetzten Zuzugs russischer Zivilisten bereits das Aussehen einer russischen Stadt erhalten. Die ca. 25.000 am Leben gebliebenen Deutschen traten im Straßenbild kaum noch hervor, zumal sie weitgehend in die zer-

störten und abgelegenen Stadtteile abgedrängt worden waren. Das fortgesetzte Eintreffen von Zivilrussen nahm den Deutschen auch allmählich ihre Arbeitsplätze, die für sie die einzige Existenzmöglichkeit bedeuteten.
Damit wurde es offensichtlich, daß die Deutschen in jeder Beziehung entbehrlich geworden waren, und es begann im Sommer und Herbst 1947, als durch die Besserung der Ernährungslage neue Hoffnung unter den Deutschen in Königsberg erwacht war, ihre Ausweisung nach den westlichen Teilen Deutschlands.
Ähnlich wie in Königsberg war das deutsche Bevölkerungselement in den anderen Städten, ebenso in den Kolchosen auf dem Lande, infolge der hohen Sterblichkeit in den Jahren 1945-1947 ständig geringer geworden und gegenüber den in steigendem Maße hinzukommenden Russen in den Hintergrund getreten. Die Deutschen verloren damit auch als Arbeitssklaven an Bedeutung, und mit der gleichen Entschiedenheit, mit der die Sowjets in der vergangenen Zeit verhindert hatten, daß sie das sowjetisch besetzte Ostpreußen verließen, betrieben sie in den Jahren 1947-1949 ihre Ausweisung.
Abgesondert von dem sowjetisch besetzten Teil Ostpreußens und getrennt von den dort ansässigen Deutschen erlebten nach Kriegsende die Memeldeutschen ein besonderes Schicksal. Mehrere Tausende von ihnen waren beim Einzug der sowjetischen Truppen im Herbst 1944 zurückgeblieben, und viele versuchten, nachdem sie geflüchtet waren, im Frühjahr und Sommer 1945 in ihre Heimat zurückzukehren. –
Wie alle anderen Gebiete, die während des nationalsozialistischen Regimes nach 1937 dem Reiche einverleibt worden waren, wurde auch das im Jahre 1939 durch einen Vertrag mit Litauen zurückgegliederte Memelland bei Kriegsende von den Siegermächten nicht als Teil Deutschlands betrachtet und wieder mit Litauen vereinigt, das nunmehr allerdings als Sowjetrepublik Litauen einen Teil der UdSSR bildete.
Die verlassenen Wohnungen und Gehöfte der geflohenen Deutschen wurden bereits im Frühjahr und Sommer 1945 zum großen Teil von Litauern besetzt, wodurch die Rückkehr der Deutschen von vornherein erschwert war. Dazu kam, daß bis zum Herbst 1945 die Grenze an der Memel für die rückkehrenden Deutschen gesperrt blieb, so daß diese meist im Kreis Tilsit und in anderen Gegenden südlich der Memel Zuflucht suchen mußten.
Dennoch gelang schon im Sommer 1945 und auch in den folgenden Jahren noch zahlreichen Memeldeutschen die Rückkehr in die Heimat; teils ließen sie sich, weil sie vor 1939 die litauische Staatsbürgerschaft besessen hatten, von den Flüchtlingslagern in Mittel- und Westdeutschland sowie in Dänemark als litauische DP (Displaced Persons) repatriieren, teils kamen sie heimlich von Ostpreußen über die Memel zurück.
Ähnlich wie in Ostpreußen regierte auch im Memelland zunächst die russische Militärverwaltung, die ihre eigenen Kolchosen errichtete und dafür besonders die im Lande befindlichen Deutschen zur Arbeit heranzog.
Andere Deutsche mußten bei litauischen Bauern arbeiten. Trotz der nationalen Spannungen zwischen Litauern und Deutschen, die anläßlich der Rückgliederung des Memellandes im Jahre 1939 und durch die Beschlagnahme zahlreicher den Memeldeutschen gehörender Vermögen durch die Litauer im Jahre 1945 verstärkt worden waren, ist das persönliche Verhältnis zwischen Litauern und Deutschen im Memelland nach 1945 im allgemeinen durchaus freundlich gewesen. Der gemeinsame Gegensatz zur sowjetischen Herrschaft hat sehr zur Überwindung der seit dem Ende des ersten Weltkriegs aufgetretenen nationalen Gegensätze beigetragen.
Während des Frühjahres und Sommers 1945 ging die Zivilverwaltung im Memelland allmählich in litauische Hände über, obwohl russische Kommandanturen oft noch lange im Lande blieben. Sofern die Deutschen noch im Besitz ihrer Höfe waren, fiel ihr Land ebenso wie das der litauischen Bauern der im Jahre 1947 beginnenden radikalen sowjetischen Kollektivie-

rungspolitik zum Opfer, die jeden privaten Grundbesitz aufhob.
Der Unterschied zwischen Deutschen und Litauern wurde dadurch immer mehr verwischt, und die Memeldeutschen, die inzwischen meist die litauische Staatsbürgerschaft angenommen hatten, leben infolgedessen heute nahezu gleichberechtigt zusammen mit ihren litauischen Nachbarn im Memelland.
Wieweit sie in sprachlicher und kultureller Hinsicht ihre Eigenart zu erhalten imstande sind, nachdem der größte Teil der Memeldeutschen auf dem Wege der Flucht nach Mittel- und Westdeutschland abgewandert ist, kann bei den spärlichen Nachrichten, die aus Litauen nach Westen gelangen, kaum festgestellt werden.

Vorgänge und Verhältnisse östlich der Oder und Neiße und sowjetischer Militärverwaltung

Anders als im nördlichen Teil Ostpreußens blieb die sowjetrussische Militärverwaltung in den übrigen Gebieten Ostdeutschlands auf eine kurze Übergangszeit beschränkt, die mit der Besetzung bis Mai 1945 begann und mit der Verwaltungsübergabe an die Polen spätestens im Herbst 1945 endete. Je nach dem Zeitpunkt der Eroberung und der Verwaltungsübergabe an polnische Behörden war die sowjetische Militärverwaltung in den einzelnen Gegenden und Orten östlich der Oder-Neiße-Linie von unterschiedlicher Dauer.
In vielen Orten und Kreisen Niederschlesiens und Ostpommerns hat sich nach dem Ende der Kampfhandlungen zunächst ein mehrere Monate dauerndes Provisorium gebildet, das ohne polnische Mitwirkung allein durch die Maßnahmen der sowjetischen Besatzungsmacht bestimmt wurde und sich in vieler Hinsicht deutlich von der darauffolgenden Zeit der polnischen Verwaltung abhebt. Dagegen scheint für Oberschlesien, für Teile des südlichen Ostpreußens und vor allem für Danzig eine exakte Unterscheidung zwischen sowjetischer Besatzungs- und polnischer Verwaltungszeit kaum möglich zu sein, da in diesen Gebieten außer den russischen Truppen von Anfang an polnische Miliz, polnische Behörden und zahlreiche polnische Zivilpersonen neben- und durcheinander Einfluß ausübten.
Trotz solcher weitgehenden Verschiedenheiten in den einzelnen Gebieten kann jedoch insofern von einer allgemeinen sowjetischen Besatzungszeit gesprochen werden, als in allen deutschen Ostgebieten bestimmte von der sowjetischen Militärverwaltung ausgehende Maßnahmen durchgeführt wurden, und in allen Gebieten auf die Eroberung zunächst eine Zeit folgte, in der in erster Linie die sowjetischen Truppen und Befehlshaber das Schicksal der Deutschen bestimmten. –
Bei vielem, was nach der Eroberung Ostdeutschlands durch die sowjetische Besatzungsmacht angeordnet oder durch einzelne ihrer Angehörigen in die Wege geleitet wurde, fällt es mitunter schwer, zu unterscheiden, wo es sich um Maßnahmen handelte, die im Interesse der Okkupationsmacht für nötig gehalten wurden, wo um Härte und Grausamkeit und bloße Schikane, und ob diese immer beabsichtigt waren oder nur menschlichem bzw. organisatorischem Unvermögen entsprangen.
So wurde die ohnedies durch die Flucht und die Kriegsereignisse durcheinandergeschüttelte Bevölkerung weiterhin durch Räumungs- und Evakuierungsmaßnahmen in Atem gehalten, vor allem, solange die Kriegshandlungen fortgingen.
In Ostbrandenburg, das den sowjetischen Armeen im Frühjahr 1945 als Aufmarschraum für den Kampf um Berlin diente, ist im Februar 1945 eine 25 km breite Zone an der Oder geräumt und die deutsche Bevölkerung in weiter ostwärts gelegene Kreise evakuiert worden. Eine ähnliche Evakuierungszone entstand im März/April 1945 in Ostpommern, wo ein 15 km breiter Streifen längs der Ostseeküste aus militärischen Gründen der sowjetischen Armeeführung von der Landbevölkerung geräumt werden mußte.
Vorübergehende Evakuierungen dieser Art erfolgten im Zuge der Besetzung des Landes auch überall dort, wo die Front längere Zeit stillstand und eine Zusammenarbeit der deutschen Zi-

vilbevölkerung mit deutschen Truppen befürchtet wurde. Schon im Samland waren aus diesem Grunde viele Deutsche nach Osten verschleppt worden, und auch in Schlesien sind im Zuge solcher Maßnahmen durch die Rote Armee viele Tausende von Menschen in alle Winde zerstreut worden. Erst im Sommer 1945 hörten diese Menschenverschiebungen allmählich auf, und die Deutschen konnten Hoffnung schöpfen, in ihrer Heimat oder in den Orten, in denen sie Unterkunft gefunden hatten, wieder seßhaft zu werden. ...

Grundsätzlich bestand Arbeitspflicht für die gesamte männliche und weibliche deutsche Bevölkerung von 15-65 Jahren. Da es in denjenigen Orten, in denen sich noch Tausende von Deutschen aufhielten, nicht genügend sinnvolle Beschäftigung gab, wurden Arbeiten erfunden.

Zweifellos spielte dabei neben dem Vergeltungstrieb der durch deutsche Maßnahmen in den russischen Besatzungsgebieten aufgereizt worden war, auch ein gewisser revolutionärer Fanatismus gegenüber der bürgerlichen Wohlhabenheit der Deutschen eine nicht unwesentliche Rolle.

Eine der ersten und der qualvollsten Arbeiten, zu denen die Deutschen herangezogen wurden, war das Aufsuchen und die Bestattung der Leichen und Tierkadaver, die infolge der Kämpfe und der vielen wahllosen Erschießungen in den Tagen des Einmarsches in den Ortschaften und auf den Landstraßen oft schon seit mehreren Wochen herumlagen. Zu besonders unangenehmen Arbeiten suchten sich die sowjetischen Wachtposten vielfach bevorzugt solche Personen aus, in denen sie "Kapitalisten" sahen.

Obwohl diese Zwangsarbeiten manche Schikane mit sich brachten und im allgemeinen auch äußerst anstrengend und erschöpfend waren, da bei langen Arbeitszeiten auch von Frauen schwerste Männerarbeit verlangt wurde, blieb die Arbeit unter russischer Leitung für die deutsche Bevölkerung auch später, als der Arbeitszwang nachließ, die einzige Möglichkeit des Existierens; denn nur diejenigen, die arbeiteten, erhielten Verpflegung, und überdies bot die Arbeit unter Aufsicht sowjetischer Wachen einen gewissen Schutz vor Übergriffen und Beraubungen.

Noch immer kamen nämlich trotz ausdrücklicher Verbote der sowjetischen Kommandanturen sowohl Vergewaltigungen als auch Plünderungen, ja selbst Erschießungen durch einzelne russische Soldaten und Überfälle marodierender Banden keineswegs vereinzelt vor. Am häufigsten ereigneten sich die Übergriffe auf dem Lande, wo die sowjetischen Kommandanturen oft viele Kilometer weit entfernt waren; aber auch in Städten wie Breslau, Danzig, Stettin sowie in den dicht besiedelten Orten des oberschlesischen Industriegebietes haben die sowjetischen Befehlshaber nicht vermocht, Plünderungen und Vergewaltigungen zu verhindern. Erklärte Antifaschisten, ja selbst deutsche Juden hatten darunter bisweilen ebenso zu leiden wie ehemalige Parteiangehörige.

Noch am günstigsten hatten es diejenigen Deutschen, die im persönlichen Dienst russischer Offiziere standen, so z.B. Frauen, die für die Kommandanturen kochen, waschen oder schneidern mußten. Sie wurden im allgemeinen gut behandelt, erhielten regelmäßige Verpflegung und lernten die Russen mitunter von einer besseren Seite kennen. Eine gewisse Sonderbehandlung erfuhren auch die deutschen Arbeiter im oberschlesischen Industriegebiet. Dort traten bei den Maßnahmen der russischen Militäradministration sehr bald wirtschaftliche Gesichtspunkte in den Vordergrund.

Ein erheblicher Teil der Bergarbeiter und Fachkräfte, die man zunächst fast sämtlich in Sammellager interniert hatte, wurde auf Reklamation der einzelnen russischen Kommandanturen freigegeben. Sie konnten nach ersten Notstandsarbeiten meist an ihre alten Arbeitsplätze zurückkehren und erhielten bevorzugte Verpflegung. ...<<

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Plünderungen und Zerstörungen in den deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-

Linie (x001/100E-102E): >>... Abgesehen von geringfügigen Aufräumungsarbeiten traf die sowjetische Militärverwaltung kaum irgendwelche Maßnahmen zum Wiederaufbau oder zur Ingangsetzung der Betriebe.
Vielmehr wurde die deutsche Bevölkerung in den Städten mit dem systematischen Abbau allen wertvollen Inventars beschäftigt. Nicht genug damit, daß sämtliche Radio- und Photoapparate, alle Fahrräder, Schreibmaschinen und Klaviere abgeliefert werden mußten, auch die Maschinen und Apparate aus den Fabriken, Versorgungsbetrieben und Wohnstätten, öffentliche Verkehrseinrichtungen, elektrische Anlagen sowie Inventar aus Schulen, Rathäusern, Hotels, Krankenhäusern u.a. wurden abgebaut und nach Rußland verladen. -
Die Sowjetunion, die außenpolitisch den Anspruch der kommunistischen polnischen Regierung auf Ostdeutschland guthieß und unterstützte, hat nichts destoweniger alles getan, um vor der Auflösung ihrer Kommandanturen in Ostdeutschland und vor Übergabe der Verwaltung an den polnischen Staat aus den deutschen Ostprovinzen an wirtschaftlichen Werten herauszuholen, was noch irgend möglich war.
Vom Frühjahr bis zum Herbst 1945 hat sie durch ihre Besatzungsorgane den Abbau wertvoller Industrieeinrichtungen und den Abtransport von Sachgütern mit äußerster Intensität und Beschleunigung betreiben lassen und hat hierbei auch durch eine Haltung des Gewährenlassens ihren Besatzungssoldaten und -Offizieren gestattet, sich persönlich an deutschem Eigentum zu bereichern. - Von den radikalen sowjetischen Demontagen in Ostdeutschland blieb nur das oberschlesische Industriegebiet bis zu einem gewissen Grade verschont.
Hier ist es nur zum Abbau einzelner Anlagen und Maschinen gekommen, im ganzen jedoch scheint die polnische Provisorische Regierung, die schon im Frühjahr 1945 die Zivilverwaltung in Oberschlesien übernommen hatte, durch ihren Einfluß oder durch Verhandlungen mit der sowjetischen Besatzungsmacht erreicht zu haben, daß die Demontagen auf ein Maß beschränkt blieben, das die Produktionsfähigkeit des oberschlesischen Industriegebietes nicht in Frage gestellt hat.
Die Folge der umfangreichen Demontagen und Zerstörungen war, daß selbst die dringend notwendigen Versorgungsbetriebe stillgelegt wurden. Die sowjetische Reparationsentnahme blieb indessen nicht auf die Städte und Industrieanlagen beschränkt, auch die Landwirtschaft wurde von ihr aufs stärkste betroffen. Der größte Teil der landwirtschaftlichen Maschinen, vor allem aber auch zahlloses Vieh wurde nach Osten weggeschafft. Schon beim Einzug der Sowjettruppen wurden für militärische Zwecke Tausende von Pferden requiriert; später erschienen immer neue sowjetische Kommandos auf den Höfen der deutschen Bauern, um auch die Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe, ja selbst das Geflügel zu beschlagnahmen.
Alle Ostdeutschen, die die Zeit der sowjetischen Militärverwaltung in ihrer Heimat erlebten, kennen aus eigener Anschauung die riesigen Viehherden, die im Frühjahr und Sommer 1945 nach Osten geleitet wurden, oder wurden auf Befehl der Russen selbst zum Viehtreiben beordert und mußten es mit ansehen, wie wertvolles Nutz- und Zuchtvieh auf dem Wege nach dem Osten verendete.
Durch diese sowjetischen Maßnahmen wurde die landwirtschaftliche Kapazität der deutschen Ostgebiete auch für die nun eindringenden Polen entscheidend geschwächt. Wo einst eine sehr rationell arbeitende Landwirtschaft betrieben wurde, mußte man jetzt, sofern das Land überhaupt noch bebaut werden konnte, zu primitivsten Wirtschaftsmethoden und hunderterlei Notbehelfen greifen.
Eine gewisse Ausnahme bildeten während des allgemeinen Niedergangs der Landwirtschaft lediglich die großen Güter. Im Gegensatz zu den kleinen Bauernhöfen, um deren Bewirtschaftung sich die sowjetische Militärverwaltung in der Regel wenig kümmerte, so daß sie nach Entnahme des Viehs und der Maschinen ausgeraubt und in ruiniertem Zustand ihren Besitzern überlassen oder leer und verlassen dem Verfall preisgegeben blieben, ist ein großer Teil der

Rittergüter und Domänen von der sowjetischen Militärverwaltung beschlagnahmt und unter Aufsicht sowjetischer Militärkommandos in Betrieb genommen worden.
Während der größte Teil der Äcker infolge des Mangels an Arbeitskräften, Maschinen und Vieh brach lag, wurden auf den von der Roten Armee in Besitz genommenen Gütern die deutschen Landbewohner aus der Umgebung versammelt, auch Vieh und nötiges Inventar zur Wiederaufnahme der Bewirtschaftung zusammengebracht.
Ein erheblicher Teil der deutschen Landbevölkerung arbeitete bis zur Beendigung der Ernte- und Drescharbeiten im Herbst 1945 auf diesen in russische Militärkolchosen umgewandelten Gütern. Selbst aus den Städten wurden Deutsche zusammengeholt und nicht wenige gingen auch freiwillig dorthin, um für ihre Arbeit Lebensmittel zu erhalten.
Manche der sowjetischen Militärkolchosen blieben noch in russischer Hand, als sonst bereits überall die polnische Verwaltung eingerichtet worden war. Einzelne, besonders in Niederschlesien, waren wirtschaftlich leidlich geordnet; in einigen hatten sogar deutsche Verwalter die Leitung. Sehr viele dieser Güter waren aber nur in Betrieb genommen worden, um das Getreide, das im Sommer 1945 auf den Feldern stand, zu ernten und für die Versorgung der sowjetischen Truppen zu gewinnen. Nachdem dieses Ziel erreicht war, verlor die sowjetische Militärverwaltung das Interesse an ihnen, trieb auch hier das Vieh ab und verlud die Maschinen nach Rußland. Es kam sogar vor, daß die russischen Erntekommandos vor ihrem Abzug die Einrichtungen der Gutshöfe mutwillig zerstörten, um den Polen nichts zu überlassen.
Für eine große Anzahl von Deutschen brachte die Beschäftigung auf den sowjetischen Kolchoswirtschaften wenigstens den Vorteil, daß ihnen eine, wenn auch noch so armselige Existenzgrundlage gegeben war. Nicht immer reichte auch hier die ausgegebene Verpflegung aus, um den Hunger der schwer Arbeitenden zu stillen; aber viele hatten wenigstens Gelegenheit, sich während der Ernte heimlich das Nötigste an Nahrungsmitteln zu verschaffen. ...<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Lebensverhältnisse der Deutschen in den polnisch verwalteten deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie (x001/102E-105E): >>… Entschieden schlechter als auf dem Lande war die Ernährungslage in den Städten. Zwar setzte die russische Militärverwaltung zunächst in den Städten wie auf den Dörfern deutsche Bürgermeister und Verwaltungsstellen ein, doch diese waren lediglich dazu verurteilt, die Befehle der sowjetischen Kommandanturen auszuführen, und sie hatten keineswegs die Macht, das Leben und die Wirtschaft in den Städten in Gang zu setzen. Da weder Lebensmittel im Lande waren, noch die Betriebe arbeiteten, lagen die Läden und Geschäfte still.
Deutsches Geld war nahezu wertlos geworden, und selbst in Großstädten wie Breslau wurde die Entlohnung für die arbeitende Bevölkerung fast ausschließlich in Naturalien gezahlt. Auch die Strom- und Wasserversorgungswerke, ebenso die öffentlichen Verkehrseinrichtungen arbeiteten in den deutschen Ostgebieten während der Zeit der sowjetischen Militäradministration wohl fast nirgends. Die Ursache lag zum Teil darin, daß manche Versorgungsanlagen durch Kriegseinwirkungen zerstört, die wichtigsten Fabriken demontiert und die Magazine geplündert waren.
Eine sehr verhängnisvolle Wirkung hatte es aber auch, daß bereits im Sommer 1945 nach Ostpreußen, Ostpommern und Schlesien eine große Anzahl polnischer Zivilpersonen eingeströmt war und sogleich begonnen hatte, die Geschäfte und Handwerksbetriebe ebenso wie die Bauernhöfe für sich zu beschlagnahmen.
Jede Initiative zur Neubelebung des Wirtschaftslebens, die von der städtischen deutschen Bevölkerung hätte ausgehen können, wurde dadurch im Keime erstickt. Lediglich in einigen Städten Niederschlesiens, wo noch zahlreiche Deutsche lebten und die Polen sich erst im Herbst festzusetzen begannen, war nach den ersten Wochen der Besetzung ein eigenes Leben mit Ansätzen zu langsamer Aufwärtsentwicklung in Gang gekommen. Dies trifft z.B. für

Schweidnitz zu, wo im Sommer 1945 sogar eine Reihe Läden wieder geöffnet hatte und wo mit deutschem Geld bezahlt werden konnte. Auch in manchen kleineren Orten dieser Gegend konnten deutsche Verwaltungsstellen in der Versorgung der Bevölkerung im Sommer 1945 beachtliche Fortschritte erzielen.
Im ganzen gesehen handelt es sich hier jedoch um Ausnahmen. Auch für Niederschlesien gilt, daß die Mehrzahl der Städte einer wachsenden Verwahrlosung anheimfielen, verwilderten und ihr deutsches Gesicht zu verlieren begannen. Es war überall das gleiche Bild, ob man Liegnitz, Glogau und Grünberg, die ostpreußischen Städte Osterode, Allenstein, Sensburg oder die pommerschen Köslin, Stolp und Treptow nimmt.
Die katastrophale Lage in den Städten Ostdeutschlands während des Sommers und Herbstes 1945 wird am deutlichsten veranschaulicht durch die unerhört hohe Sterblichkeit unter den Deutschen infolge des Hungers, der unhygienischen Verhältnisse und der großen körperlichen Erschöpfung. Nahezu in allen Städten Ostdeutschlands wüteten Typhusepidemien, in Breslau und den kleineren schlesischen Städten ebenso wie in Ostpreußen, Ostpommern und Ostbrandenburg. In den pommerschen Städten scheint die Zahl der dabei entstandenen Menschenverluste am höchsten gewesen zu sein.
So starb in Treptow und Stolp etwa ein Drittel der Einwohner während des Sommers und Herbstes 1945.
Ehe die Städte und Dörfer Ostdeutschlands offiziell unter polnische Verwaltung gestellt wurden und die russischen Besatzungsorgane ihre Kompetenzen an den polnischen Staat übergaben, kam es zu einer teilweise recht langen Periode des Überganges, des Nebeneinander- und Durcheinanderregierens von Polen und Russen, was vor allem für die im Lande befindlichen Deutschen höchst unerfreuliche Zustände schuf.
Schon unmittelbar nach der Eroberung Ostdeutschlands hatten die Russen sich der Polen, die als Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter in Ostdeutschland lebten, als Ordnungsmiliz bedient und ihnen Aufsichtsrechte und Befehlsgewalt über die deutsche Bevölkerung gegeben. In einzelnen Orten wurden ehemalige polnische Kriegsgefangene oder Zivilarbeiter sogar als Bürgermeister eingesetzt.
Zu den bereits während des Krieges wie überall in Deutschland so auch in den Ostgebieten befindlichen polnischen Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen, von denen viele zwangsweise aus Polen zur Arbeit nach Deutschland verbracht worden waren, kamen außer den Angehörigen der polnischen Armee im Gefolge der sowjetischen Armeen viele Tausende von Zivilpersonen aus Polen über die alte deutsch-polnische Grenze.
Besonders im südlichen Ostpreußen, in Danzig, Oberschlesien und in manchen Gegenden Pommerns war das Gesicht der Städte und Dörfer schon im Frühjahr und Sommer 1945 stärker von den Polen als von russischen Truppen geprägt. An vielen Orten hatten sich sogar schon im Frühjahr 1945 polnische Verwaltungsbehörden etabliert.
Während sich das reguläre polnische Militär als Besatzungstruppe offenbar im allgemeinen korrekter verhielt als die russischen Truppen, wurde die aus bewaffneten polnischen Zivilisten bestehende polnische Bürgermiliz bald von der deutschen Bevölkerung mehr gefürchtet als die Truppen der Roten Armee.
Aus dem Nebeneinander polnischer Behörden und russischer Kommandanturen, die weiter bestehen blieben, ergaben sich im Sommer und Herbst 1945 fortgesetzte Überschneidungen polnischer und russischer Anordnungen, wodurch die allgemeine Rechtlosigkeit und Unsicherheit für die deutsche Bevölkerung erheblich gesteigert wurden. Nur teilweise erwuchsen daraus auch gewisse Vorteile, so, wenn z.B. die russischen Kommandanturen, wie es manchmal geschah, Schutz vor Übergriffen der Polen gewährten. Im allgemeinen waren sie dazu allerdings entweder nicht willens oder auch nicht imstande.
Die Kompetenzverhältnisse zwischen den polnischen Behörden und der sowjetischen Militär-

administration waren in der Regel für die deutsche Bevölkerung völlig undurchsichtig, wahrscheinlich oft auch tatsächlich ungeklärt. In manchen Gegenden kam es zu völlig getrennten nebeneinander liegenden polnischen und russischen Einflußbereichen. So gab es während des Jahres 1945 Dörfer, in denen allein die Russen bestimmten, während in Nachbardörfern polnische Behörden regierten. In den Städten wurden mitunter getrennte deutsche Viertel eingerichtet, in denen die russische Kommandantur zuständig war, während in anderen Stadtvierteln polnische Behörden fungierten.
Das Verhältnis zwischen Polen und Russen war in Ostdeutschland infolge der gegenseitigen Konkurrenz in der Beherrschung des Landes naturgemäß sehr gespannt, und in vielen Orten ist es zu fortgesetzten Auseinandersetzungen, ja sogar zu Schießereien zwischen ihnen gekommen. Neben der alten nationalen Feindschaft hat dabei vor allem die Tatsache mitgewirkt, daß die russischen Truppen in Ostdeutschland einen systematischen Abbau aller wertvollen Sachgüter betrieben und den Polen ein Land übergaben, dessen Landwirtschaft und Industrie weitgehend ausgeraubt waren.
Nachdem auf der Potsdamer Konferenz (17. Juli bis 2. August 1945) durch alliierten Beschluß - als provisorische Regelung bis zur endgültigen Entscheidung in einem Friedensvertrag - Ostdeutschland auch mit Zustimmung der Westmächte unter polnische Verwaltungshoheit gestellt worden war, sahen sich die Polen in ihren Bestrebungen gestärkt und setzten nunmehr die Polonisierung Ostdeutschlands mit gesteigerter Intensität fort. Obwohl ein Teil der sowjetischen Truppen im Lande blieb und russische Militärkolchose noch jahrelang in Ostdeutschland bestanden, war die Zeit der sowjetischen Militärverwaltung in Ostdeutschland mit dem Herbst 1945 im allgemeinen zu Ende.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über das Schicksal der Deutschen unter polnischer Verwaltung bis zur Ausweisung (x001/109E-113E): >>... Als "Organ der öffentlichen Sicherheit" herrschte in den deutschen Dörfern und Städten die polnische Miliz. Sie rekrutierte sich gewöhnlich aus bei Kriegsende anwesenden oder im Gefolge der sowjetischen Armeen ins Land gekommenen Polen, die teils schon von den sowjetischen Kommandanturen Aufsichtsfunktionen erhalten hatten.
Meist nach dem Belieben der einzelnen sowjetischen Kommandanten oder der polnischen Ortsgewaltigen aufgestellt, waren die lokalen Milizeinheiten oft aus sehr fragwürdigen Elementen zusammengesetzt. Ihre überstürzte Aufstellung führte dazu, daß sich ihr häufig arbeitsunlustige junge Leute oder aber Personen anschlossen, die sich von der Tätigkeit der Miliz ein einträgliches Geschäft versprachen. Von Ausnahmen abgesehen hat diese von den polnischen Behörden aus dem Boden gestampfte Miliz eine für die deutsche Bevölkerung verhängnisvolle Rolle gespielt. Sie mißbrauchte ihre Ordnungsgewalt zu zahllosen Plünderungen, ließ ihren nationalen Haßgefühlen hemmungslosen Lauf und quälte und mißhandelte zahlreiche völlig unschuldige Deutsche.
Im Sommer und Herbst 1945 wurde in den unter polnische Verwaltung gestellten ostdeutschen Provinzen allgemein der Zloty als Währung eingeführt. Die deutschen Orts- und Straßennamen wurden beseitigt, und polnische Namen traten an ihre Stelle. Die polnische Sprache wurde als Amtssprache obligatorisch, und in Oberschlesien, dessen "urpolnischen" Charakter zu beweisen man besonders bemüht war, wurden selbst Gottesdienste in deutscher Sprache verboten.
Eines der ersten Anzeichen der Verwaltungsübernahme durch die Polen war es, daß eine neue Verhaftungswelle in den Städten und Dörfern einsetzte. Die Festnahme und Verschleppung von Tausenden ehemaliger Nationalsozialisten und anderer der Besatzungsmacht verdächtiger Personen durch die Russen genügte den polnischen Behörden nicht. Der durch die jahrelange nationalsozialistische Okkupation Polens und die dort verübten Untaten genährte Haß forderte jetzt Vergeltung und fragte nicht viel nach schuldig oder unschuldig.

Es begann damit ein neues furchtbares Kapitel der grausamen Verfolgung vieler Menschen, die, obwohl persönlich meist unschuldig, für das büßen mußten, was während der Kriegsjahre im Namen Deutschlands an Polen oder polnischen Juden begangen worden war. Die Gefängnisse in den Städten füllten sich mit Deutschen. Zugehörigkeit zu den Organisationen der NSDAP, und der Polizei sowie schlechte Behandlung von polnischen Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen waren die Hauptbeschuldigungen, die gegen sie erhoben wurden.
Die Einrichtung von Sonderstrafgerichten für die Fahndung nach allen Verdächtigen schuf einen Zustand, der eine nur auf Verdachtsmomente gestützte Verhaftungswelle begünstigen mußte und der Willkür alle Türen öffnete. Erst am 17. Oktober 1946 wurden die Sondergerichte abgeschafft.
Bis zu dieser Zeit aber wurde bei den Verhören und Verhaftungen von Deutschen oft schreiendes Unrecht begangen. Wie zu allen Zeiten eines Regime-Wechsels blühte das Denunziantentum unter Polen und Deutschen, dazu kam der blinde Haß der Angehörigen der polnischen Miliz und des staatlichen Sicherheitsdienstes (UB = Urzad Bespieczenstwa Publicznego),
die mit der Ausführung der Verhaftungen und der Bewachung und Vernehmung in den Gefängnissen beauftragt waren und bisweilen mit den Verhaftungen eine üble Geschäftemacherei verbanden. Wie einst die Bewachungsmannschaften der SS in den Konzentrationslagern, deren Vergehen man sühnen wollte, so hatten jetzt die polnischen Sicherheitsorgane freie Hand, und es spielten sich in den Gefängnissen Ostpreußens, Pommerns und Oberschlesiens die gleichen Folterungen und Mißhandlungen ab. Anders als bei den Verhaftungen durch die Russen begegneten den Deutschen seitens der Polen vielerorts ein ausgeprägter Deutschenhaß und ein wahrer Sadismus in der Erfindung von Grausamkeiten und sonstigen Formen der Erniedrigung.
Den größten Umfang hatten die Verhaftungs- und Vergeltungsmaßnahmen in Oberschlesien, das auf Grund der polnischen Neugliederung der Verwaltungsbezirke in Ostdeutschland der Wojewodschaft Kattowitz unterstellt worden war. Die Behandlung der Deutschen nahm in diesem Gebiet Formen an, die nahe an die brutalen Maßnahmen heranreichten, die gegenüber den generell als Landesverräter und Kollaboranten geltenden Volksdeutschen in den polnischen Provinzen ergriffen wurden.
Tausende von Deutschen, die wegen Parteizugehörigkeit oder aus anderen Gründen beschuldigt waren, wurden aus Oberschlesien in Lager nach dem polnischen Teil der Wojewodschaft Kattowitz verschleppt, mußten dort jahrelang härteste Zwangsarbeit leisten und waren fortgesetzten Mißhandlungen sowie Hunger und Krankheiten infolge unzureichender Verpflegung ausgesetzt. Die Vergeltungsmaßnahmen beschränkten sich in Oberschlesien jedoch nicht auf Einzelverhaftungen, so ungerechtfertigt auch diese oft schon waren.
In manchen Teilen des Landes wurde die deutsche Bevölkerung ganzer Dörfer geschlossen in Lager eingewiesen, gleich ob es sich um Männer, Frauen oder Kinder handelte. Es scheint, daß es sich bei diesen Maßnahmen um Willkürhandlungen polnischer Milizkommandanten gehandelt hat. Die schrecklichen Vorkommnisse in den Lagern und die Tatsache, daß man gegenüber russischen Kontrollen vortäuschte, es handle sich bei den Inhaftierten sämtlich um ehemalige Nationalsozialisten, bestätigen dies. Lager dieser Art, in denen jeweils 3.000-5.000 Deutsche untergebracht wurden, bestanden u.a. in Lamsdorf, Kreis Falkenberg, und in der Stadt Grottkau.
Bis zur Ausweisung der Internierten und Auflösung der Lager im Sommer 1946 war eine überaus große Anzahl der Häftlinge an den Mißhandlungen sowie den zahlreichen Seuchen und Krankheiten, die durch die schlechte Ernährung und die unhygienischen Zustände verursacht wurden, gestorben. Es muß damit gerechnet werden, daß die sehr hohe Sterblichkeit in den Lagern, die vor allem vom Sommer 1945 bis zum Winter 1946 herrschte, Verluste bis zu 50 Prozent verursacht hat, besonders unter Kindern und alten Leuten.

Die schweren Mißhandlungen und die Zugrunderichtung von zahlreichen Deutschen in Lagern und Gefängnissen unter dem Vorwand von Sühne- und Strafmaßnahmen waren ein grobes Unrecht, auch wenn dieser oder jener der Inhaftierten wirklich verantwortlich für Vergehen an Polen oder polnischen Juden gewesen ist. Die Masse der Betroffenen war zweifellos unschuldig. Wie einst für die nationalsozialistischen Machthaber, so war die Kollektivbeschuldigung auch für große Teile der polnischen Behörden und der polnischen Miliz die letzte Weisheit eines engstirnigen Chauvinismus.
Infolge des durch die nationalsozialistische Herrschaft genährten Deutschenhasses, der durch das leidenschaftliche polnische Temperament noch gesteigert wurde, verfielen die Polen mehr als die westlichen Siegernationen, ja selbst mehr als die Russen der Versuchung anheim, vergangenes Unrecht durch gleiches Unrecht zu vergelten. In augenfälliger Weise wurde dies an manchen öffentlichen Lynchaktionen deutlich, die vor allem in Polen, aber hier und da auch in den deutschen Ostgebieten vorkamen.
Zu einer offenen Demonstration, die in tragischer Weise die Verkettung von altem und neuem Unrecht deutlich machte, kam es überall dort, wo Massengräber von polnischen Arbeitern, polnischen Kriegsgefangenen oder polnischen Juden gefunden wurden, die aus der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft stammten.
In solchen Fällen war es eine beliebte Maßnahme, die Deutschen aus der umliegenden Gegend an den aufgefundenen Massengräbern zusammenzutreiben und sie unter den anfeuernden Rufen eines schaulustigen Publikums unter Schlägen und Mißhandlungen zu zwingen, die Gräber auszuheben und die Leichen zu bergen.
Nirgends enthüllte sich die Absurdität kollektiver Vergeltungsmaßnahmen deutlicher, nirgends aber war auch die ganze Tragik der Aufeinanderfolge von gegenseitigen Verfolgungen und Diskriminierungen so evident wie bei solchen Vorkommnissen. Gerade im Zusammenhang mit den Verhaftungs- und Vergeltungsaktionen zeigte es sich jedoch auch, daß überall dort, wo zwischen Polen und Deutschen auf Grund einer persönlichen Verbundenheit, die sich entweder durch langjährige Bekanntschaft während des Krieges entwickelt hatte oder durch das Eintreten von Deutschen für die unter der nationalsozialistischen Herrschaft oft zynisch und rücksichtslos behandelten Polen zustande gekommen war, die Thesen einer kollektiven Schuld ihre Geltung verloren.
In solchen Fällen haben einzelne Polen sich oft für die bedrohten Deutschen freundschaftlich helfend verwendet und manchen vor schwerem Schicksal bewahrt. ...<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Gewalttaten und Zerstörung der Lebensgrundlagen in den polnisch verwalteten deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie (x001/113E-118E): >>... Wenn von Vergeltungsakten und Verhaftungen naturgemäß nur ein Teil der deutschen Bevölkerung betroffen wurde, so wirkte sich der von den Polen eingeführte unbedingte Arbeitszwang auf fast alle Deutschen aus. Sie wurden eingesetzt, um Straßen und Wohnungen aufzuräumen, um abgebrannte oder zerstörte Häuser und Wohnviertel abzubrechen und das Baumaterial zum Wiederaufbau polnischer Städte, vor allem Warschaus, nach Polen zu verladen. Auch zur Instandsetzung einiger Industriewerke, vor allem aber für alle Arbeiten in der Landwirtschaft zog man die Deutschen heran.
Oft kam es vor, daß ein Teil der deutschen Einwohner aus den Städten in Kolonnen zusammengefaßt und zu landwirtschaftlichen Arbeiten abkommandiert wurde. Die Verpflegung war dabei im allgemeinen schlechter als bei den entsprechenden Aktionen der Russen. Doch es half kein Weigern. Kommandos der polnischen Miliz durchzogen die Dörfer und trieben Arbeitskolonnen von Deutschen zusammen.
In den Städten sind die deutschen Einwohner, sobald sie zu einer Arbeit benötigt wurden, auf offener Straße aufgegriffen und unter bewaffneter Aufsicht zum Arbeitseinsatz geführt wor-

den. Selbst der Kirchgang am Sonntag schützte nicht davor. Besonders streng war der Arbeitszwang in Oberschlesien. Er führte hier zur Einrichtung von regelrechten Arbeitslagern, die jedoch meist nur einige Wochen und Monate bestanden.
Da die Zwangsarbeit nur eine völlig unzureichende Verpflegung einbrachte und die Deutschen ohne geldliche Entlohnung die geforderten hohen Zloty-Preise nicht aufbringen konnten, dauerte die bereits unter russischer Besatzung herrschende akute Hungersnot auch unter polnischer Verwaltung an. Zwar änderten sich die Verhältnisse gegenüber der russischen Besatzungszeit insofern, als infolge des Einströmens polnischer Geschäftsleute, die die Zloty-Währung einführten, und infolge beträchtlicher amerikanischer Hilfsaktionen für Polen in den Städten bereits ab Sommer und Herbst 1945 ein teilweise recht ansehnliches Angebot an Lebensmitteln bestand.
Doch blieben diese für die deutsche Bevölkerung unerschwinglich, da sie in der Regel für ihre Arbeit nur eine knappe Tagesverpflegung, aber kein Geld erhielt. Um in den Besitz polnischen Geldes und der von Polen eingeführten Lebensmittel zu kommen, blieb den Deutschen nur die Möglichkeit, die letzten ihnen verbliebenen und über die zahllosen Plünderungen geretteten Sachgüter und Wertgegenstände gegen Lebensmittel zu verschleudern.
Hunger, Entkräftung und Epidemien in den Städten waren auch zur Zeit der polnischen Verwaltung ständige Begleiter der deutschen Bevölkerung und forderten viele Opfer. In der Großstadt Breslau trieb der Hunger die Deutschen dazu, bei Russen und Polen zu betteln und die Abfalltonnen nach eßbaren Resten abzusuchen.
Die Verelendung der Deutschen schritt immer weiter fort, je mehr Polen ins Land kamen und sich allen deutschen Eigentums und des deutschen Grundbesitzes bemächtigten. Obwohl unter der Besatzung der Roten Armee, durch Plünderungen, Demontagen und Abtransport von Vieh und Sachgütern ein enormer Vermögensschwund und ein erhebliches Absinken der industriellen und landwirtschaftlichen Produktionskapazität in den deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie stattgefunden hatten, waren doch die Besitz- und Vermögensverhältnisse noch nicht prinzipiell umgestürzt worden.
Wenn auch viele Rittergüter und Domänen von den Russen beschlagnahmt worden waren, so lebten doch noch zahlreiche deutsche Bauernfamilien auf ihren Höfen, und auch in den Städten besaßen die Deutschen noch ihre Handwerksbetriebe, ihre Geschäfte und ihre Häuser. Dies änderte sich alles erst mit der polnischen Verwaltungsübernahme und dem Eindringen Tausender von Polen nach Ostdeutschland, die, soweit sie aus Ostpolen stammten, selbst ihre Habe verloren hatten.
Bereits am 2. März 1945 hatte die polnische Provisorische Regierung das Dekret "über aufgegebene und verlassene Vermögen" erlassen, welches verfügte, daß aller Besitz von Personen, die vor der Roten Armee geflohen und nicht zurückgekehrt waren, dem polnischen Staat anheimfalle und daß ferner sämtliches Vermögen des Deutschen Reiches und von Personen deutscher Staatsangehörigkeit grundsätzlich als "aufgegebenes Vermögen" zu gelten habe und gleichfalls an den polnischen Staat übergehe. Dieses Dekret wurde in den Dörfern und Städten Ostdeutschlands meist unmittelbar nach der Verwaltungsübernahme durch die polnischen Behörden öffentlich bekanntgemacht.
Infolge der Übernahme aller deutschen Vermögen durch den polnischen Staat waren die Deutschen in ihren Höfen auf dem Lande und in ihren Wohnungen in der Stadt nur noch auf Abruf geduldet, mußten teils für ihre eigenen Häuser Miete zahlen und hatten ständig damit zu rechnen, ihr formell bereits enteignetes Vermögen auch faktisch zu verlieren und ihre Wohnungen verlassen zu müssen. Die ganze Gesetzgebung zur Enteignung des deutschen Vermögens sollte in erster Linie eine vermögensrechtliche Grundlage für die Ansiedlung der Polen und die Verdrängung der Deutschen durch polnische Zivilpersonen schaffen.
Die Übernahme deutschen Besitzes durch polnische Zivilpersonen und deren Ansiedlung in

den deutschen Ostgebieten verliefen bis gegen Ende des Jahres 1945 in wenig geregelter Form und brachten die davon betroffene deutsche Bevölkerung in eine Lage, in der sie nicht mehr zwischen willkürlichen Bereicherungen und Plünderungen einzelner Polen und amtlichen Maßnahmen der polnischen Behörden zu unterscheiden vermochte.

Zunächst begann die polnische Besitzergreifung Ostdeutschlands damit, daß viele der polnischen Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen, die sich bei der Eroberung durch die Rote Armee in den Dörfern und auf den Gütern Ostdeutschlands befanden, sich leerstehende Gehöfte oder auch Häuser in den Städten aneigneten und sich dort unter wohlwollender Duldung der Russen als neue Besitzer einrichteten.

Weitaus größere Bedeutung hatte es aber, daß schon unmittelbar nach der Eroberung durch die Rote Armee der Zustrom zahlreicher Zivilpersonen aus Polen begann. Ehe noch die Ansiedlung der Umsiedler aus den ostpolnischen Provinzen einsetzte, waren aus den grenznahen Gebieten Westpolens, teils auch aus den Städten Zentralpolens schon viele Tausende von Polen über die deutsch-polnische Grenze gekommen, um sich an dem deutschen Vermögen für das zu entschädigen, was ihnen in den Zeiten der deutschen Herrschaft genommen worden war, oder auch nur, um sich nach Kräften zu bereichern.

Der Strom dieser Polen, die im Frühjahr 1945 nach Ostdeutschland eindrangen, ergoß sich zunächst vor allem in die grenznahen Gebiete Ostpreußens, nach Danzig, in die östlichen Kreise Pommerns und die östlich der Oder gelegenen Teile Schlesiens und setzte sich im Laufe des Sommers immer weiter nach Westen fort.

Ein Teil der ins Land gekommenen Polen wollte sich, nachdem die Provisorische Regierung die Bevölkerung Polens zur Ansiedlung in den ostdeutschen Gebieten aufgefordert hatte, in den verlassenen Höfen der Deutschen und ihren Häusern als Ansiedler niederlassen, ein anderer Teil der polnischen Ankömmlinge bestand aber aus Spekulanten, Schiebern und Beutemachern, die nur eine günstige Chance zur Bereicherung witterten, ohne daß sie die Absicht hatten, im Lande zu bleiben.

Manche von ihnen stellten sich der Miliz zur Verfügung, andere gaben sich gegenüber den polnischen Behörden in den deutschen Orten als Ansiedler aus, gewannen auf diese Weise schnell Vermögen, das sie bald abtransportierten oder verkauften, und kehrten darauf nach Polen zurück, um das gleiche Experiment an anderer Stelle zu wiederholen.

Anders als dieser regellose Zustrom von Menschen aus den west- und zentralpolnischen Gebieten war die meist erst im Frühsommer 1945 beginnende Ansiedlung von Polen, die aus den an Rußland abgetretenen ostpolnischen Gebieten kamen, mehr oder weniger gelenkt. Da es sich bei ihnen vorwiegend um Bauern- und Landarbeiterfamilien handelte, wurden sie in der Regel auf dem Lande angesiedelt, und es scheint dabei die Tendenz vorgelegen zu haben, die am weitesten westlich gelegenen Teile Ostdeutschlands zuerst zu besiedeln, um auf diese Weise an der Oder und Neiße eine unumstößliche Tatsache zu schaffen.

Obwohl bei den aus Ostpolen Kommenden und dort selbst Vertriebenen eine wirkliche Besitzübernahme und die ernstliche Absicht der Ansiedlung vorlagen, geschah dies nicht in rechtlichen Formen, nicht in menschlicher und geordneter Weise. Das lag in der Natur der Sache selbst und wurde besonders offenkundig, als die leerstehenden Gehöfte und Häuser nicht mehr genügend Auswahl boten.

Jetzt begannen die polnischen Ansiedler im Einvernehmen mit den örtlichen Verwaltungs- und Milizbehörden die im Lande verbliebene deutsche Bevölkerung aus ihren Wohnungen und Häusern zu verweisen.

Handelte es sich um einzelne polnische Ankömmlinge, so erfolgte die Besitzergreifung von Häusern und Gehöften während jener ersten Zeit der sehr mangelhaft organisierten Ansiedlung vielfach in der Weise, daß die betreffenden Polen sich in den deutschen Dörfern und Städten einen Hof oder ein Haus aussuchten, sich diese von den zuständigen polnischen Bür-

germeistereien anweisen ließen und mit Hilfe polnischer Miliz die Deutschen aus dem gewünschten Grundstück vertrieben.
Aber auch dort, wo die polnischen Ansiedler in geschlossenen Transporten ankamen und von der polnischen Miliz in die Häuser der Deutschen eingewiesen wurden, geschah dies vielfach in der Form einer brutalen Vertreibung, wobei die deutschen Einwohner oft in Minutenfrist und mit nur wenigem Gepäck ihre Wohnungen verlassen mußten.
In manchen Städten und Dörfern sind die polnischen Behörden noch rigoroser verfahren. Sie ließen mit Hilfe der Miliz ganze Orte vorübergehend von der deutschen Bevölkerung räumen, und währenddessen wurde der deutsche Besitz durchgeplündert, die wertvollen beweglichen Teile mit Lastwagen abtransportiert und die besten Häuser von Polen besetzt.
Doch auch in denjenigen deutschen Städten, wo keine solchen drakonischen Maßnahmen ergriffen wurden, bewirkte die ständig steigende Zahl einströmender Polen, daß immer neue Straßenzüge und Stadtviertel von der deutschen Bevölkerung geräumt werden mußten, bis am Ende nur die schlechtesten Viertel als eine Art deutscher Ghettos übrig blieben. Der Verlust der Heimat war damit bei den noch in den Ostprovinzen lebenden Deutschen im Grunde schon vor der Ausweisung vollzogen.
Am stärksten setzten sich die Polen zunächst auf dem Lande fest. Dies kam vor allem daher, daß die Hauptmasse der Ansiedler im Sommer und Herbst 1945 aus den an Rußland abgetretenen ostpolnischen, fast rein agrarischen Gebieten stammte. Mit nur wenig Handgepäck ankommend, wurden sie in die deutschen Dörfer eingewiesen. Rund 1,4 Millionen Polen aus dem Gebiet ostwärts des Bug wurden bis zum Juli 1946, als die Überführung der ostpolnischen Bevölkerung nach Westen nahezu abgeschlossen war, in die ostdeutschen Provinzen umgesiedelt.
Da sie auf die Bewirtschaftung größerer Bauerngüter im allgemeinen wenig Wert legten, führte ihre Verpflanzung nach Ostdeutschland vor allem zur Verdrängung der kleinen deutschen Bauern, die unter russischer Besatzung zwar das Inventar und Vieh verloren hatten, aber im Besitz ihrer Höfe geblieben waren. Diese wurden ihnen nunmehr enteignet und von den ankommenden Polen besetzt. Bestenfalls durften die deutschen Besitzer als Arbeitskräfte der polnischen Ansiedler zunächst noch auf ihrem Hof bleiben, in vielen Fällen wurde ihnen aber auch dies verweigert.
Sofern die polnischen Ansiedler aus Gebieten stammten, in denen es wenig Reibungsflächen zwischen Polentum und Deutschtum gegeben hatte, oder soweit sie nicht von den herrschenden Vergeltungsgefühlen angesteckt waren, haben sie sich gegenüber den enteigneten Deutschen zum Teil durchaus freundlich gezeigt und in vielen Fällen versucht, deren Lage etwas zu erleichtern; viele aber behielten nur ihren eigenen materiellen Vorteil im Auge und gebrauchten die entrechteten Deutscheu lediglich als Arbeitssklaven.
Die generelle Enteignung des deutschen Vermögens und die Ansiedlung von Polen hatte bald eine völlige Verarmung und Deklassierung der deutschen Bevölkerung in den Gebieten ostwärts der Oder-Neiße-Linie zur Folge. Die deutschen Bauern waren zu Landarbeitern bei den neuen polnischen Besitzern geworden und die Handwerksmeister zu Gehilfen bei polnischen Handwerkern. Alle Hilfsdienste und schweren Arbeiten auf dem Lande und in der Stadt mußten von Deutschen geleistet werden, während nicht nur der Besitz, sondern auch der staatliche Rechtsschutz allein den ins Land kommenden Polen vorbehalten blieb.
In der Regel wurden nur die kleinen Betriebe und Bauernhöfe privates Eigentum polnischer Ansiedler. Die großen Industriewerke sind ebenso wie die Mehrzahl der Rittergüter und ehemaligen deutschen Domänen zu polnischem Staatseigentum erklärt worden.
Die in allen Ostblockstaaten infolge der fortschreitenden Sowjetisierung seit 1945 beginnende Verstaatlichung des Privatvermögens richtete sich in Polen im Jahre 1945 zunächst ausschließlich auf das ehemalige deutsche Eigentum. Bereits am 3. Januar 1946 wurde jedoch das

Dekret "Über die Übernahme der Hauptzweige der Volkswirtschaft in staatliches Eigentum" erlassen, das die Verstaatlichung auch auf polnischen Privatbesitz ausdehnte und infolgedessen auch verhinderte, daß größere ehemals deutsche Vermögen in private Hand von Polen übergingen.
Die großen Güter wurden, nachdem sie von den Russen verlassen worden waren, von den staatlichen polnischen Güterverwaltungen übernommen und zu polnischen Staatsdomänen umorganisiert. Vielerorts übernahmen die polnischen Verwalter beim Abzug der Russen völlig leere Gehöfte. Es fehlte an Maschinen und Vieh, und die Bewirtschaftungsformen waren äußerst primitiv. Die Deutschen, die bisher als russische Kolchosarbeiter auf diesen Gütern gelebt hatten, wurden nunmehr zu Landarbeitern unter den polnischen Verwaltern; sie erhielten aber eine erheblich schlechtere Verpflegung und Entlohnung als die polnischen Landarbeiter. ...<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die polnischen Ansiedlungsbemühungen und Zwangsmaßnahmen in den deutschen Ostgebieten (x001/118E-123E): >>... Erst allmählich setzten die Polen auf den Staatsgütern Traktoren und Maschinen ein, wodurch die Wirtschaft intensiver gestaltet werden konnte. Demgegenüber blieben die kleinen Güter, die im Besitz polnischer Ansiedler waren, weiterhin noch lange völlig vernachlässigt.
Nach polnischen Angaben lagen noch 1946 63,3 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den ehemaligen deutschen Ostgebieten brach, und 1948 betrug der Anteil der nicht bebauten Fläche immer noch 24,6 Prozent.
An diesen Zahlen wird deutlich, wie wenig der polnische Staat imstande war, die ostdeutschen Gebiete mit ihrer hochintensiven Landwirtschaft zu verwalten und ihre Kapazität zu nutzen. Dies gilt auch für die von der polnischen Verwaltung betriebene Besiedlung des Landes, das man von der einheimischen deutschen Bevölkerung eiligst und radikal entleert hatte.
Es ist bereits dargelegt worden, daß die Ansiedlung von Polen in Ostdeutschland bis gegen Ende des Jahres 1945 wenig organisiert war und im wesentlichen der Willkür einzelner Polen und untergeordneter polnischer Behörden überlassen blieb.
Um die Jahreswende trat in dieser Beziehung eine allmähliche Änderung ein. Am 13. November 1945 wurde ein gesondertes Ministerium für die Wiedergewonnenen Gebiete gegründet, das u.a. für die planmäßige Ansiedlung von Polen in den ostdeutschen Gebieten zuständig sein sollte.
Denn obwohl die ostdeutschen Gebiete für die polnischen Ansiedler nahezu eine Freistatt bedeuteten, blieb die Ansiedlung bis zum Ende des Jahres 1945 weit hinter den Wünschen der polnischen Regierung zurück. Nur etwa 1,7 Millionen Polen hatten sich bis zu diesem Zeitpunkt in den deutschen Ostgebieten niedergelassen.
Nach der Errichtung des Ministeriums für die Wiedergewonnenen Gebiete wurde die polnische Ansiedlung in Ostdeutschland nunmehr in jeder erdenklichen Weise forciert, denn nichts erstrebte die polnische Regierung so sehr wie den Nachweis der Notwendigkeit ihres Anspruchs auf die ostdeutschen Provinzen als Aufnahmegebiet für die polnische Überbevölkerung, und nichts wünschte sie mehr, als diesen alten deutschen Gebieten so schnell wie möglich einen rein polnischen Charakter zu verleihen.
Hand in Hand mit der Ausweisung der Deutschen, die im Jahre 1946 ihren Höhepunkt erreichte, begann jetzt überall in Polen die systematische Werbung für eine Ansiedlung in den deutschen Ostgebieten.
Da aus dem an Rußland abgetretenen polnischen Land jenseits des Bug nur rund 1,4 Millionen Polen repatriiert und in den deutschen Ostgebieten angesiedelt werden konnten, richtete sich die Ansiedlungspropaganda nun verstärkt an die Bevölkerung Zentralpolens, vor allem an die nach Kriegsende entlassenen Soldaten.

Daneben war man auch bemüht, die zahlreichen infolge der Kriegsereignisse und schon früher nach Mittel- und Westdeutschland sowie nach den westeuropäischen Staaten verschlagenen Polen, die zur Kategorie der Displaced Persons gehörten, zur Ansiedlung in den ehemaligen deutschen Ostgebieten zu bewegen.
Selbst unter den seit Generationen im rheinischwestfälischen Ruhrgebiet und in Frankreich lebenden Bergarbeitern polnischer Abstammung versuchten polnische Werbungskommissionen Ansiedler für die unter polnische Verwaltung gestellten Ostgebiete zu gewinnen.
Im Jahre 1946 stand die polnische Ansiedlungsbewegung auf dem Höhepunkt. Nach polnischen Angaben vermehrte sich die Zahl der Polen seit der polnischen Volkszählung vom 14. Februar 1946 bis zum 1. Januar 1947 in den deutschen Ostgebieten um fast 2,5 Millionen auf insgesamt 4.584.000.
Darunter war auch rund eine Million Personen deutscher Staatsangehörigkeit, die bereits früher dort gelebt hatten und von den Polen als Autochthone reklamiert wurden, obwohl der größte Teil von ihnen sich entschieden zum Deutschtum bekannt hatte.
Von den bis Ende 1946 in den deutschen Ostgebieten angesiedelten Polen stammten rund 1,4 Millionen aus dem an Rußland abgetretenen Ostpolen, 237.000 waren repatriierte polnische Displaced Persons aus Mittel- und Westeuropa, und ca. l.950.000 waren aus den zentral- und südpolnischen Wojewodschaften in die deutschen Ostgebiete umgesiedelt worden.
In den folgenden Jahren nahm die polnische Bevölkerung in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten nur noch langsam zu. Ende 1948 überschritt die Bevölkerungszahl dort die 5 Millionengrenze, und bis 1952 hat sie sich auf rund 6 Millionen erhöht.
Bedenkt man, daß in dieser Zahl ca. l Million Personen ehemaliger deutscher Staatsangehörigkeit einbegriffen ist, die teils als Autochthone, d.h. Masuren, Ermländer, Kaschuben und Ostoberschlesier wegen ihres Dialekts oder ihrer Namensform als Polen reklamiert, teils als unabkömmliche deutsche Arbeiter nicht ausgewiesen und zur Option für Polen gezwungen worden sind, so ergibt sich, daß in den ostdeutschen Gebieten, soweit sie unter polnischer Verwaltung stehen, nur rund 5 Millionen Polen angesiedelt wurden, während in den gleichen Gebieten vor dem Kriege rund 8,5 Millionen deutsche Staatsangehörige lebten.

Die Verschiedenheit der polnischen Bevölkerungsdichte in den einzelnen ostdeutschen Provinzen und ihr Verhältnis zur deutschen Bevölkerungsdichte vor dem Kriege geht aus der folgenden Übersicht hervor.

Ostdeutsche Provinzen (in den Grenzen der späteren polnischen Wojewodschaften)	Stand vom 17. 5. 1939		Stand vom 1. 10. 1948	
	Einwohnerzahl (deutsche Bevölkerung)	Einwohner pro qkm	Einwohnerzahl (Zurückgeblieb. deutsche u. angesiedelte poln. Bevölkerung)	Einwohner pro qkm
Süd-Ostpreußen (Wojew. Bialystok und Allenstein)	1 061 000	48	617 500	27
Ostpommern (Wojew. Stettin)	1 786 000	59,3	1 005 900	35
Ostbrandenburg (Wojew. Grünberg)	661 100	59,5	401 500	36
Niederschlesien (Wojew. Breslau)	3 062 000	124,2	1 905 200	79
Oberschlesien (Wojew. Oppeln)	1 516 800	156,1	1 291 700	133

An der vorstehenden Übersicht wird deutlich, daß die Ansiedlung von Polen in den deutschen Ostgebieten in keiner der einzelnen Provinzen den Bevölkerungsschwund wiedergutmachen konnte, der durch die Vertreibung der ostdeutschen Bevölkerung entstanden war, und daß die Bevölkerungskapazität und damit auch die Produktionskapazität dieser Gebiete unter polnischer Verwaltung in absolut unzureichender Weise genutzt sind.
Breslau, das 1939 weit über 600.000 Einwohner zählte, erreichte 1949 eine Einwohnerzahl von gerade 300.000, und ähnlich verhielt es sich auch in Danzig und Stettin.
Auf dem Lande waren zwar die kleinen Bauernhöfe bereits Ende 1946 nahezu sämtlich an polnische Besitzer übergeben, mehr Schwierigkeiten machte jedoch die Besiedlung der größeren Höfe. Infolge der polnischen Bodenreform, die jeglichen privaten Grundbesitz über 100 Hektar unmöglich machte, konnten diese Höfe nicht an private polnische Eigentümer übergehen, und andererseits bot die Aussicht auf ein bloßes Landarbeiter-Dasein auf staatlichen Domänen wenig Anreiz für Ansiedler.
Man begann deshalb polnischerseits mit der sogenannten genossenschaftlichen Siedlung, die in Abwandlung des Kolchossystems eine Verbindung zwischen Kollektiv- und Privateigentum auf den größeren Gütern vorsah und ähnlich wie in der sowjetischen Besatzungszone zu einer Parzellierung vieler großer Güter führte, die zunächst vom polnischen Staat übernommen, aber infolge des nach der Ausweisung der Deutschen besonders akuten Landarbeitermangels nicht zureichend bewirtschaftet werden konnten.
Dieser Prozeß der Aufteilung der großen deutschen Güter ist noch gegenwärtig im Gange,

aber es zeigt sich bereits, daß der größte Teil von ihnen weiterhin in Staatsbesitz bleiben wird, da die polnische Ansiedlungsbewegung heute im allgemeinen als abgeschlossen gelten kann. Im großen ganzen hat die Enteignung und Ausweisung der Deutschen und die Ansiedlung von Polen bewirkt, daß es heute in den ehemaligen deutschen Ostgebieten überwiegend nur noch landwirtschaftliche Großbetriebe oder Kleinbetriebe bis zu 20 ha gibt. Der bäuerliche Mittelstand dagegen ist stark vermindert und dadurch auch der Lebensstandard der polnischen landwirtschaftlichen Bevölkerung im Vergleich zu dem der früheren deutschen Eigentümer recht erheblich gesenkt worden.

Wie in den anderen Ostblockstaaten und in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands begann auch in Polen seit 1949 eine fortgesetzt radikaler werdende Sowjetisierung aller Lebensbereiche. Diese Entwicklung fing bereits in den Jahren 1945 und 1946 an, als noch Millionen von Deutschen in den polnisch verwalteten Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie lebten, und sie hat nicht wenig dazu beigetragen, daß das Leben der einheimischen Deutschen unter der Verwaltung des polnischen Staates immer unerträglicher wurde.

Die von der kommunistischen polnischen Regierung gelenkten Maßnahmen gegen die Deutschen hatten mit der dem Kommunismus eigenen Radikalität die vorhandenen nationalen Gegensätze noch verschärft durch die gegen die Deutschen als Besitzende gerichteten Bestrebungen und hatten die aus Vergeltungsabsichten gegen die ehemalige Okkupationsmacht unternommene Verfolgung und Unterdrückung der Deutschen unermeßlich gesteigert.

Rechtlosigkeit, Besitzlosigkeit, Hunger, Krankheit und Zwangsarbeit drückten die deutsche Bevölkerung jenseits der Oder und Neiße zu einem großen Teil in einen Zustand apathischen Vegetierens hinab, und es wurde auch dafür gesorgt, daß die Deutschen, etwa durch das Tragen weißer Armbinden, als Ausgestoßene sichtbar gekennzeichnet waren. So war es kein Wunder, daß viele von ihnen den Ausweisungsbefehl als eine Erlösung empfanden, denn ihre Heimat war ihnen seit langem entfremdet.

Da die Ausweisungen sich über eine lange Zeit erstreckten und erst in den Jahren 1947/48 allmählich zu Ende gingen, bedeutete dies für viele der in Ostpreußen, Ostpommern und Ostbrandenburg lebenden Deutschen z.T. jahrelange Unterdrückung.

Noch immer aber waren Hoffnungen und der Glaube an eine Besserung unter der deutschen Bevölkerung vorhanden, was sich nicht zuletzt in den zahllosen unter ihnen umgehenden Gerüchten äußerte, die alle von einer bevorstehenden Änderung und dem Ende der polnischen Herrschaft wissen wollten.

Doch schließlich setzte die Ausweisung all diesen Vorstellungen ein brutales Ende. Der Abschluß der Ausweisungen, der für die ostdeutschen Reichsgebiete im allgemeinen Ende 1947 erreicht war, stellte das bedeutsamste Datum in dem Prozeß der Entdeutschung und Polonisierung Ostdeutschlands dar.

Nachdem die polnische Verwaltung bereits vorher die an die deutsche Vergangenheit erinnernden Namen und Zeichen so weit irgend möglich beseitigt und durch polnische Namen und polnische Einrichtungen ersetzt hatte, nachdem Ende Mai 1946 durch die polnische Wojewodschaftseinteilung die historische Überlieferung der alten deutschen Ostprovinzen weitgehend zerschlagen war, wurde nach der vollzogenen Ausweisung der einheimischen deutschen Bevölkerung auch ganz offen zu erkennen gegeben, daß der polnische Staat diese Gebiete nicht nur als seiner Verwaltungshoheit unterstellt, sondern als integrierenden Teil Polens betrachtete.

Ende 1948 wurde das Ministerium für die Wiedergewonnenen Gebiete aufgelöst und die deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie durch einen völkerrechtlich unzulässigen Verwaltungsakt dem Verband des polnischen Staates eingegliedert.

Durch diesen Schritt gab Polen zu verstehen, daß es die Verwaltungshoheit über Ostdeutschland nicht, wie in Potsdam festgelegt, als ein Provisorium zu betrachten gedenke, sondern

diese deutschen Provinzen als einen Teil Polens für immer zu behalten entschlossen sei. Die Polonisierung der deutschen Provinzen östlich der Oder und Neiße sollte damit auch staatsrechtlich abgeschlossen werden.<<

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1954 über die Verfolgung der Volksdeutschen, Zwangsarbeit und Internierungslager in Polen (x001/127E,131E-133E): >>... Der größte Teil der Inhaftierten ... verbrachte mehrere Jahre in den polnischen Gefängnisanstalten. Erst 1946/47 wurden sie einem Gerichtsverfahren unterworfen und dann zumeist zu einer Gefängnisstrafe von mindestens 3 Jahren verurteilt. Die Zeit der Untersuchungshaft wurde ihnen in verschiedener Höhe angerechnet.

Nach Verbüßung ihrer Strafe erhielten die Inhaftierten jedoch ihre Freiheit nicht zurück. Sie wurden einem Arbeitslager zugeführt und entsprechend ihrer körperlichen Verfassung zu Zwangsarbeiten verwandt. ...<<

>>Von der Einlieferung in Arbeitslager wurden nicht nur die eingesessenen Volksdeutschen, sondern gleichermaßen auch die in den Reichsgau Wartheland eingewiesenen deutschen Umsiedler sowie die noch in Polen zurückgebliebenen Reichsdeutschen betroffen, wenngleich letztere im allgemeinen früher entlassen und ausgewiesen wurden.

Der Arbeitseinsatz der Deutschen in Polen begann schon unmittelbar nach der Besetzung mit Schanz- und Aufräumungsarbeiten im rückwärtigen Frontgebiet. Deutsche Frauen mußten, den rohen Schikanen der polnischen Miliz ausgesetzt, von russischen Soldaten belästigt und vergewaltigt, bei völlig unzureichender Verpflegung Leichen bergen, Tierkadaver begraben, Munition und Kriegsgerät fortschaffen, Straßen und Wege freilegen und Häuser säubern.

Später begann ein systematischer Einsatz in der Landwirtschaft und Industrie. Um die große Zahl der dem Arbeitszwang unterliegenden Menschen erfassen und planvoll einsetzen zu können, wurde ein Netz von Arbeitslagern über das ganze Land gelegt. Zunächst dienten als solche die zum Teil bereits im Zuge der Enteignungsaktion eingerichteten Internierungslager. Im Verlauf der Jahre 1945/46 reduzierte man ihre Zahl und faßte schließlich alle im polnischen Staatsgebiet internierten Deutschen in den großen Zentralarbeitslagern Potulice bei Bromberg, Gronowo bei Lissa und Sikawa bei Lodz zusammen, die erst in den Jahren 1949 und 1950 von der polnischen Regierung aufgelöst worden sind.

In diese Lager sind im Laufe der Zeit so gut wie alle Deutschen in Polen eingewiesen worden, relativ spät die deutschen Bewohner der größeren Städte, z.B. von Posen, Bromberg, Lodz, die aus ihren Wohnungen gewiesen vorher oft lange Zeit in Ruinen und Kellerlöchern gehaust hatten. In den Zentrallagern wurden sie alle registriert und auch diejenigen als Lagerangehörige geführt, die seit ihrer Enteignung in landwirtschaftlichen Betrieben und Wirtschaftsunternehmen arbeiteten. Kranke und Arbeitsunfähige wurden ständig in den Lagern gehalten, und dorthin mußten auch die Arbeitsfähigen zu ihrer weiteren Verwendung zurückkehren, sobald sie ihren bisherigen Arbeitseinsatz beendet hatten. –

Bei der Unterbringung in den "Stammlagern" und der Verschickung zum Arbeitseinsatz wurden Familienangehörige rücksichtslos auseinandergerissen.

Von den Lagern aus gingen verschiedene Transporte mit internierten deutschen Zwangsarbeitern nach dem oberschlesischen Industriegebiet, andere nach Warschau zu Aufräumungsarbeiten. Die Mehrzahl der Lagerinsassen wurde jedoch gruppenweise oder einzeln zur Landarbeit auf staatliche Güter oder private Höfe verteilt.

Um aus den Deutschen einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen, ging man schon bald dazu über, von jedem, der deutsche Arbeitskräfte benutzte, einen Mietpreis zu fordern, wodurch die Sammellager zu einer Art von Sklavenmärkten wurden, auf denen man deutsche Arbeitskräfte anbot und verkaufte. Polnische Bauern und Unternehmer suchten sich die ihnen geeignet erscheinenden Männer und Frauen heraus, wobei der Mietpreis etwa ein Zehntel dessen betrug, was normalerweise der Lohn eines polnischen Arbeiters war.

Es war kein Wunder, daß der Wunsch, deutsche Arbeitskräfte zu bekommen, sehr groß war und daß die Deutschen mitunter zum Objekt von Schachergeschäften wurden, an denen sich vor allem mancher polnische Lagerleiter bereicherte. Die billige Arbeitskraft der internierten Deutschen wurde schließlich der Grund, daß man die Ausweisung, die für alle Deutschen im Dekret vom 13. September 1946 beschlossen worden war, sehr ungern sah und sie zu verzögern trachtete.
Diese plötzliche Wertschätzung der Deutschen auf Grund ihrer Billigkeit und ihrer Arbeitskraft steigerte indessen nur die Erniedrigung, in die die deutsche Bevölkerung hinabgestoßen war, und trug kaum etwas bei, ihre Lage zu verbessern. Wehrlos mußten sie sich schwerste Arbeitsleistungen abzwingen lassen und lebten in dürftigen Unterkünften bei schlechter Verpflegung, ohne Löhnung und ärztliche Betreuung, oft auch von Ungeziefer und Krankheiten befallen oder Verhöhnungen und Schikanen ausgesetzt, ein Sklavendasein, das sie seelisch zermürbte und abstumpfte, die Gesundheit ruinierte und vielen das Leben kostete.
Dennoch bewarb sich die internierte deutsche Bevölkerung um den Arbeitseinsatz, vor allem in der Landwirtschaft. Er gab immerhin die Chance, daß man es mit polnischen Arbeitgebern zu tun bekam, die sich von menschlicheren Empfindungen leiten ließen; er brachte die Möglichkeit, den Quälereien im Lager auszuweichen und sich zusätzliche Nahrungsmittel zu verschaffen. Einzelnen Spezialarbeitern gelang es sogar, nach kurzer Zeit bereits wieder ein gewisses Maß an Freizügigkeit zurückzugewinnen.
Demgegenüber erschien das Leben der Alten, Kranken und Kinder geradezu hoffnungslos, die - als Arbeitskräfte verschmäht - Jahr um Jahr in den Internierungslagern verbringen mußten. Ihr Leiden überschritt alles Maß. Sie konnten den quälenden Schikanen und der oft sadistischen Grausamkeit der Bewachungsmannschaften nicht entrinnen. Sie mußten sich mit der unzureichenden Lagerverpflegung begnügen, die durch Unterschlagungen der Bewachungsmannschaften häufig noch verringert wurde.
Durch totale Entkräftung hilflos geworden, ohne Medikamente, von Ungeziefer geplagt, ohne Möglichkeit, auch nur die primitivsten Bedürfnisse der Körperpflege zu befriedigen, siechten sie dahin. Deutsches Pflegepersonal stand diesem Elend in Ermangelung jeglicher Hilfsmittel machtlos gegenüber.
Typhusepidemien grassierten vor allem im Sommer und Herbst 1945 in vielen Lagern und rafften zahllose Insassen dahin. Planmäßiges Erschießen von Alten und hilflosen Kranken, wie es beispielsweise im Lager Kaltwasser geschah, Gewalttaten und Mißhandlungen der Wachmannschaften, oft geleitet von dem Bestreben, Behandlungsmethoden nationalsozialistischer Konzentrationslager zu imitieren, erhöhten die Zahl der Todesopfer. ...<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Internierungslager in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie (x010/35-38):
>>Als völkerrechtswidriges Massenvergehen stehen im Vordergrund des Berichtsmaterials die gegenüber den Deutschen bei ihrer Verhaftung, in den Gefängnissen und nach der Internierung in ein Arbeitslager verübten Ausschreitungen. ...
Nach den vorliegenden Unterlagen sind in die größten Lager Potulice, Kreis Bromberg, Gronowo, Kreis Lissa, Sikawa bei Lodz, Lamsdorf im Kreis Falkenberg/Oberschlesien allein mindestens 80.000 Deutsche verbracht worden. Insgesamt aber bestanden in den Gebieten östlich von Oder und Neiße 1.255 Lager und 227 Gefängnisse, die dem Gewahrsam von Deutschen dienten. Dabei ist jedoch darauf hinzuweisen, daß eine Anzahl dieser Lager nur eine kürzere Zeit bestanden bzw. 100 Insassen hatten. Insassen aufgelöster Lager kamen vielfach in die oben angeführten großen Sammellager und wurden von dort aus zur Arbeit "vermietet". Ferner waren Tausende von Deutschen in Gefängnissen inhaftiert.
Deutsche, die im Vorkriegspolen gelebt hatten, waren gemäß ... Dekret vom 4.11.1944, einschließlich Kinder und Säuglinge, ohnehin in überwiegender Mehrzahl als "Verräter der Nati-

on" in Zwangsarbeitslager gekommen. ...
Von der o.a. Gesamtzahl der Gefängnisse und Lager waren 119 Gefängnisse und 681 Lager in den Reichsgebieten östlich von Oder und Neiße gelegen, von denen das größte und berüchtigste Lamsdorf in Oberschlesien gewesen ist ...
Nicht möglich ist es aber, auch nur annähernd zu einer Schätzung der Anzahl der Personen zu gelangen, deren Tod auf Ausschreitungen in Gefängnissen und Lagern zurückzuführen ist. Sehr unterschiedlich sind aber auch die Todesquoten über die einzelnen Lager. Sie differieren z.T. zwischen 20 und 50 % der Insassen, die zwar vorwiegend als Folge von Seuchen und Krankheiten, verursacht durch unzureichende Ernährung (Hungertyphus), unhygienische Zustände zu verzeichnen waren, die aber auch in nicht unerheblicher Anzahl Todesopfer durch Mißhandlungen und Erschießungen umfaßten.
Im Lager Lamsdorf kamen z.B. 6.084 der Insassen um. Unter anderem wird berichtet, daß alte, nicht mehr arbeitsfähige Menschen, die sich unter den Internierten befanden, nicht allein durch Aushungern, sondern auch durch Erschießung beseitigt wurden. Über die Anzahl der Kinder, die längere oder kürzere Zeit in Lagern waren, liegen für die Lager Lamsdorf und Potulice genauere Angaben vor.
Insgesamt sollen hiernach in jedem dieser Lager 800 Kinder gewesen sein, davon auch Säuglinge, deren Anzahl in Potulice zwischen 30 und 50 wechselte. In einem kurzen Zeitabschnitt blieben von 50 Säuglingen in Potulice nur 2 am Leben. Zu den in Verbindung mit dem Lagergeschehen dargestellten Unmenschlichkeiten gehört auch die Verbringung von Kindern der Internierten, ohne daß die Eltern verständigt wurden, wodurch eine große Anzahl von Kindern für die Eltern verschollen blieb.
... Besonders schwere Mißhandlungen, auch mit Todesfolge, mußten Bewohner der Gemeinden erleiden, in deren Nähe Massengräber von KZ-Insassen, von russischen Kriegsgefangenen oder Ostarbeitern aufgefunden wurden. Die Bewohner der Gemeinden wurden gezwungen, die Gräber aufzugraben und die Leichen zu exhumieren, was unter Stock- und Peitschenhieben der Miliz, die hierzu von der umstehenden Menge angefeuert wurde, geschah. ...
Zu Mißhandlungen und Erschießungen kam es ferner in den Gemeinden bei der Austreibung der Bevölkerung insbesondere zu Beginn der Austreibung im Sommer 1945 aus dem Gebiet des östlichen Brandenburgs sowie aus den westlichen Kreisen Ostpommerns und Niederschlesiens. Schließlich sind die brutalen Mißhandlungen zu erwähnen, die ... an Personen verübt wurden, die sich weigerten, der an sie gerichteten Forderung, für Polen zu optieren, nachzukommen.<<

Dekrete, Verordnungen und Pressemeldungen des polnischen "Komitees der Nationalen Befreiung" und der polnischen Regierung sowie amtliche Bescheide und Bekanntmachungen von 1944 bis 1947

Osobka-Morawski, ein führendes Mitglied der polnischen PKWN-Regierung, erklärt am 30. August 1944 während einer Presseerklärung in England (x001/139E): >>Es stünde zu hoffen, daß die Rote Armee zu diesem Zeitpunkt (Verwaltungsübernahme durch Polen) bereits alle erwachsenen Deutschen ins Innere Rußlands zur Wiederaufbauarbeit geschickt haben würde.<<

Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" beschließt am 31. August 1944 ein Dekret über die Strafzumessung für faschistisch-hitleristische Verbrecher, die der Tötung und der Mißhandlung von Zivilpersonen und Kriegsgefangenen schuldig sind, sowie für Verräter des polnischen Volkes (x003/8-9): >>Art. 1. Wer in Zusammenarbeit mit den deutschen Besatzungsbehörden:

a) an der Tötung von Zivilpersonen oder Kriegsgefangenen, an ihrer Mißhandlung oder an ihrer Verfolgung teilgenommen hat oder teilnimmt,

b) Personen, welche sich auf dem Gebiete des polnischen Staates aufhalten, geschädigt hat oder schädigt, insbesondere durch die Festnahme oder Auslieferung der Personen, die von den Besatzungsbehörden aus irgendwelchen Gründen gesucht oder verfolgt wurden, wird mit dem Tode bestraft.

Art. 2. Wer ... Leistungen erpreßt hat oder erpreßt, wird mit Gefängnis bis zu 15 Jahren oder lebenslänglich bestraft. ...

Art. 4. Ebenso wie die in diesem Dekret aufgezählten Straftaten werden bestraft: Versuch, Anstiftung und Beihilfe.

Art. 5. § 1. Im Falle der Verurteilung wegen einer in den Art. 1, 2 und 4 dieses Dekrets bezeichneten Straftat spricht das Gericht noch aus:

a) den Verlust der öffentlichen und bürgerlichen Ehrenrechte,

b) die Konfiskation des gesamten Vermögens des Verurteilten, darüber hinaus kann auch die Konfiskation des Vermögens des Ehegatten des Verurteilten und seiner Kinder ausgesprochen werden. ...

Art. 7. Die in diesem Dekret angeführten Straftaten unterliegen der Zuständigkeit der Sonderstrafgerichte. ...

Art. 9. Dieses Dekret ... ist auf alle nach dem 31.08.1939 begangenen und in diesem Dekret angeführten Straftaten anzuwenden.<<

Das Dekret bildet später die Grundlage für die polnischen Massenverhaftungen in den Reichsgebieten östlich der Oder und Neiße und in dem Gebiet der Freien Stadt Danzig (x010/35).

Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" erläßt am 12. September 1944 ein Dekret über die Errichtung von Sonderstrafgerichten für die Taten der faschistisch-hitleristischen Verbrecher (x003/10-12): >>... Art. 8. In Angelegenheiten, für die das Sonderstrafgericht zuständig ist, findet keine Untersuchung statt. ...

Art. 10. Der Staatsanwalt kann im Laufe der Voruntersuchung zwecks Sicherstellung die Beschlagnahme eines Teils oder des gesamten Vermögens des Verdächtigen, seines Ehegatten und seiner Kinder verlangen. ...

Art. 12. Die Anklage bedarf keiner Begründung und muß innerhalb von 14 Tagen nach der Ergreifung des Verdächtigen erhoben werden. ...

Art. 14. § 3. Einspruch gegen die Anklageschrift ist nicht zulässig. ...

Art. 18. Die Urteile des Sonderstrafgerichts sind endgültig und rechtskräftig. ...<<

Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" beschließt am 23. Oktober 1944 ein Dekret über die Außerkurssetzung der deutschen Mark in dem Gebiet der Wojewodschaft Bialystok (x003/15): >>... Art. 1. Vom 28. Oktober 1944 an ist die deutsche Mark (Reichsmark,

Rentenmark sowie andere Marksorten) in den befreiten zur Wojewodschaft Bialystok gehörenden Gebieten kein gültiges Zahlungsmittel. ...<<

Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" beschließt am 4. November 1944 ein Dekret über Sicherungsmaßnahmen gegenüber Volksverrätern (x003/17-18): >>... Art. 1. Polnische Staatsangehörige, welche zur Zeit der deutschen Besatzung auf dem Gebiet des sog. Generalgouvernements und der Wojewodschaft Bialystok entweder ihre Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität oder ihre deutsche Abstammung erklärten oder tatsächlich die mit der Zugehörigkeit zur deutschen Abstammung oder ... mit der deutschen Abstammung verbundenen Rechte und Privilegien genossen, werden, unabhängig von der strafrechtlichen Verantwortung, festgenommen, für unbegrenzte Zeit in einen Internierungsort (Lager) eingewiesen und der Zwangsarbeit unterworfen.

Art. 2. (1) Die Festnahme und Einweisung in einen Internierungsort ordnet der Staatsanwalt des Sonderstrafgerichts an. ...

(4) Gegen die Verfügungen des Sonderstrafgerichts gibt es kein Berufungsmittel. ...

Art. 3. Das Vermögen der in Art. 1 dieses Dekrets bezeichneten Volksverräter und ihrer in häuslicher Gemeinschaft mit ihnen lebenden Familienangehörigen unterliegt der Konfiskation zugunsten der Staatskasse ...

Art. 4. Die in Art. 1 genannten Volksverräter sowie ihre ... Familienangehörigen verlieren alle öffentlichen und bürgerlichen Ehrenrechte sowie die Eltern- und Vormundschaftsrechte für unbegrenzte Zeit. ...

Art. 7. § 1. Wer

a) aus der Haft der Internierung flüchtet oder das Vermögen oder einen Teil davon der Konfiskation entzieht,

b) zu den in Punkt a) genannten strafbaren Handlungen anstiftet oder in Wort oder Tat Beihilfe leistet,

c) einer unter die Bestimmungen des Art. 1 dieses Dekrets fallenden Person Hilfe leistet, insbesondere dadurch, daß er sie versteckt, ernährt oder mit Personal- und anderen Ausweisen versieht, wird mit lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft.

§ 2. Das Gericht spricht außerdem den Verlust der öffentlichen und bürgerlichen Ehrenrechte aus. ...<<

Aufgrund dieses Dekrets gelten grundsätzlich alle Deutschen (einschließlich Kinder ab dem 13. Lebensjahr), die in Volkspolen wohnen, als "Verräter der Nation", wenn sie während der deutschen Besatzungszeit die Zugehörigkeit zur deutschen Nation oder zur deutschen Abstammung erklärt haben. Sämtliche deutschstämmigen Polen, die z.B. deutsche Ausweise (Volksliste 1-4) besitzen, werden generell als Volksverräter und Kollaborateure eingestuft. Das Dekret legalisiert u.a. auch die späteren Massenverhaftungen aller ansässigen Deutschen in Zentralpolen und in den westpolnischen Gebieten (x010/35).

Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" beschließt am 30. November 1944 eine Verordnung über die Durchführung der Sicherungsmaßnahmen für Volksverräter (x003/19-21): >>... § 1. (1) Die Behörden der Öffentlichen Sicherheit sind verpflichtet, alle Personen festzunehmen, denen gegenüber der begründete Verdacht besteht. ...

(2) Der Festnahme sind Minderjährige unter 13 Jahren nicht unterworfen.

(3) Die Behörden der Öffentlichen Sicherheit stellen gleichzeitig mit der Festnahme das Vermögen des Festgenommenen und seiner mit ihm lebenden Familienangehörigen vorläufig sicher. ...

§ 2. ... (3) Das beschlagnahmte bewegliche Vermögen wird der Aufsicht des örtlich zuständigen Nationalrates oder einer von ihm bezeichneten Person unterstellt. ...

§ 4. (1) Die Behörden der Öffentlichen Sicherheit haben den Festgenommenen zu verhören und spätestens innerhalb von 14 Tagen nach der Festnahme die Akten dem Staatsanwalt des

Sonderstrafgerichts zu überreichen ...
§ 8. Die Internierungsorte (Lager) unterstehen dem Leiter des Ressorts für Öffentliche Sicherheit.
§ 9. Die Aufsicht über die Internierungsorte führt der Staatsanwalt des Sonderstrafgerichts.<<
Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" beschließt am 12. Dezember 1944 ein Dekret betreffend die Übernahme größerer Forstgebiete in das Eigentum des Staates (x003/24-25): >>... Art. 1. (1) Wälder und Waldgebiete mit einer Fläche über 25 ha, die Eigentum oder Miteigentum von natürlichen und juristischen Personen sind, gehen in das Eigentum des Staates über. ...
Art. 7. Wer die Übernahme von Wäldern und Waldgebieten in das Eigentum des Staates verhindert oder erschwert oder aber zum Widerstand gegen diese Übernahme auffordert oder einen solchen Widerstand öffentlich gutheißt, wird mit Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. ...<<
Der Landes-Nationalrat beschließt am 5. Februar 1945 ein Dekret betreffend die Hinterlegung und den Umtausch deutscher Mark in den von der Okkupation befreiten Gebieten der Republik Polen (x003/32): >>Art. 1. (1) In den nach dem 6. Januar 1945 befreiten Gebieten der Republik Polen ... hört (die deutsche Mark) ... mit dem 28. Februar 1945 auf, Zahlungsmittel zu sein. (2) Der Umtauschkurs der deutschen Mark wird im Verhältnis zu einem ... ausgegebenen Zloty mit 2 deutschen Mark festgesetzt. ...
Art. 4. (1) Die deponierten deutschen Mark werden ... bis zu 500,- Mark für jede natürliche Person umgetauscht, jedoch nur polnischen Staatsbürgern und Angehörigen der verbündeten Staaten. ... (2) Der Teil des in deutschen Mark deponierten Betrages, der nicht umgetauscht wird, verbleibt in Verwahrung.
Art. 5. Personen deutscher ... Nationalität dürfen am Umtausch nicht teilnehmen. ...<<
Das "Polnische Komitee der Nationalen Befreiung" erläßt am 28. Februar 1945 ein Dekret über den Ausschluß feindlicher Elemente aus der polnischen Volksgemeinschaft (x003/37-39): >>... Kapitel III. Erfassung und Beschlagnahmung des Vermögens.
Art. 18. (1) In den Gebieten der Republik Polen, welche von Okkupanten zwangsweise in das Deutsche Reich eingegliedert wurden, sowie im Gebiet der ehemaligen Freien Stadt Danzig unterliegt der Erfassung und Beschlagnahmung das sich dort befindende Vermögen von:
a) Angehörigen des Deutschen Reiches,
b) Personen deutscher Nationalität ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit. Mit Ausnahme der in die dritte und vierte Gruppe der Deutschen Volksliste eingetragenen Personen,
c) polnischen Staatsbürgern, die von den ehemaligen deutschen Besatzungsbehörden in die erste oder zweite Gruppe der Deutschen Volksliste eingetragen worden waren ...
Kapitel V. Strafbestimmungen.
Art. 25. Wer Vermögen, das der Erfassung und Beschlagnahme unterliegt, beseitigt oder dazu Beihilfe leistet, wird mit Gefängnis nicht unter 5 Jahren oder mit dem Tode bestraft.
Art. 26. Wer einer Person, die innerhalb der vorgeschriebenen Frist keinen Antrag auf Rehabilitierung eingereicht hat oder deren Rehabilitierungsantrag abgelehnt wurde, Hilfe leistet, insbesondere dadurch, daß er sie verbirgt oder mit Nahrung oder Personalausweisen versorgt, wird mit Gefängnis nicht unter 5 Jahren oder mit dem Tode bestraft. ...<<
Gemäß Dekret vom 28. Februar 1945 über den "Ausschluß feindlicher Elemente aus der polnischen Volksgemeinschaft" wird z.B. der Besuch von deutschen Schulen, Gebrauch der deutschen Sprache oder Wehrpaßbesitz als Volksverrat eingestuft (x003/34-39).
Folgen bzw. Strafen dieser "Ausscheidung" aus der polnischen Volksgemeinschaft sind: Enteignung, Zwangsarbeit, Verlust aller bürgerlichen und öffentlichen Rechte, Inhaftierung und später schließlich die Aus- bzw. Vertreibung.
Am 30. März 1945 wird ein Dekret über die Bildung der Woiwodschaft Danzig beschlossen

(x003/49): >>... Art. 1. Es wird die Wojewodschaft Danzig gebildet. ... Art. 3. Auf dem Gebiet der ehemaligen Freien Stadt Danzig verlieren ... alle Vorschriften der bisher geltenden Gesetzgebung ihre Wirksamkeit, da sie der Verfassung des Demokratischen Polnischen Staates widersprechen. ...<<

Die polnische Regierung beschließt am 6. Mai 1945 ein Gesetz über das verlassene und aufgegebene Vermögen der Deutschen (x003/65-68): >>... Art. 1. § 1. Verlassene Vermögen im Sinne dieses Gesetzes ist jedes bewegliche und unbewegliche Vermögen, das sich infolge des am 1. September 1939 begonnenen Krieges nicht im Besitz des Eigentümers, seiner Rechtsnachfolger oder von Personen befindet, die seine Rechte vertreten. ...

Art. 2. § 1. Jegliches bewegliche und unbewegliche Vermögen, das im Eigentum oder Besitz des deutschen Staates stand und im Zeitpunkt des Inkrafttretens dieses Dekrets noch nicht von Staats- oder Selbstverwaltungsorganen übernommen wurde, sowie das Vermögen deutscher Staatsangehöriger oder von Personen, die zum Feinde übergelaufen sind, ist aufgegebenes Vermögen im Sinne dieses Gesetzes. ...

Art. 5. Zur Durchführung der Verwaltung des verlassenen und aufgegebenen Vermögens wird beim Ministerium für Finanzen ein Hauptamt für die vorläufige staatliche Verwaltung gebildet ...

Art. 15. § 1. Die Verwaltung landwirtschaftlicher Höfe, die verlassenes oder aufgegebenes Vermögen sind, überträgt die Wojewodschaftsabteilung der Vorläufigen Staatlichen Verwaltung den Landwirtschaftsbehörden. ...

Art. 16. Die Kosten der Verwaltung des verlassenen und aufgegebenen Vermögens belasten die Vermögen selbst. ...<<

Die polnische Regierung beschließt am 3. Januar 1946 ein Gesetz betreffend die Übernahme der Grundzweige der nationalen Wirtschaft in das Eigentum des Staates (x003/97): >>Art. 1. Um die nationale Wirtschaft planmäßig wiederaufzubauen, um dem Staat wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern und um den allgemeinen Wohlstand zu heben, werden Unternehmen nach den Grundsätzen dieses Gesetzes in das Eigentum des Staates übernommen.

Art. 2. - 1. Ohne Entschädigung gehen in das Eigentum des Staates über Industrie-, Bergbau-, Verkehrs-, Bank-, Versicherungs- und Handelsunternehmen:

a) des Deutschen Reiches und der ehemaligen Freien Stadt Danzig,

b) von Staatsangehörigen des Deutschen Reiches und der ehemaligen Freien Stadt Danzig, es sei denn, sie sind polnischer oder einer anderen von den Deutschen verfolgter Nationalität, ...

e) von Personen, die zum Feinde übergelaufen sind. ...<<

Die polnische Regierung beschließt am 8. März 1946 ein Dekret über das verlassene und ehemals deutsche Vermögen (x003/126): >>... Art. 1. 1. Verlassenes Vermögen im Sinne dieses Dekrets ist jedes Vermögen (bewegliches und unbewegliches), dessen Eigentümer im Zusammenhang mit dem am 1. September 1939 begonnenen Kriege den Besitz ihres Vermögens verloren und ihn später nicht wieder erlangt haben. ...<<

Der Vorsitzende des Ministerrats beschließt am 25. März 1946 eine Verordnung betreffend die Verpflichtung der Behörden und staatlichen Institutionen, Gegenstände von künstlerischem, historischem oder kulturellem Wert zu melden (x003/221): >>1. Alle Behörden und staatlichen Institutionen sind verpflichtet, innerhalb eines Monats eine Aufstellung der in ihrem Besitz befindlichen Werke der Bildhauerkunst sowie der Gegenstände von künstlerischem, historischem oder kulturellem Wert der Abteilung für Kultur und Kunst der zuständigen Wojewodschaftsämter vorzulegen. ...

Die Meldung hat nach dem beigefügten Muster zu erfolgen. ...<<

Der polnische Ministerrat erläßt am 13. Juni 1946 ein Dekret über die Bekämpfung besonders gefährlicher Delikte (x003/233-241): >>... Straftaten gegen die öffentliche Sicherheit.

Art. 1. § 1. Wer einen gewaltsamen Angriff auf Einheiten der polnischen oder der verbünde-

ten Streitkräfte oder auf eine diesen angehörende Einzelperson unternimmt, wird mit Gefängnis nicht unter 5 Jahren oder mit lebenslänglichem Gefängnis bestraft.
§ 2. Derselben Strafe unterliegt, wer einen gewaltsamen Angriff auf einen Abgeordneten des Landes-Nationalrates oder einen Beamten der Selbstverwaltung, ein Mitglied eines anderen Nationalrates oder einen Beamten der Selbstverwaltungskörperschaften, einen Angehörigen der polnischen oder der verbündeten Streitkräfte, ein Mitglied der Gewerkschaft, einer politischen oder gesellschaftlichen Organisation von gesamtstaatlicher Bedeutung bei oder wegen der Ausübung seiner Pflichten oder wegen seiner Funktion zu den genannten Organisationen oder Streitkräften verübt.
§ 3. Wenn die in den §§ 1 und 2 genannte Tat den Tod oder eine schwere Körperverletzung zur Folge hatte oder wenn der Täter den gewaltsamen Angriff mit Waffengewalt oder unter anderen besonders gefährlichen Umständen begangen hat, wird er mit Gefängnis nicht unter 10 Jahren oder lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. ...
Art. 3. Wer Sabotageakte verübt durch:
1. Vernichtung oder Unbrauchbarmachung von Anlagen oder Einrichtungen, die dem öffentlichen Nutzen dienen, von öffentlichen Verkehrsmitteln oder von Verteidigungseinrichtungen des polnischen oder eines verbündeten Staates, ... wird mit Gefängnis nicht unter 3 Jahren oder lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. ...
Art. 4. § 1. Wer ohne Erlaubnis Schußwaffen, Munition, Sprengstoffe ... sammelt oder verwahrt, wird mit Gefängnis nicht unter 5 Jahren oder lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. ...
Straftaten gegen die öffentliche Ordnung.
... Art. 20. Wer die Vornahme der Bodenreform verhindert oder erschwert oder zu Handlungen auffordert, welche sich gegen ihre Durchführung richten oder öffentlich solche Handlungen gutheißt, wird mit Gefängnis bestraft. ...
Art. 26. Wer die Leiche oder das Grab eines Soldaten der polnischen oder einer verbündeten Armee oder einer Person, die Opfer faschistischer Verbrechen wurde, verhöhnt oder beschädigt, wird mit Gefängnis bis zu 5 Jahren oder mit Haft bestraft. ...
Art. 28. Wer öffentlich das polnische Volk oder den polnischen Staat beleidigt, verhöhnt oder verächtlich macht unter Umständen, die ein besonderes Ärgernis oder eine Empörung hervorrufen können, wird mit Gefängnis bis zu 10 Jahren bestraft. ...
Art. 30 Wer öffentlich zu nationalen, konfessionellen oder rassischen Streitigkeiten aufruft oder solche gutheißt, wird mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft.
Art. 31. Wer öffentlich Bevölkerungsgruppen oder einzelne Personen wegen ihrer nationalen, konfessionellen oder rassischen Zugehörigkeit beleidigt, verspottet oder erniedrigt, wird mit Gefängnis bis zu 5 Jahren oder mit Haft bestraft. ...
Art. 32. Wer eine Straftat gegen eine Bevölkerungsgruppe oder gegen eine einzelne Person wegen ihrer nationalen, konfessionellen oder rassischen Zugehörigkeit begeht, wird, wenn durch diese Tat der Tod oder eine schwere Körperverletzung verursacht wurden oder eine Beunruhigung des normalen öffentlichen Lebens oder eine Bedrohung der allgemeinen Sicherheit hervorgerufen wurden, mit Gefängnis nicht unter 3 Jahren oder mit lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft. ...
Straftaten gegen die Wirtschaftsinteressen des Staates.
Art. 43 § 1. Wer fremdes bewegliches Eigentum, das infolge des Krieges oder eines anderen außerordentlichen Ereignisses nicht ausreichend geschützt ist, sich aneignet oder zum Zweck der Aneignung entwendet, wird mit Gefängnis bestraft. ...
Besondere Vorschriften.
... Art. 49 § 1 Im Falle der Verurteilung zum Tode oder zu lebenslänglichem Gefängnis ... spricht das Gericht als Nebenstrafe die Einziehung des gesamten Vermögens des Verurteilten

aus. ...<<
Dieses Dekret dient vor allem dazu, die kommunistischen polnischen Kräfte zu unterstützen, um die politischen Gegner auszuschalten und die demokratische Verfassung auszuhöhlen (x003/VIII).
Der polnische Ministerrat erläßt am 28. Juni 1946 ein Dekret über die strafrechtliche Verantwortlichkeit für den Abfall von der Nationalität während des Krieges 1939-1945 (x003/-246-251): >>... Art. 1. § 1. Wer als polnischer Staatsbürger in der Zeit zwischen dem 1. September 1939 und dem 9. Mai 1945 seine Zugehörigkeit zur deutschen oder einer vom Okkupanten bevorzugten Nationalität erklärt hat, wird mit Gefängnis bis zu 10 Jahren bestraft.
§ 2. Als Erklärung der Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität gilt auch die Erklärung der deutschen Abstammung. ...
Art. 2. § 1. Neben der Freiheitsstrafe kann das Gericht auch eine Geldstrafe und als Nebenstrafen den Verlust der öffentlichen und der bürgerlichen Ehrenrechte sowie Einziehung des gesamten Vermögens oder eines Teils desselben verhängen. Außerdem kann das Gericht auch die Veröffentlichung des Urteils in Zeitungen auf Kosten des Verurteilten anordnen.
§ 2. Das eingezogene Vermögen geht in das Eigentum des Staates über. ...
Art. 6. § 1. Für die Rechtsprechung ... sind die Sonderstrafgerichte zuständig. ...
§ 2. ... Gegen die Beschlüsse des Gerichts sind keinerlei Rechtsmittel zulässig. ...
Art. 17. ... § 3. Gleichzeitig mit der Anklageerhebung ordnet der Staatsanwalt die vorläufige Festnahme des im Internierungslager festgehaltenen Verdächtigen an. ...
§ 4. Falls bis zum 31. März 1948 keine Anklage erhoben wird, ordnet der Staatsanwalt die Entlassung aus dem Internierungslager an. ...<<
Die polnische Regierung beschließt am 13. September 1946 das Dekret über die Ausscheidung von Personen deutscher Nationalität aus der polnischen Gesellschaft (x003/293): >>... Art. 1. 1. Personen, die nach Vollendung des 18. Lebensjahres durch ihr Verhalten ihre deutsche nationale Besonderheit bekundet haben, wird die polnische Staatsbürgerschaft entzogen. ...<<
Da die Polen inzwischen längst die billige Arbeitskraft der Deutschen schätzen gelernt haben, wird die Ausführung dieses Gesetzes verzögert bzw. zunächst oft nur auf die arbeitsunfähigen Deutschen angewendet.
Die polnische Regierung beschließt am 17. Oktober 1946 ein Dekret über die Aufhebung der Sonderstrafgerichte (x003/298): >>... Art. 1. Die durch das Dekret vom 12. September 1944 über die Errichtung von Sonderstrafgerichten für die Taten der faschistisch-hitleristischen Verbrecher eingeführten Sonderstrafgerichte werden aufgehoben. ...<<
Der Minister für Justiz veröffentlicht am 11. Dezember 1946 eine Bekanntmachung über die Strafzumessung für faschistisch-hitleristische Verbrecher, die der Tötung und der Mißhandlung von Zivilpersonen und Kriegsgefangenen schuldig sind, sowie für Verräter des polnischen Volkes (x003/349-351): >>... Art. 1. Wer in Zusammenarbeit mit den Behörden des deutschen Staates oder eines mit ihm verbündeten Staates:
1. an der Tötung von Zivilpersonen, Militärpersonen oder Kriegsgefangenen teilgenommen hat,
2. durch Anzeige oder Festnahmen Personen, die aus politischen, nationalen, religiösen oder rassischen Gründen von den Behörden gesucht oder verfolgt wurden, Schaden zugefügt hat, wird mit dem Tode bestraft. ...
Art. 4. § 1. Wer in einer verbrecherischen Organisation tätig war, ... wird mit Gefängnis nicht unter 3 Jahren oder lebenslänglichem Gefängnis oder mit dem Tode bestraft.
§ 2. Als verbrecherische Organisationen im Sinne des § 1 gelten Gruppen und Organisationen:
a) welche Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit bezwecken,

b) welche, obwohl sie andere Ziele haben, die Verwirklichung dieser Ziele durch die Verübung der in Punkt a) genannten Verbrechen erstreben.
§ 3. Als verbrecherisch gilt insbesondere die Tätigkeit:
a) in der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) in allen leitenden Positionen,
b) in den Schutzstaffeln (SS),
c) in der Geheimen Staatspolizei (Gestapo),
d) im Sicherheitsdienst (SD). ...
Art. 7. Im Falle der Verurteilung für eine der in diesem Dekret bezeichneten Straftaten spricht das Gericht aus:
a) den Verlust der öffentlichen Rechte und der bürgerlichen Ehrenrechte,
b) die Einziehung des gesamten Vermögens des Verurteilten. ...<<
Nach dem Vorbild der Nürnberger Prozesse wird in diesem Dekret auch die Mitgliedschaft in bestimmten verbrecherischen Organisationen (SS, Gestapo, SD, NSDAP in leitenden Positionen) als strafwürdiger Tatbestand eingestuft (x003/XIV).
Der Minister für Justiz beschließt am 10. April 1947 eine Verordnung über das Verfahren des Ausschlusses von Personen deutscher Nationalität aus der polnischen Volksgemeinschaft (x003/373-376): >> ... § 6. Zur Stellung eines Antrags auf Entziehung der polnischen Staatsbürgerschaft, auf Aussiedlung aus dem Staatsgebiet und Einziehung des Vermögens sind die Kreis-, Stadt- und Wojewodschaftsämter für öffentliche Sicherheit zuständig. ...
§ 11. 1. Die Anordnungen und Entscheidungen über die Beschlagnahme und Einziehung des Vermögens einer Person, der die Staatsbürgerschaft entzogen wurde, werden von den im Dekret - vom 8. März 1946 über das verlassene und ehemals deutsche Vermögen – vorgesehenen Bezirks-Liquidationsämtern ausgeführt, welche für die Orte zuständig sind, in denen sich das zu beschlagnahmende oder einzuziehende Vermögen befindet. ...
§ 12. 1. Auf die Einziehung finden die Vorschriften des Dekrets über das verlassene und ehemals deutsche Vermögen entsprechend Anwendung.
2. Ausgenommen von der Beschlagnahme und Entziehung sind notwendige Gegenstände des persönlichen Gebrauchs.
3. Die allgemeine Verwaltungsbehörde (der) I. Instanz ordnet die Beschlagnahme des von der Einziehung bedrohten Vermögens von Amts wegen oder auf Antrag an.
4. Die Beschlagnahme kann schon während der Ermittlung auf Antrag eines Organs der Öffentlichen Sicherheit erfolgen, das in diesem Antrag die Umstände, welche die Entziehung der Staatsbürgerschaft begründen, darlegen und die Befürchtungen eines Verlustes des Vermögens wahrscheinlich machen muß. ...
§ 15. Im Urteil müssen ausführlich alle Umstände, welche die Entziehung der Staatsbürgerschaft begründen, sowie die Entscheidung über die minderjährigen Kinder und den Ehegatten der Person, die die Staatsbürgerschaft aberkannt wird, sowie über ihr Vermögen aufgeführt sein. ...
§ 21. Von der Rechtskraft der die Entziehung der Staatsbürgerschaft und die Aussiedlung aus dem Staatsgebiet aussprechenden Entscheidung ist das Amt für Öffentliche Sicherheit zu benachrichtigen, das den Antrag gestellt hat.
§ 22. Die Entscheidung über die Aussiedlung aus dem Staatsgebiet führen die Organe der Öffentlichen Sicherheit auf Anordnung der allgemeinen Verwaltungsbehörde (der) I. Instanz oder des Staatsanwalts aus. Die Aussiedlung erfolgt durch zwangsweise Beförderung bis zur Staatsgrenze.
§ 23. Die Organe der Öffentlichen Sicherheit, die die Aussiedlung durchführen, können die Person, der die polnische Staatsbürgerschaft entzogen wurde, bis zum Zeitpunkt der Aussiedlung internieren.

§ 24. Die ausgesiedelten Personen sind berechtigt, die für den persönlichen Gebrauch notwendigen Gegenstände sowie Verpflegung für die Zeit der Reise mitzunehmen. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im polnisch verwalteten Reichsgau Wartheland

Verhältnisse in den Internierungslagern Thalrode und Potulice von September 1947 bis Juni 1949

Erlebnisbericht des Landwirts August M. aus dem Kreis Hohensalza im Reichsgau Wartheland (x002/536-537): >>Thalrode: ... Hier leisteten sich die Polen aus reiner Schikane im September 1947 eine ganz besondere Gemeinheit: Ohne daß wir verlaust waren, wurden Männern, Frauen und Kindern die Haare abgeschoren, was die Polen zu gemeinsten Verhöhnungen reizte.

Da die Belegschaft von Thalrode zum Lager Potulice gehörte, kamen wir ... nach Beendigung der Hauptarbeiten am 7. Januar 1949 in dieses berüchtigte Vernichtungslager. Die Familie wurde sofort getrennt: Männer, Frauen, Kinder. Jeder Versuch, sich zu treffen, war strengstens untersagt und fast unmöglich.

Während Männer und Frauen arbeiten mußten, wurden die Kinder mit Lächerlichkeiten, wie Exerzieren, polnische Lieder lernen usw. schikaniert.

Die Lagerstärke betrug noch 1949 ca. 6.000 Menschen, darunter waren 137 Wehrmachtsangehörige, die aber besser behandelt und verpflegt wurden.

Wie uns ältere Insassen erzählten, war die Behandlung bereits wesentlich besser geworden. Wir sahen die langen Massengräber! Wir erlebten aber noch 1949 die mit Wasser gefüllten Bunker, in die man die Unglücklichen 3 bis 7 Tage lang bis an die Knie ins Wasser stellte. Wir sahen, wie Verurteilte ohne Decke, nur in Hemd und Unterhose in andere trockene Betonbunker gesperrt wurden. Wir erlebten auch noch Prügelstrafen! ...

Am 4. Februar 1949 wurden meine Frau und Tochter zur Arbeit abkommandiert. Meine Frau kam in ein Kalkwerk, während meine Tochter sehr schwere körperliche Arbeit bei einem polnischen Bauern leisten mußte, der auch bei Krankheit keine Rücksicht kannte. ...

Am 3. Juni 1949 erfolgte dann endlich unsere Entlassung und Ausweisung. Es blieben damals noch ca. 7.000 Menschen im Lager zurück. Unser 1.500 Personen umfassender Transport - es war der 12. von 17 Transporten - verließ mit 54 Waggons zu je 32 Menschen ... bei guter Verpflegung diese Hölle.<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Langenau und Potulice von Juni 1945 bis September 1947

Erlebnisbericht der Krankenschwester A. O. aus Hohensalza in Posen (x002/539-540): >>Im Juni wurde das Lager Hohensalza aufgelöst und die Insassen nach dem Lager Langenau gebracht. Dort war die Behandlung weniger streng, aber grausam herrschten Typhus und andere Krankheiten unter den von Hunger und seelischen Leiden geschwächten Gefangenen.

Die letzte Zeit meiner Gefangenschaft (Februar bis September 1947) war ich im Zentrallager Potulice. ... Bei der Einlieferung bekamen alle Glatzen geschoren. Die Behandlung war äußerst streng, die Strafen sehr gefürchtet. Tagelanges nacktes Stehen in enger Bunkerzelle in kaltem Chlorwasser war wohl das Schlimmste.

Der ... Chefarzt war die treibende Kraft und sehr gefürchtet. Ich arbeitete in der Quarantäneabteilung der Frauen und sah viele qualvolle Leiden, besonders der Alten. Manche ... alte Frau bis 90 Jahre mußte im Winter bei tagsüber immer offenen Fenstern, ohne Mantel und Kopftuch, den ganzen Tag über sitzen oder stehen. Liegen durften sie nur in der Krankenstube, eine dünne Decke über den Brettern. ... Auf den harten Brettern zu liegen, war nicht nur für die alten Menschen eine Marter. Dazu (kam) die Kälte und die dauernde Angst vor dem Erscheinen des Chefarztes.

Die Überwachung des Gesundheitszustandes der Gefangenen überließ der Chefarzt den inter-

nierten deutschen Ärzten. (Der Chefarzt) war ... wegen seiner harten Strafen gefürchtet. Wurde im Winter ein Fenster geschlossen angetroffen, dann suchte er sich eine Frau oder 2 Frauen aus, die mit entblößten hochgehobenen Armen bis zu 8 Stunden in Hockstellung im Waschraum verbringen mußten.
Für andere Vergehen wurde auf dem Zementboden des langen Korridors eimerweise kaltes Wasser ausgegossen, und die Bestraften mußten mit einem Lappen das Wasser aufnehmen. (Sie mußten) dabei mit nackten Füßen, auf den Knien rutschend, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, diese Arbeit verrichten. Wenn die Knie nach einigen Tagen wund und eitrig waren und sich Fieber einstellte, habe ich diese Frauen gepflegt. Nach der Genesung ging die Strafe oft weiter. Alle diese Quälereien und Grausamkeiten standen unter der persönlichen Kontrolle des Chefarztes. ...<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Pakosc und Landsberg von April 1945 bis Juni 1948

Erlebnisbericht der G. W. aus dem Kreis Mogilno in Posen (x002/545-550): >>Die Wirtschaft meiner Eltern wurde von Polen übernommen. Wir bekamen nur eine Stube und mußten arbeiten gehen, um nicht zu verhungern. Russen und polnische Miliz belästigten uns täglich. Wir wurden um unsere Sachen und Wäsche erleichtert und behielten gerade die Kleidung, die wir trugen.
Im April 1945 wurden alle deutschen Männer von 14 bis 60 Jahren ... in das Gefängnis nach Tremessen gebracht, ebenso mein Vater. ... Von dort kam mein Vater ins Lager Pakosc bei Hohensalza. Auch ich, Mutter, Großmutter und 2 Schwestern (kamen in dieses Lager). Es war ein Arbeitslager mit fast 1.000 Menschen. ...
Arbeiten mußten wir sehr schwer, alle, ob jung, krank oder gesund. Geld, Seife, Nähzeug und Bekleidung bekamen wir nicht. Das Essen war sehr schlecht. Morgens und abends gab es schwarzen Kaffee, außerdem täglich 200 g Brot und mittags Graupen- oder Erbsensuppe ohne Fett; auch gab es wochenlang keine Kartoffeln, nur trockene Kartoffelschnitzel, welche früher für das Vieh verwendet wurden.
Die polnische Lagerpolizei war dauernd betrunken, so daß sie uns grundlos geschlagen hat. Viele Frauen wurden vergewaltigt und obendrein noch halb totgeschlagen. In den Nächten wurden wir aus dem Schlaf aufgeweckt, mußten vor ihnen in Hemden tanzen. ... Einige wurden auf den Lagerhof getrieben und mußten sich auf Kommando in die Regenpfützen auf- und niederlegen. ... Wer sich weigerte, der wurde mit dem Gummiknüppel oder Gewehrkolben geschlagen.
Wenn wir zur Arbeit gingen, dann wurden wir von der polnischen Bevölkerung ... oft sogar angespuckt oder geschlagen, sogar die Kinder haben uns verhöhnt. Da wir ... unschuldig waren, haben wir unseren Stolz behalten und alles demütig ertragen. Wir wußten, daß diejenigen, die uns so mißhandelten und verhöhnten auch mal die gerechte Strafe empfangen würden.
Im Lager sind sehr viele Menschen gestorben, teils verhungert, andere wurden erst halb totgeschlagen, dann hieß es, sie wären so verstorben.
Andere erkrankten, und da sich kein Arzt um uns kümmerte und wir auch nicht zu einem Arzt gehen durften, – denn Geld zum Bezahlen hatten wir ja nicht, und die Lagerleitung gab uns außerdem auch keinen Freischein -, so mußten eben viele sterben. ... Särge bekamen die Toten nicht, auch keine Bestattung vom Pfarrer.
Man wollte uns Müttern die Kinder wegnehmen. Wir setzten uns alle zur Wehr, da ließen sie von uns ab, um zu beratschlagen. Nun mußten ... alle Männer, Frauen und Mädchen heraustreten - wer nicht wollte, bekam Schläge. Wir mußten dann gleich auf die bereitstehenden LKW steigen und fuhren ohne Kinder und ohne jegliches Gepäck los. ...
Diesen Tag werde ich ... nicht vergessen. ... Die Kinder blieben allein zurück. Verschiedene

hatten einen alten Großvater oder eine alte Großmutter, die anderen Kinder mußten eben bei Fremden bleiben. Und das waren meistens alte, hilflose Menschen, die selbst der Hilfe bedurften.
Die Lastkraftwagen fuhren mit den Menschen auf Güter, die hinter der Stadt Posen lagen. Dort wurden sie verteilt und mußten bei schlechter Kost und ohne Bezahlung schwer arbeiten. Kleidung, Wasch- und Nähzeug bekamen sie nicht. ...
Das Lager Pakosc wurde aufgelöst. Wir wurden dann wieder auf Güter und Bauernhöfe verteilt und unterstanden dem Lager Gronowo bei Lissa. Ich kam mit meinen Eltern nach Althof auf ein staatliches Gut. Dort mußten wir auch wieder ohne Bezahlung arbeiten. Unsere Verpflegung bestand aus 200 g Brot täglich und 100 g Schrotmehl, 100 g Grütze, 5 g Salz und einem Korb mit 20 Pfund Kartoffeln pro Woche. Meine 83jährige Großmutter und mein kleiner Sohn erhielten nichts. Fett, Fleisch, Milch oder Zucker bekamen wir nie. ...
Ich habe für eine polnische Familie gestrickt und mit meinem Vater ... bei Polen Holz gehackt, um ein bißchen Milch, natürlich Magermilch, und etwas Zucker für das Kind zu bekommen. Wir waren als einzige Deutsche dort. Auch im weiteren Umkreis waren keine Deutschen, mit denen man ein deutsches Wort sprechen konnte. Wir fühlten uns sehr einsam und verlassen.
Im Frühjahr 1947 kamen wir nach Gernrode zu einem Bauern. Dort bekam ich (für meine Arbeitsleistung) erstmalig etwas Geld, konnte somit wenigstens etwas Zucker, Milch und Nährmittel für mein Kind kaufen.
In gewissen Abständen mußten wir uns immer bei der Polizei melden, wurden aufgeschrieben, und man mußte so allerlei Fragen beantworten. Man tröstete uns immer wieder und sagte: Bald könnten wir nach Hause fahren. Aber alles waren nur Parolen.
Im Oktober 1947 kam ein Polizist und ich mußte mich in seiner Gegenwart in einer halben Stunde mit dem Kind fertigmachen. Er sagte mir, ich käme jetzt mit einem Transport zu meinem Mann. Ich hatte gerade vor einer Stunde Post von meinem Mann aus England erhalten. Er schrieb, daß er jetzt nach Deutschland kommen würde. Es war für mich sehr schwer, meine Eltern so ganz allein unter den Polen zurückzulassen, denn es war weit und breit kein Deutscher da; aber trotzdem freute ich mich, endlich zu meinem Mann zu dürfen. Ich wollte dann mein Möglichstes tun, um meine Eltern nachzuholen.
Ich kam unter Bewachung bis nach Grünberg in Schlesien. Dort waren bereits über 1.000 Menschen, Wehrmachtsangehörige, Angehörige des Reichsarbeitsdienstes (RAD) und der HJ, alte Männer, Frauen und Kinder. Die Zollbeamten kontrollierten unser bißchen Gepäck, und nahmen uns noch wertvolle Sachen und Gegenstände weg. Wir wurden dann gegen Typhus geimpft, ... in Listen aufgeschrieben, in Gruppen und nach Waggonnummern aufgeteilt. Jedenfalls machte man allerhand mit uns, (um uns in Bewegung zu halten). Auf einmal wurde alles ruhig.
Wir lagen danach 14 Tage in einem großen kaputten Fabrikgebäude und mußten in der Stadt arbeiten. Mit der Verpflegung ging es einigermaßen.
Am 6. November wurden wir in Waggons verladen. Keiner wußte, wohin es ging. Wir fuhren abends los und waren am nächsten Tag in Landsberg/Warthe. Dort standen schon LKW mit polnischen Soldaten und Polizisten, die uns gleich mit Schimpfworten empfingen. Dann ging es nach den ehemaligen deutschen Kasernen, die außerhalb der Stadt lagen. Die Behandlung war ganz schlecht, die Verpflegung reichte nicht zum Sterben und nicht zum Leben. Wochenlang (gab es) keine Kartoffeln. Entweder (erhielten wir) nur Steckrüben oder Mohrrüben mit Wasser ... - alles ohne Fett - und 200 g Brot täglich. Die Kinder bekamen keinen Tropfen Milch.
Jeder mußte zur Arbeit, ob jung oder alt, sogar über 70jährige. Wir mußten jeden Tag, trotz Regen oder Schnee, in die Stadt marschieren, immer von etlichen Milizionären mit Karabi-

nern begleitet. Dort mußten wir Aufräumungsarbeiten verrichten. ... Krank durfte niemand sein. Die Alten und Kinder mußten Lagerarbeiten verrichten, oftmals ... bis 22.00 Uhr, auch am Sonntag.
Waschmittel gab es nicht. Die Unterbringung war sehr unsauber und unhygienisch. Wir lagen nur auf etwas Stroh, welches die ganze Zeit über nicht erneuert wurde. Männer, Frauen und Kinder hausten alle in einem Raum. Waschgelegenheit gab es keine. Wer nicht selbst auf Sauberkeit achtete, der verdreckte und verlauste einfach.
Durch die Kälte und Feuchtigkeit erkrankten die Kinder an Masern und Lungenentzündung. Sie sind ohne jegliche ärztliche Hilfe und ohne bessere Verpflegung gestorben. Andere erkrankten an Tbc. ... Sehr viele ältere Menschen starben einfach an Unterernährung.
Mein Kind bekam erst Masern und dann Lungenentzündung. Es hatte immer über 40 Grad Fieber. Kein Arzt kam. Man konnte dem kranken Kind keine Linderung verschaffen. Ich mußte trotzdem immer zur Arbeit. Ich hatte das Kind schon aufgegeben und mich damit abgefunden, mein Kind irgendwann tot zu finden. Aber unser Herrgott stand mir zur Seite. Mit seiner Hilfe wurde das Kind wieder gesund. Es war natürlich sehr schwach und elend, konnte auch nicht mehr laufen und mußte das Laufen ganz langsam wieder lernen. Die Schwerkranken und schwachen Kinder bekamen keine bessere Verpflegung, sondern auch nur ... Wassersuppe und Schwarzbrot. Manchmal waren wir alle der Verzweiflung nahe. ...
Die Schikanen wurden immer schlimmer. Wir wurden durch die schlechte Ernährung immer elender und kraftloser. Wenn man wirklich nicht mehr konnte und sich während der Arbeit einen Moment aufrichtete, um etwas zu verschnaufen, so wurde man gleich aufgeschrieben. Wenn wir abends zurückkehrten, so wurden diejenigen gleich bei der Zählung herausgeholt und kamen in den Kohlenkeller. Dort mußten sie eine Nacht oder auch mehrere Nächte zubringen. Morgens mußten sie wieder mit zur Arbeit, ungewaschen und ohne Essen. Abends ging es gleich wieder in den Kohlenkeller, bis sie ihre Strafe abgesessen hatten.
(Im Kohlenkeller gab) es keine Sitz- oder Schlafgelegenheit. Man mußte sich direkt auf die Kohlen setzen oder legen. Es war im Keller außerdem sehr kalt, und wir bekamen keine Decke, noch durften die Angehörigen etwas bringen. ...
Ein junger Transport- und Kolonnenführer ... meldete alle und trieb uns bei der Arbeit an. Er jagte alle zum Antreten heraus. Es war ihm völlig egal, ob sie ganz alt, krank oder kleine Kinder waren. Mein 3jähriges Kind mußte auch schon mit allen anderen antreten.
Ich bin durch all die schweren Jahre sehr vergeßlich geworden und mit meinen Nerven vollkommen runter. Ich wog bei meiner Ankunft im Westen nur noch 72 Pfund, früher hatte ich 100 bis 110 Pfund gewogen. Ich habe mich schwer von allem erholt und wog erst im Jahre 1952 wieder 100 Pfund. Auch mein Kind ist für sein Alter zu klein, zu schwach und sehr zart, aber sonst - Gott sei Dank - gesund.
Wir wurden damals einfach verkauft und kamen als billige Arbeitskräfte nach Landsberg. Einige Lagerinsassen schrieben an ihre Angehörigen nach Deutschland. Diese hatten sich an die zuständigen polnischen Stellen gewandt und direkt an das Ministerium nach Warschau geschrieben. Das Ministerium in Warschau wußte gar nichts von den dort bestehenden Lagern.
Im Mai kam eine Kommission und besichtigte alles. Sie haben auch einzelne Personen befragt, wie denn die Behandlung sei und woher sie stammten. Wo die Angehörigen wären und ob wir auch nach Deutschland fahren wollten.
Es dauerte auch gar nicht mehr lange, bis auch die Personen, welche außerhalb des Lagers auf Gütern, bei polnischen Bauern und im Walde arbeiteten, wieder ins Lager zurückkamen.
Dann kam eine Kommission und stellte uns allerhand Fragen. Wir mußten Formulare unterschreiben, daß wir deutsche Staatsangehörige sind, Angehörige im Reich haben, den polnischen Staat verlassen wollen und an ihn keine Forderungen und Ansprüche stellen. Es sind noch etliche Personen zurückgeblieben. Man versprach ihnen, ihr Eigentum zurückzugeben

und die gleichen Rechte wie den polnischen Staatsbürgern einzuräumen, wenn sie für Polen optieren.
Am 19. Juni 1948 sind wir dann mit einem Transportzug aus Landsberg abgefahren und kamen über Forst am 25. Juni in Görlitz an. Unterwegs mußten wir vor Reppen 3 Tage auf freier Strecke liegen. Man wollte uns nicht weiter lassen. Russische und polnische Kommissionen kontrollierten ständig den Transport. Dauernd wurden Verhandlungen geführt. ...
Schließlich wurden noch ungefähr 50 Personen ausgesucht, welche zurückbleiben mußten. Es waren einige alte Frauen und Männer, die man bereits im Altersheim untergebracht hatte, weil sie keine Angehörigen mehr in Polen hatten. Sie hatten sich schon auf ein Wiedersehen mit ihren Angehörigen (im Westen) gefreut. ... Einige Familien mit arbeitsfähigen Personen mußten ebenfalls zurückbleiben. Alles Flehen und Bitten half nichts, man ließ sie nicht ausreisen. (Ich) habe nie mehr etwas von ihnen gehört. ...
Die Verhältnisse in Polen waren in den letzten Jahren sehr schlecht. Die Vorräte der Deutschen waren längst verbraucht, und die Polen hatten vielfach keine Lust zur Arbeit. Die Felder lagen brach und wurden nicht bestellt. Besonders trübe und öde sah es in der Nähe der Oder-Neiße-Linie aus. In Landsberg und Umgebung, ebenso in Schlesien und Pommern siedelten meistens Polen aus den Bug- und hinteren Weichsel-Gebieten. Fast alle Wirtschaften hatte man ausgeplündert. ... Viele Bewohner hatten kein Vieh. Sie lebten sehr ärmlich und hatten kein Interesse, etwas anzubauen. Sie sagten, es wäre nicht ihre Heimat, und sie wollten wieder nach Haus (nach Ostpolen).
Es wurde auch nichts ausgebessert oder aufgebaut. Die Ziegelsteine und Holzbalken, welche wir in Landsberg aussortiert hatten, kamen nach Warschau zum Aufbau der Stadt. Auch fast unbeschädigte Häuser wurden nicht repariert, sondern vollkommen abgerissen. In vielen Orten wurden damals Kolchosen eingerichtet. Die nichtkommunistischen Polen waren sehr verbittert.<<

Inhaftierung durch polnische Miliz und Zwangsarbeit im Frontgebiet, Rückkehr im März 1945

Erlebnisbericht der Hilde S. aus Sliwno, Kreis Grätz in Posen (x002/556-558): >>Am 18. Februar 1945 hieß es, in zwei Stunden geht es zum Einsatz, für zwei Wochen Verpflegung und Decken sind mitzunehmen. Mit Gutswagen wurden wir nach Kuschlin gebracht. Die meisten zurückgebliebenen Deutschen aus den umliegenden Ortschaften waren dort. Zu Fuß ging es ... weiter nach Neutomischel. Männer von über 70 Jahren und Jungen von 14 Jahren waren dabei. ...
Es ist unmöglich, die drei Schreckensnächte zu schildern, die wir Frauen in Neutomischel erlebten. Dort war die polnische Miliz schlimmer als die Russen. Ein russischer Major ... sorgte nach Mitternacht für etwas Ruhe. Es war grauenhaft, wie man uns Frauen mit vorgehaltener Pistole und erhobenem Gewehrkolben bedrohte und hinauszerrte ...
Nach drei Tagen ... wurden wir morgens um 5 Uhr zur Bahn gebracht. ... Wir wurden bis Topper transportiert und mußten dort unmittelbar hinter der Front die Bahnstrecke auf die breitere russische Spur umbauen. Es waren mehr als 200 Frauen, Mädchen und einige Männer, die dort arbeiteten. ...
Nachdem wir ungefähr zwei Wochen zwischen Topper und Reppen gearbeitet (hatten) und niemand mehr etwas zu essen hatte, wurden wir von russischen Soldaten zu Fuß nach Zielenzig gebracht. Dort hieß es, wir sind entlassen und können nach Haus, aber das war ja der Schrecken, ohne Papiere im Frontgebiet, jeder konnte uns festhalten, mitnehmen oder totschlagen, wir waren ja Freiwild. ...
Wie sah diese Gegend Anfang März 1945 schon aus. Überall umherliegende Leichen und Viehkadaver, kein lebendes Vieh (war) mehr zu finden, alles abgeschlachtet oder in den Stäl-

len ... vor Hunger verendet. Die zurückgebliebenen Menschen hungerten ebenfalls. ...
Täglich 30-40 Kilometer, das war das äußerste, was wir mit unseren wundgelaufenen Füßen schafften. ... Leider machten wir dann ... bei Neutomischel ... dieselben bösen Erfahrungen mit der dortigen polnischen Miliz wie zuvor. ... Aus jenen Tagen über Namen und Verbleib seiner Mitmenschen zu berichten, wird wohl in nur wenigen Fällen möglich sein, denn jeder lief um sein eigenes nacktes Leben ...
Anfang Juli hatten die Deutschen ... ein schreckliches Erlebnis. Im Wald von Bytin waren 1939 in einem Massengrab die Polen beerdigt worden, die ... (SS-Einheiten) 1939 in Posen abgeurteilt und erschossen hatten. Diese Gräber wurden freigelegt, und die Skeletts mußten von den Deutschen mit bloßen Händen gesäubert werden. Bei Sonnenbrand, ... unter Schlägen, von denen selbst über 70jährige Frauen nicht verschont blieben, quälte man die Menschen. Erst als sich ein katholischer Geistlicher einsetzte, ließen die Mißhandlungen etwas nach. ...
Nach dem ersten Arbeitstag hat es Deutsche gegeben, die sich erhängten, damit sie nicht ... (noch einmal Leichen umbetten mußten). ...<<

Verhältnisse in Posen von Juli bis August 1945
Erlebnisbericht der E. L. aus der Stadt Posen (x002/567-574): >>Inzwischen waren wir in die Eichendorffstraße umgezogen, ... weil wir es in dem bisherigen Keller vor Quälereien nicht mehr aushalten konnten. Diese Unterkunft erhielten wir mit Hilfe meines polnischen Arbeitgebers. Hinunter führte eine klapprige Stiege. ... Es gab dort sogar einen Küchenraum mit einem elenden Herd. Alles war wieder schwarz und schmutzig, aber die Fenster waren etwas größer als im ersten Keller. Hierher schleppten wir unsere Habe, die wir inzwischen zusammengestohlen hatten, wie alte Stühle, Strohsäcke, Tische und einen Kleiderschrank.
Hinzu kamen noch einige andere Deutsche, die keine richtige Bleibe hatten. Darunter war ein früherer Bekannter, mit dem ich früher dienstlich zu tun hatte, den ich in einem anderen Keller entdeckte. ... Er zog ... in unseren Keller und organisierte allerhand, Bretter zum Feuern usw. Er war bei uns untergekrochen, weil er seine Uniform, wie so viele andere Soldaten, mit Zivilsachen vertauscht hatte. Sie waren ... immer in Furcht, eines Tages doch entdeckt zu werden.
Aber auch in diesem Keller hatten wir keine Ruhe vor Untersuchungen und Kontrollen der Miliz und der Russen. Sie schlugen nachts mit den Kolben an die Türen und schlichen mit Taschenlampen an den Fenstern vorbei. Mitunter setzten sich diese Kontrollen im Keller fest, hielten sich dort mehrere Stunden auf, tranken und rauchten und störten sich nicht daran, daß wir schlafen wollten, da wir am anderen Tage schwer arbeiten mußten.
Sogar einen Strohsack nannte ich jetzt mein eigen. Unser neuer Hausgast hatte mir diesen vermittelt. Mutter ging mit meiner Kusine zu einer Mauer, über die an einer bestimmten Stelle dieser Strohsack fiel, der von den Russen stammte. Es hieß nunmehr: "Ich schlafe wie das Jesuskind 'auf Heu und Stroh'" – man war also königlich gebettet.
Aus einem Müllhaufen auf dem Hof hatte Mutter eine verrostete Bratpfanne ausgebuddelt, auch Ofenringe fanden wir, so war unsere Feuerstelle bald vollkommen. Nun konnten wir auch Wasser wärmen, und wenn man so sagen will, Wäsche waschen. Diese Wäsche hing dann an Stricken über uns.
Inzwischen hatte ich auch erreicht, daß Mutter von der Arbeit befreit wurde. Der nunmehrige Kommandant der Miliz, der Mutter und mir irgendwie wohlgesinnt war, was er aber nicht offen zeigen konnte, fing an, uns zu unterstützen. Ab und zu hatte er die Mutter wieder nach Hause geschickt und mich auch nicht mehr zu besonders schwerer Arbeit eingeteilt. Er vermittelte eine Verbindung zum Arzt des Arbeitsamtes. Wir mußten allerdings Stunden und Tage warten, bis wir dran waren, da erst die Polen abgefertigt wurden. ...

Meine Mutter erhielt die Arbeitsbefreiung. Einige Male erschien noch Miliz und wollte sie zur Arbeit holen, aber ihre Bescheinigung galt dann doch. Sie blieb nun im Keller und stopfte Strümpfe für eine polnische Familie, von der wir einige Lebensmittel erhielten. Sie mußte aber über jeden Faden Stopfgarn Rechenschaft ablegen.
Eines Tages mußte ich mit einer Polin gehen, die ein Dienstmädchen suchte. Zu Hause angekommen, herrschte sie mich gründlich an und fing an, mich zu jagen. Ich sollte mit einem Eimer Wasser erst einen Ofen und anschließend ein weißes Bett säubern. Als ich nur dazu meinte, daß ich es umgekehrt machen wollte, herrschte sie mich an und legte es als Arbeitsverweigerung aus. Sie schlug mir ins Gesicht. Zurückschlagen oder verantworten durfte ich mich nicht. Ich ballte die Hände in meinen Hosentaschen zu Fäusten, mein Blick sagte ihr wohl genug.
Sie schlug sinnlos auf mich ein und schleppte mich zur Miliz, wo sie im Zimmer des Kommandanten verschwand und sich laut schreiend über die unfolgsame Deutsche beschwerte. Die Tür ging auf, und ich wurde mit meinem Bündel in der Hand vorgeführt. Ich sah den Kommandanten vor mir, der nur sagte: "Sie? Was höre ich von ihnen!" Ich verstand noch, wie er zu der Polin sagte, ... er könnte sich so etwas von mir nicht denken. Aber er mußte der Polin recht geben und versprach, mich zu bestrafen. Sie rief beim Hinausgehen noch: "Der Stolz muß dieser Deutschen ausgetrieben werden!"
Noch am gleichen Tage erhielt ich einen Posten als Dienstmädchen bei dem Leiter der polnischen Handelskammer. Auch hier wurde ich nicht freundlich empfangen. Es waren Riesenräume, die ich zu säubern hatte. Der Haushalt umfaßte 10 Personen. Morgens mußte ich zeitig an der Arbeitsstelle sein. Ich wurde den ganzen Tag gejagt. Es hieß immer nur "schnell, schnell".
Ich mußte Arbeiten verrichten, die ich meinen früheren Hausmädchen nie zugemutet hätte. ... Ich mußte kniend die Fußböden Strich für Strich abreiben und abwaschen. Ich mußte das Wasser straßenweit heranschleppen, weil die Wasserleitungen nicht in Ordnung waren, fast täglich Teppiche klopfen, das Essen kochen, abwaschen und die schwere Wäsche waschen – eine Arbeit, die ich in der Form nicht gewohnt war; denn es waren immerhin 4 Männer im Haushalt.
Wenn ich noch an die vielen Oberhemden und die Bettwäsche denke, graust es mich noch heute. Neben der Waschwanne stand die rauchende Polin und schimpfte, riß mir auch mal ein Stück aus der Hand, weil ich es nicht so handhabte, wie sie es wollte. Es war ein Martyrium. Tagsüber hielt ich stand, aber wenn ich abends die Treppe hinunterging, fingen die Tränen an zu rollen. ...
Mutter wartete oft in der Nähe meiner Arbeitsstelle, um mich nach Hause zu begleiten. Sie trug stets eine Tasche bei sich, in der sie Holz und alles Verwendbare sammelte.
Auf dem Hof der Handelskammer waren Russen mit ihren Pferden untergebracht. Es waren einfache Soldaten. Sie kamen mir entgegen und fragten: "Warum weinst Du, Frau?" Ich sagte, daß die Polen schlecht zu mir seien. Sie trösteten mich, indem sie mir irgend etwas, eine Kohlrübe von ihren Pferden oder ein Stück Brot schenkten. Wenn sie mich kommen sahen, liefen sie mir oft entgegen, um mir zu erzählen, daß sie der Mutter schon etwas gegeben hätten. Ich fand dann in ihrer Tasche etwas gehacktes Holz oder ein großes Stück Kohle. usw.
Auf dem Hof arbeiteten auch Kriegsgefangene, die Holz hackten. Wir durften uns auch mit ihnen unterhalten und steckten uns gegenseitig Essen, Zigaretten oder Tabak zu. Namen wurden aber nicht ausgetauscht, dazu blieb ... keine Zeit. Sie wurden von den Russen gut mit Essen versorgt und kamen aus dem Lager Glowno. ...
Auch wenn ich außerordentlich schwer arbeiten mußte, war ich froh, daß ich bei diesen Polen reichlich zu essen bekam. Es wurde gut und fett gekocht. Morgens bekam ich gleich Frühstück in Form einer Mehlsuppe und Brot. Allmählich entdeckte die Polin aber doch, daß ich

eine gewisse Geschicklichkeit besaß, und verwandte mich auch zu Stopf- und Näharbeiten, die ihr außerordentlich gefielen.
Sie hatte 2 Söhne, 15 und 16 Jahre alt, die sehr häßlich zu mir waren. Wenn nicht vor der Mutter, so ärgerten sie mich heimlich, wo sie konnten. Sie haßten die Deutschen in ihrer Jungenart. Sie beschmutzten ihre Oberhemden absichtlich mit Tinte und beschmierten sich. Sie ließen auch allerhand herumstehen, verstreuten Schuhe und Putzzeug in der Küche. Sie sollten für mich Holz hacken, taten es aber nicht. ... Die Burschen warfen mir auch ungezogene Bemerkungen und Blicke zu – dies alles mußte man über sich ergehen lassen. Ich durfte ihnen ja keine herunterhauen.
Es wurde unerträglich, so daß ich mich eines Tages bei der Mutter, d.h. meiner Arbeitgeberin beschwerte, die ihre Jungen danach ins Gebet nahm. Sie war eine sehr gläubige Katholikin und sah allmählich doch den Menschen in mir. Sie fing an, Gespräche mit mir zu führen, sprach auch deutsch, und eines Tages bat sie mich, meine Mutter mitzubringen, die für sie stricken und stopfen sollte.
Das war nun wieder ein Fortschritt. ... Mutter saß nun in der Küche im Erker und stopfte, nähte und half mir auch beim Abwaschen. Es kamen viele auswärtige Besucher, die zusätzlich Arbeit verursachten. Aber das nahmen wir hin, denn wir bekamen Essen, und in meinem Kochgeschirr, das mich immer begleitete, konnte ich den Rest aus den Töpfen mitnehmen. Ab und zu schenkte mir die Arbeitgeberin auch ein Brot.
Wir erhielten wohl Lebensmittelkarten, aber nur für Brot, alles andere wurde durchgestrichen. Es waren 4 Brote zu je 1.000 g im Monat. Während der Arbeit hatten wir auch Gelegenheit, uns in der Badestube zu säubern oder in der Waschküche auch mal das Haar zu waschen. Wir hatten doch keine Wäsche zum wechseln und trugen seit Wochen und Monaten, Tag und Nacht, dasselbe Zeug am Leibe. Meine Skihose, die ich immer trug, konnte ich inzwischen auch mal waschen und erhielt von der Polin ein altes Kleid, das mir kaum bis zum Knie reichte. Es war ein komischer Anblick, und oft dachte ich daran, wenn mich so meine alten Bekannten sehen würden.
... Wenn es Klöße gab, mußte ich für 10 Personen 140 bis 150 Piroggen (Pasteten) formen und kneten. ... Beim Kneten des Teiges aß ich mich schon satt. Mit der Zeit kochte ich dann auch reichlich, da ich wußte, daß ich das Übriggebliebene mitnehmen konnte.
Vieles mußten wir heimlich verzehren. Der Hunger war ja immer da und zu Hause hatten wir nichts. Zu kaufen gab es nichts, da wir über kein polnisches Geld verfügten. Ich bedauerte nur das Essen, das auf den Tellern blieb. Die Jungen taten es absichtlich, manschten im Essen herum, nur daß es nicht mitgenommen werden konnte.
In meinem Abwaschtisch stand unter dem Geschirr eine Tasse, in die ich schnell etwas Brühe tat, die es täglich gab. Ich stellte diese Tasse hinter das schmutzige Geschirr und trank die Brühe danach heimlich. Man wurde mit der Zeit gewitzt und fing an zu stehlen. Das mitgenommene Essen mußten wir aber irgendwo verzehren, da die anderen deutschen Mitbewohner im Keller gierig auf unser Essen schauten. In den Kellern besuchten wir uns immer noch heimlich. Man war in Ungewißheit, was überhaupt mit uns werden sollte. Wir glaubten immer noch an eine Hilfe der anderen Mächte. ...
In einem Raum des Kellers wohnte ein Baron von W. mit seiner Frau und seinem neugeborenen Kind. Oft traf ich den Baron am Waschfaß stehend und Kinderwäsche waschend. Es war ... eine Erholung, einmal andere Gespräche zu führen. ... Der Baron hatte die Sympathien des Kommandanten, dies mußten wir ausnutzen. Der Baron hatte noch Wertsachen retten können, so daß es bei ihm ab und zu ganz gut zu essen gab.
Wir mußten endlich aus diesen Verhältnissen raus, denn es wurde immer unerträglicher, und der Winter nahte. Ich bekam jetzt oft Nervenanfälle und stürzte mit den Rufen: "Ich kann nicht mehr", an Mutters Bett. Wir hielten uns umschlungen und hofften in irgendeiner Form

auf Gottes Hilfe. Wir hatten ja seit Monaten keine Verbindung mit unseren Angehörigen, die uns schon für umgekommen hielten. Es waren verzweifelte Stunden, die nicht zu schildern sind, immer wieder erlitt ich Ausbrüche der Verzweiflung, so daß man sich dem Wahnsinn nahe glaubte.
Sich auf die Straße zu begeben, war schrecklich. Die Deutschen waren schon an den Lumpen und am Ungepflegtsein zu erkennen. Wir konnten uns ansprechen, weil wir schon wußten, daß derjenige eben ein Deutscher war. Ich hatte Schuhe an den Füßen, aus denen die Zehen sahen. Mutter ging ebenso. Bei der täglichen Arbeit und beim Schlafen (hatten wir) immer das gleiche Zeug am Leibe.
Schließlich wurde ich eines Tages zum Kommandanten der Miliz bestellt. Der Kommandant fragte mich: "Wie laufen Sie denn rum?" Er ließ aus meiner ehemaligen Wohnung ein altes Kostüm und ein Kleid holen ... und gab mir diese Sachen am nächsten Tag. ...
Eines Tages schmuggelte ich mich mit Herrn Baron von W. wieder einmal in die Räume der Miliz. ... Wir stellten unsere Bitten und erhielten eine Bescheinigung mit einem russischen Stempel, auf der "Berechtigung zum Reisen" stand. Allerdings stand in der oberen linken Ekke des Scheines ein Hinweis: "Transport in ein Lager bei Bromberg" mit Nummernvergabe. ... Da das Datum oben und unten stand, schnitten wir später den Kopf des Zettels ab, so daß nur noch der Text vorhanden blieb und vom Lagertransport nichts mehr zu finden war. Mein polnischer Arbeitgeber gab mir ebenfalls eine Bescheinigung mit ... einem polnischen Stempel der Handelskammer.
Meine Arbeitgeber hatten Verständnis für unsere Lage, und sie versprachen, uns zu helfen. ... Es ging nun ... recht rasch. Wir verschwanden aus unserem Keller. ... Wir wurden noch mit Proviant ausgestattet, und eines Tages waren wir mit einigen Habseligkeiten, die wir in einem Sack trugen, auf dem Weg zum Bahnhof. Der Chauffeur meines ehemaligen Chefs brachte mich mit meiner Mutter zum Bahnhof, wo wir uns mit Baron von W., seiner Frau und seinem Kind und einer Lehrerin trafen. Er sollte uns eventuell durch die Sperre bringen, falls wir als Deutsche nicht durchgelassen werden sollten.
Ich sehe uns noch heute dort stehen und die Gelegenheit abwarten. Diese Gelegenheit ergab sich, als ein Streit mit Russen und dem Bahnbeamten anfing. Wir nutzten diese Gelegenheit aus, wiesen unsere russische Bescheinigung vor und waren mit Hilfe der Russen durch. Es fuhr aber kein Personenzug nach Westen. Es standen dort allerhand Güterzüge, die voller Menschen waren. ...
Wenn wir auch in Lumpen gingen, sah man uns doch sofort den Deutschen an. Schließlich fanden wir einen Zug, der nach Westen fahren sollte. Es wußte eigentlich keiner so richtig Bescheid, aber wir wagten es und kletterten mit dem Kinderwagen, in dem der Säugling lag, in eine Güterwagenlore. Es ging immer ruckweise vorwärts. So fuhren wir, immer von einem Zug auf einen anderen Zug kletternd, stückweise weiter und langten schließlich in Bentschen an. Hier war ein schreckliches Menschengewühl von Gefangenen, Polen, Frauen und Kindern. Unsere Habseligkeiten hatte man inzwischen auch schon gestohlen. Wenn man sich nur umdrehte, war das Bündel weg.
Hier bestand die Gefahr, durch Russen revidiert zu werden. Wir schmuggelten uns zwischen einige Polen und baten diese, uns vor den Russen zu verbergen, denn sie sortierten gerade alte und arbeitsfähige Kräfte.
Dort bestand die Gefahr, daß ich von meiner Mutter getrennt werden könnte. Es waren schreckliche ... Minuten. Mutter bekam Weinkrämpfe und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. Ich hielt ihr den Mund zu, um die Aufmerksamkeit von uns abzulenken. ...
Bei Tagesgrauen kletterten wir dann gemeinsam mit Baron von W., den wir vorübergehend aus den Augen verloren hatten, auf einen anderen Güterzug, der sich endlich in Bewegung setzte. Wir fuhren im August 1945 durch menschenleere Gegenden, durch ein Niemandsland

ohne Lebewesen. (Überall sahen wir) zerschossene Dörfer und Ruinen.
Es herrschte eine brennende Hitze. Der Zug, der als Kopfwagen einen Güterwagen besaß, hatte eine russische Besatzung. Das Kind des Barons von W. rettete uns vielleicht, denn die Russen kletterten während der Fahrt auf unseren Waggon und schauten in den Kinderwagen, den wir dort festgebunden hatten. Sie sahen sich unsere Bescheinigung an und taten uns nichts. Sie erlaubten sogar, daß wir die Milch für das Kind auf einem Ofen in ihrem Waggon aufwärmen durften. Auch Polen kletterten auf den Waggon, wenn wir irgendwo hielten. Dann zeigten wir unsere polnische Bescheinigung. Es war sehr aufregend, denn man wußte ja nie, ob man wieder zurück mußte.
Unterwegs hielt der Zug oft mehrere Stunden. Wir liefen dann los, um auf einen anderen Zug zu klettern. So kamen wir schließlich auf den letzten Zug, mit dem wir dann schließlich in Berlin – Kaulsdorf landeten.<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice bei Nakel von Mai 1945 bis November 1946
Erlebnisbericht der Stenotypistin P. L. aus Lodz in Posen (x002/593-606): >>Bei der Einlieferung ins Lager wurden wir unseres Geldes und der Wertsachen ... entledigt. ... Nebenbei verschwanden natürlich auch bessere Wäsche- und Kleidungsstücke, Strümpfe, Schuhe, ja, selbst Lebensmittel usw., kurz alles, was den Kontrollierenden von Nutzen zu sein schien. Gebet- und Gesangbücher, Sparkassenbücher, Dokumente, ja, selbst Familienfotos wurden zerrissen und einem vor die Füße geworfen.
Die Wertsachen wurden mit dem Hinweis sichergestellt, daß sie bei der Entlassung aus dem Lager zurückerstattet würden, was auch geschah; jedoch bei der allerletzten Kontrolle, ... vor dem Transport nach dem Reich, verschwanden die Sachen, die kurz zuvor dem Eigentümer gegen Unterschrift ausgehändigt worden waren, wieder in den habgierigen Händen der revidierenden Milizen. ...
Nachdem wir auf die Baracken verteilt waren, mußten wir vor der Baracke aufmarschieren und uns gegenseitig mit Leuchtfarbe das Hakenkreuz auf den Rücken unseres Kleides oder Mantels malen, und zwar recht groß, damit man schon von weitem sah, daß wir Deutsche waren. Einige Tage später ordnete eine ... russische Kommission an, das Hakenkreuz müsse verschwinden. Wir hatten Mühe, die Farbe zu entfernen. ... Statt des Hakenkreuzes auf dem Rükken mußten wir nun ein kleines, aus Papier oder Stoff angefertigtes Hakenkreuz auf der linken Brust tragen ...
Als dann Ende 1945 ein neuer polnischer Chefarzt ins Lager kam, setzte er seine geniale Idee in die Tat um, die Deutschen ... dadurch zu kennzeichnen, daß man allen - ganz gleich ob Mann oder Frau - das Haar bis zu einer Länge von einem Zentimeter ganz kurz schor. Häftlinge, die im Büro arbeiteten, hatten das Glück, einen 4 cm langen Herrenschnitt zu bekommen. ...
Auch unter den Armen und überall, wo nur ein Härchen war, alles wurde wegrasiert, um ... dem Ausbruch einer Typhusepidemie vorzubeugen, was im Grunde genommen aber nichts anderes als Schikane sein sollte. ... Dem Chefarzt ... bereitete es eine Genugtuung, zu sehen, wie manche der deutschen Frauen sich der Tränen nicht erwehren konnten, wenn ihr Haar fiel. ...
Sträubte sich die eine oder andere der Frauen, sich das Haar schneiden oder rasieren zu lassen, wurde sie einfach ... in den Bunker gesperrt und erst herausgelassen, wenn sie für die Haarschneideprozedur bereit war. ...
Arbeiten mußte jeder Lagerinsasse, falls er nicht vor Schwäche zusammenbrach und dann ins Lagerhospital kam. Dort waren die Zustände auch wenig erfreulich. Es fehlte an Medikamenten, Verbandsstoffen und Heizmaterial. Auch das Essen unterschied sich wenig von dem üblichen Essen im Lager. Außerdem trieb dort der Chefarzt sein Unwesen und machte den Kran-

ken das Leben zur Hölle. Für die Arbeit gab es kein Entgelt. Man arbeitete für das kärgliche Essen. ...
Überzählige Arbeitskräfte wurden in Arbeitskommandos von 10 und mehr Personen zusammengeschlossen und unter Aufsicht von Milizposten den staatlichen Gütern sowie den Dorfgemeinden zur Landarbeit abgetreten.
Das Entgelt, das für die Internierten an das Lager gezahlt wurde, betrug ungefähr ein Zehntel dessen, was ein polnischer Arbeiter gezahlt bekam. Dieser bekam natürlich auch noch erstklassiges Essen und arbeitete nicht länger als 8 Stunden. Der Deutsche dagegen mußte im Sommer schon bei Sonnenaufgang auf den Beinen sein und kam vor Dunkelheit nicht zur Ruhe. Was bekam er dafür?
Bei den meisten polnischen Bauern oder auf den Gütern bekam er morgens und abends oft nur eine Milchsuppe und Kartoffeln. Auch das Brot war meistens sehr knapp. In den seltensten Fällen zahlte der Bauer den Deutschen freiwillig ein kleines Taschengeld, was aber von der Lagerleitung verboten wurde, denn es gab dem Deutschen Gelegenheit, sich etwas zusammenzusparen und dann zu fliehen.
Die Behandlung ließ viel zu wünschen übrig, und ganz besonders die Frauen wurden als Freiwild betrachtet. ... Sie konnten sich ja nicht wehren, sie waren ja rechtlos. Setzten sie sich zur Wehr, wurden sie unter dem Vorwand der Arbeitsverweigerung ins Lager zurückgebracht, unzählige Male verhört, in den Bunker gesperrt, geschlagen und dann im Lager selbst zur schwersten Arbeit verwandt. Das gleiche passierte auch, wenn manche Frauen plötzlich schwanger ins Lager zurückgeschickt wurden. Auch der schuldige Pole wurde zur Verantwortung gezogen, aber was war eine Geldstrafe im Vergleich dazu, was die deutsche Frau an Schlägen, gemeinen und rohen Worten zu hören bekam.
Es kam vor, daß man bei anständigen Leuten arbeitete, so daß man gutes Essen, etwas Geld und auch die notwendige Kleidung erhielt, aber leider waren das nur vereinzelte Fälle. Der Deutsche wurde als Arbeitstier betrachtet. Man wußte genau, daß viele Bauern der Aufforderung, die Deutschen zwecks Abtransportes nach Deutschland ins Lager zurückzubringen, gar nicht Folge leisteten. Sie waren gern bereit, die Lagerverwaltung zu bestechen, um die Internierten ... behalten zu können. ... Wie oft hörte man die naive Frage: "Wer soll denn arbeiten, wenn Ihr uns die Deutschen nehmt?" Man dachte, der Deutsche würde immer als Sklave in Polen bleiben. ...
Kein Wunder, wenn jene, die außerhalb des Lagers zur Arbeit waren, Fluchtversuche unternahmen. Manchen glückte es, aber wehe, es wurde einer geschnappt und ins Lager zurückgebracht. ... Zunächst ging es dann für einige Wochen in den Bunker bei Wasser und Brot bzw. halber Portion der täglichen Verpflegung. Auch die Verhöre blieben nicht aus: Wohin man wollte, woher man Geld hatte, wer einem dazu verhalf usw. und zwischendurch die üblichen Schläge.
Die ersten Tage mußte der bei der Flucht Ertappte, als Abschreckungsmittel, in der Mitte des Lagerplatzes vor den Baracken stehen, und zwar reglos mit hinter dem Kopf verschränkten Armen, und erhielt in regelmäßigen Zeitabständen von einer Stunde von vorbeikommenden Milizionären Ohrfeigen verabreicht. ...
Ich erinnere mich eines deutschen Landsers, der als Kriegsgefangener im Lager als Handwerker arbeitete und bei einem Fluchtversuch gefaßt wurde. Ich sehe das Bild noch vor mir, wie er bei nicht geringem Frost mit erhobenen Armen auf dem Lagerplatz stand, reglos, und es schien, als würde er der Kälte nicht standhalten. Als er am Umsinken war, schleppte man ihn in den Bunker, und er bekam seine Tracht Prügel. Am nächsten Tag geschah die gleiche Folter. ...
Der Erfolg dieser Behandlung, geleitet durch den Chefarzt selbst, war der, daß der junge Mensch, der immer blühend und gesund ausgesehen und stets guter Dinge gewesen war, nach

kurzer Zeit an den Folgen starb. ...
Vor Denunziationen ... seiner eigenen Leidensgenossen, die den Polen unterwürfig schmeichelten und sich dadurch ein besseres Leben schaffen wollten, (war man) nicht sicher. Wie leicht kam man in den Bunker, und oft hieß es, bis zu den Knien im Kalkwasser stehen, von Verhör zu Verhör geschleppt zu werden, dazwischen (gab es) immer wieder Prügel. ...
Ich wurde von meinem einigermaßen günstigen Arbeitsplatz entfernt und kam zum auswärtigen Arbeitseinsatz. Dort hatte ich nach einer Trennung von 18 Monaten zum ersten Mal Gelegenheit, mein Kind wiederzusehen. Es bedarf wohl kaum der Worte, ... was ich empfand, als ich meinen Jungen unter Tränen wieder ans Herz drücken konnte.
Der Junge erkannte mich nicht wieder, sprach auch kein Wort Deutsch mehr. Und doch hatte ... Gott das Kind in seinem Schutz behalten und es zu guten Leuten kommen lassen. So war das Kind mit einer deutschen Frau, bei der ich es zurückgelassen hatte, in ein anderes Lager und von dort zum Bauern zur Arbeit gekommen, d.h. die Frau, und er war sozusagen unter ihrer Obhut. Vor Hunger hatte der Junge immer Mohrrüben gestohlen. Schließlich nahm die Not jedoch ein Ende.
Als die deutschen Kinder an polnische Familien abgegeben wurden, hatte mein Junge das Glück, zu sehr anständigen Leuten zu kommen, die ihn wie ihr eigenes Kind behandelten. So kam es, daß ich ihn anständig erzogen und eingekleidet wiederfand. Er war ein gutes Stück gewachsen und gut herausgefüttert. Es ließ mich auch die erneute Trennung leichter ertragen, denn bei mir behalten konnte ich ihn nicht. Ich hatte jedoch Gelegenheit, ihn wenigstens von Zeit zu Zeit wiederzusehen. ...
Es konnte auch passieren, daß einer der Miliz, fühlte er sich unbeobachtet, morgens, wenn schon alle zur Arbeit waren, die Frauen und Mädchen vom Büro, die erst eine halbe Stunde später die Arbeit begannen, vor der Baracke antreten ließ ... und sie dann zu Turnübungen antrieb. Da hieß es Kniebeugen machen, hüpfen, auf hartgefrorener Erde "hinlegen und aufstehen", und das in einem Tempo, daß man oft nicht rechtzeitig hochkam. Es war verständlich, daß die älteren Frauen, 50jährige und noch ältere Frauen, nicht (lange durchhalten) konnten. Doch da wurde keine Rücksicht genommen. ... Wer hinten blieb, bekam einen ... Fußtritt und wurde mit den "schönsten" Redensarten bedacht.
Nach dem Schluß der gymnastischen Übungen mußten die Frauen sich folgende Ansprache anhören: ... "Ihr wollt die Intelligenz sein, wißt ihr, was ihr seid? Dreck seid ihr! Im demokratischen Polen ist die Intelligenz nicht nötig."
Die Ansichten dieses "polnischen Demokraten" ließen die Frauen natürlich ganz kalt. Sie waren froh, daß die martervolle Gymnastik vorbei war und sie zur Arbeit konnten. - Man bedauerte nur immer wieder, daß man solchen Individuen gegenüber so machtlos war und ihnen nicht wenigstens, wie sie es verdient hatten, ins Gesicht spucken konnte.
Von froher Weihnachtsstimmung konnte keine Rede sein, wenn auch auf dem Platz vor den Baracken ein riesiger Christbaum mit bunten Glühlämpchen aufgestellt wurde, die abends im Licht erstrahlten. Uns war auch alles andere als zum Weihnachtsliedersingen zu Mute, als es hieß, wir sollten uns ... um den Christbaum versammeln. ... Allerdings wurde aus dem Gesang nicht viel, denn nachdem einige polnische Weihnachtslieder verklungen waren, und plötzlich jemand das deutsche Lied "Stille Nacht, heilige Nacht" anstimmte, wurde der Gesang unterbrochen, und wir mußten wieder in die Baracken zurück. ...
Fanden sie in der Stube ... eine ungewaschene Schüssel oder ein Stäubchen auf dem Fußboden, mußten alle Stubeninsassen aus den Betten, in der frostigen Nacht um die Baracke laufen - oft lag der Schnee ziemlich hoch, und die Menschen waren barfuß - und (mußten) dabei singen: "Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, mein Mann ist im Osten, sein Bett ist noch frei". Oder sie mußten im Barackenflur hin und her tanzen, und die Gummiknüppel der Milizen sausten den Leuten um die Köpfe, Ohren und Beine. Das Jammern der Leute hörte man in

den Nachbarbaracken ganz deutlich. ...
Die Männer bekamen noch mehr Prügel, und schließlich ging man dazu über, einen der deutschen Barackenältesten dazu zu zwingen, seine eigenen Leidensgenossen auf Anweisung zu schlagen. Auch der Sohn mußte die eigene Mutter schlagen und besaß nicht den Mut, sich dem zu widersetzen, weil er die Prügel fürchtete.
Später hörte die Prügelei in der Nacht auf, d.h. sie wurde auf den Tag verlegt. Nachts ging die Kontrolle durch und notierte, welche Stube nicht die gewünschte Ordnung hatte. ... Es konnte vorkommen, daß man am anderen Tag beim Mittagessen davon überrascht wurde, wie einige Milizionäre hereinkamen, einem befahlen, sich über den Schemel zu legen, und man bekam 10 bis 15 Schläge mit dem Gummiknüppel übergezogen. ...
Es gab ... eine Zeitlang einen Platzkommandanten - anscheinend ein Sadist -, der junge Frauen, die ihm gefielen, ... grundlos prügelte. ... Dazu besaß er noch die Unverfrorenheit, nachdem er die Frau geprügelt hatte, ihr die Hand mit den Worten hinzuhalten: "Ich trage Dir nichts mehr nach, Du trägst mir nichts mehr nach - aber ich mußte Dich schlagen." Er war ein Danziger Pole und sprach meistens deutsch zu den Internierten. Was sollte man dazu sagen? Man wußte vor Schmerzen nicht, wie man stehen sollte und mußte dem Peiniger doch die Hand reichen. ...
Man verkam moralisch und seelisch, und es kamen Tage, da sah man keinen Ausweg und verzweifelte an Gott und der Welt.
Das Einzige, was einem Freude bereiten könnte, ... wäre ein Brief von seinen Lieben aus der Ferne. ... Meistenteils lagen die Briefe jedoch erst 3 bis 4 Monate (in der Lagerverwaltung), ehe sie zensiert waren und ausgehändigt wurden. ... Der Großteil ging jedoch den Weg durch den Schornstein, ebenso wie die meisten Briefe, die die Internierten zweimal im Monat schreiben durften. ...
Hatte man Glück, durfte man (mit Besuchern) sprechen. Oft mußten die Besucher, nachdem sie stundenlang bei Frost oder im Regen vor dem Tor gestanden hatten, zum Schluß, ohne vorgelassen zu werden, wieder abziehen, weil niemand von den polnischen Beamten da war, um die Aufsicht ... zu übernehmen.
Die Gespräche wurden hinter einem feinen Drahtnetz geführt. ... Man konnte sich also einander nicht einmal die Hand reichen - und verhinderte, daß man Briefe, Zigaretten oder sonstige Dinge aushändigte - man sah sich durch das feine Netz nicht einmal deutlich. Sprechen mußte man ziemlich laut, denn bei ungefähr 20 Personen, die von jeder Seite zugleich sprachen, war es nicht leicht, einander zu verstehen. Der polnische Aufseher verstand also auch nicht viel, was gesprochen wurde.
Jeder hatte nur immer den einen Wunsch und Gedanken, der Tag des Abtransports möchte endlich kommen. Inzwischen vergingen Monate und wieder ein Jahr, und wieder wurden alle Hoffnung zunichte. Statt dessen wurde man wieder einmal verhört und schon zum dritten oder gar vierten Mal befragt, ob man in Polen bleiben oder nach Deutschland möchte.
Zur Abwechslung war es einmal eine Kommission aus der Bezirkshauptstadt, dann wieder aus Warschau usw. Und alle malten sie denjenigen, die nach Deutschland wollen, aus, wie schlecht es in Deutschland sei, daß es nichts zu essen gäbe und man in Polen doch bessere Möglichkeiten hätte, wieder hochzukommen. Wenn man dennoch standhaft blieb, erfuhr man, daß vorläufig überhaupt keine Transporte vorgesehen seien und man mindestens mit einem weiteren Jahr Aufenthalt im Lager rechnen müsse. ...
Man fragte sich, weshalb man plötzlich die Deutschen in Polen behalten wollte und fand keine Antwort darauf als die, daß man billige Arbeitskräfte behalten wollte. ... Internierte, die als polnische Staatsbürger freikamen, mußten ... eine Verpflichtung unterschreiben, daß sie darüber, was sie im Lager gesehen und erlebt hatten, nichts verlauten lassen, widrigenfalls würden sie wieder ins Lager eingeliefert.

Denen, die auf den Transport warten mußten, riet man, wegen Einsendung einer Zuzugsgenehmigung an die Angehörigen zu schreiben. ... Leute, die im Büro und als Fachkräfte in den Werkstätten arbeiteten, wurden gar nicht auf die Transportliste genommen. Da halfen Zuzugsgenehmigungen und Aussiedlungsbefehl nichts. Es kam vor, daß man diese Scheine einfach zerriß, wenn man sie unvermutet bei einer Revision in der Baracke fand oder die Leute sie vorzeigten. ...
Im Lager war es das Günstigste, man gehörte der großen, grauen Masse an, um weder durch seine Arbeit noch besondere Intelligenz irgendwie aufzufallen; dann kam man am ehesten weg.<<

Internierung und Zwangsarbeit im Kreis Lodz von Juli 1945 bis September 1946
Erlebnisbericht der Anna M. aus dem Kreis Lodz (x002/630-632): >>26. Juli 1945: Nachts wurde ich bei einer ... Razzia verhaftet. ...
Bei dieser Razzia wurden ungefähr 800 ... interniert, und zwar Volksdeutsche, Umsiedler-Deutsche und Reichsdeutsche. 3 Tage befanden wir uns im Untersuchungsgefängnis und warteten, um nach Sikawa abtransportiert zu werden. In diesem Gefängnis wurden wir der mitgebrachten besseren Kleidung, Schuhe, Wäsche sowie der ... Eßgeräte ... beraubt. ... Bei dieser Umkleidungsaktion wurden viele Frauen mit Knutenhieben mißhandelt.
Während meiner Anwesenheit im Lager "Sikawa", Lodz, vom 29. Juli bis 10. September 1945 starben durchschnittlich täglich 5 bis 6 Personen. ...
Am dritten Tage, und zwar am 29. Juli 1945, erhielten wir zum ersten Mal eine Suppe und wurden dann am Nachmittag ... nach dem Sammellager Sikawa geführt.
Ein älterer kranker ... Mann, der nicht mehr marschfähig war, wurde auf dem Weg so schwer mit Fußtritten und Gewehrkolben von Milizionären mißhandelt, daß er zusammenbrach und auf der Straße starb. Wer nicht schnell genug marschieren konnte, wurde mit Kolbenschlägen von Milizionären geschlagen und gestoßen. Unter uns befanden sich Mädchen von zwölf Jahren und Frauen, die weit über 70 Jahre alt waren.
Die Polen versuchten die Flucht der Volksdeutschen aus Zentralpolen zu verhindern und hatten bis September 1946 bereits alle arbeitsfähigen Männer, Frauen und Kinder in Arbeitslager gesperrt. In diesen Arbeitslagern herrschten die denkbar schlechtesten Zustände, ... schlechte Schlafgelegenheiten (auf Pritschen oder dem Fußboden, meistens ohne Strohsäcke), schlechte Verpflegung, Schmutz, schlechte ärztliche Betreuung; (das) Schlagen von Männern und Frauen mit Gewehrkolben war an der Tagesordnung. ...<<

Zwangsarbeit im Kreis Lodz von Juli bis Oktober 1945
Erlebnisbericht der Martha M. aus der Stadt Lodz, Reichsgau Wartheland – (x002/636-638):
Vom Arbeitsamt wurde ich in ein von polnischen Soldaten verwaltetes Magazin geschickt. Dort fing unsere Leidenszeit erst recht an. ...
Ich arbeitete dort ein halbes Jahr. Die ersten Wochen waren furchtbar. Ohne Essen, ohne einen Pfennig Verdienst, in steter Angst geschändet zu werden, (erhielten wir) fortwährend Fußtritte und Faustschläge. Wer sich den Soldaten freiwillig ergab, hatte es besser und bekam wenigstens genügend zu essen.
Wir aßen tagelang nur rohe Erbsen und Nudeln, welche wir verladen mußten. Wie glücklich waren wir, wenn wir mal etwas Mehl essen konnten. Wenn man uns dabei ertappte, setzte es zwar Faustschläge, aber daran hatten wir uns schon gewöhnt. Mit den Schlägen und Schändungen war es schon so weit gekommen, daß der russische Kommandant mit gezogener Pistole eingreifen mußte. ... Ich war mit meinen Nerven schon so herunter, daß mir allmählich alles einerlei war. Ich spürte weder Hunger noch Durst, noch die Magenschmerzen, die durch die rohen Erbsen verursacht wurden. ...

Ich hätte damals Schluß gemacht, wenn nicht meine Kinder gewesen wären. Die Angst um die hungernden Kinder riß mich immer wieder hoch.
... Um nicht zu verhungern, gingen meine drei Kinder auf den "Grünen Ring" und sammelten und aßen das verfaulte Obst und Gemüse, daß die Marktweiber wegwarfen. Hin und wieder gab ihnen mal ein mitleidiger Mensch ein Stück Brot. Ich mußte dies alles mit ansehen und konnte ohne einen Groschen Verdienst, ohne Wohnung und ohne irgendwelche Mittel nicht helfen. Ich konnte nichts mehr verkaufen, ... denn was ich zuvor bei "befreundeten" Polen in Sicherheit gebracht hatte, bekam ich nicht mehr zurück.
Früh um 7 Uhr fing die Arbeit an und ging bis 21-22 Uhr. Oft mußten wir auch die Nacht hindurch arbeiten, wenn gerade ein Transport ankam. Man gab uns dann etwas mehr zu essen, weil die Frauen vor Schwäche nicht mehr arbeiten konnten. ... Es verging selten eine Nacht, in der wir Ruhe hatten. Es wurden ständig Überfälle und Wohnungsdurchsuchungen durchgeführt. Wenn das Donnern an der Haustür anfing, wußten wir schon, was uns erwartete. Wer konnte, versteckte sich auf dem Boden oder bei verständigen Polen.
Die Aufregungen und Sorgen gingen über meine Kräfte, so daß ich eines Morgens nicht mehr aufstehen konnte. Ich lag mehrere Tage im Delirium und soll wie eine Irre auf dem Hof herumgelaufen sein, denn die Kinder konnten mich nicht halten. Man rief eine am anderen Ende der Stadt wohnende Tante, die uns bei sich aufnahm. Meine Mutter, die mir hätte helfen können, war schon längst im Lager Sikawa interniert.
Als ich wieder zu mir kam, war ich 2 Wochen völlig taub. Es wurde zwar etwas besser, aber ich blieb ein unglücklicher schwerhöriger Mensch. ... Dann mußte ich wieder zur Arbeit. Ich war so schwach, daß mich der Soldat führen mußte. Der Kommandant hatte Mitleid mit mir und schickte mich für einige Tage in die Küche, um Kartoffeln zu schälen. ... Als ich abends heimkam, waren meine Tante und mein Onkel fort. Man hatte sie in das Lager Sikawa gebracht. Wäre ich daheim gewesen, hätte ich ihr Los sicherlich geteilt, und als junger, halb irrer Mensch hätte ich Sikawa nie mehr verlassen.
Man hatte gedroht, die Kinder in den nächsten Tagen abzuholen. Da sie zu Hause nicht mehr sicher waren, vertraute ich sie lieber der Straße an. Auch drohte man mir, uns das Loch, welches wir bewohnten, wegzunehmen. Aber, Gott sei Dank kam es nicht so weit. ...
Wir arbeitenden Deutschen bekamen seit Mai Lebensmittelkarten. Es gab 5 Kilogramm Brot monatlich. Einmal gab es auch Kartoffeln, aber der größte Teil der Deutschen, die nichts mehr besaßen, konnte sich nicht einmal das Brot kaufen. Wir arbeiteten ja umsonst. Wie wir damals durchhielten, blieb mir bis heute rätselhaft. ... Ich suchte mir private Arbeitsstellen, wo ich etwas verdienen konnte. Die Angst, von den Kindern gerissen zu werden, ließ mir keine Ruhe, denn die nächtlichen Überfälle hörten nicht auf. Hätte mir nicht oft ein polnischer Polizist geholfen, der in unserem Haus wohnte, wäre ich sicher schon längst im Lager Sikawa. ...
Im Oktober stand plötzlich mein Mann, von dem ich 18 Monate kein Lebenszeichen erhalten hatte, vor meiner Wohnungstür. Der Schreck war größer als die Freude, denn er durfte nicht bleiben, weil ehemalige deutsche Soldaten sofort interniert wurden. Daß man ihn nicht gleich auf dem Bahnhof gefaßt hatte, wie fast alle heimkehrenden Kriegsgefangenen, zeigte wieder Gottes schützende Hand. Da es schon zu spät war, um etwas zu unternehmen, mußte er bei uns übernachten, aber man hatte ihn kommen sehen. ...
Kaum hatten wir uns hingelegt, da donnerte es schon an die Haustür. In unserer Angst versteckten wir meinen Mann unter dem Bett der 3 Kinder. 2 Milizionäre durchsuchten alle Winkel, fanden auch alles was er mitgebracht hatte, aber das Bett, in dem die Kinder kauerten, durchwühlten sie nicht. Sie wollten mich mitnehmen, aber das Geschrei der Kinder hielt sie davon ab. Sie nahmen die Sachen meines Mannes und verschwanden. ...
Am nächsten Tag verbarg sich mein Mann bei einer polnischen Jugendfreundin. Wir verkauften die restlichen Möbel und den Trauring meines Mannes, denn wir mußten versuchen, aus

Lodz herauszukommen. ... Wir baten seine Freundin, uns die Bahnfahrkarten bis nach Friedland zu besorgen. Sie versprach uns Hilfe, um danach jedoch mit dem Geld zu verschwinden. Wir warteten vergebens auf ihre Rückkehr und mußten versuchen, uns mit dem restlichen Geld selbst durchzuschlagen. Wir hatten wieder Glück, denn niemand fragte uns nach einem Ausweis.
Unterwegs mußten wir viele Probleme und Strapazen überstehen. Wir wurden mehrfach festgenommen, eingesperrt, ausgeplündert, abgeschoben und zurückgeschickt. Wir liefen kilometerweit, bis uns ein russischer Posten schließlich über die Grenze half.<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Marysin und Sikawa von Oktober 1945 bis Dezember 1948

Erlebnisbericht der Else B. aus Lodz in Posen (x002/643-645): >>Im Lager Marysin war das Essen sehr schlecht. Man hat uns weiße und gelbe Pferderüben gekocht. ... Wir waren immer hungrig. ... Im Herbst war es in den Baracken sehr kalt. Wir schliefen auf Pritschen. Das ... Stroh auf den Pritschen war schon alt, so fein wie Häcksel, es fiel den unten Liegenden auf den Kopf. Dort bekamen wir Läuse, weil auf dem Stroh schon viele gelegen hatten.
Dann kamen wir ins Hauptlager Sikawa bei Lodz. Im Lager Sikawa wurden wir von den Läusen befreit. Man hat uns das Haar runtergeschnitten. Wir hatten dort dann die Möglichkeit, uns zu waschen und mit Entlausungspulver einzustreuen. Im Lager Sikawa sind sehr viele Menschen gestorben, möchte besser sagen: verreckt; denn ein Mensch ... (darf) nicht so sterben, wie diese unglücklichen Menschen zugrunde gegangen sind. Sie lagen in der Krankenbaracke ... auf den kalten Brettern, kein bißchen Stroh war unter ihnen. Wer einen alten Mantel hatte, ... der war froh.
Im März 1946 mußten wir in Fabriken, auf Gütern oder bei polnischen Bauern arbeiten. Wir wurden wie Sklaven verkauft. Der Staat nahm das Geld, und wir mußten umsonst arbeiten und bekamen noch Schläge, wenn man auf einen schlechten Menschen traf. Kleidung gab man uns nicht, so daß wir in unseren zerrissenen Lumpen ... arbeiten mußten.
Im April kamen ... 200 Personen in den Landkreis Radomsko auf Güter und zu den Bauern. Dort haben wir schwer arbeiten müssen. ... Wir waren völlig ausgehungert und hatten keine Kräfte zur Arbeit. Bei den Bauern gab es zum Glück satt zu essen. Nach langer Zeit wurden wir wieder nach Sikawa (ins Lager) gerufen. ... Es hieß immer, wir kommen frei. Den Tag der Freiheit konnten wir nicht erwarten, und so vergingen Jahre. ...
Es hieß immer: "Am 1. oder 15. kommt ihr frei!" Es vergingen aber viele 1. und 15. und wir waren immer noch Gefangene. ... Ich konnte es im Lager nicht länger aushalten, deshalb versuchte ich zu fliehen. Am Silvester 1948 floh ich aus Leszmierz und kam glücklich bis nach Breslau. Von dort fuhr ich zu Bekannten nach Sorau, in der Hoffnung, dort über die Neiße zu kommen. Es gelang jedoch nicht, denn die Grenze war sehr gut bewacht.
Ich arbeitete mit einem polnischen Namen in einer Fabrik, weil dort keine Deutschen beschäftigt wurden. ... Als ich erfuhr, daß in Liegnitz noch Bekannte wohnten, fuhr ich dort hin und arbeitete in einem polnischen Haushalt. Es war wieder sehr schwierig, denn ich hatte keinen gültigen Anmeldeschein. Durch Bestechung bekam ich für 4.000 Zloty einen Meldeschein. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens

Lebensverhältnisse in Königsberg von 1945 bis 1947

Erlebnisbericht des Hermann B. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/110-116): >>Die Not und Sorge um Beschaffung des Lebensunterhalts (wurde) von Tag zu Tag größer. Bei bestehendem Arbeitszwang wurden als Tagelohn neben 500 g Brot mitunter etwas Wurst und eingesalzene Schwarten ausgegeben. Wer nicht arbeiten konnte, - und es kam allgemein nur körperliche, oft schwere Arbeit ... in Frage, - erhielt nichts.

Bald entfiel jeglicher Zusatz zu der täglichen Brotration, auf deren Austeilung nach 10- bis 12stündiger Arbeitszeit oft noch lange gewartet werden mußte. Später erhielten nachweislich Arbeitsunfähige 200 g Brot täglich, bis im Juni 1946, wo sozusagen als Abfindung einige Pfund Mehl ausgeteilt wurden, endgültig jede weitere Zuteilung entfiel. ... Meine Frau und ich waren bereits seit Ende Oktober 1945 arbeitsunfähig. ... Wir waren deshalb auf die Brotrationen angewiesen, die bei der Brotverteilungsstelle in Kohlhof ausgegeben wurden. Was täglich einen Marsch von etwa 8 bis 10 Kilometern auf oft kaum passierbaren Wegen bedeutete.

Dem Hunger versuchten wir vergeblich mit gekochten Brennesseln, Meldekraut, Giersch (Geißfuß), Löwenzahn und Lindenblättern zu stillen. Besonders begehrt waren Kartoffelschalen und ausgekochte Suppenknochen, wie sie von den Abfallstellen russischer Haushaltungen gesammelt wurden, sowie Muscheln aus dem immer mehr verkrauteten Oberteich. Hunde und Katzen hatten ihre "Liebhaber" gefunden und waren von der Bildfläche verschwunden.

Auch die Ernährung der sogenannten "Spezialisten", wie alle Handwerker kurzweg bezeichnet wurden - Angehörige weniger einsatzfähiger Berufe hießen "Parasiten" – war durchweg unzureichend. ...

Dem Bestehen des Schwarzmarkts ... (war es) zu verdanken, daß doch noch eine gewisse Anzahl der deutschen Bevölkerung sich vor dem Hungertod hat retten können. Hatte doch die völlig ausgepowerte Bevölkerung immer wieder die Gelegenheit, irgendwie doch gerettete, aufgestöberte, durch die zahlreichen Todesfälle angefallene oder auch neu angefertigte Sachen, etwa Strümpfe, Handschuhe usw. zu veräußern oder gegen Lebensmittel einzutauschen und sich dadurch wieder ein paar Tage durchzuschlagen. Deutsche Hausfrauen haben hier Mehl und Getreide - das Getreide mußte meist recht mühselig mit der Handkaffeemühle gemahlen werden - zu Brot und Brötchen verbacken, wodurch sie sich und ihre Angehörigen wenigstens vor dem Verhungern bewahren konnten. Denn die Hausarbeit bei russischen Familien brachte oft kaum das Essen ein.

Vielfach waren Deutsche ... bloß als Verkäufer für Russen tätig, die nicht selbst in Erscheinung treten wollten oder durften. Es bestand immer die Gefahr, daß die deutschen Händler zu unwahrscheinlich hohen Strafen verurteilt wurden, falls die Herkunft der Ware zweifelhaft war. So ist mir etwa der Fall einer Frau P. bekannt, die wegen Handelns mit Strümpfen zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt worden ist. ... Einzelverhaftungen, Razzien, Taschendiebstähle und Beraubungen, vor Hunger wimmernde Kinder, die sich wie Hunde auf Abfälle stürzten, gaben dem Markt, der sich an Sonntagen - durch Zufuhren aus Polen und Litauen oft reichlich beschickt - zur Völkerwanderung ausweitete, sein Gepräge. (Es gab außerdem) einen besonderen Trödelmarkt, wo Möbel, Handwerkszeug, Kleider, Betten, Wäsche gehandelt wurden.

Soweit körperliche Arbeit und der doch meist armselige Handel überhaupt noch ausgeübt werden konnten, waren die Erträgnisse bei den hohen Preisen nicht einmal für die notdürftige Ernährung ausreichend. Daneben mußte ... für oft recht menschenunwürdige Unterkunft noch Miete gezahlt werden. Vor Hunger schützen konnten sich wohl Handwerker, die neben ihrer Arbeit für Russen, Sachen anfertigten oder reparierten.

Auftretende Krankheiten wie Typhus, Malaria, Krätze usw. war die wegen Unterernährung besonders anfällige Bevölkerung immer stärker ausgesetzt, und der Tod hielt reiche Ernte. So

sind allein von den im Grundstück Arno-Holz-Straße 7-8 wohnenden und meist in den dortigen Werkstätten beschäftigt gewesenen 30 bis 40 Deutschen in der Zeit von etwa Juli 1945 bis Mai 1946 mindestens 13 gestorben. ... Sie wurden meist gleich im Garten beerdigt. Die Frau eines Schumachers hatte sich z.B. ... vor den Augen ihres vor Hunger geschwächten und völlig teilnahmslosen Ehemannes, der eine Woche später an Unterernährung starb, erhängt.
Um hinzugezogene Zivilrussen unterzubringen, mußten die Deutschen, denen es gelungen war, eine ausreichende Unterkunft zu finden und mit Möbeln aus verlassenen Wohnungen auszustatten, ihre Unterkunft wiederholt und meist recht kurzfristig räumen, wobei auch bestimmt wurde, ob und welche Sachen zurückzulassen seien.
So mußte auch ich, nach Verlegung der Werkstätten, meine Wohnung ... im Mai 1946 binnen einer Frist von 2 Stunden aufgeben. Schrank und Tisch mußten dagelassen werden. Meine Frau befand sich damals wegen Malaria im Infektionskrankenhaus in der Yorckstraße. Zwei alte Frauen nahmen mich sowie eine alte, obdachlos gewordene Frau in ihrer Unterkunft auf. Es handelte sich um einen früheren Stallraum an der Palve. ...
In dieser Unterkunft herrschte eine entsetzliche Rattenplage. ... Die Ratten waren so dreist, daß sie versuchten, unser letztes Stückchen Brot zu entreißen, das, unter der Kopfunterlage verwahrt, als kostbare Nahrung für den nächsten Tag dienen sollte. Ohne einen Stock in der Hand konnte man sich gar nicht mehr zur Ruhe begeben. ...
Eine abgeschrägte enge Dachkammer, sog. "Abseite", an der Palve war die nächste Unterkunft, wo wir durch zahllose Wanzen aus dem Nebenraum geplagt wurden, abgesehen davon, daß es durchregnete. Hier wurde auch ich von Malaria geschüttelt und bald darauf in das Krankenhaus in der Yorckstraße eingeliefert. Nur mit Chininpillen (Fiebermittel) behandelt, bekam ich bereits 8 Tage nach der Entlassung einen Rückfall, so daß ich wiederum das Krankenhaus aufsuchen mußte. ... Der leitende Arzt, Prof. Dr. S., wurde später von den Russen verhaftet und verschleppt.
Da nicht genügend Bettwäsche vorhanden war, mußten die Kranken, darunter Personen, die an Krätze und Ekzemen litten, teilweise in unbezogenen Betten liegen, und bei Neuaufnahme wurde, soweit die Betten bezogen waren, die auch von solchen Kranken länger benutzte Wäsche, so unhygienisch sie bereits äußerlich wirkte, nicht immer gewechselt, so daß man zwar von Malaria befreit, jedoch mit Krätze infiziert, entlassen werden konnte, wie es auch mir passiert ist. ...
Der deutschen Ärzte kann ich ... nur mit Anerkennung und Dank gedenken. Sie haben so manchem Kranken, der nicht wußte, wo er bleiben und sich ernähren sollte, großzügig Gelegenheit zu längerem Verweilen bei täglich regelmäßigen, wenn auch noch so dürftigen, unzureichenden Mahlzeiten gegeben und dadurch Verzweiflung und so manche Not zeitweilig behoben. Bemerkenswert ist noch, daß sich im Sommer in einem für Unbefugte unzugänglichen kleinen Bauwerk des Lazarettgrundstücks Yorckstraße ein Leprakranker aufhielt, über dessen Verbleib mir nichts bekannt geworden ist.
Das geräumige Gartengelände des Lazarettgrundstücks war durch die zahlreichen Grabhügel, der in der ersten Zeit nach der Eroberung der Stadt dort beigesetzten verstorbenen Patienten, gleichsam zum Friedhof geworden, wie überhaupt Gärten zunächst vielfach als Begräbnisstätten dienten, ohne das eine Registrierung der Verstorbenen stattfand. ...
Im September 1946 - Königsberg war inzwischen offiziell in Kaliningrad umbenannt worden, womit bisher noch gehegte deutsche Hoffnungen auf Wiedereinsetzung einer deutschen Verwaltung endgültig zerfielen - mußten auch wir nach Kohlhof übersiedeln und fanden dort ... eine ... Unterkunft, dessen Dach und Seitenwände meterlange Löcher und sonstige starke Beschädigungen aufwiesen.
Bei Regen konnten untergestellte Eimer die Überschwemmung des Raumes nicht verhindern. Ein bewohnter Kellerraum stand meist unter Wasser. In diesem Hause, dessen obere Decke

durchzubrechen drohte, hielten sich etwa 40 Personen eng zusammengepfercht auf, von denen in der Zeit von September 1946 bis Juni 1947 elf Menschen verstorben, d.h. verhungert sind. Ähnlich waren die Verhältnisse auf den Nachbargrundstücken. ...
Als Abort dienende Trümmergrundstücke, fehlende Müllabfuhr, erschwerte Beschaffung von Wasser, waren bezeichnend für die allgemeinen sanitären Zustände, unter denen Ratten und Mäuse sowie Ungeziefer sich ungehindert ausbreiten konnten. Die von Hunger und Krankheit geplagte deutsche Bevölkerung harrte vergeblich auf die Ausreiseerlaubnis. Auf die übliche Frage: "Wann kommen wir heraus?", gab es meist nur noch die müde resignierende Antwort: "Wir werden hier noch alle verrecken."
Manche versuchten dann, ohne den überall notwendigen "Propusk" (Erlaubnisschein) auszureisen. Sie wurden jedoch immer angehalten und zurückgeschickt. Dagegen ist die Einreise nach Litauen, insbesondere von Frauen, die sich und ihren Kindern bessere Ernährung zu verschaffen suchten, meistens geglückt. Wer zurück kam, brachte Speck, Brot usw. mit.
Als Ausnahmeerscheinung aus dieser schweren Notzeit ist mir die Fürsorge der russischen Verwaltung für eine Anzahl deutscher Waisenkinder aufgefallen. Es handelte sich um Knaben, etwa im schulpflichtigen Alter, gleichmäßig sauber in Grau gekleidet, die regelmäßig zu einem für die Russen eingerichteten Baderaum in Kohlhof geführt wurden und einen ausreichend ernährten Eindruck machten. ...
Wurden die schlimmsten Auswüchse roher Gewalt nach dem ersten Siegesrausch mit der Zeit auch abgestellt, so blieb es, ganz abgesehen von dem Fehlen jeden subjektiven Rechtsschutzes, bei der allgemeinen Unsicherheit in Unterkünften, auf Straßen und Plätzen. So konnten sich die Frauen ... nur unter steter Gefahr zum bitter notwendigen Sammeln von Blättern, Beeren und Pilzen und Brennholz nach außerhalb in den Wald begeben. So manche russische Schulkinder machten sich einen Spaß daraus, deutsche Frauen mit Flaschen zu bewerfen, zu bespeien oder ihnen die Tasche zu entreißen, wobei wiederum nicht verschwiegen werden soll, daß vorbeikommende Russen hiergegen auch eingeschritten sind. ...
Nächtliche Einbrüche russischer Banditen in deutsche Unterkünfte waren in Kohlhof und Umgehung nicht selten; auch in dem von mir bewohnten Ruinengrundstück wurde wiederholt eingebrochen. ... In 2 Fällen wurden bei Widerstand der Betroffenen Raubmorde verübt. Das Opfer eines weiteren Raubmordes wurde ein deutscher Schneider, der mit Zivilrussen handelte. ...
Die außergewöhnliche Beanspruchung der körperlichen Arbeitskraft bei ständiger Unterernährung, mangelhafter Bekleidung und zerrissenen Schuhen - wofür Ersatz nicht aufzutreiben, jedenfalls nicht erschwinglich war - sowie die schlechten unhygienischen Verhältnisse verursachten zwangsläufig ein Ansteigen der Invalidität und der Sterbeziffern bei Männern, Frauen und Kindern. Frauen wurden ohne Rücksicht auf ihre fehlenden Kräfte ebenfalls zu schweren Aufräumungsarbeiten, Leichentransporten und dergleichen herangezogen.
Die Feststellung der Invalidität durch russische Ärzte war für den Invaliden nur insofern von Bedeutung, daß er nicht mehr arbeitspflichtig war. Er hatte damit aber gleichzeitig keinen Anspruch mehr auf verbilligte Lebensmittelzuteilung. Die anfänglich vielfach gehegte Hoffnung, daß den arbeitsunfähigen Deutschen bevorzugt die Ausreisegenehmigung aus Königsberg erteilt werden würde, erfüllte sich nicht.
Mit dem Einströmen der Zivilrussen war übrigens der Arbeitszwang, soweit es sich nicht um "Spezialisten" handelte, praktisch weitgehend weggefallen. Auch in den Krankenhäusern war seit Herbst 1946 der Einfluß der Russen spürbarer geworden. Durch eine deutsche Ärztin wurde ich zwar in das Katharinen-Krankenhaus aufgenommen, aber auf Weisung des russischen Oberarztes wurde ich anschließend zusammen mit anderen Kranken unbehandelt und ungeheilt entlassen. Die Mehrzahl der Patienten bestand damals bereits aus Russen, die von russischen Pflegerinnen versorgt wurden. Die Wäsche war sauber und die deutschen Kranken

wurden durch deutsche Ordensschwestern vorzüglich betreut; daß die Verpflegung für Deutsche unzureichend war, braucht nicht erst erwähnt zu werden. ...
Vor Unterernährung und Krankheit dem Erlöschen nahe, erhielt ich endlich Mitte 1947 die ersehnte Ausreisebewilligung, jedoch nur für meine Person, während meine Frau ... erst im November 1947 ausreisen durfte.<<

Verhältnisse im Internierungslager Preußisch Eylau von Mai bis Oktober 1945

Erlebnisbericht der E. L. aus Königsberg in Ostpreußen (x002/122-125): >>Am 15. Mai 1945 wurden wir ... nach Preußisch Eylau ins Lager gebracht. Es war eine ehemalige Infanteriekaserne, bestehend aus 8 großen Blocks. Hohe Wachttürme befanden sich an allen Ecken und Enden, außerdem ringsherum Stacheldraht.
In Block 4 und 5 waren die Männer untergebracht. Hier herrschten ... Polen als Etagenälteste, die man nur mit großen Knüppeln bewaffnet sah, von denen sie mehr als genug Gebrauch machten. Wenn die Männer über den Hof auf die Toilette geführt wurden, so setzte es oft Schläge, besonders für Alte und Gebrechliche, die nicht mehr so schnell laufen konnten. Es kam ja gar nicht darauf an, wenn einer totgeschlagen wurde, denn was galt den Russen oder Polen damals schon das Leben eines Deutschen. ...
In Preußisch Eylau war ich von Juni bis September 1945 Etagenälteste. Ich hatte die Betreuung und die Essenausgabe für 478 Frauen zu übernehmen. Außerdem gehörten die Arbeitseinteilung und die Säuberung der Räumlichkeiten dazu. Hier herrschte ein Russe, der lange in Deutschland gelebt hatte. ... Trotzdem wir auf dem Fußboden schliefen und auch aßen, herrschte überall peinliche Sauberkeit. Täglich waren über 100 Arbeitskräfte für die Feldarbeit zu stellen. Es gab einen festen Trupp, der dauernd in der Sauna arbeitete, einen anderen, der täglich ins Offizierskasino zur Arbeit ging.
Die letzte Gruppe hatte es verpflegungsmäßig am besten. Wenn man bedenkt, daß weit über die Hälfte der Frauen an Ödemen (Gewebewassersucht) litten und wie aufgeblasene Frösche aussahen, so wird man die Schwierigkeiten verstehen, die die Gestellung der Arbeitskräfte mit sich brachte. Was nützte es, daß später eine russische Betreuung einsetzte und die Ärztin von Zimmer zu Zimmer ging? Sie schrieb die Frauen krank, und der Russe jagte später diese Frauen mit Schlägen und Fußtritten doch zur Arbeit.
In dieser Beziehung war ich ziemlich machtlos, trotzdem schlug ich den Russen in aller Heimlichkeit so manches Schnippchen, um diesen bedauernswerten Menschen zu helfen. Sich offen dagegen aufzulehnen, hätte bedeutet, sein eigenes Grab zu graben. Ich wäre dort einfach verschwunden, denn es gab dort viele GPU-Keller, in denen so mancher verschwand, um niemals wieder zurückzukehren.
Zuerst hatte eine Frau K. den Posten der Etagenältesten inne. Nach kurzer Zeit wurde sie ihres Postens enthoben und ich ihre Nachfolgerin. Frau K. war eine Bestie und der leibhaftige Satan. Sie hatte die Frauen in unglaublicher Weise schikaniert und hielt die Frauen tagsüber eingeschlossen, so daß sie nicht einmal zur Toilette gehen konnten. Da fast alle Frauen infolge der Wassersuppen an Durchfall litten, spielten sich oft ekelerregende Szenen ab. Frauen, von denen sie annahm, daß sie Läuse hätten, sperrte sie ein oder ließ ihnen die Haare schneiden. Bis ich mir eines Tages den tizianroten Lockenkopf von Frau K. vornahm und nicht weniger als 72 Läuse herunterholte.
Meine erste Tätigkeit bestand darin, daß ich alle Türen öffnete, so daß die Frauen ungehindert ein- und ausgehen konnten. Das Essen wurde von nun an gerecht verteilt, daß niemand zu kurz kam. In meine besondere Obhut nahm ich die Jugendlichen und die schwangeren Frauen. Daß es nicht einfach war, 478 Menschen unter einen Hut zu bringen, war klar. ... Es den vielen Menschen recht zu machen, die durch monatelange Ungerechtigkeit mißtrauisch geworden waren, war ein schweres Stück Arbeit und nicht immer gerade dankbar. Ich führte mein

schweres Amt jedoch mit zäher Ausdauer durch, und ich glaube, letzten Endes zu aller Zufriedenheit.
So nach und nach lockerte sich die Haft, so daß wir uns auf dem Kasernenhof frei bewegen durften. Ja, es wurde sogar ein Lagertheater eingerichtet, dessen "Künstler" von uns gestellt wurden. Auch ich wirkte dort mit, und wir gaben unser Bestes, um den unglücklichen Menschen wenigstens ein paar frohe Stunden zu schenken. So oft es meine Zeit ... erlaubte, ging ich durch alle Stuben und habe den Frauen Mut und Trost zugesprochen. Denn zu allen sonstigen Qualen kam eine neue seelische Belastung hinzu. Unzähligen Frauen wurden die Haare abgeschnitten, ein großer Teil lief bereits kahlköpfig herum, so daß man oft nicht wußte ob es ein Mann oder eine Frau war. Eines werde ich nie vergessen. Jeden Abend mußte ich mit ihnen singen und allen "Gute Nacht" sagen, erst dann schliefen sie ein. Waren sie nicht alle meine Kinder? Ich hieß dort ganz einfach "Mutti L."...
Meiner Arbeit wurde ein jähes Ende gesetzt. Am 16. September 1945 bekam ich Typhus und kam ins Lazarett. Ich hatte es schon lange vorausgesehen, da täglich unzählige Frauen von dieser furchtbaren Krankheit erfaßt wurden, die ich selbst betreut und ins Lazarett gebracht hatte. Die bessere Verpflegung kam bei den meisten schon zu spät, da der Lebensnerv bereits angegriffen war. Männer und Frauen starben wie die Fliegen, und ich muß sagen, noch mehr Männer als Frauen. Denn es war tatsächlich so, daß die Frauen weit mehr Strapazen und Entbehrungen aushielten als die Männer.
Als ich am 16. Mai 1945 nach Preußisch Eylau kam, faßte das Lager etwa 14.000 Personen, und bereits Ende Juli waren wir nur noch 6.000. Die übrigen 8.000 waren inzwischen gestorben, die meisten an Hungertyphus. Täglich fuhren mehrere Kastenwagen und Rollwagen mit Leichen zu den in der Nähe befindlichen Splittergräben. Die nackten Leichen wurden in die Splittergräben geworfen, mit Chlor begossen und vergraben. Es ist kaum anzunehmen, daß die Russen diese Todesfälle registriert haben, über deren Schicksal niemand etwas weiß.
Im Lazarett gab es täglich dreimal Suppe, eine Ration Brot und abends eine Tasse Milch, die immer angebrannt war. Während fast alle Typhuskranken ihr Gehör verloren, verlor ich mein Augenlicht. Eine irrsinnige Angst befiel mich, wenn ich daran dachte, wie ich mutterseelenallein und blind diesen Horden ausgeliefert würde. Der deutsche Arzt ... tröstete mich, so gut es ging, und hoffte, daß ich, sobald das Fieber nachließ, meine Sehkraft wiederfinden würde. Gott sei Dank war es auch so, jedoch konnte ich seit dieser Zeit (nur noch) sehr schlecht sehen.
Im Lager befand sich auch der ehemalige Direktor des Königsberger "Park-Hotels", der erst einige Zeit im GPU-Keller saß und später dem "Wanzenkommando" zugeteilt wurde. Im Lazarett wurden wir von Wanzen und Läusen buchstäblich aufgefressen. Es war ganz furchtbar. Wenn ich mir im Geiste diesen eleganten Mann im Abendanzug bei der Begrüßung seiner prominenten Gäste vorstellte - und hier entwanzte er mein Bett -, so konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren. O, Ironie des Schicksals. ...
Am 9. Oktober 1945 wurde ich aus dem Lazarett ... entlassen - und das einen Tag, bevor auch mein Haar abgeschnitten werden sollte. Es geht nach Hause, hieß es. Was hieß "Heimat" und was "Zuhause"? Wir hatten weder das eine noch das andere. Das einzige war die Freiheit! Aber diese Freiheit war wiederum sehr gefährlich, denn wir waren ja schutz- und rechtlos und einer Willkür ausgesetzt, die ihresgleichen vergeblich in der Welt suchen dürfte. Außerdem bestand jetzt wieder die Gefahr der Vergewaltigungen und Ausplünderungen. In dieser Beziehung gewährte das Lager in Preußisch Eylau doch einen gewissen Schutz.
Zu Fuß versuchten wir, d.h. ein Mann, ein junges Mädchen und ich, 38 km nach Königsberg zu wandern. Da wir 3 Lazarettinsassen vom Typhus kaum genesen waren, sind wir die 11 km bis Weißenstein mehr geschlichen als gegangen und konnten nun nicht mehr weiter. Außerdem regnete es wie aus Gießkannen, die Chaussee war voller Morast und Schlamm, und an

den Füßen trug ich nur Klappersandalen, die mir ein Gefangener in Preußisch Eylau angefertigt hatte. Ich faßte also Mut und hielt einen LKW an, der uns auch tatsächlich bis Schönfließ, einem Vorort von Königsberg, mitnahm.
Nun begann der Marsch durch unsere alte Heimatstadt Königsberg. Da wir im Lager nicht mit der Außenwelt in Berührung kamen, auch keine Zeitung hatten, geschweige denn ein Rundfunkgerät, so konnten wir uns überhaupt keine Vorstellung davon machen, wie es in Königsberg aussah. Die Wirklichkeit übertraf alle unsere Vorstellungen. ...
(Obwohl die Stadt größtenteils) zerstört war, ging das Leben doch weiter. Wie in einem Ameisenhaufen krabbelte alles in den Trümmern herum. Was sich unseren Augen jedoch bot, war das Trostloseste, was man sich überhaupt nur vorstellen konnte. Wir gingen 3 Stunden lang durch eine tote Stadt. Überall machte sich ein scheußlicher Verwesungsgeruch bemerkbar, sicher von den vielen Leichen, die unter den Trümmern begraben sein mochten.
3 Tage lang irrte ich in Königsberg umher und konnte nichts und niemand finden. Wo waren meine Verwandten, meine Schwester, meine vielen Freunde und Bekannten geblieben? Wo unsere letzte Wohnung gewesen war, ragten nur noch Schornsteine gen Himmel. Ich hatte kein Obdach, nichts zu essen und glaubte mich am Ende. Sollte ich einen vorübergehenden Russen anbetteln? Nein, das verbot mir mein Stolz und auch die Angst vor einer Gegenleistung. ... Hatte mich denn der liebe Gott ganz vergessen?
Erschöpft setzte ich mich am Nordbahnhof auf einen Stein und betete wie noch nie zuvor in meinem Leben. Plötzlich stand, wie aus dem Erdboden gewachsen, der 14jährige Bruder meiner Freundin vor mir, der von einem Krankenhausbesuch seiner Schwester kam, die ... schwer an Typhus erkrankt war. Er nahm mich zu seinen Eltern nach Kohlhof, einem Vorort von Königsberg, mit.
In Kohlhof standen viele Ruinen, aber auch Häuser, die nur zum Teil oder gar nicht beschädigt waren. In den guten Häusern wohnten die russischen Offiziere. Die Deutschen wohnten in Ruinen, die teilweise ohne Dächer, also ganz komfortabel - mit "fließend Wasser" - eingerichtet waren. Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, unter welch primitiven Verhältnissen wir dort 3 Jahre lang vegetierten, denn von einem Leben konnte überhaupt keine Rede sein. Die einzelnen Wohnungen waren in "Quartiere" eingeteilt und numeriert. In einem Raum wohnten oft 4-8 Personen zusammen. Oft handelte es sich um Frauen und Männer, die sich vollkommen fremd waren. Ich selbst wohnte mit 3 Frauen, einem Säugling und einem Mann zusammen.<<

Lebensverhältnisse in den Kreisen Wehlau und Tapiau von Juni 1945 bis November 1947

Erlebnisbericht des K. K. aus dem Kreis Wehlau in Ostpreußen (x002/126-131): >>Am 19. Juni wurden wir auf Anordnung des polnischen Amtsvorstehers und des russischen Offiziers in unsere frühere Heimat ausgewiesen. Wir wurden auf Lastkraftwagen zum Bahnhof nach Lanz gefahren und in Güterwaggons zusammengepfercht. In Bromberg mußten wir die Waggons verlassen. Hier kümmerte sich anfangs niemand um uns. Wir lagen bis zum Abend auf den Bahnsteigen herum. Zur Nacht wurden wir durch die Polen in den Bahnhofstunnel getrieben, wo wir ihrem Gespött ausgesetzt waren. Hier wurden ... einige Deutsche ohne Grund von den Polen niedergeschlagen und dann abgeführt.
Am nächsten Tag wurden wir zu Aufräumungsarbeiten auf dem Bahnhof eingesetzt, der ... vollkommen verunreinigt war. ... Handwerkszeug wurde uns nicht zur Verfügung gestellt. Am dritten Tag wurden wir wieder in Güterwagen verladen und nach Thorn gefahren. Hier lagen wir auf den Bahnsteigen, als gleichzeitig polnisches Militär exerzierte. Von den polnischen Soldaten wurden wir angespuckt und mit Füßen getreten. ... Ein polnischer Soldat verlangte den Koffer von mir. Da ich ihm den Koffer nicht freiwillig gab, gab er mir plötzlich einen

Fußtritt in den Unterleib, daß ich auf der Stelle zusammenbrach. ...
Überall wo man hinsah, wimmelte es von russischen Soldaten. ... Nachts begannen dann die Vergewaltigungen. ... Wir waren dem Verhungern nahe. Die kleinen Kinder mußten sich an die Straße stellen und bei vorbeikommenden Russen um ... Brot prachern (betteln). ...
12. Juli: ... Nachts war plötzlich ein fürchterlicher Lärm auf dem Hofe. ... Etwa 50 russische Soldaten drangen ins Zimmer. ... Meine Frau und meine Tochter (16 Jahre alt) wurden rausgeschleppt. ... Gegen Morgen brachten 2 Soldaten meine Frau ... zurück. Kaum, daß ich sie mit einer Decke bedeckt hatte, stürzten schon wieder einige Soldaten ins Zimmer und schleppten sie wieder heraus. ...
Am Morgen des nächsten Tages lief ich ... zu einem ... russischen Oberarzt. Ich bat ihn, meiner Frau und meiner Tochter ... zu helfen. Als Antwort wurde mir gesagt: "Für euch Deutsche gibt es keine Hilfe, ihr sollt sterben wie die Schweine." Ich besorgte 2 Schubkarren, auf welchen wir die beiden Frauen dann in das alte Quartier brachten, darüber haben ... vorbeikommende Russen tüchtig gelacht. ...
Nach Beendigung der Erntearbeiten kamen wir zum Dreschkommando. Hier bekamen wir je Tag 2 Pfund Roggen, den wir auf einer Handmühle zu Mehl mahlten. Da wir in der langen Zeit nie ein Stückchen Fleisch zu essen bekamen, man aber das Verlangen nach Fleisch hatte, fing ich einfach Hunde und Katzen und schlachtete sie, um mir dadurch auch mal ein Stückchen Fleisch zu verschaffen.
Wegen dieser Sache wurde ich dann eines Abends, als ich von der Arbeit kam, durch einen russischen Posten mit aufgepflanztem Bajonett zum russischen Stab nach Stockheim gebracht, wo ich gefragt wurde, aus welchem Grund ich Hunde und Katzen geschlachtet hätte. Ich sagte, daß wir bei der schweren Arbeit auch mal ein Stückchen Fleisch essen müßten, um überhaupt arbeiten zu können, und da die Russen uns kein Fleisch geben würden, hätte ich mir eben etwas Fleisch besorgt. Man entließ mich wieder. Einige Zeit später gab man uns neben dem Roggen auch einige Konserven und etwas Fett. ...
Am 9. Dezember 1945 kam ich mit meiner Familie zur Militärkolchose nach Nickelsdorf, Kreis Wehlau. Ich hatte den Pferdestall mit 34 Pferden, mein Sohn den Kuhstall mit 40 Kühen zu besorgen. Neben der Tagesarbeit mußten wir nachts noch in den Ställen Wache schieben. Hier bekamen wir täglich etwas Brot und einen Liter Milch. Da wir bei diesem wenigen Essen kaum noch in der Lage waren, die schweren Arbeiten zu verrichten, entschloß ich mich, ... im Wald Schlingen auf Hasen aufzustellen. Während meiner Nachtwache fertigte ich einige Schlingen an, und am Tage, nachdem ich meine Arbeit im Stall verrichtet hatte, ging ich in den Wald, um Schlingen aufzustellen. Ich hatte Erfolg und fing auch einige Hasen, so daß wir durch den Genuß des Fleisches wieder etwas zu Kräften kamen.
Im September ... flammte plötzlich eine mit Heu gefüllte Scheune auf. Mein Sohn Manfred und Helmut S., beide 16 Jahre alt, wurden, da die Russen Streichhölzer bei ihnen gefunden hatten, durch die GPU verhaftet. Sie wurden stundenlang verhört und mit vorgehaltener Pistole gezwungen, auszusagen, daß sie die Scheune angesteckt hätten. Da die Jungen es aber nicht getan hatten, änderten sie später ihre Aussage. Darauf sollten sie erhängt werden. ... Sie wurden fortgeschafft. ...
Auf meine Bitte hin, wurden die Jungen später ... entlassen. Bei ihrer Rückkehr erzählten sie, daß sie schlechtes Essen erhalten hätten und täglich 5 Raummeter Brennholz zerkleinern mußten. In ihrem Keller hätten noch 2 deutsche Soldaten gesessen. Diese Soldaten erhielten täglich ca. 25 Schläge mit dem Gummiknüppel auf die Fußsohlen, dadurch wollten sie die Russen zu einer Aussage zwingen.
Im November 1946 kamen Zivilrussen nach Wargienen und die Militärkolchose wurde ... nach Bonslak bei Tapiau verlegt. ... Die Zivilrussen erzählten mir, daß sie gegen ihren Willen ... hierher gebracht worden seien. Es wäre angeblich ehemaliges russisches Gebiet, daß sie

jetzt wieder besiedeln müßten. Sie waren zum größten Teil gegen das russische Regime eingestellt.
Gearbeitet wurde von Sonnenaufgang bis zum Dunkelwerden. Da wir auch keine Zeit hatten, unsere Kleider und Wäsche sauber zu halten, so waren wir vollkommen verlaust. ... Wasser holten wir aus einem verfallenen Brunnen, wo es von Fröschen und Ungeziefer wimmelte. Sämtliche Aborte waren zerstört. Jeder verrichtete seine Notdurft, wo er eben war. Gearbeitet wurde nach russischem Muster – (Es waren) alles Normarbeiten! ...
Im Februar 1947 wurde ich durch die russische Militärverwaltung auf der Kolchose als Brigadier eingesetzt. ... Jetzt begann für uns zwar eine harte, dafür aber eine etwas freiere Arbeit. Wir hatten sogar öfters einen freien Sonntag. Die Frühjahrsbestellungen erfolgten jetzt nach deutschem Stil. Angebaut haben wir hier: 40 Hektar Erbsengemenge, 10 ha Hafer, 8 ha Kohl, 4 ha Karotten, 4 ha Gurken und 4 ha Tomaten. Die Ernteerträge waren recht gut. Wir bekamen hier 300 g Mehl, Kohl, Karotten und Tomaten. Für nichtarbeitende Personen gab es keine Produkte. - Bestellt waren nur die Felder um die einzelnen Kolchosen, alles andere waren nur Distelplantagen.
In Tapiau gab es einen Schwarzen Markt, wo man (fast) alles zu kaufen bekam, wenn man Rubel hatte. Eine Schnitte Schwarzbrot kostete 10 Rubel, 1 Pfund Butter 75 Rubel usw. Zwischen Tapiau und Königsberg bestand eine Dampferverbindung. Eine Fahrt kostete 11 Rubel. In der ehemaligen Besserungsanstalt waren etwa 700 deutsche Jungen eingesperrt. Das Militär lag in den Kasernen, in der Heil- und Pflegeanstalt, und ein großer Teil lag in aufgestellten Holzbauten im Walde längs der Deime ... bis Freudenberg. Die Offiziere wohnten in den Siedlungshäusern. In der ehemaligen Mittelschule war eine russische Schule eingerichtet. Eine Schule für deutsche Kinder gab es nicht. Überall in den Straßen traf man deutsche Kinder zerlumpt und vollkommen abgemagert an.
Am 7. November 1947 wurden 2 deutsche Frauen von unserer Nachbarkolchose, die sich auf dem Wege von Tapiau befanden, hinter einem ... niedergebrannten Grundstück ermordet und verstümmelt aufgefunden. Nachforschungen über die eventuellen Täter wurden durch die GPU natürlich bei uns Deutschen angestellt.
Unter den gegebenen Umständen hatten wir hier schon mit unserem Dasein abgeschlossen und niemand glaubte noch daran, daß sich auch unser Schicksal noch einmal wenden sollte. Plötzlich, am 17. November, nachmittags um 4.00 Uhr, ging die große Hofglocke. Alle Deutschen wurden zusammengerufen. Es waren russische Offiziere erschienen, die uns mitteilten, die Militärkolchose werde aufgelöst, und wir würden nach Deutschland entlassen.<<

Lebensverhältnisse in Gumbinnen von Juli 1945 bis Juli 1948

Erlebnisbericht des B. L. aus der Stadt Gumbinnen in Ostpreußen (x002/145-150): >>Nach einer Eisenbahnfahrt mit vielen Schwierigkeiten stand ich am 1. Juli 1945 auf dem zerstörten Bahnhof in Gumbinnen. Es war in den frühen Morgenstunden zwischen 1.00 und 3.00 Uhr. Kein Mensch war zu sehen. Öde, leer und verlassen, mit Schutt und Schmutz überhäuft, waren die Straßen. ... Am Denkmal des Königs Friedrich Wilhelm I. standen ... 2 russische Posten mit Gewehren. Ich zog mich zurück. Die Russen sahen mich nicht.
Ich trabte durch die Poststraße, ... um in meine Wohnung in der Poststraße zu gelangen. Auch hier fand ich nichts als leere Räume. Es wurde langsam unheimlich. Noch immer hatte ich außer den beiden russischen Posten keinen Menschen gesehen. Ich suchte deutsche Landsleute. Ich marschierte weiter nach Preußendorf. Ich mußte weit durch das wenig zerstörte Preußendorf gehen, bis ich auf dem Grundstück der Gärtnerei W. die ersten deutschen Landsleute sehen und sprechen konnte. ... Ungefähr 18-20 Landsleute hatten auf diesem Grundstück eine Bleibe gefunden. Ich wurde freundlich aufgenommen und erhielt ... seit Wochen wieder ein warmes Essen. Hier blieb ich.

Preußendorf war von russischen Soldaten belegt. Die Soldaten beanspruchten fast alle bewohnbaren Häuser. Auf einem Grundstück hatten sie eine Schlachterei eingerichtet. Täglich wurden hier 10-15 Rinder geschlachtet. ... Es wurde ohne Maß und Ziel geschlachtet.
Die Russen nahmen sich nur das Beste. Die minderwertigen Teile der geschlachteten Rinder, besonders die Innereien wie Leber, Herz usw. warfen sie weg. Diese Abfälle wurden in Lauf- und Schützengräben geworfen und mit Erde bedeckt. ... Wir Deutschen durften uns fast täglich - so viel wir wollten - von diesen Fleischabfällen holen.
Die russischen Soldaten kamen auch zu uns. Wir mußten ihre Wäsche waschen und erhielt dafür ... Brot und Lebensmittel. ...
1946 mußten wir ... nach Gumbinnen ziehen. Einige hundert russische Zivilisten hatten sich dort niedergelassen, und auch Deutsche hatten sich ... wieder eingefunden. Die Russen nahmen Wohnungen in den unzerstörten Häusern, und Deutsche, die man antraf, mußten das Feld räumen und sich eine andere Bleibe suchen. Manche Deutsche sind dauernd beim Umzug gewesen. ... In alten oder verfallenen Häusern, überall, wo sie glaubten, nicht von Russen vertrieben zu werden, hatten sie sich eingerichtet. In der Poststraße und in der Langen Reihe hausten 150 bis 200 deutsche Landsleute. In manchen Räumen hatten 3 bis 5 Familien zwangsläufig ein Unterkommen gefunden. ...
Anfang 1946 fand eine Registrierung der Deutschen statt, die jedoch nicht vollständig durchgeführt wurde. ... Solange sich noch nicht genug Zivilrussen in Gumbinnen angesiedelt hatten, waren wir Deutschen von den russischen Militär- und Zivilkommandanturen als Arbeiter gefragt. Die deutschen Männer und Frauen wurden mit Waschen, Aufwarten, Entrümpeln der Straßen und anderen Arbeiten beschäftigt. Wer Spezialist (Maurer, Maler, Schneider u.a.) war, wurde gesucht. ... Wer aber nicht mehr arbeiten konnte, wer nichts mehr zu verkaufen hatte, ... denen ging es sehr schlecht. Sie darbten dahin, bis der Tod sich ihrer annahm. Die meisten sind an Entkräftung und Hungertyphus gestorben. ...
Wir haben uns sehr viel gegenseitig geholfen. Es war für alle schwer, die Zeiten des Hungers und der Kälte zu überstehen. Viele ... deutsche Landsleute sind den Strapazen des Elends erlegen. Ich selbst habe meinen Lebensunterhalt damit verdient, indem ich für die Verkaufsläden Brennholz beschaffte. Jeden Tag habe ich aus Hausruinen Holz geholt ...
Eine Verbindung mit der Außenwelt ... gab es im Jahre 1945 noch nicht. Wir wußten nichts und hörten nichts. 1946 kam dann die erste Post aus Deutschland. ... Es kamen viele sehr eigenartige Anfragen an die ... nicht mehr vorhandenen deutschen Behörden, wie Stadtverwaltung, Polizei, Amtsgericht usw. Und nicht nur Private, sogar deutsche Behörden aus Westdeutschland forderten Urkunden und Bescheinigungen an. Bei der Polizei fragte man, ob die Möbel ... noch wohlverwahrt wären, von der Kirchenverwaltung wollte man wissen, ob die Gräber betreut würden, und das Grundbuchamt sollte über gewisse Grundstücke und Ländereien Auskunft geben. ...
Ich bin über hundertmal in Litauen und Lettland gewesen. Es waren Bettelfahrten, die wir Deutschen ... unternehmen mußten, um unser Leben zu fristen. Wir fuhren ... natürlich schwarz in Personen- und Güterzügen. Wir standen auf den Trittbrettern oder legten uns flach auf das Dach der Personenzüge. Auf den Güterzügen versteckten wir uns hinter Eisen, Kohlen, Kisten und Ballen. Wir fuhren im Sommer, und wir fuhren im Winter bei 20 bis 25 Grad Kälte. Das Wasser lief uns aus den Augen, und unsere Hände und Füße froren. Es war nicht so einfach, bei dieser Kälte stundenlang fast ohne Bewegung durchzuhalten, bis unsere Station kam, wo wir meistens in der dunklen Nacht absprangen, um nicht das Zugpersonal oder die Miliz ... auf uns aufmerksam zu machen.
Wir mußten fahren. Entweder man hielt durch oder man ging vor die Hunde. Zu Hause war nichts zu essen, und viele warteten, daß man etwas mitbrachte. Die Fahrten waren ein Spiel mit dem Tode. Wen die russische Miliz fand, der wurde oft rücksichtslos vom fahrenden Zug

geworfen. Ich bin jedesmal - Gott sei Dank - reich beschenkt ... wieder zurückgekommen. Die Litauer und Letten haben uns geholfen, wo sie konnten. Trotz Verbote und drohender Verfügungen der Russen - Geldstrafen standen darauf und Ausweisungen nach Sibirien sollten stattfinden, falls Deutschen in Lettland und Litauen Verpflegung und Unterkunft gegeben wird - half man uns.
Immer wurden Mittel und Wege gefunden, uns zu helfen, wenn wir bittend vor ihrer Tür standen.
In den Jahren 1947/48 waren ständig etwa 1.000 Deutsche in Gumbinnen. ... Der größte Teil davon waren Landsleute, die aus anderen Orten Ostpreußens hierher gekommen waren. In den größeren Städten Königsberg, Insterburg und in anderen Städten wurde den Deutschen das Leben recht schwer gemacht. Wer es ermöglichen konnte, zog nach einer kleineren Stadt in der Nähe der litauischen Grenze. Hier lebte es sich durch die nähere Verbindung mit Litauen leichter. Wenn man von dort mit Hamsterrucksäcken kam, brauchte man nicht Insterburg oder gar Königsberg passieren, wo die Miliz besonders strenge Kontrollen durchführte.
Die Zivilrussen, die unsere Stadt bevölkerten, kamen aus allen Gegenden Rußlands. Sie kamen in einem Aufzug, der bei uns nur Kopfschütteln hervorrief. Zerlumpt, verdreckt stachen sie von uns Deutschen, die wir auch nicht mehr sehr gepflegt aussahen, recht merklich ab. Sie bezogen also die Häuser, die man uns vorenthielt. Oft brauchten sie für die ganze Familie nur einen Wohnraum, während in den anderen Räumen ihr Vieh und sonstige mitgebrachte Dinge untergestellt wurden. Mit der Zunahme der russischen Bevölkerung begann auch wieder ein wirtschaftliches Leben in Gumbinnen aufzukommen. Zum Verkauf von Lebensmitteln und allen anderen Bedarfsartikeln wurden Magazine bzw. Verkaufsläden aufgemacht. ... Für Rubel bekam hier jeder, was er brauchte.
Neben diesen staatlichen Verkaufsstellen gab es in Gumbinnen noch einen Schwarzen Markt. ... Hier verkauften die Zivilrussen ihre Erzeugnisse: Milch, Butter, Eier, Gemüse usw., und hier hat mancher Deutsche seine letzten Sachen verkauft, um sein Leben zu erhalten. Eine noch größere Verkaufsstelle dieser Art war der Schwarze Markt in Wirballen.
Hier kauften und verkauften Deutsche, Russen und Litauer. Aus ganz Ostpreußen kam man nach dort, um Sachen besser zu verkaufen und um Lebensmittel bedeutend billiger einzukaufen. Die Deutschen brachten z.T. eigene, z.T. gefundene oder ausgegrabene Sachen aus den Ruinen der Häuser und Gärten. Auf diesem Markt wurde alles angeboten: Forken, ... Haushaltsgegenstände, ... Bekleidungsstücke, ... Schuhe. Alles ging zu verkaufen und wurde von den Litauern gerne gekauft. Besonders gefragt waren landwirtschaftliche Geräte: Eggen, Pflüge, Wagenräder und Maschinen. Lieferanten dieser Sachen waren vielfach Deutsche von den Kolchosen, die sich für den Erlös Arbeitskleider kauften.
Die Litauer boten dagegen: Butter, Eier, Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, alles wesentlich billiger als in den Städten Ostpreußens. Der Markt fand zweimal in der Woche statt. Es war stets ein Auftrieb von 150 bis 200 Bauernwagen. Ein Personenzug, ein sog. Arbeitszug, der morgens von Insterburg nach Wirballen und mittags wieder zurückfuhr, begünstigte den Einkauf in Wirballen.
Der Zug mit den 5 bis 6 Personenwagen und 2 bis 3 Güterwaggons war an Markttagen von Deutschen und Zivilrussen überfüllt. Oft ging es den Deutschen schlecht. Brauchte die russische Miliz (Polizei) Schnaps, nahmen sie den Deutschen ihre Sachen ab und vertrieben sie vom Markt. Auch auf dem Markt selbst mußten die Deutschen sehr aufpassen. Es wurde unheimlich viel gestohlen. Mit Rasierklingen wurden Taschen, Rucksäcke, oft auf dem Rücken des Trägers, aufgeschnitten. Neulinge kamen selten ohne Lehrgeld ab.
Im allgemeinen kümmerte sich der Russe um uns Deutsche nicht. Wir kamen nur dann und wann mit ihm in unsanfte Berührung, wenn er unsere Wohnungen, unsere Kleider oder andere Sachen brauchte, dann waren sie sein Eigentum. Wie wir lebten, ob wir hungerten, darbten,

verkamen oder starben, war ihm gleichgültig. ...
Ende 1947 wurde Fräulein G. (als Postverteilerin) entlassen. Die eingehende Post wurde danach auf einen Tisch im Postraum gelegt, und jeder konnte darin suchen und seine Post und die seiner Bekannten mitnehmen. Dabei ist sehr viel Post verlorengegangen und nicht an die richtige Stelle gekommen. Die Post war durchschnittlich 3 Monate unterwegs, bis sie in Gumbinnen den Empfänger erreichte. Aber nur ein Teil meiner deutschen Leidensgenossen war in der glücklichen Lage, Post zu erhalten. Die meisten waren ja irgendwo mit ihren Angehörigen, Verwandten und Bekannten auseinandergekommen. Es wußte oft ja keiner etwas von dem anderen.
Ich habe in der ersten Zeit sehr viel fremde Post von Bekannten erledigt und viele Schreiben beantwortet, die Anfragen nach Angehörigen enthielten. Später mußte ich dies einstellen, da mir das Papier und die Rubel für das Porto fehlten.
Als Anfang 1948 immer mehr Zivilrussen zuzogen, wurde ich nicht mehr gebraucht. Ich ging dann nach Litauen.
Und wie hat sich unser Leben bis dahin gestaltet? In kurzer Zeit wurden wir gezwungen, uns völlig umzustellen. Was uns früher unmöglich gewesen wäre, jetzt ging es. Der Fußboden war unser Bett, ein Mantel oder eine alte Decke unser Deckbett. Unsere Wäsche, unsere Kleider waren zerrissen, unsere Schuhe gingen auseinander. Zum Waschen und Rasieren fehlte uns die Seife. Die Haare beschnitten wir uns gegenseitig. Läuse, Wanzen und besonders Flöhe waren ständig mit uns und um uns. Mit allen Mitteln versuchten wir, uns selbst und, wenn es möglich war, auch unsere Unterkünfte sauber zu halten. Die aufdringlichen Gäste fanden sich immer wieder ein.
Wir besuchten uns gegenseitig, um uns auszusprechen und besonders um Pläne zu schmieden, wie man fortkommen konnte. Wir wollten unser Leben ja nicht beim Russen beschließen. Wir nahmen an Gebetsstunden teil, die in größeren Wohnungen abgehalten wurden. In unseren Gesprächen bei unserer Arbeit mußten wir vorsichtig sein, man konnte zu leicht auffallen. Dann waren wir bei Tag und Nacht nicht sicher. Die NKWD konnte jeden zum Verhör oder zur Untersuchung holen: "Du Spion, du Faschist?" ... Einige sind (von diesem Verhör) nicht wiedergekommen. ...
Es sind viele Deutsche für immer nach Litauen gegangen. Ich fand im Sommer 1948 noch sehr viele Deutsche: Männer, Frauen und Kinder, die bei litauischen Bauern Unterkunft und Arbeit gefunden hatten. Die Kinder hatten vielfach schon ihren deutschen Familiennamen vergessen. Es gab auch viele Fälle, wo Litauer deutsche Kinder adoptiert hatten. ... Viele, sehr viele Deutsche sind durch Litauer und Letten vor dem Hungertode gerettet worden.
Wir gedenken in tiefer Dankbarkeit dieser Hilfe. Wir werden sie nicht vergessen und wollen es auch unseren Nachkommen einprägen, wie Litauer und Letten uns in dieser Notzeit geholfen haben.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Tilsit von Juni 1945 bis November 1947
Erlebnisbericht der G. B. aus dem Kreis Pogegen im Memelland (x002/155-158: >>Noch Anfang Juni haben wir viele Tote, Soldaten, Freund und Feind, Kinder, alte Leute, zur letzten Ruhe gebettet. Wer kannte ihre Namen? - Auch viel Großvieh lag auf den Feldern umher, welches wir Frauen unter die Erde brachten. Ende Mai wurde (das) Vieh, das wir betreuten, nach Rußland getrieben, und wir waren ... arbeitslos, brotlos, schutzlos. ...
Im Februar 1946 wurde in Königskirch eine Kolchose eingerichtet. Nun schauten wir wieder etwas hoffnungsvoller in die Zukunft; denn Arbeit hieß für uns Brot und Schutz. Zunächst wurden alle deutschen Wohnungen nach Möbeln usw. durchsucht, und was ihnen am besten gefiel, wurde für den Direktor und die Genossen mitgenommen. Am Anfang erhielten wir keinen Lohn und nur etwas Verpflegung, die bei weitem nicht für uns ausreichte. ...

Im Mai 1946 kam dann Vieh aus Königsberg, und ich hatte das Glück, als Melkerin angestellt zu werden, (denn dort) war die Entlohnung besser als bei den Feldarbeitern, und man hatte die Möglichkeit, für die Familie Milch zu stehlen. Man mußte nur erfinderisch sein, um die Flaschen recht unauffällig zu verbergen; denn es war streng verboten, Milch mit nach Hause zu nehmen. Ich hatte mir 2 Feldflaschen besorgt, die ich in den Achselhöhlen verbarg. ... Fast alle Frauen trugen bei der Arbeit Männerhosen. Hosen waren überhaupt sehr praktisch zum Verbergen von "Diebesgut"; band man unten die Hosenbeine zu, so konnte man darin allerlei unterbringen: Zuckerrüben, Säckchen mit Hafermehl, Salz usw.
In der Königskircher Kirche, die ausgebrannt war, wurden Silos ausgemauert, in denen Futter für das Vieh eingestampft wurde. Dieses Futter bestand zum größten Teil aus grünem Kartoffelkraut, Disteln, Sonnenblumen und Rübenblättern. Im Pfarrhaus wurden in einem Zimmer die Kälber untergebracht. Später wurden dann in den Wirtschaftsgebäuden des Postgebäudes ... Kälberställe eingerichtet, in denen ausschließlich nur russische Frauen arbeiteten.
Im Juli 1946 erhielten wir die ersten Lebensmittelkarten. Leider aber nur die Arbeiter, die Alten und Kinder erhielten nichts. ...
Vom Oktober 1946 bis zum halben Februar 1947 gab es pro Tag und Arbeiter nur 300 g Brot, weiter nichts. Wer da nicht etwas Vorrat an ... Getreide besaß, litt Hunger.
Im Dezember des Jahres 1946 ging ich zum ersten Mal nach Birstonischken. Wenn mir jemand gesagt hätte, du wirst einmal von Königskirch über Tilsit nach Birstonischken und zurück auf Holzklumpen gehen, so hätte ich es als einen Scherz angesehen. Für diesen Gang erhielt ich von unserem Brigadier 3 Tage Urlaub, und so konnte ich mich einen ganzen Tag dort aufhalten.
In Tilsit sah ich mir den dort jeden Tag abgehaltenen Wochenmarkt (Basar) an, der von den im Memelland auf unseren Höfen lebenden Litauern beschickt wurde. Es gab alles, vom Ei angefangen bis zum kostbarsten Porzellan und Kristall. Diese von den russischen Offizieren sehr begehrten Artikel wurden von den Deutschen angeboten, die ihre vergrabenen Sachen hervorholten und verkauften, um sich für den Erlös Lebensmittel kaufen zu können.
... Unangefochten gelangte ich in Birstonischken an. Überall auf den Höfen saßen Litauer. Die Weiden und Äcker sahen ziemlich gepflegt aus; jedenfalls bedeutend besser als auf unserer Kolchose. Auf der Kolchose wurde nur ganz wenig Getreide angebaut, daß meistens mißriet. Die fruchtbaren Weizen- und Kleeäcker lagen ungenutzt da. Kartoffeln, Tomaten, Gurken und Weißkohl gediehen sehr gut. ... In Birstonischken und Trakeningken war nichts zerstört.
Im Januar 1947 machte ich zum zweiten Mal den Weg (nach Birstonischken), um Kartoffeln zu kaufen. Vielleicht bekam man auch welche geschenkt? Ich hatte das Glück, von dem früheren Bauern Otto S., der ... als Tagelöhner bei den Litauern arbeitete, einen Zentner Kartoffeln für 190 Rubel zu erhalten. In Tilsit kosteten die Kartoffeln 600 bis 700 Rubel pro Zentner. Der Monatsverdienst betrug (damals) aber nur 250 bis 300 Rubel. Von einem litauischen Bauern erhielt ich sogar einen halben Zentner Kartoffeln geschenkt, auch etwas Brotmehl und Rauchfleisch. Nun fuhr ich glücklich mit 1 1/2 Zentnern Kartoffeln auf dem Handwagen nach Königskirch zurück.
Auf unserem Hof saß ... ein Litauer, der nicht einmal Roggen oder Kartoffeln angebaut hatte. Nur Zuckerrüben und Tabak, ebenso etwas Gemüse. Die 7köpfige Familie besaß nicht einmal eine Kuh. Wovon die Leute lebten, war mir ein Rätsel. Auch konnte ich es nicht begreifen, daß alle in einem Zimmer schliefen, sogar auf dem Fußboden, wo doch das Haus genug Räume hatte. Die Gebäude waren alle unbeschädigt, und es hätte nur kleinerer Reparaturen bedurft, um wieder ... wirtschaften zu können. ...
Im September 1947 wurde in Königskirch eine Schule eingerichtet. Die deutschen Kinder hatten bei einer deutschen Lehrerin Unterricht, mußten aber auch russisch lernen.
Im November 1947 ging der erste Transport von unserer Kolchose nach Deutschland ab. Nun

hatten wir alle nur noch einen einzigen Gedanken: "Wann können wir endlich fahren?" ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Gumbinnen von Mai 1945 bis zur Vertreibung nach Mitteldeutschland im November 1945

Erlebnisbericht der Lehrerin E. M. aus dem Kreis Gumbinnen in Ostpreußen (x010/215-217):

>>Bis zum Mai blieben wir im Lager, dann packten wir heimlich einen kleinen Handwagen und flohen aus dem Lager. ... Abgesehen davon, daß man uns noch einmal ausplünderte, kamen wir einigermaßen gut nach Hause. ... Senta - unser schöner Bernhardiner - lag irgendwo, halb vom Sand zugeweht. - Der Hof ... war planiert worden. - Das Insthaus war stehengeblieben, und so zogen wir dort ein. ...

In Heiligenwalde lag eine Garnison, die in straffer Zucht gehalten wurde, die Soldaten ließen uns in Frieden. Nur zu essen gab es kaum etwas. Wir pflanzten Kartoffeln und Gemüse, geerntet haben dann andere. ... In ... diesem Jahr (gab es) sehr viele Pilze, von denen wir uns nährten. Dann fanden wir eine vergessene Kartoffelmiete. ... Außerdem schlachteten die Russen ... fast täglich ein Rind, und wir durften die Eingeweide holen. ... Das hat uns ... vor dem Verhungern bewahrt.

Im ... August gingen wir Ähren schneiden; das Korn, das unsere Bauern 1944 gesät hatten, war ja noch aufgewachsen. Sogar ein wenig Weizen bekamen wir, allerdings ... war (es) verboten, ihn zu schneiden - die Russen aßen selbst sehr gern Weißbrot!

Je weiter der Sommer sich neigte, desto größer und furchtbarer wuchs das Gespenst des Winters vor uns auf. Wir waren noch 7 Personen – meine Schwester mit 3 Kindern, meine Tante mit ihrem Jungen und ich - und es war nicht möglich, genug Vorräte für uns zu sammeln. Die Reibereien mit den anderen Leuten des Dorfes wurden auch immer unerträglicher. ...

1.500 Menschen wurden in 3 Schlafräumen zusammengepfercht. (Es gab nur) einen Waschraum, der zumeist verschlossen war! Nach etwa 6 Tagen wies man uns auf einen Hof bei Lübz. ... Wir kämpften bitter ums tägliche Brot - wir nähten meistens nachts Puppen, da am Abend der Strom abgeschaltet war - und kämpften auch gegen die Läuse, die unsere "treuen Begleiter" geblieben waren. ...

Man muß wohl erst einmal so tief unten gewesen sein, um zu erkennen, wie unendlich groß doch die Zähigkeit eines jeden von uns ist. ... Wird dieses Unrecht wohl jemals einmal gerecht gesehen, geschweige denn auch nur zu einem kleinen Teil gesühnt werden? ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostpreußens

Lebensverhältnisse im Kreis Preußisch Holland von Juni 1945 bis September 1946

Erlebnisbericht der E. B. aus dem Kreis Preußisch Holland in Ostpreußen (x002/171-173):

>>Am Tage wurden wir zur Arbeit geholt, um Vieh zu treiben, zu waschen und zu melken, später um Kartoffeln einzumieten und Leichen zu beerdigen. Es war uns strengstens untersagt, den Toten irgendwelche Papiere abzunehmen. So wurden bei uns Tausende in den Wäldern, auf den Wiesen in den Gräben beerdigt, deren Angehörige nie etwas von ihnen erfahren werden.

Wenn wir abends heimgingen, wurden wir von anderen Arbeitskolonnen aufgegriffen, an andere Orte zur Arbeit gebracht und kamen dann nach Tagen erst heim. So kam es oft vor, daß Frauen ihre Kinder ganz verloren. Wer sich widersetzte, bekam Schläge mit dem Kolben oder einem Stock, den die Posten meistens bei sich trugen. Wir waren ja vogelfrei, jeder konnte mit uns tun, was er wollte. ...

Wir hatten kaum noch etwas anzuziehen, alles wurde uns fortgenommen, verlaust und zerlumpt gingen wir zur Arbeit. Aus alten gefundenen Lumpen nähten wir uns Sachen. Niemals (hatte man) Ruhe vor Plünderern. ... Dazwischen (kamen) Kommissare, die Frauen für die Arbeitslager suchten. Sie hatten es besonders auf etwas korpulente abgesehen, von denen sie annahmen, daß sie Besitztum gehabt und nicht gearbeitet hätten. Da ich verhältnismäßig klein und schlank war, fiel ich meistens nicht auf.

Der Sommer kam, und wir durften uns jetzt etwas auf die leerstehenden Häuser verteilen. ... Wir arbeiteten nun beim Vieh, auf den Feldern oder in den Küchen. Bestellt wurden die Felder nur, wo eine Kommandantur Vieh hatte, auch dort wurden nur etwas Kartoffeln, Rüben und Hafer gepflanzt bzw. gesät. ... Die Lebensmittel wurden immer knapper, selbst bei den Russen. Das Getreide war fortgeschafft. Vieh gab es wenig, alles war abgetrieben, die Kartoffeln verladen. Wir hatten uns heimlich Kartoffeln gepflanzt, die wir auf dem Friedhof versteckt hatten.

Ich hatte Glück, auf einer Polizeikommandantur Arbeit zu finden, wo ich auch etwas Verpflegung für die Kinder bekam. Die Hungersnot nahm zu, die alten Leute, die nicht arbeiten konnten, siechten dahin und starben an Unterernährung. Meine Kinder gingen ... Ähren stehlen, ... ebenso Obst, um einmal eine Suppe zu bekommen. - Plötzlich brach Typhus aus, die Menschen starben wie die Fliegen. Auch ich wurde mit meinen Kindern krank. (Es gab) ... kein ordentliches Essen, keine ärztliche Hilfe, keine Pflege; es war eine fürchterliche Zeit.

Allmählich zog sich der Russe zurück und überließ das Gebiet bis Braunsberg den Polen. Alles, was wir noch hatten, wurde beschlagnahmt, sogar unsere mühselig gezogenen Kartoffeln. Dieses ... Gesindel, das hier hereinflutete, hatte nichts und fand nicht viel; gehässig und verschlagen, beraubten und belogen sie einander. Von uns hatten sie nur noch die Arbeitskraft, die sie auch weidlich ausnützten. ...

Wir hörten von Transporten ins Reich. Jeder wollte raus aus dem Elend. Der Winter stand vor der Tür, zu essen und anzuziehen hatten wir fast nichts, die Kinder wurden immer elender. Es war jedoch nicht einfach, Ausreisepapiere zu bekommen. Wer konnte schon die vielen Bedingungen erfüllen, und jedesmal waren es andere.

Zuerst kamen nur Alte und Kranke in Frage und erst diejenigen aus den Städten. Dann wurden wieder Einwohner einzelner Ortschaften systematisch erfaßt und abtransportiert. Wir warteten und hofften und mußten noch bleiben. Wir hörten von den ausgeplünderten Transporten, den erfrorenen Kindern unterwegs und trotzdem war unser Gedanke: "Fort von hier." Viele versuchten es allein, wurden von der Polizei ergriffen, mißhandelt und zurückgebracht.

Ich hatte Arbeit bei der Bahn ... gefunden, bekam etwas Geld und konnte einige Lebensmittel

für die Kinder kaufen. Für 1,5 Tage Arbeit erhielt ich 1 kg Brot. ...
Hatte man uns im Reich vergessen? ... Wußte man nicht, daß es hier noch deutsche Menschen gab, die hungerten und darbten. Deutsch durften wir nicht sprechen, wir wurden angespien. "Deutsches Schwein" war unsere Anrede.
Der Sommer kam, nichts änderte sich. Es hieß, sofern die Ernte eingebracht ist, werdet ihr abtransportiert. Welche Ernte? Die Felder lagen brach, nur um die Häuser herum wurden einige Kartoffeln und etwas Getreide für den eigenen Bedarf angebaut. Das UNRRA-Getreide, das zur Saat geliefert wurde, wurde von den polnischen Bauern zum größten Teil zu Schnaps gebrannt oder verbacken. Nur längs der Straßen wurde geackert. ... Eventuell kontrollierende Kommissionen sollten den Eindruck haben, alles wäre unter Kultur, überall würde gearbeitet, wie man mir sagte.
Die Polen überboten sich beinahe an Gehässigkeit uns gegenüber, vornehmlich die Frauen. Jeder Tag brachte Verleumdungen, Beschimpfungen und Schikanen. ...
Es war uns strengstens verboten, irgendwelche Bücher oder sonst etwas Schriftliches zu besitzen. Man entdeckte bei mir jedoch alte Kochbücher und einige Seiten aus einem Volksschulatlas, den die Kinder gefunden hatten. (Ich wurde wegen Spionage verhaftet). Die Verhöre waren furchtbar, schlimmer noch die Angst um die Kinder. Da ich Arbeit hatte, kam ich nicht ins Lager, sondern wurde bald freigelassen.
Plötzlich wurden alle Deutschen aus polnischen Diensten entlassen. Wir standen wieder ohne Arbeit, ohne Brot, ohne Brennholz, ohne warme Kleidung vor einem Winter. Da gab uns der polnische Bürgermeister frei. Wir sollten auf eigene Gefahr versuchen, das Sammellager Stettin zu erreichen. ...<<

Rückkehr von ostpreußischen Flüchtlingen nach Allenstein von April bis Mai 1945, Lebensverhältnisse in Allenstein von 1946 bis 1950

Erlebnisbericht der Meta K. aus Allenstein in Ostpreußen (x002/200-202): >>Von der russischen Kommandantur gab es einen Passierschein für 32 Personen, und am 28. April begann die Rückreise in Richtung Dirschau. Unterwegs mußten wir immer vorsichtig und schon bei Morgendämmerung auf den Beinen sein, damit man ganz früh an den russischen Kommandanturen vorüber war. ... Als wir glücklich das Räuberviertel in Dirschau hinter uns hatten, marschierten wir mit Zuversicht in Richtung Marienburg weiter.
Wir konnten schon die Marienburg sehen, da ereilte uns in Kunzendorf ein hartes Geschick: 4 junge Polen mit roter Binde und Gewehr und 2 alte Zarenrussen schnitten uns den Weg ab, bugsierten uns alle auf ein Gehöft mit der Aufforderung, alles hinzustellen. Man zog mir den Pelz und das Kleid aus, und alle ... mußten in einen Schweinestall. Vier- bis fünfmal kam ein Russe zu uns und rief: "Uhrr oder in 5 Minuten Brand!"
Diese seelische Aufregung kann man ... gar nicht schildern, das Erleben war furchtbar. Zuletzt hieß es, wenn wir nicht schreien würden, dann könnten wir den Stall verlassen. Wir sahen dann gerade noch einen hochbeladenen Wagen davonfahren, und auf der Tenne lagen die Sachen, die man nicht gewollt hatte. Ich stand im Unterrock. ... Die Nächte waren besonders kalt, und meine Mutter nahm mich dann unter ihren Mantel, denn wir schliefen doch nur immer in Ruinen, meist sitzend und natürlich angezogen.
In den Ruinen fanden wir manchmal etwas zu essen, und auf den Gütern lagen Hülsenfrüchte in großen Mengen, womit wir uns ernährt haben. In den Mieten gab es Kartoffeln und Zuckerrüben.
Hinter Marienburg stießen wir schon auf deutsche Bewohner. Ich trennte mich nun von meiner großen Kolonne, denn dann hatte man mehr Glück, nachts unterzukommen. Es waren oft nur einfache, arme Menschen, die uns Gastrecht gaben. ... Ein paar Dörfer vor Allenstein sagte man uns, wir sollten nicht weitergehen, denn der Russe würde dort noch immer wüten und

würde uns einsperren. Doch das sollte uns nicht schrecken, denn wir erlebten schließlich täglich irgend etwas, und die Sehnsucht nach dem Zuhause war sehr groß. ...
Wir fanden eine Stellung in einem polnischen Haushalt. Nun hatten wir gutes Essen, einen gewissen Schutz, ein Dach (über dem Kopf) und Geld; das erste polnische Geld. Ach, man brauchte ja alles. Wenn es auch nur Stoffschuhe und Baumwollstrümpfe waren und überhaupt alles derb und einfach (aussah), war man schon froh.
... Die Polen waren bis auf einige Ausnahmen, die es bei uns ebenfalls gegeben hat, wohl gut zu mir, aber von früh bis in die Nacht beschäftigt sein, ging auf die Dauer nicht. Ich genoß volles Vertrauen, hatte alles in Fülle, was man in einer guten und feinen Küche fand, konnte schalten und walten, wie ich wollte, man lobte und ehrte mich, denn die Liebe der Polen geht sicher auch durch den Magen, doch was zuviel war - war eben zu viel und man ging k.o.
... Ich avancierte sogar zur Köchin beim Wojewoden. ... Das wurde mir zum Verhängnis, denn ich wurde von eigenen Landsleuten denunziert, weil ich nur deutsch sprach. In Wirklichkeit gönnte man mir ... diese gehobene und gut bezahlte Stelle nicht.
Es kam zum Verhör. Laut Protokoll sollte ich als Reichsdeutsche sofort des Landes verwiesen werden. Der Wojewode konnte mir nicht helfen, um nicht in den Verdacht zu kommen, er stehe vor den Deutschen. Eine Woche warteten wir vergebens auf unsere Abfahrt, denn man hatte die Transporte (vorübergehend eingestellt). ...
Im Juli 1948 sollten wir endlich nach Deutschland ausgewiesen werden. Wir kamen nach Heilsberg und wurden dort zunächst mit über 2.000 Menschen in einem Kasernenkomplex untergebracht und später in Waggons verladen. Im letzten Moment hieß es jedoch, daß Mutter zu alt für die Ausreise in die russische Zone sei. Wir mußten aussteigen und uns eine neue Unterkunft und Stellung suchen. Da wir nach Deutschland fahren sollten, hatten wir vorher alle Zloty ausgegeben, so daß wir kein Geld mehr besaßen. ...
Im Januar 1950 brach ich mir ... durch Sturz auf einer vereisten Straße den rechten Arm. Weil ich gerade stellenlos war, gab es kein Krankengeld, und auch die Wohlfahrt kümmerte sich trotz eines Bittgesuches nicht um mich, weil ich eine Deutsche war. Von Mutters sauer verdientem Geld lebte ich nun recht und schlecht. (Ich) fand außerdem viel Liebe und Hilfe bei bekannten Deutschen und Polen. Am 3. August 1950 wurden wir dann endlich auf den Weg nach Westdeutschland gebracht und landeten am 19. August 1950 in Detmold bei meiner Schwester. ...<<

Lebensverhältnisse in Sensburg im September 1945

Erlebnisbericht des Kaufmanns Paul R. aus der Stadt Sensburg in Ostpreußen (x002/203): >>Am 15. September 1945 mußten alle Wohnungen der Deutschen ... plötzlich geräumt werden. Die polnische Miliz gab uns eine Stunde Frist. Nur Handgepäck durfte mitgenommen werden. In einem langen Elendstreck ging es in Begleitung polnischer Miliz nach Seehesten. ... Alle Stadteingänge wurden bewacht, und es konnte niemand in die Stadt hinein noch heraus. Gleich nach dem Abzug der Trecks wurden große polnische Kommandos zusammengestellt, und alles, was in den so freigemachten Wohnungen vorgefunden wurde, fuhr man in die Sammelmagazine. Nach etwa 6 Tagen war diese Aktion beendet. Danach kamen die Sensburger allmählich zurück, um vor ganz leeren Räumen zu stehen.
Die polnische Verwaltung und Miliz brachte so die meisten um ihre letzte Habe. Es setzte nun die große Auswanderung ein. ...<<

Lebensverhältnisse in Osterode von Mai 1945 bis September 1946

Erlebnisbericht des J. E. aus der Stadt Osterode in Ostpreußen (x002/204-205): >>Am 26. Mai 1945 übergab der russische Kommandant in öffentlicher Feier ... die Zivilverwaltung an die Polen. Zu dieser öffentlichen Veranstaltung wurden ... auch die Deutschen eingeladen. Die

Mehrheit der deutschen Bevölkerung beteiligte sich nicht an dieser Feier. ... Da ich leidlich russische und gute polnische Sprachkenntnisse hatte, ging ich zur Veranstaltung.
Auf dem Sportplatz hatte man eine unbedeutende Tribüne errichtet und mit Bildern Stalins und Bieruts geziert. ... Nach 2 Stunden Wartezeit erschien der russische Kommandant mit 5 oder 6 Begleitern zu Pferd. Nach einer halben Stunde war die Feier zu Ende. Die begeisterten Polen riefen: "Polen es lebe, es lebe, es lebe!"
So bekam Polen die Zivilverwaltung in Osterode. ...
Zunächst änderte sich ... für uns Deutsche nichts. Wenn früher Razzien nach Menschen durch die Russen durchgeführt wurden, jetzt taten solches Polen. Die Menschen wurden zusammengetrieben und in Arbeitstrupps festgehalten. Vor allem galt es, die arg verdreckten Hauptstraßen zu säubern. ... Ich wurde zum Truppführer ernannt, weil ich die polnische Sprache beherrschte. Etwa 20 Personen, hauptsächlich Frauen, wurden mir zugeteilt. Wir taten gern diese Arbeit, denn schließlich war es unsere Heimatstadt, die wir von dem angesammelten Dreck reinigen mußten.
... Die Kreisbehörde ... sorgte nun zuerst dafür, daß möglichst viele Deutsche "zu Polen gestempelt" wurden. Wenn der Deutsche Anspruch auf Schutz erhob, so mußte er den sog. "Masurenschein" annehmen. ... Ich mußte mit viel Entrüstung feststellen, wie groß die Zahl derer war, die sich den Schein ausfertigen ließen. ... (Ich erkenne an, daß ich aus dem polnischen Volke hervorgegangen bin.) So setzte die Polonisierung ein.
Im Herbst 1946 wurde der ... sog. Masurenschein für ungültig erklärt. An Stelle dieses ersten Masurenscheines wurde ein anderer Schein ausgegeben. ... Darin stand ... folgender Satz: "Ich erkenne an, daß ich zum polnischen Volke gehöre!"
Daß es den Polen darauf ankam, möglichst viele Deutsche in ihr Volk einzuverleiben, war klar zu erkennen. ... Ich habe ... vor Annahme jenes Scheines gewarnt. ... Leider blieb mein Rat wenig beachtet. Es hat sich hernach sogar herausgestellt, daß meine Ratschläge den polnischen Stellen gemeldet wurden. Deshalb erfolgte meine Verhaftung durch die polnische Miliz und ich mußte fast eineinhalb Jahre in Haft verbringen.
Für die Annahme des Masurenscheines gibt es nur eine Erklärung. Die Lebensmittelnot war ... recht fühlbar geworden, denn was die Russen hier und da noch gelassen hatten, eigneten sich die Polen an. Mann griff auch zu jenem Schein, um einen Anspruch auf bezahlte Arbeit zu bekommen.
Tatsache ist, daß nur solche ehemaligen Deutschen in bezahlte Arbeit genommen wurden, die diesen Schein vorwiesen. Bahn und Post, größere Geschäftsbetriebe stellten nur solche Neupolen ein.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Osterode im September 1945
Erlebnisbericht des Rentners Adolf P. aus dem Kreis Osterode in Ostpreußen (x010/206-207):
>>Schlimmer als die Russen, hausten ... die Polen. Sie holten wahllos einige Männer unter dem Vorwand, Holz klein zu machen, und sperrten sie in Neidenburg ein und versuchten, von ihnen Angaben über Parteigenossen und Partisanen zu erpressen.
Am 2. November 1945 saß ich, nichts Böses ahnend im Haus, als ein Trupp polnischer Soldaten ins Zimmer stürzte. ... Der Anführer war ein Zivilist, ... der als Landarbeiter in Saffronken gearbeitet hatte. Es war ein niederträchtiger Mensch. Unter schweren Mißhandlungen wurde ich aus dem Zimmer gestoßen, wo ich mit dem Gesicht nach der Hauswand stehend, den Fleischermeister T. und den Zimmermann Karl M. ... vorfand. Ich mußte mich neben diese stellen und wurde auch hier von den Wachtposten geschlagen.
Nach geraumer Zeit kamen die Polen aus dem Hause, und wir wurden in Marsch gesetzt. Am Mühlenteich mußten wir uns niederknien, uns mit Wasser besprengen und somit Abschied nehmen. T. und ich mußten vorangehen. M. bekam einen Knüppel in die Hand gedrückt und

mußte uns mit Schlägen vorwärts treiben. Schlug er nicht stark genug zu, dann sprang ein Pole hinzu und schlug auf M. und uns ein. ...
Unterwegs hat M. einige Knüppel auf unseren Köpfen zerschlagen müssen, und dazu sollten wir noch singen. Kurz vor Wallendorf, am Ende des Waldes, stand ein Lastauto, mit dem die Polen aus Neidenburg gekommen waren. Inzwischen war es dunkel geworden. ... Wir wurden zum Stellmacher W. Napierski gebracht. ... Hier mußten wir die Nacht unter furchtbaren Quälereien zubringen.
Drei Tage nach der Einlieferung wurde ich zum Verhör geholt. Hinter dem Schreibtisch saß derselbe Zivilist, der die Verhaftung geleitet hatte. Er fragte mich, ob ich zugeben wollte, einen polnischen Arbeiter ins Straflager Soldau gebracht zu haben. Ich bestritt es.
Daraufhin zog er die Schublade des Schreibtisches auf und nahm einen Revolver und einen Gummiknüppel heraus. ... Dann stellte er nochmals die gleiche Frage. Ich bestritt es wieder. Darauf gebot er mir, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, mich bäuchlings auf den Fußboden zu legen und die Füße hochzuheben. Als ich auch jetzt nichts zugeben wollte, schlug er mit dem Gummiknüppel in sadistischer Weise auf die Fußsohlen und den ganzen Körper ein, riß mich dann hoch und bearbeitete mich mit seinen schweren Nagelschuhen. Ein anderer Pole kam ins Zimmer; dem schrie er zu: "Die verfluchten Schwaben kann man totschlagen und sie geben nichts zu." ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Westpreußens

Verhältnisse in Danzig von Mai bis Dezember 1945

Erlebnisbericht des Wolfgang D. aus Danzig in Westpreußen (x002/461-465): >>Die Bevölkerung wurde ... zur Arbeit gezwungen. Kolonnen wurden aufgestellt. ...

Dafür bekamen die Arbeitenden eine Wassersuppe und wenn es gut ging, etwas Brot. Das war die einzige Ernährung und Entlohnung. Die Vorräte, die noch erhalten geblieben waren und sich in Kellern und den wenigen Wohnungen befanden, waren bald aufgezehrt. Aus verlassenen Nachbarkellern und Räumen wurde herausgeholt und fortgenommen, was brauchbar erschien. Auch sprach es sich rund, wo irgendwelche Vorräte wie Salz, Essig, Seifenpulver zu holen waren. Begehrt war der halbverbrannte Zucker, den man in den großen Speichern von Neufahrwasser fand. ...

Die Begriffe von Mein und Dein galten nicht mehr. Jeder nahm, was er fand. Es war ohnehin für den rechtmäßigen Eigentümer verloren. ... Nahezu 3 Monate aß man Kartoffeln, morgens, mittags und abends. Als Zukost wurden wildwachsende Kräuter wie Brennesseln, Löwenzahn und Sauerampfer gesucht. Brot gab es gar nicht.

Als die Kartoffeln in der Stadt zu Ende gingen, versuchte man sie vom Lande zu holen und, wenn möglich, herrenlose Mieten zu öffnen. Man sah Frauen und Kinder unter der Last der Kartoffelsäcke keuchend oder hochbepackte Handwagen ziehen und schieben. Wer keinen Wagen besaß, versuchte sich, gegen Abgabe eines Teiles der geholten Kartoffeln, einen Wagen zu leihen. Meistens blieb man 2 Tage unterwegs, weil der Weg zu weit und anstrengend war. Vielen gelang das Unternehmen nicht, sie wurden zur Arbeit herangeholt, die Kartoffeln wurden ihnen z.T. oder insgesamt weggenommen, der Wagen beschlagnahmt.

Was so zwischen den Trümmern sein Dasein fristete, trug die Spuren von Entbehrung und Krankheit an sich. An den eingefallenen gelben Gesichtern mit rot umrandeten Augen, der dürftigen Kleidung und unsicheren Haltung erkannte man den Deutschen, den die Katastrophe so schwer mitgenommen hatte. ...

Bald zeigten sich die Folgen der einseitigen und unregelmäßigen Ernährung, des schlechten Wassers und des Schmutzes. Ruhr und Typhus brachen aus. Kaum einer blieb von schweren Magenstörungen verschont. An einigen wenigen Stellen bemühten sich Russen um Hilfe. Sie ließen Polikliniken mit deutschen Ärzten unter russischer Aufsicht einrichten, wohin sich die Menschen mit ihren vielen Leiden wie z.B. Durchfall, Brandwunden oder Verletzungen durch Granatsplitter begaben. Auf Bahren wurden die Kranken von weither getragen. In der Hautklinik ... reihten sich täglich Hunderte an. Zu den vielen Geschlechtskrankheiten, die durch die Überfälle der russischen Soldaten hervorgerufen waren, kamen unzählige Fälle von Hautausschlägen, die mangelhafte oder veränderte Ernährung verursacht hatten.

Die ärztliche Betreuung in den großen Lagern war katastrophal. In Matzkau bekamen die Kranken ... Kali als Desinfektionsmittel gegen Typhus und Ruhr. Die Kranken ... lagen tagelang sterbend oder tot in den Gängen. Im Narvik-Lager von Neufahrwasser starben ... täglich etwa 40 Menschen an Typhus. Als Ende Oktober das Lager von Graudenz endlich aufgelöst wurde, waren von 7.000-8.000 Menschen nur noch weniger als 2.000, man sagte 1.300-1.400, übriggeblieben.

So kümmerlich sich das Vegetieren in den dürftigen Wohnstätten anließ, schlimmer noch waren die Verhaftungen von der Straße weg oder aus den Wohnstätten und die Verschleppungen in Lager oder provisorisch eingerichteten Militärstellen in Privathäusern, denen irgendein sogenannter Kommandant vorstand. Da füllten sich nachts die Keller bis zum Bersten. Ehe man nicht endgültig untergebracht wurde, gab es nichts zu essen.

Auf langen Märschen, etwa von Danzig nach Gotenhafen, von dort wieder nach Matzkau,

wurden die Menschen hin und her geschoben. Es folgten Verhöre, meist des Nachts, die bisweilen für einzelne Inhaftierte stundenlang dauerten. Die Behandlung war in der Regel erträglich. ... Es kam aber auch vor, daß die Männer mit der Faust, mit dem Stock oder mit blanker Waffe blau und blutig geschlagen wurden.
Man konnte nachts aus den Trümmern Schreie und Hilferufe hören. ... Man konnte die Enttäuschung und Verzweiflung derer erleben, die als Sozialisten und Kommunisten Feinde der NS-Partei gewesen waren und den Tag der Besetzung oder, wie sie dachten, der Befreiung durch die Russen herbeigesehnt hatten. ... Die ... ständigen Verhaftungen und Verschleppungen ließ die übernächtigten und ausgehungerten Menschen, die vielfach nichts vom Verbleib ihrer Familien wußten, mutlos werden und verzweifeln. ...
Dabei mag noch erwähnt werden, daß eine große Anzahl der Bürger, die zu Ärzten und Apothekern Beziehungen hatten, Gift nahmen und so ihr Leben beendeten. ... Überhaupt nahm man mit Erstaunen wahr, wie leicht die Grenze zwischen Sein und Nichtsein zu überschreiten war, von der in normalen Zeiten so viel Aufheben gemacht wurde. ...
Die Straßen, deren Mitte allmählich begehbar wurde, blieben verödet. Frauen und Kinder, armselige Gestalten, meist Eimer tragend, hasteten längs der Ruinen, in ständiger Angst, aufgegriffen zu werden. Von irgendeiner fruchtbaren Arbeit war außer dem Wegräumen des Schuttes keine Rede.
Als die Russen allmählich mit den Verhaftungen aufhörten, fingen die Polen an. Allerdings fast immer mit der Absicht, die Menschen zu irgendeiner Arbeitsleistung zu pressen. Die Frauen ... wurden ... zu Aufräumungsarbeiten gezwungen oder später aufs Land zu ... Erntearbeiten geschickt. Es gab keine Rücksicht auf Alter, Krankheit oder kleine Kinder, die zurückblieben. Niemand war auf der Straße sicher. Die besten Ausweise und Arbeitsbescheinigungen, die allmählich ausgestellt wurden, nutzten nichts.
... Polnische Familien, die jetzt eilig nach Danzig zogen, nahmen die einigermaßen erhaltenen Räume in Anspruch. Milizsoldaten drangen ein und plünderten unter Bedrohungen und Beschimpfungen, zuweilen auch unter Mißhandlungen. Seit September führten die Polen laufende Zwangsevakuierungen durch. Meist wurde dabei eine Frist von 10 Minuten gegeben. Dann mußte alles mit Sack und Pack die Wohnung verlassen. Oft genug geschah es, daß draußen die zusammengeraffte Habe geraubt wurde.
Die Russen wechselten allmählich ihre Haltung und wurden ... die Beschützer der Deutschen gegen die Polen. Wenn Polen in die Wohnungen zum Plündern kamen, so riefen die Bewohner den russischen Kommandanten des betreffenden Bezirkes zu Hilfe. Natürlich plünderten aber auch weiterhin zuweilen russische Soldaten, denn es blieb der gesetzlose Zustand in Danzig. ... Der immer stärker hervortretende Gegensatz zwischen Russen und Polen, mochte er sich auch hie und da vorteilhaft für die Deutschen auswirken, behinderte eine wirklich systematische Aufbauarbeit.
Nach einigen Wochen erschienen, vor allem in den Vorstädten Langfuhr und Zoppot, die besten Lebensmittel aus dem Innern Polens. ... Ein toller Handel setzte ein. Jeder suchte hervor, was er noch an Kleidung, Wäsche oder Haushaltsgegenständen, an Porzellan, Kristall oder dergleichen gerettet hatte und erhandelte dafür Eßwaren.
An den Straßenecken sah man die Polen stehen, die wohl aus Warschau, Lodz, Lublin gekommen waren und das billig Erhandelte dorthin brachten. Sie feilschten mit den Vorübergehenden. Für ein Bettlaken bekam man 100-150 Zloty, für ein großes Federbett gab es 200 Zloty. Hingegen kostete ein Pfund Butter mindestens 200 Zloty, ein Pfund Zucker 130 Zloty, ein Dreipfundbrot 50-60 Zloty, 1 Kilo Kartoffeln 4 Zloty. Die Preise zogen an.
Stets mußte man darauf gefaßt sein, daß ein Milizionär kam, ... das Angebotene kurzerhand wegnahm und die Frau zur Arbeit zwang. Manchmal wurde der Markt förmlich umzingelt und ein Kesseltreiben auf die deutschen Frauen veranstaltet. Bretterbuden mit Lebensmitteln

schossen zwischen den Trümmern wie die Pilze aus der Erde hervor. ...
Aber die Herrlichkeit dauerte für die Deutschen nur so lange, wie noch gerettete Sachen vorhanden waren. Es war ohnehin erstaunlich, wieviel noch immer zum Vorschein kam. Die Gehälter und Löhne, die die tätigen Menschen von den Polen erhielten, waren völlig unzureichend. Der bei der Post, Eisenbahn oder sonst einer Verwaltung angestellte Deutsche bekam täglich 5 oder höchstens 10 Zloty und die Mittagssuppe für Deutsche, die wäßriger war als die für Polen verausgabte Suppe. ...
Natürlich hörte bald jede Arbeitslust auf, und die Arbeitsstätten verödeten. Es war überhaupt erschütternd für die hoffenden Deutschen, daß die Verhältnisse gar nicht normaler werden wollten, sondern im Gegenteil alles weiter abwärts ging.
Eine Hoffnung blitzte auf, als Lebensmittelkarten, zum Beispiel für Magistratsangestellte, ausgegeben wurden. Bald stellte sich aber heraus, daß erstens die Deutschen bis zuletzt in den Geschäften warten mußten, infolgedessen dreimal oder viermal wiederkommen mußten, um ein Brot zu erhalten, welches auf Marken 6 Zloty kostete, und daß zweitens die Belieferung auf Karten bald ganz aufhörte. ...
Eine ungeduldige Verzweiflung ergriff mehr und mehr Besitz von allen. Man drängte heraus aus dieser Stadt, in der sich nicht mehr leben ließ. Es konnte im übrigen Deutschland nicht so schlimm sein, wenn das Licht der Zivilisation in Europa nicht ganz verlöschen sollte. Die Polen legten es auch konsequent darauf an, alle Deutschen hinauszutreiben, indem sie neben der Drangsalierung nur ganz geringe Arbeitsmöglichkeiten boten. Bei Eintritt des Frostes wurden Frauen, die für Bauarbeiten eingestellt waren, wieder entlassen. ...
So verließen denn Zehntausende von Danzigern die Stadt, zuerst betreut von der sozialistischen und kommunistischen Organisation, dann durch die grundsätzlich allen Danzigern helfende sogenannte Rote Hilfe, die anfangs zusammen mit der russischen Hauptkommandantur arbeitete.
Im Dezember waren nur noch etwa 40.000 Deutsche in Danzig. In elenden Transportzügen, in Güterwagen oder beschädigten Personenwagen, deren Fensterscheiben zertrümmert waren, verließen sie ihre Heimat, wobei sie unterwegs noch meist des Letzten beraubt und – Männer wie Frauen und Knaben – aus den Abteilungen herausgeholt wurden. Ohne Bedauern vermochten sie zu scheiden. Denn zwischen der Stadt von ehedem und dem jetzigen grauenhaften Schemen war keine Ähnlichkeit mehr vorhanden. ...<<

Internierung im April 1945, Gefängnishaft in Danzig und Fordon bei Bromberg von Mai 1945 bis Dezember 1947

Erlebnisbericht der E. S. aus Zoppot bei Danzig in Westpreußen (x002/470-474): >>Am 25. April wurde ich in Zoppot bei Danzig – meiner Heimat - von der polnischen Miliz verhaftet. Ich kam in einen Keller, in dem ich auch meinen Mann vorfand, der 2 Tage vorher inhaftiert worden war.
Nach unserem Verhör am nächsten Tage - über Nacht hatten wir auf dem Fußboden auf bloßem Zement gelegen ohne Decken oder Stroh - kamen wir als Schwerverbrecher in den Keller der UB, die etwa unserer gefürchteten Gestapo entsprach.
War der erste Keller schon schlimm, in dem (man) mit Peitschenhieben zur Arbeit getrieben wurde, so war dieser zweite Keller eine Hölle! ...
Mein Mann, Dr. Julius S., früher Zürich, hatte nicht der Partei angehört. Er war Mitglied einer internationalen amerikanischen Friedensloge und lehnte alle Aufforderungen zum Eintritt in die Partei ab. Er war damals durch seine Haltung stark gefährdet. Um ihn schützen zu können, trat ich als nominelles Mitglied der (NS-)Partei bei. Meine Parteizugehörigkeit war der Grund, daß ich beim Aussortieren in Haft behalten wurde.
Zwei Jahre (nach meiner Inhaftierung), am 6. Mai 1947, hatte ich meinen Gerichtstermin und

wurde an diesem Tage zu 3 Jahren Gefängnis, 3 Jahren Ehrverlust und Einziehung meines gesamten Vermögens verurteilt. 10 Monate meiner Untersuchungshaft wurden mir nicht angerechnet. ...
Wir wurden mit ... anderen Deutschen, ca. 25 Frauen und 40 Männer, in zwei kleine gegenüberliegende Kellerräume gesperrt. Unser Keller hatte nur ein winzig kleines Oberlicht, der Raum der Männer hatte ein mit Brettern vernageltes Fenster, durch das weder Luft noch Licht drang. Sämtliche Sitzgelegenheiten wurden den Männern weggenommen. Sie mußten zehn Tage lang stehen, auch nachts. Zum Umsinken war kein Platz. In dem ersten Keller hatten die Männer schon sehr viel Prügel bekommen. Nun aber erst hier!
Zu essen gab es einmal täglich Kartoffelsuppe, die aber nur der bekam, der ein Gefäß hatte. Mein Mann besaß kein Gefäß und bekam infolgedessen auch nichts. Ich fand eine kleine Blechbüchse auf dem Hof, in der ich ¼ l Suppe erhielt. ...
Morgens und abends gab es schwarzen Kaffee. ... Brot haben wir in den ganzen zehn Tagen nur einmal bekommen. 200 g pro Person. ... Zweimal täglich wurden wir zur Verrichtung der äußersten Notdurft auf den Hof geführt. ... Der Wachtposten ... brüllte von Zeit zu Zeit: "Schneller, schneller!" Aus den Fenstern der umliegenden Hinterhäuser schauten Neugierige zu. Und wir hatten alle Durchfall, zum Teil Ruhr. Waschen konnten wir uns überhaupt nicht. ...
Abends um 9.00 Uhr wiederholte sich täglich dasselbe: Milizbeamte, stark angetrunken, öffneten laut schimpfend und polternd unsere Türen. Die Männer mußten der Reihe nach vor unserer Tür antreten, den Hosenboden freimachen und wurden vor unseren Augen mit Gummiknüppeln bearbeitet. Wir mußten dazu singen! Taten wir es nicht, weil uns die Stimme versagte, so drohte man den Männern mit doppelten Portionen. Wir sangen heilige Lieder. Die Beamten wußten ganz genau, daß zum größten Teil unsere eigenen Männer dabei waren.
Von der Roheit dieser Henkersknechte macht sich die zivilisierte Welt gar keinen Begriff! Abends waren sie stets bis zu einem Grade betrunken, daß sie zu allem fähig waren. So ließ man sie auf uns los, die wir völlig wehrlos waren. Sie quälten uns die ganze Nacht. ...
Als wir am 5. Mai 1945 auf dem Hof zum Abmarsch ins Gefängnis nach Danzig antreten mußten, habe ich meinen Mann kaum wiedererkannt.
Verwachsen das Gesicht, total verschmutzt und geschwollen, die Augen fieberglühend und unheimlich groß hervorquellend. Aus den Halbschuhen stachen wie Polster die geschwollenen Füße. Er konnte kaum mehr gehen noch stehen. Der größte Teil der Männer sah so aus. Sie fielen fast um vor Schwäche!
Mit uns Frauen war es etwas besser. Wir hatten wenigstens abwechselnd auf Kisten und Brettern sitzen können, hatten mehr Raum und auch die Möglichkeit, uns abwechselnd auf 2 Tragbahren und ein kaputtes Bett zu legen. Wir bekamen bei den Verhören (auch meistens) keine Schläge wie die Männer. Nur eine von uns, Frau K. aus Zoppot, Kellnerin von Beruf, hat so viele Fußtritte ... bekommen, daß sie bald darauf in Danzig verstarb. Sie hatte die Frage eines Offiziers, ob wir genügend Brot bekämen, mit der Wahrheit beantwortet.
Trotz unseres jammervollen Zustandes wurden wir im Eilmarsch nach Danzig getrieben, durch Gewehrschüsse und Kolbenstöße angefeuert. 16 km ... in kaum mehr als 2 Stunden! ... Abgejagt, in Schweiß gebadet, kamen wir vor dem Gefängnis in Danzig an und mußten dann dort 4 Stunden lang auf der Straße stehen, bei eisigem Nordwind und Regen, ehe man uns einließ. Wir waren total erkältet. Eine von unseren Frauen, die polnisch sprach, bat den Kommandanten um wenigstens etwas heißen Kaffee. Wir bekamen nichts mehr, weder zu essen und zu trinken. ...
Im Gefängnis bekamen wir morgens etwa 150 Gramm Schwarzbrot für den ganzen Tag, einen Viertelliter schwarzen Kaffee, mittags einen halben Liter Wassersuppe und abends dann noch einmal einen halben Liter schwarzen Kaffee. Wir hungerten furchtbar! ... Die Männer schrien

eines Tages zugleich aus allen Fenstern: "Wir haben Hunger!"
Der Kommandant ließ sie durch schreckliche Prügel strafen und entzog ihnen am nächsten Tag die wenige Verpflegung, die sie sonst bekamen. Trotzdem wurde es danach besser. Die Russen, die davon erfahren hatten, griffen ein. Wir bekamen fortan genügend Brot und auch dickere Suppe, so daß wir nun gut satt werden konnten. Für den größten Teil unserer Männer kam die Hilfe leider zu spät. Über 2.000 von insgesamt 2.500 Männern waren in den ersten 2 ½ Monaten gestorben. Sie waren buchstäblich verhungert.
Wir Frauen überstanden den Hunger besser und waren außerdem wenigstens ... in Zellen mit Pritschen, Strohsäcken und Decken untergebracht. Die Männer hatten dagegen fast keine Strohsäcke und mußten ohne Decke auf dem kalten Beton liegen. ...
Hinzu kamen die Quälereien, die Nacht für Nacht stattfanden. Immer wieder wurden sie nachts herausgeholt und so geschlagen, daß die Zähne flogen. Am Tag mußten sie schwer arbeiten. Das haben die wenigsten Männer ausgehalten. Manche Männer hatten Köpfe wie Kürbisse und Beine wie Elefanten. Sie konnten kaum noch gehen. Auch mein eigener Mann soll nach Angaben der Gefängnisverwaltung am 25. Juli 1945 an Typhus gestorben sein. ...
Die russischen Soldaten, die im Sommer 1945 im Gerichtsgebäude in Danzig lagen, warfen uns während unserer halbstündigen Spaziergänge im Gefängnishof des öfteren Brot, Zigaretten, Äpfel usw. zu. Wir durften die Sachen aufheben, mußten sie dann aber drinnen wieder abliefern. Wir durften nichts behalten, was uns die Russen schenkten. ...
Von unserem Eigentum und unseren Papieren, die man uns bei unserer Verhaftung abgenommen hatte, sahen wir nichts wieder. Ich erhielt im Sommer 1945 zwei Päckchen von meiner Mutter, die mir in geöffnetem Zustand ausgehändigt wurden. Sie waren bis auf einen kleinen Rest ihres Inhalts beraubt.
Nach meiner Entlassung erfuhr ich, daß mir meine Mutter 2 Monate lang jeden Sonntag ein Päckchen gebracht hatte. Sie war mit ihren 74 Jahren jedesmal zu Fuß von Zoppot nach Danzig gegangen. Mitleidige Menschen hatten ihr mehrfach die Rückfahrt mit der Bahn ermöglicht, obwohl Deutsche keine Fahrgelegenheiten benutzen durften. Sie brachte jeweils 3 Päckchen, eines für meinen Mann, eins für meinen Bruder und ein Päckchen für mich. Sie hatte sich die Lebensmittel, die sie uns brachte, buchstäblich abgehungert.
Auch eine Geldsendung meiner Mutter – der Erlös aus dem Verkauf wertvoller Pelzsachen, die sie vor dem Zugriff der plündernden Horden gerettet hatte – wurde mir nicht ausgehändigt. Dabei wußten die polnischen Beamten genau, daß unsere Angehörigen ihre letzten Habseligkeiten verkauften, um unseren Hunger zu lindern. ...
Ab Herbst 1945 wurden wenigstens Totenlisten geführt, und die Toten kamen in Einzelgräber. Bis dahin hatte man 30 bis 40 Tote in ein Massengrab geworfen. ... Ich sah, wie deutsche Männer, die in Danzig ... innerhalb des Gefängnisses Säcke trugen, furchtbar mit Gummiknüppeln verprügelt wurden, weil einer der Papiersäcke platzte. ... Auch nachts hörte man oft das Schreien der Männer. ... Die Männer flüsterten ängstlich von ihren nächtlichen Gesellschaftsspielen. Anderntags fehlten ihre Zähne. Sie sahen schrecklich aus. Im Herbst 1945 nahm man uns unsere Wollsachen ab, obgleich es doch zum Winter ging. ...
Wir waren nur mit einem dünnen Hemd, einer Waschhose, einer Waschbluse und einem ... Rock bekleidet. So dünn angezogen mußten wir während des ganzen Winters in der ungeheizten Küche Kartoffeln schälen, teilweise bei 15 bis 20 Grad Kälte. Durch die kaputten Fensterscheiben schneite es herein. ... Wir arbeiteten von 7.00 Uhr früh bis 9.00 Uhr abends in dieser Kälte, auch Sonn- und Feiertags, und wurden zwischendurch noch zur Außenarbeit geholt, in Schnee und Kälte ohne warme Jacken. Die Kartoffeln, die wir schälten, waren glashart gefroren, man konnte sie in den erstarrten Händen kaum halten. ...
Am 4. Dezember 1947 wurde ich ganz plötzlich nach Fordon bei Bromberg abtransportiert, zusammen mit 23 anderen Frauen, Polinnen und Deutschen. Wir kamen nach einer Tagesfahrt

um 17.00 Uhr auf dem Bahnhof in Fordon an, wurden aber von der Gefängnisverwaltung nicht mehr angenommen. Wir mußten über Nacht, ohne Decken oder Stroh, in einem Fabrikgebäude liegen. Zu essen gab es nichts. (Wir erhielten) nur 2 Eimer kaltes Wasser gegen den Durst. Wir waren schon den ganzen Tag ohne warmes Essen, als Proviant hatten wir pro Person einen halben Hering, etwas Hartbrot und 2 Eßlöffel Zucker mitbekommen.
Am ... Morgen wurden wir nach einem Fußmarsch von etwa 5 km in das Zuchthaus Fordon eingeliefert. Drohungen mit der Peitsche und zynische Bemerkungen ersetzten das Frühstück. Wir wurden zu 12 Personen in kleine, enge Zellen gesperrt, aus denen wir 2 Wochen lang nicht herauskamen. Wir schliefen zu zwei Personen auf einer Pritsche und konnten uns am Tag im Raum kaum rühren.
Nach Beendigung der Quarantäne wurden wir in den Arbeitsprozeß eingereiht. Ich kam in den großen Stricksaal, mußte allerdings vorher erst Kohlen schippen, Kohlen tragen, Holz schleppen usw. Im Stricksaal fand ich verhältnismäßig gute Arbeit, vor allem war es dort warm. Ich konnte mir bald das Vertrauen der Vorgesetzten erwerben. ... Wir Deutschen waren als Arbeitskräfte sehr geschätzt und genossen allgemein Achtung und Anerkennung dafür. Wenn dies auch nicht durch besonderes Lob erkenntlich war, so doch durch den Einsatz für besondere Aufgaben, die Umsicht und absolute Zuverlässigkeit erforderten. Die polnischen Beamten arbeiteten lieber mit uns Deutschen als mit ihren eigenen Landsleuten.<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Schwetz und Potulice von September 1945 bis Januar 1949

Erlebnisbericht der G. G. aus dem Kreis Schwetz in Westpreußen (x002/487-491): >>Am 17. September ... kamen die Polen wie die Kaufleute, von allen Gemeinden, um deutsche Leute zur Arbeit zu holen. ... Ich ging gern, denn man war froh, daß man mal aus dem Lager herauskam. Nach dem Typhus war man sehr schwach geworden. Auch großen Hunger hatten wir alle, denn bei den Wassersuppen konnte sich niemand erholen. ...
Ich ging ... mit einer Polenfrau nach Wilhelmsmark. ... Dort war ich 4 Monate als Dienstmagd. ... Durch die Söhne der Polenfrau ... habe ich viel leiden müssen. Oftmals habe ich ... geweint, denn beklagen konnte man sich nirgends. So mußte man alles über sich ergehen lassen. ...
Durch das viele Wassertragen und Treppensteigen hatte ich meine Beine und Hüftgelenke sehr angestrengt, so daß es später zur Versteifung kam. Auch kriegte ich ... die Krätze am ganzen Körper, es war eine Plage.
Nach 4 Monaten, am 30. Januar 1946, als ich meiner Arbeit nicht mehr nachgehen konnte, ... meldete ich mich im Lager zurück. Die Freude und Sehnsucht nach deutschen Leuten war schon groß. ...
Im Lager herrschte unter allen große Freude, denn am 7. Februar fuhr ein Transport ins Reich. Es kamen aber leider nur Reichsdeutsche dazu und Volksdeutsche, die bereits im Sterben lagen. Alle anderen mußten zurückbleiben.
Am 13. Februar fuhr ein Transport mit Deutschen nach Kongreßpolen ... zum Arbeitseinsatz. Sie kamen nach dem Lager Melenchen und wurden von dort aus ... zur Arbeit verteilt. Nur wenige blieben im Lager Schwetz zurück, alte Leute über 70 Jahre und Kranke, zu denen auch ich gerechnet wurde. Einige Tage mußten wir die Baracken säubern und Bretter tragen, denn das Lager wurde aufgelöst, die Baracken abgebrochen und von dem großen Lager Potulice übernommen.
Am 7. März wurden wir nach dem verwünschten Lager Potulice gefahren. ... Spät abends angekommen, übernachteten wir in einem kleinen Flur, der uns zugewiesen wurde. Jeder machte sein Päckchen auf und legte sich darauf. Wer ein Bett hatte, breitete es aus und legte sich zum letzten Mal darauf.

Wir wurden schon frühzeitig geweckt. Dann ging's in eine Baracke zur Revision. Dort wurde das ganze Hab und Gut eines jeden der Reihe nach kreuz und quer durchsucht, alles ausgeschüttet, und ohne es richtig einzupacken, mußte man (die Sachen) ... schnell zusammenraffen und in einem Sack oder in einer Decke unterbringen. ... Mein Gesangsbuch, ... unser Eßgeschirr und Kaffeetassen nahm man uns weg. Bei wem Schmucksachen oder Geld gefunden wurden, der wurde mit Bunker bestraft. Wer es freiwillig gab, dem sollte es eingeschrieben werden. Er sollte es wieder zurückbekommen, wenn er aus dem Lager entlassen würde. ...
Am 5. September wurde allen Frauen im ganzen Lager mit der Haarmaschine die Haare abgeschnitten. ... Weil ein Mädchen von den Blöden die Haare nicht glatt gekämmt hatte, ... wurde (ich) meine Haare los.
Am 22. September 1946 kam ... ich ins Altersheim. Das war ... für viele eine Erlösung. ... Wir konnten unsere Baracke nicht verlassen und nirgends hingehen, denn die Baracke war immer verschlossen. Wir konnten uns ... aber ausruhen und brauchten weder zum Appell noch zur Arbeit zu gehen. Den Frauen ... im Altersheim hatte man die Haare nicht geschnitten. ... Am Sonntagvormittag, wenn im Lager Ruhe herrschte, war im Altenheim Gottesdienst, den Schwester M. hielt. Wir sangen evangelische und katholische Kirchenlieder, die Schwester M. mit uns einübte. ... Doch es dauerte nicht lange, dann nahmen einige von uns Abschied ...
Im Altersheim war ich mit verschiedenen Menschen zusammen. Alte, gebrechliche, jüngere Menschen, die ... schwere Krankheit(en) kriegten, ... sind dort hilflos gestorben. Junge Mädels und Frauen, die geisteskrank waren, sind dort gewesen; eine sprang zum Fenster hinaus, ... um zu ihren Kindern ... zu gehen. Ein Mädel von 22 Jahren sang oft, dabei wackelte sie mit dem Kopf.
Auf all diese kranken Leute mußten wir ... aufpassen und sehen, wie wir mit ihnen fertig wurden. In der ersten Zeit dachte ich, daß ich es nicht durchhalten könnte und auch nervenkrank würde, aber mit Gottes Hilfe schaffte ich es. Als Oberin in unserer Baracke hatten wir eine deutsche katholische Schwester. ... Wer etwas mitarbeitete und auch die Kranken versehen und pflegen half, der war bei ihr gut angesehen.
Nachdem unsere Stubenälteste mit dem Transport ins Reich abgefahren war, mußte ich ihre Stelle übernehmen. So hatte ich es oft nicht ... leicht, wenn manchmal bis zu 40 Frauen in einem Zimmer waren. Und bei allen sollte Ordnung sein. Dazu waren noch die Geisteskranken und 2 Taubstumme unter uns. Mit allen mußte man sich verstehen und vielen das Essen reichen.
Am 7. März bekamen wir Frauen in unserer Baracke noch einmal Glatze geschnitten. So manche Träne wurde vergossen, mir wurde es besonders schwer, weil mir schon zum fünften Mal die Haare abgeschnitten wurden.
Zum Frühjahr 1947 wurde es für uns etwas besser, denn wir kriegten die Erlaubnis, bei schönem Wetter draußen vor unserer Baracke zu sitzen. Auch durfte am Sonntagnachmittag, wenn Besuchszeit war, ein jeder seine Angehörigen im Altersheim besuchen. Somit kriegten wir, die wir eingeschlossen waren, auch mal etwas Gutes zu hören, das uns frohen Mut und Hoffnung auf die zukünftige Freiheit gab. Alle 2 Wochen gingen die Insassen des Altenheimes zum Baden.
Am 3. Oktober 1947 kam der Chefarzt in unsere Baracke. Er lief durch alle Zimmer und suchte 7 Frauen aus. Sie mußten sofort zur Untersuchung ins Spital und danach gleich in eine andere Baracke umziehen. Wir mußten schnell unsere wenigen Habseligkeiten zusammensuchen. Dieser plötzliche und schnelle Umzug fiel uns allen schwer.
In der anderen Baracke kam ich mit 11 Frauen zusammen in ein Zimmer. Es war eine Baracke für arbeitsunfähige Frauen. ... Um 6.00 Uhr bekamen wir Kaffee. Danach wurden die Zimmer geräumt und der Fußboden gewischt. Dann stellten sich auch bald die Kommandanten ein, um die Leute in Angst und Aufregung zu versetzen. Wenn ein Kommandant zu sehen war, wur-

den ... alle Fenster geöffnet, auch Tücher und Mützen von den Köpfen genommen. Eine Zeitlang kamen sie am Vor- und Nachmittag. Zu jeder Zeit mußte alles blank und sauber sein.
Eines Abends, als wir schon alle schliefen, kamen die Kommandanten und höheren Vorgesetzten durch unsere Baracken und jedes Zimmer, lärmten und schrien. Die Hocker mit unseren Sachen warfen sie auf den Fußboden. Dann jagten sie uns alle aus den Betten. In 10 Minuten mußten wir die Sachen (anschließend wieder) im Viereck in einer geraden Reihe auf den Bänken zurechtlegen. ... Auch die Pantoffel mußten gerade in einer Reihe vor den Bänken stehen.
Nachdem am 8. September 1948 wieder ein Transport fuhr und unsere Zimmerälteste auch mitkam, mußte ich für Ordnung in unserem Zimmer sorgen. Das war eine schwere Aufgabe. War doch zu dieser Zeit eine neue Kommandantin eingestellt worden, die sehr oft durch alle Zimmer der Baracken ging und die Frauen zum Putzen antrieb. Dann mußte auch immer gemeldet werden, dazu in polnischer Sprache, welches uns sehr schwer fiel.
Im letzten Jahr bekamen wir Lagersachen, auch Wäsche. Auch das Essen wurde in den letzten 2 Jahren etwas besser und reichlicher. In den 2 ersten Jahren unserer Gefangenschaft haben wir oft hungern müssen. Mit 400 g Brot und abends nur Kaffee mußten wir ausreichen. In letzter Zeit gab es dagegen 500 g Brot und dazu abends noch Suppe.
In den letzten Tagen des Monats Januar 1949 kam eines Abends das Fräulein Oberin in unsere Baracke und brachte mir die Botschaft, daß man mich durch das Rote Kreuz angefordert hätte. ... So konnte ich am 31. Januar 1949 zusammen mit 178 Personen endgültig das Lager Potulice verlassen.
Wir wurden nach Nakel transportiert. Dort übergab uns die polnische Miliz der "Umsiedlungskommission".
In Nakel blieben wir 3 Tage. In dieser Zeit kamen noch täglich weitere Deutsche von den Gütern ... nach Nakel. ... Alle Papiere wurden geprüft, und als der Transportzug angekommen war, wurden wir eingeteilt und sind dann zum Bahnhof abmarschiert. ...
Wir fuhren bis Oberschlesien nach Leobschütz. Der Transport dauerte sehr lange, denn am Tage ließ man die Waggons oft auf einsamen Strecken stehen und zur Nachtzeit fuhren wir weiter. In Oberschlesien kamen wir in ein Umsiedlungslager, wo wir 2 ½ Wochen bleiben mußten. Aus Lodz kam eine Dame und prüfte alle Papiere. Als alles stimmte, bekamen wir gleich eine Nummer und wurden eingeteilt. Froh waren wir erst, als es hieß: "Wir fahren nach Deutschland".<<

Internierung im April 1945, Verhältnisse im Lager Kulm von Mai bis November 1945
Erlebnisbericht der E. H. aus dem Kreis Kulm in Westpreußen (x002/501-506): >>Mitte April ... wurden alle Gefangenen zum Abtransport gesammelt. Wohin? Keiner wußte es zu sagen. Die russischen Wachsoldaten sprachen von Sibirien, die polnische Miliz zuckte die Achseln. Es handelte sich um eine gemeinsame Aktion von Polen und Russen, denn sowohl der russische Ortskommandant wie auch der polnische Ortsvorsteher waren beim Abmarsch anwesend, dem eine polnische organisierte Beraubung vorausging.
Wir Internierten wurden in Güterwagen gesteckt und zunächst nach Thorn gebracht. Unterwegs starben einige unserer alten Männer und Frauen. Man hatte die ältesten Menschen, auch Kranke mitgeschleppt.
In Thorn wußte kein Mensch, wohin man uns bringen sollte. Die Russen wollten uns nicht nach Rußland transportieren, da ihnen unser Durchschnittsalter, das über 50 Jahre lag, zu hoch war. In den großen polnischen Lagern Thorn und Potulice wollte man uns wegen Überfüllung nicht aufnehmen. Also blieben wir 3 Tage in einem Bahnhofsgebäude liegen, eng zusammengepfercht, ohne Verpflegung, ohne Milch für unsere kleinsten Kinder. Infolge eines Rohrbruches standen die Räume stellenweise ein bis zwei Zentimeter hoch unter Wasser. Wieder star-

ben alte Menschen. Nachts belästigten die Russen uns Frauen. ...
Endlich, nach vielen Gesprächen, beschloß die polnische Miliz, die uns begleitete, den Zug in unser Heimatdorf zurückzuführen. Da keine Waggons zur Verfügung standen, mußten wir zu Fuß gehen, wenigstens diejenigen, die sich den Marsch von 30 Kilometern zutrauten. Alle wollten so schnell wie möglich fort, und so blieben nur die ganz Alten zurück, um auf den Rücktransport mit der Bahn zu warten.
Also setzte sich unsere traurige Kolonne in Bewegung; sie bestand vor allem aus Müttern mit Kindern, eine Reihe von Säuglingen war ebenfalls dabei. Die Frauen schleppten ihre Kinder und ihr Gepäck mit großer Aufopferung und Zähigkeit. Das sie es überhaupt schafften, erscheint mir heute noch wie ein Wunder. Es regnete, schneite und stürmte – Aprilwetter -, Menschen und Gepäck wurden gänzlich durchnäßt, doch waren das Glück und die Dankbarkeit, der Verschleppung nach Rußland entkommen zu sein, so groß, daß einer dem anderen durch die lange Reihe des Zuges zuflüsterte: "Der Herr hat's nicht gewollt." ...
Bei diesem Marsch holten sich unsere Kinder im Alter bis zu 4 Jahren ausnahmslos den Todeskeim. Schlecht und ihren Bedürfnissen entsprechend in keiner Weise ernährt, in feuchten Kleidern, schutzlos den Strapazen des Marsches im Aprilwetter auf der Landstraße ausgesetzt, wurden alle von einer Seuche ergriffen (Husten, Schnupfen, hohes Fieber, Erbrechen, Durchfall), die in 2 bis 4 Wochen zum Tode führte.
... Man übergab uns einem Durchgangslager in Kulm, wo wir durch polnische Geheimpolizisten geprüft und der Zwangsarbeit auf dem Lande zugeführt wurden. Die Lager unterstanden dem Leiter des "Ressorts für öffentliche Sicherheit" im "Polnischen Komitee für nationale Befreiung" (Lubliner Komitee). Wir trafen nachmittags ein, wurden zum Gefängnis abtransportiert, standen stundenlang bis in die tiefe Nacht auf dem Gefängnishof herum. Den Müttern wurden ihre Kinder, vom Säugling bis zum Alter von 14 Jahren, weggenommen. Wieso und warum wußte niemand von uns. Es spielten sich verzweifelte Szenen ab. Kinder klammerten sich schreiend an ihre Mütter. ... In der Nacht wurden die Kinder fortgebracht.
Die Erwachsenen kamen ins Barackenlager, in dem sie in der Dunkelheit über die Körper der Menschen stolperten, die auf dem Boden lagen. ... In diesem Lager lagen wir im engsten Raum ohne Tätigkeit wochenlang auf dem Fußboden herum. Es gab keine Sitzgelegenheit. ... Außen war ein schmaler Hofstreifen mit Stacheldraht umzäunt. ... Auf dem Stacheldraht hingen armselige Wäschestücke, in denen unzählige Läuse saßen. Das winzige Aborthaus in der Mitte hatte ein Brett für 3 Menschen, die nebeneinander saßen, Männer und Frauen, wie es gerade kam. Das Dasein war menschenunwürdig. ...
Das Essen war nicht schlecht. Es bestand morgens aus einer Tasse Kaffee und einem Stück Brot, mittags und abends erhielten wir eine Kohl-, Mohrrüben- oder Kartoffelsuppe. Nachts wurden wir oft durch Appelle aufgescheucht. Wir mußten in kürzester Zeit aufspringen, strammstehen und uns manchmal bis aufs Hemd entkleiden. Wenn sie betrunken waren, konnte es geschehen, daß die Miliz oder polnische Soldaten in den Raum schossen, um uns zu erschrecken. ...
Es geschah, daß wir mit dem Gummiknüppel gehetzt wurden. Doch muß gesagt werden, daß der Lagerführer uns zu schützen versuchte. Er erlaubte mir später, beim Roten Kreuz zu arbeiten. Ich durfte die kranken deutschen Kinder pflegen. ... Es gelang nicht, sie zu retten. Es fehlten die notwendigen Hilfsmittel. ...
Täglich ... kamen neue Gefangene. ... Vor dem "Ressort" (geheime Polnische Staatspolizei) hatten wir eine panische Angst. Es hatte sich herumgesprochen, was uns da bevorstand. Allein die Tatsache, daß wir Deutsche waren, genügte, uns zu mißhandeln. Viele kamen blutig geschlagen vom "Ressort" zurück.
Im "Ressort" saßen junge Menschen im Alter von 20 bis 25 Jahren. Wir mußten dort unsere Ausweise abgeben und wurden registriert. Als ich das Zimmer betrat, noch bevor ich nach

meinen Personalien gefragt wurde, versetzte mir ein junger Mann ein paar Schläge ins Gesicht, ein anderer trat mich von hinten, der Gummiknüppel flog an meinen Kopf. Ich wurde am Hals gepackt und zum Durchprügeln über einen Stuhl gebeugt. Andere Frauen wurden durch den Raum geschleudert, fielen auf den Fußboden, wurden mit Füßen getreten. Andere wurden mit dem Kopf an die Wand gestoßen, 10mal, 20mal. Ich betone, es handelte sich um Frauen, von denen man nicht wußte, wer sie waren, wie sie hießen, allein die Tatsache des Deutschtums führte zu diesen Mißhandlungen.
Daneben setzte eine Durchsuchung und Ausraubung, Leibesvisitation und Gepäckplünderung ein. Hier verlor mancher den letzten Rest seiner Habe. Frauen, deren Männer im Selbstschutz mitgewirkt hatten, wurden besonders vorgenommen. ... Sie wurden von oben die Steintreppe hinuntergestoßen, die in den Gefängniskeller führte. ... Mit kranken und behinderten alten Menschen wurde kurzer Prozeß gemacht. Man stieß sie in einen besonderen Raum, aus dem sie nie mehr zum Vorschein kamen. ...
Draußen im Gefängnishof warteten schon polnische Bauern und polnische ... Beamte, die uns zur Landarbeit haben wollten. Es war wie auf dem Sklavenmarkt. Wir wurden besichtigt und eingeordnet. Die jungen Arbeitskräfte waren naturgemäß die begehrtesten. Wir älteren (hatten) ständig Angst, nicht genommen zu werden, denn wir wollten alle lieber zur Arbeit als ins Lager. Dann bildeten wir auf der Straße Gruppen, die an die verschiedenen Arbeitsplätze geführt wurden. Den Müttern wurden damals ihre Kinder zurückgegeben. ... Sie konnten sie zu ihrer Arbeitsstelle mitnehmen.
Ich kam mit 6 Frauen und einem Mann auf das Gut Wichorze ... zur Arbeit. Wir hatten eine menschliche Behandlung. Da (der Gutsbesitzer) von L. ... die Polen gut behandelt hatte, hatten wir es auch nicht schlecht. Wir mußten in der Hauptsache Kartoffelmieten abdecken und Kartoffeln sortieren. Wir bewohnten ein freundliches Zimmer und bekamen ausreichendes Essen. Die Behandlung war menschlich und wir hatten es dort gut, wenn uns auch die andauernde, ungewohnte Landarbeit zusetzte und schwer fiel. Leider wurden wir ... nach 5 Wochen nach Kulm zurückgerufen. ... Diesmal kamen wir ... ins eigentliche KZ ...
Im Lager wurden wir schrecklich angebrüllt. Die Bezeichnung für Frauen war "Hitlerhure". Die Beamten liefen mit dem Gummiknüppel herum. Die dauernden Appelle, auch nachts, das Geschrei und Gebrüll, die Unruhe in den Zellen und außerhalb der Zellen, die in einem unvorstellbarem Maße überbelegt wurden, waren so aufreibend und beängstigend, daß man nur den einen Gedanken hatte, heraus und fort zur Arbeit zu kommen.
Wir Gefangenen waren in verschiedene Arbeitsgruppen einteilt, die alle von der polnischen Miliz beaufsichtigt wurden. ... Die Alten und Schwachen arbeiteten im Lager. Sie sorgten für Brennholz, zerkleinerten das Holz und arbeiteten im Garten. ... Sie hatten es am schwersten, denn sie mußten am tiefsten unter der Würdelosigkeit des Daseins leiden. Da sich niemand um ihre Pflege kümmerte, waren sie ganz verwahrlost, von Ungeziefer zerfressen, mit Geschwüren und Ausschlag bedeckt.
Ihre Schwäche nahm in einem Maße zu, daß manche von ihnen am Zaun in der Sonne lagen und sich mit den Händen und Füßen dem Gang der Sonne entsprechend weiter schoben. Sie waren gänzlich unterernährt, denn das Essen war wäßrig und dünn. Es gab wenig Brot und Kartoffeln. Die Alten bekamen nur die Hälfte der Verpflegungsration der Arbeitsfähigen. Unter ihnen brach zuerst der Hungertyphus aus.
Man machte nicht viel Aufsehen von ihrem Sterben. ... In der ersten Zeit wurden die Toten irgendwo verscharrt, ohne amtliche Feststellung ihres Namens. Später kamen die Toten auf dem evangelischen Friedhof in gemeinsame Gräber.
Die Schreckenszeit in diesem KZ währte für mich nicht allzu lange. Ich wurde von neuem der Landarbeit zugeteilt. ... Es war für mich eine besonders harte Zeit, da sich der polnische Bauer und die Bäuerin ausgesprochen deutschfeindlich gebärdeten. Die Behandlung war schlecht

und die Unterbringung unwürdig (Strohlager ohne Decken). Das Essen war sehr mäßig. ... Alles war ungewohnte Arbeit für mich und für meine ungeübten Kräfte viel zu schwer.
Wir arbeiteten mit polnischen Jungarbeitern und Arbeiterinnen zusammen. Ich konnte mit meinen 50 Jahren ihr Arbeitstempo beim besten Willen nicht mithalten. ... Ich wurde dauernd beschimpft und erhielt schlechtes Essen bei manchmal verlängerter Arbeitszeit. Das schlimmste war, es wurde mir böser Wille unterstellt, was meine Lage unerträglich, ja hoffnungslos machte. Mein Gesundheitszustand litt so, daß ich, gänzlich überanstrengt und überreizt war, zeitweise die Fähigkeit zu schlucken und zu sprechen verlor. ...
Als Ende November die Zuckerrübenernte beendet war, entließ mich der Bauer mit der Prophezeiung, ich käme ins Lager nach Potulice. ... Potulice war als eine Art Straflager sehr gefürchtet. ... Zunächst brachte uns ... ein Wagen nach Kulm. ... Als wir in unserer verbrauchten Kleidung und unseren zerrissenen Schuhen, die wir mit Stroh umwickelt hatten, ausstiegen, empfing uns der Leiter der Arbeitsverteilung, um die Arbeitsfähigen einzuordnen. Die übrigen kamen ... nach Potulice. Ich selbst wurde zurückgehalten, da Polen sich für mich eingesetzt hatten.
Unser alter polnischer Dorfpfarrer, den mein Mann 1939 aus dem Gefängnis befreit ... hatte, reichte für mich einen Ausreiseantrag ins Reich ein. ... Seine Verwandten nahmen mich gütig auf. ... Ich wurde 4 Wochen im polnischen Pfarrhaus versteckt gehalten, bis dieser Antrag genehmigt wurde und ich offiziell aus der polnischen Gefangenschaft entlassen war. ...
Ich reiste ... als Privatperson nach Berlin, ... da ich eine Ausreiseerlaubnis in die amerikanisch besetzte Zone hatte und als Amerikanerin durchging. Die in Küstrin zusteigenden Männer und Frauen waren entsetzlich zugerichtet. Sie kamen mit blutenden Gesichtern, angeschwollenen Gliedmaßen. Eine Bauersfrau konnte nicht mehr gehen. Alle waren ganz aufgeregt, ja aufgelöst, von der Behandlung, die sie beim Grenzübertritt von den Polen erfahren hatten. Sie waren alle ... beraubt und hatten auch ihre Kleidungsstücke, wie Mäntel hergeben müssen. Von Berlin bin ich mit einem Flüchtlingstransport im Januar 1946 nach Bayern gekommen, wo ich meine 3 jüngsten Kinder nach einem Jahr der Ungewißheit ... fand.<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Kaltwasser und Langenau von Mai 1945 bis Januar 1946

Erlebnisbericht der Schwester M. S. aus Bromberg in Westpreußen (x002/526-529): >>Der Mai 1945 war sehr heiß. Die vielen Kranken, die nur im Stroh auf dem Fußboden lagen, die keine Möglichkeit hatten, ihre Bedürfnisse zu erledigen, lagen in ihrem eigenen Schmutz, wurden von dem vielen Ungeziefer furchtbar geplagt, sahen mit offenen Augen ihrem furchtbaren Ende entgegen. In konnte in dieser Angelegenheit nichts ändern, konnte nur ab und zu einem Sterbenden einen Trunk reichen. Leider war dieses nur selten möglich, da wir ja nichts hatten, oft nicht einmal Wasser. Und gerade die Menschen, die den Körper voller Wasser hatten, hatten das Bedürfnis, immer mehr zu trinken. ...
So leicht und schnell die Erwachsenen starben, so schwer starben die kleinen Kinder. Sie lagen oft die Nacht und den ganzen Tag im Sterben. ... Ich mußte von jedem Verstorbenen die Blechnummer zum Lagerbüro bringen. Noch heute tut es mir leid um diese unangenehme Arbeit, die ich mit Gewissenhaftigkeit ausführte. Es war bei manchen Leichen, die voller Ungeziefer waren, nicht so einfach, die Blechnummer zu suchen. Ich war auch zu schwach, um große, starke Personen zu entkleiden, niemand wollte mir helfen, denn sie konnten solche Leichen nicht anfassen. Einmal holte ich mir eine schwere Leichenvergiftung. Es fehlte nicht viel, dann hätte ich dem "Bruder Tod" folgen müssen. Doch mein Schutzengel verließ mich nicht.
Wenn nur nicht alles zwecklos gewesen wäre! Denn kein Verstorbener hat eine Nummer auf dem Friedhof bekommen und alle Bücher von Kaltwasser sollen verschwunden sein. ...

Anfang Januar kam die Parole auf, es würde eine Kommission aus Warschau kommen, und jeder müsse sich vor diesen Herren entscheiden, ob er als Pole in Polen bleiben oder als Deutscher nach Deutschland fahren wolle. Dazu wurde bemerkt, daß jeder, der in Polen bleiben würde, sofort frei käme. ... Jetzt gab es bei vielen Internierten eine Unentschlossenheit. Die Lüge - wer in Polen bleibt, wird entlassen - lockte viele, und über so manchen Deutschen wunderte ich mich bei dem Verhör. Natürlich ist aus dem "sofort entlassen" nichts geworden. Ich denke da gerade an eine Brombergerin, die ihre Nationalität alle paar Tage wechselte, mal (war sie) Deutsche, mal Österreicherin, mal Polin. Ich sah sie noch 1949 in Potulice.
Am 17. Januar ... (mußte) ich ... zu dem großen Verhör vor die "hohen" Herren. Doch mir war gar nicht bange, was konnte einen deutschen Menschen jetzt noch erschüttern. ... "Gruppe I, eine echte Deutsche, gehört zur Aussiedlung nach Deutschland." Das war nun mein "Todesurteil", wie war ich froh darüber! Nur ein Schauer überlief mich, denn man sprach davon, daß alle Deutschen ... nach dem berüchtigten Lager Potulice sollten. ...
Vor einigen Tagen war ein schreckenerregendes Wesen durchs Lager ... Langenau gesaust, ein Pole in Offiziersuniform. - Es sollte der Chefarzt aus Potulice sein, ein sehr gefürchteter Mann! Am 17. Januar kam dann auch der Befehl: "Fertigmachen zur Übersiedlung nach Potulice".<<

Verhältnisse im Internierungslager Langenau von Juni 1945 bis März 1949
Erlebnisbericht der Mira B. aus dem Kreis Bromberg in Westpreußen (x002/530-533): >>Die Polen nahmen uns fast alles und wir hatten kaum noch ein Kleid. Wir mußten die ganzen 4 Jahre umsonst arbeiten, es sollte kein Deutscher einen Pfennig ... (erhalten). Auch wurden alle Familien auseinandergerissen. ...
Am 1. Juni 1945 wurden alle Deutschen des Kreises Bromberg nach Bromberg zur UB (polnische Gestapo) gebracht. Man fragte nicht danach, ob es Säuglinge oder Greise waren, jeder mußte dorthin. Die UB-Männer, die dort waren, waren Teufel in Menschengestalt. Zuerst wurden wir untersucht, ob wir Wertsachen hatten. ... Dann wurden wir getrennt. ... Eine Soldatenkapelle spielte aus Leibeskräften, während den Müttern die Kinder entrissen wurden. Es durfte kein Kind bei der Mutter bleiben. So manche Mutter wurde irre, ... denn dort standen schon polnische Leute, die die Kinder kauften. Verkauft wurden sie bis zu 10 Jahren. Die irre gewordenen Mütter wurden geschlagen, die anderen verlacht und schikaniert.
... Die über 60 Jahre alten Leute kamen ins Altersheim. Es war aber kein Altersheim, ... in welche sie ein paar hundert alte Frauen preßten und sagten: "Jetzt seid ihr im Altersheim und verlebt gute Tage." Der Gummiknüppel kam gar nicht zur Ruhe. ... Die Polen wollten keinem ein Stückchen Brot geben, der es nicht bitter verdient hatte, und das konnten die alten Mütter und Väter nicht mehr, denn man hatte für uns Deutsche nur schwere Arbeit. ...
Die arbeitsfähigen Frauen und Mädel trieben sie ... alle Weile in ein anderes Zimmer, dabei gab es auch bittere Hiebe. Die jungen Männer und Kriegsgefangenen wurden sehr geschlagen. Es herrschte damals eine große Hitze, man gab uns nichts zu trinken, auch nichts zu essen. So mancher wurde geschändet und verhöhnt oder zum Krüppel geschlagen. Wir waren dort 3 Tage und jeden Tag wurden wir mehr schikaniert. Am dritten Tag wurden wir nach dem Lager Langenau, Kreis Bromberg, getrieben.
In dem Lager sahen wir viel Leid und Elend. Dort wurde ... schrecklich geschlagen, und mit dem Essen war es auch sehr schlecht. Brot gab es gar nicht, nur einmal am Tag (gab es) Rübensuppe. Es herrschten dort viele Krankheiten: Ausschlag, Wassersucht, Typhus und andere Krankheiten. Auch waren die Deutschen alle nackend und bar jeden Schutzes. ... Auch bei uns (brach) ... der Hungertyphus aus. Die Krankheit dauerte über 2 Monate.
Im Oktober 1945 mußten wir in der dortigen Gegend Leichen ausgraben gehen, die schon seit 1939 in der Erde waren. Ein schrecklicher Tag war der 15. Oktober 1945 für uns, denn da lud

man die Zivilbevölkerung ein. ... Die Polen beschimpften und verhöhnten uns, wie sie es nur konnten. ... Es war eine grausame Arbeit für uns. Die Männer, die dabei waren, wurden auch sehr geschlagen, Frauen blieben auch nicht verschont. ... Es war damals ein schrecklicher Tag, den ich nie vergessen werde, denn allzu grausam waren die Stunden, die ich in meinen jungen Jahren erleben mußte. ...
Polnische Polizisten hießen uns, einen Schein zu unterschreiben. ... "Optiert für Polen, dann seid ihr frei." Aber wir waren und blieben Deutsche, das hätten wir nie getan. Jetzt war der Haß noch viel größer. Trotzdem die Muttersprache uns schon verboten war, hat man uns wiederholt gesagt: "Wer Deutsch spricht, kommt ins Zuchthaus." ...
Anfang April 1946 ließ man mich und ein Mädel von 14 Jahren auf das Gut Kusowo, Kreis Bromberg, kommen. Wir wußten beide nicht, was für eine grausame Arbeit auf uns wartete. Es wurde gesagt, daß wir Spaten mitbringen sollten. ... Als wir hinkamen, erfuhren wir, was auf uns wartete. Es lagen dort 6 gefallene Russen, welche wir beide ausgraben sollten. Oh, wir glaubten, es nicht überwinden zu können, denn es war uns doch gar keine Schuld bewußt, warum wir diese furchtbare Arbeit verrichten mußten. Und beide waren wir noch so jung, aber es blieb uns nichts übrig, als es zu tun.
Mit schwerem Herzen fingen wir an zu graben. Die Polen sagten, wir, die Jugend Deutschlands, hätten Schuld daran, daß diese Russen gefallen sind. Und darum müßten wir sie auch ausgraben. Die Polen hießen uns graben, wo gar keiner begraben war. ... Sie sagten: "Euch werden wir schon so lange knechten, bis ihr verreckt, frei werdet ihr nie, ihr müßt die Schuld Deutschlands abbüßen." ...
Am 25. Juli 1946 holten sie uns in der Nacht aufs Gut N. ... (Hier wurde) es dann noch schlechter für uns, weil wir ja die polnische Staatsbürgerschaft nicht annehmen wollten. So tobten und wüteten sie mit uns herum, gaben uns kein Brot, nur wenig Wassersuppe, und arbeiten mußten wir fast Tag und Nacht. Und dennoch wurden wir beschimpft und geschlagen. Unser Bett war der bloße Fußboden ohne Stroh und ohne Decke ...
Mit 18 Jahren mußte ich 20 Kühe zweimal am Tag melken. Oft hatten wir 2 ... Mädels an einem Tage 2 Waggons Kohle oder Dünger ausladen müssen. ... Dann mußte ich zur Strafe ... mit frischgelöschtem Kalk wochenlang weißen, denn der zerfraß mir die ganze Haut auf den Händen. ... Sie versuchten, mich sogar zu zwingen, einen Polen zu heiraten, aber auch dies gelang ihnen nicht, denn ich war und blieb deutsch, eine polnische Staatsangehörigkeit kam für mich nicht in Frage. Dann sagten sie: "Ihr müßt noch 10 Jahre in Not, Leid und Elend sein, Euch geht es zu gut."
... Man verschickte uns von einem Gut aufs andere, damit wir gar nicht zur Ruhe kamen. ... Dann mußten wir alle paar Wochen zum Gericht und wurden dort verhört. Sie suchten nach einem Grund, um uns zu bestrafen. ... Die Jugend wollten die Polen zu gerne behalten, damit sie billige Arbeiter hatten.
Man legte uns den Entlassungsschein für das Lager Potulice vor, zu welchem wir jetzt gehörten, und sagte: "Unterschreibt, dann seid ihr freie Menschen, und wenn ihr das nicht macht, müßt ihr noch 10 Jahre Gefangene sein!" Aber wir wollten in unser Vaterland, darum ließen wir uns damit auch nicht locken. Wir waren schon durch zu viele Nöte gegangen. Jetzt wollten wir geduldig auf die heißersehnte Stunde der Freiheit warten.
Nicht genug, daß man uns alles abgenommen hatte und die ganzen Familien auseinandergerissen waren, so schikanierten die Polen uns noch auf ihre Weise: Man schnitt uns die Haare vom Kopf, es sollte keine deutsche Frau geben, die langes Haar hatte, alle mußten eine Glatze tragen. Es war furchtbar für uns Frauen, mit einer Glatze herumzulaufen, aber wir ... waren ja Sklaven, und sie konnten mit uns machen, was sie wollten.
Keine Mutter durfte ihr Kind bei sich behalten. Die Kinder waren in Kinderheimen, die sich im Lager befanden, oder bei polnischen Leuten untergebracht. Die Kinder bekamen auch nur

sehr schlechtes Essen ... Auch ihnen wurde das Haar abgeschnitten, und die größeren Kinder mußten schon schwer arbeiten. Es war ein Greuel, wie man alle diese unschuldigen Menschen im Lager und auf den Gütern mißhandelte. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice von Juli 1945 bis Mai 1947

Erlebnisbericht der E. K. aus der Stadt Konitz in Westpreußen (x002/580-583): >>Ich kam mit einer Gruppe von ca. 25 Personen auf das Gut C. im Kreis Schubin. Die Arbeit war sehr schwere ... Feld- und Stallarbeit und das Essen mangelhaft, die Unterbringung war sogar sehr schlecht. Wir hatten als Wohn- und Schlafraum eine ausgediente Baracke, in der nichts weiter als ein wackliger Tisch, 2 Bänke und ... Pritschen zum Schlafen standen. Auf diesen Pritschen lag etwas Stroh. Dort mußten Männer, Frauen und Kinder schlafen. Decken ... gab es nicht. Waschen mußten wir uns im Teich. Seife hatten wir nicht. Da war es natürlich kein Wunder, daß wir binnen kurzer Zeit alle verlaust waren.

Eine unserer Mitgefangenen erkrankte hier schwer an Gelenkrheumatismus. Sie mußte ohne ärztliche Hilfe 6 Wochen lang nur auf Stroh, ohne Decken, mit entsetzlich vielen Läusen behaftet, liegen. Infolge der schweren Arbeit und all der anderen Begleitumstände wurde ich auch krank und kam im Juli 1945 mit 2 anderen Frauen, die ebenfalls arbeitsunfähig geworden waren, zurück ins Lager.

Zuerst wurden uns hier die Haare abgeschoren. Die Verpflegung war ... völlig unzureichend und schlecht. Wir erhielten morgens einen halben Liter Kaffee, täglich – angeblich – 300 g Brot, mittags dreiviertel Liter Suppe und viermal auch abends einen halben Liter Suppe. An 3 Abenden in der Woche gab es Kaffee. Als dann später, Ende 1946, die ersten Transporte nach Deutschland abgehen sollten, wurde die Verpflegung besser. Infolge der mangelhaften Ernährung, der schweren Arbeit und der rohen Behandlung sind viele Menschen in diesem berüchtigten Lager gestorben.

Ganz besonders zu leiden hatten wir unter dem Chefarzt des Lagers. Aber auch einige Milizionäre und sogar der deutsche Lagerleiter, der morgens beim Appell die Arbeit verteilte, gaben ihm nicht viel nach. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie einer dieser Milizionäre eine alte Frau so lange mit dem Gewehrkolben schlug und mit Fußtritten traktierte, bis sie besinnungslos zu Boden fiel. Sie starb in der darauffolgenden Nacht an den Folgen der Mißhandlung.

Der Chefarzt wurde von allen aber besonders gefürchtet. Tag und Nacht kontrollierte er die Baracken, besonders die Quarantänebaracken. Auf seine Anordnung mußten die Insassen der Quarantänebaracken im Sommer und Winter auf kahlen Brettern ohne Strohsack und Decke schlafen. Die Fenster mußten Tag und Nacht offenstehen. Heizung gab es nicht. Die Bekleidung war mehr als mangelhaft. Die Haare waren bis auf die kahle Kopfhaut abgeschoren, aber nicht nur den Insassen der Quarantänebaracken, sondern allen Gefangenen. Wir litten schwer unter der Kälte. Dazu kam noch die Plage mit entsetzlich vielen Wanzen und Mäusen.

Wegen geringster Lagervergehen, auch wenn solche nicht nachgewiesen werden konnten, verhängte der Chefarzt schwere Strafen, meist für alle Insassen der Baracke, manchmal sogar für alle Insassen des Lagers. Die Frauen mußten z.B. nachts, nur dürftig mit einem Hemd bekleidet, stundenlang den Korridor scheuern. Sie mußten dabei mit bloßen Knien auf dem kalten Steinfußboden langrutschen, oder er ließ sie mehrere Stunden in einem ... Zimmer mit ausgestreckten Armen, meist nur mit Hemd und Hose bekleidet, natürlich bei offenem Fenster, bis zur völligen Erschöpfung in der Kniebeuge hocken. Im Bunker ließ er die "Sträflinge" bis zu den Knien im Chlorwasser stehen, was natürlich böse Hautentzündungen zur Folge hatte. Vom Lagerkommandanten ließ er sie solange mit der Reitpeitsche schlagen, bis sie bewußtlos zusammenbrachen. Er stand mit der Uhr in der Hand dabei. ...

Von einer Schwester der Säuglingsbaracke hörte ich, daß von 120 im Lager geborenen Kindern am Ende des Jahres nur noch 8 am Leben waren. ... Im Winter 1945/46 mußten wir in

ungeheizten Baracken wohnen, arbeiten und schlafen. Eine Decke erhielten wir erst vor Weihnachten 1945. Bis dahin lagen wir auf dem kahlen Strohsack, nur mit unseren ... abgerissenen Kleidern zugedeckt. Viele Gefangene erlitten schwere Erfrierungen. ...
Die Zustände im Spital waren mehr als primitiv. Es fehlte an jeglichen Medikamenten, an Verbandszeug und Wäsche. ... Das Essen war hier genau so schlecht wie in den anderen Baracken, es gab aber noch weniger. Außerdem war man im Spital noch ganz besonders den Schikanen des Chefarztes ausgesetzt.
Viele Jugendliche des Lagers waren an Lungen- und Knochentuberkulose erkrankt. Erst in den letzten Stadien dieser Krankheit wurden sie von den Gesunden isoliert. Irgendwelche Hilfe, nicht einmal besseres Essen, gab es auch für diese Kranken nicht. Infolge dieser Zustände starben viele Jugendliche im Lager Potulice.
Eine Beerdigung sah so aus: Es gab im Lager 3 Särge, 2 für Erwachsene und einen für Kinder. ... Da diese Unglücklichen ... ja meist bis zum Skelett abgemagert waren, konnten 3 bis 4, manchmal sogar noch mehr Leichen in einen Sarg gelegt werden. Die Särge kamen dann auf einen Handkarren, wurden zum Friedhof gefahren, dem sog. Sandberg. Hier wurden die Särge einfach über der Grube umgekippt und die Leichen ausgeschüttet. –
Angeblich wurden alle Verstorbenen namentlich registriert. Aber auf keine Anfrage von Seiten der außerhalb des Lagers, vor allen Dingen der in Deutschland lebenden Angehörigen, ist vom Lager jemals eine Auskunft über das Schicksal dieser elend Verstorbenen gegeben worden.
Im Sommer 1946 mußte ich sehr schwere Arbeit im Torfbruch verrichten. Der Milizionär, der uns bei dieser Arbeit zu beaufsichtigen hatte, war ein wahrer Teufel. Er quälte uns bis aufs Blut, dressierte und schikanierte uns den ganzen Tag in der rohesten Weise. Er war im ganzen Lager dafür bekannt und gefürchtet.
Bis Weihnachten 1946 wußte ich nichts von meinen Angehörigen und sie wußten nichts über mein Schicksal. Denn obwohl wir seit Sommer 1946 ... schreiben durften, hatten wir doch nicht die Möglichkeit dazu, weil wir kein Geld für Porto und Briefpapier hatten. Für die schwere Arbeit, die wir dort tagein, tagaus leisten mußten, bekamen wir als einzigen Lohn das knapp zugemessene und schlechte Essen und obendrein rohe Behandlung.
Es war auch verboten, Papier, Bleistift oder gar Federhalter zu besitzen. ... Messer oder Scheren wurden uns bei jeder Barackenrevision weggenommen. Diese Revisionen fanden immer des Nachts statt. Ebenso auch die Entlausungen, ärztliche Untersuchungen und die berüchtigten Krätze-Untersuchungen. Oft fanden wir die ganze Nacht keinen Schlaf und mußten morgens doch in aller Frühe zum Appell antreten und zur Arbeit gehen. ...
Bis Mitte Mai 1947 arbeitete ich ... in der Strohflechterei. Hier hatte ich eine verhältnismäßig leichte Arbeit, wenn man von den hier wie überall üblichen Methoden des Hetzens, der "Strafarbeit" und der Schläge absah. So mußte ich mit vielen Tausenden unglücklichen Menschen 25 Monate der Qual und des Elends in dem berüchtigten Arbeitslager Potulice zubringen. ... Wie wir das alles ausgehalten haben, ist mir bis heute, nachdem alles weit hinter mir liegt, noch ein Rätsel.
Im Mai 1947 kam dann endlich, nach mehr als 2 Jahren hinter Stacheldraht, auch für mich der Tag der Erlösung. Mit etwa 1.500 anderen Gefangenen wurde ich am 17. Mai entlassen und nach Deutschland transportiert. Mit der Entlassung aus dem Lager war gleichzeitig die Ausweisung aus Polen verbunden. Das hieß mit anderen Worten, wir wurden aus unserer Heimat vertrieben.<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Langenau und Potulice von Juni 1945 bis Mai 1947

Erlebnisbericht der R. S. aus Bromberg in Westpreußen (x002/587-593): >>Am 1. Juni 1945

übernahm das Lager Langenau mit dem Lager Hohensalza auch den Platzkommandanten Wladyslaw Dopierala, der "Schrecken des Lagers" genannt wurde. Er brachte ganz besondere Erziehungsmethoden mit. ... Häufig erzählte er uns persönlich, wie viele Deutsche er umgelegt hätte. Dazu wurden im Lager Hohensalza provisorisch angefertigte Särge in 2 Reihen aufgestellt. In diese Särge mußten sich die Menschen legen. Er ging die Reihen entlang und gab ihnen den Genickschuß. Das war das Ende vieler.

... In den ersten Junitagen versuchten 2 Kriegsgefangene, Heinz F. und W. K., zu fliehen. Kaum etliche Kilometer vom Lager entfernt wurden sie von der polnischen Miliz gefaßt und erneut dem Lager zugeführt. Sie kamen im Lager an, während wir auf dem Hof antreten mußten. Der Platzkommandant - damals Mieczyslaw Walentowicz - stellte sie uns vor. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, wie man junge Menschen, die vor kurzer Zeit noch vor Gesundheit strotzten, so schnell zurichten konnte.

Schon unterwegs waren sie maßlos geschlagen worden, hier begann dieses Schauspiel von neuem. ... Dieses Spiel wurde stundenlang auf dem Lagerhof und dazu in der Gegenwart des Lagerleiters Krakowski getrieben, ohne daß er auch nur ein einziges Wort dazu erwiderte.

Während Heinz F. einige Wochen später starb, kam W. K. mit einem Transport fort. Über dessen Verbleib ist mir nie etwas bekannt geworden. So kamen hier unzählige brave Menschen ums Leben, ohne das überhaupt später mal eine Eintragung vorgenommen worden wäre. Kein Mensch fragte mehr nach ihrem Tod nach ihnen. Sie waren tot, und hiermit war alles erledigt. ...

Als in den Sommermonaten überall die Typhusepidemie herrschte, wurde auch unser Lager hiervon heimgesucht. Der große Hunger und vor allem diese Unsauberkeit, die hier zu Hause waren, leisteten hierfür besten Vorschub.

Viele, viele Menschen wurden dahingerafft. Eine Bestattungskolonne, bestehend aus 4 Männern, hatte voll zu tun, um die Dahinsterbenden zu beerdigen. Menschen wurden verscharrt, und alles wurde dem Erdboden gleichgemacht. Hier ließ sich überhaupt nicht mehr feststellen, daß dort jemals Menschen beerdigt sein konnten. Das Unkraut wucherte darüber hinweg.

Obgleich sich die Verstorbenenziffer des öfteren um das Vielfache erhöhte, durften täglich nicht mehr als 4 Todesfälle angegeben werden. - Übrigens war ja ein gewisser Reservebestand vorhanden, so daß es weiterhin auch gar nicht auffiel, wenn so viele ... starben. Völlig entblößt wurden (die) Menschen begraben. Die zurückgelassenen Lumpen wurden ... verteilt. Schon vor Ableben der Internierten, wurden die Sachen abgenommen. ...

Ich lag 5 Monate an Hungertyphus. Während dieser Krankheit waren wir alle derart verlaust, daß es den Eindruck machte, als ob wir mit Sand bestreut wären. Um uns kümmerte sich überhaupt niemand. Erstens schon aus reiner Ansteckungsgefahr, und zweitens waren ja irgendwelche Medikamente, die man uns hätte geben können, nicht vorhanden. ...

Es kam ... das Jahr 1946. Fest und sicher erhofften wir von diesem Jahr unsere Freiheit. Letzten Endes waren wir uns weder eines Vergehens noch eines Verbrechens bewußt, und es war doch schon lange nach dem Kriege. ...

Am 30. März 1946 wurde das Lager Langenau aufgelöst. Das gesamte Büropersonal, die Internierten, kamen noch an diesem Tage in das Zentrallager Potulice, bei Nakel an der Netze im Kreis Bromberg. Ein Teil der übriggebliebenen Lagerinsassen ... wurde noch schnell an die Bauern und Fabriken verkauft, der Rest von Potulice übernommen. Die Akten derer mußte ich an mich nehmen. Um die an Fabriken und Bauern abgegebenen Menschen kümmerte sich niemand, die waren von der Lagerleitung Langenau abgegeben, der Lohn wurde eingesteckt, und hiermit war es erledigt. ...

Am 31. März 1946, früh um 8 Uhr, hieß es: "Die Langenauer antreten." Zitternd und die letzten Habseligkeiten unter den Arm gepreßt, gingen wir auf den Lagerhof. Uns empfing der Lagerleiter Direktor W. Chudecki. Seine ersten Worte waren: "Vergeßt es nicht, daß ihr Ver-

brecher seid und entsprechend behandelt werdet."
Hierauf gingen wir zur Revision. ... Völlig "befreit" gingen wir zur Entlausung, wo ... der Lagerarzt Dr. Ignacy Cedrowsky (Isidor Cederbaum) wartete. Er drohte uns schon beim Eintreten mit schweren Strafen, wenn sich jemand weigern würde, die Haare schneiden zu lassen. Vom Scheitel bis zur Sohle wurden wir geschoren. Alles, ob Mann, ob Frau, ob Kind, alt oder jung, Ausnahmen wurden keine gemacht.
Dies geschah alles in Gegenwart des polnischen Lagerleiters und der polnischen Miliz, die nicht selten die abfälligsten Bemerkungen tat. Hatte tatsächlich jemand das Glück, daß ihm der Kopf nicht geschoren wurde, dann blieben die Haare aber auch nur in einer Länge von höchstens 2-3 Zentimetern. Jedoch nur zu schnell wurde hier Grund und Ursache gefunden, die Haare zu entfernen.
2. April 1946: ... Auf der linken Brustseite mußten wir uns ein aus Weißblech geschlagenes "W", das hieß Wiezien bzw. Gefangener -, anheften. Somit waren wir Gefangene und keine Internierten. Später wurde das Lager in ein Internierungslager umgetauft, es änderte jedoch nichts an unserer Behandlung; wir wurden nach wie vor wie Vieh und nicht wie Menschen behandelt. ...
Ab Juni 1946 wurden ... u.a. folgende Lager übernommen: Flatow/Pommern (hauptsächlich Kriegsgefangene), Sikawa bei Lodz, Milencin, Stargard/Westpreußen, Briesen, Schwetz, Lager und Gefängnis Thorn-Rudak, Graudenz, Mokotow bei Warschau.
Massenweise wurden Menschen auf den Straßen zusammengetrieben, hauptsächlich in Pommern und Ostpreußen, und ins Lager geschleppt. Nicht selten erlebten wir unter diesen Schulkinder. So wie die Transporte kamen, wurden wiederum auch größere Mengen in den Bergbau nach Jaworzno/Oberschlesien oder Warschau transportiert.
Häufig und mit viel Gebrüll wurden wir nachts aus unseren Betten - Holzpritschen mit Strohsäcken, soweit welche vorhanden waren - geholt. (Wir mußten) raus auf den Hof: "Hinlegen - Aufstehen." So ging es stundenlang. Konnte jemand diesem Kommando nicht genügen, was leider meist die älteren Frauen betraf, gab es gewaltige Schläge. Plötzlich hieß es: "Auf die Baracken, marsch!" Alle liefen, wie sie nur laufen konnten, denn hinterher trieb man mit dem Gewehrkolben. ...
Wir Neulinge hielten dieses merkwürdige Verhalten für ganz besondere Strafen, mußten aber bald feststellen, daß es hier zur Tagesordnung gehörte. Später dann wurde das nächtliche Exerzieren auf den Tag verlegt, und zwar so, daß, wenn die Büroangestellten zum Dienst gingen, sie vorher auf den blanken Knien auf dem Hof, der mit Schlacken ausgeschüttet war, rutschen mußten. Wehe, es wagte einer zu sagen, daß die Knie bluteten.
Dies alles trieb man zum Teil nur mit den Frauen. Die Männer ließ man seltsamerweise in Ruhe. Ob es wohl mit den Frauen mehr Spaß machte? An eine Nachtruhe war somit wenig zu denken.
Dazu kamen die häufigen nächtlichen Kontrollen und das in trunkenem Zustand. Willkürlich wurde dann etwas an der Zimmerordnung beanstandet, worauf sich einer nach dem anderen über den Stuhl legen mußte und ... durchgeprügelt wurde. ... Eine andere Strafmaßnahme (war die Haft im) Bunker. Diese Räume waren ... kleine Zellen, 2 mal 2 Meter, ohne jeden Lichtschein und ohne Luftzufuhr. ... Der Fußboden war aus Zement und stand unter Wasser. (Eine Sitzgelegenheit gab es nicht). ...
Die betreffende Miliz, die zum Schlagen ausgesucht war, erhielt das nötige Quantum Alkohol verabreicht, damit sie besser dreinschlagen konnten. Vor dem Schlagen mußte sich der betreffende Internierte ausziehen, die Sachen abgeben, flach auf den Bauch legen, wonach ihm dann die Fußsohlen blutig geschlagen wurden. Hierauf ging es dann ins Wasser. ...
Die gefürchtetste Strafmaßnahme (war die Arbeit in) der Strafkolonne. Die Leitung hatte Isidor Kujawski. - Kujawski war unermüdlich im Ersinnen und Ausdenken neuer Quälereien und

Schikanen. - 14 Tage in der Strafkolonne bedeuteten den sicheren Tod. Überwiegend traf es ältere Frauen. Ihnen wurde Arbeitsverweigerung vorgeworfen, worauf sie in die Strafkolonne kamen. Als Begrüßung bekam man hier 50 Schläge auf das Gesäß, wonach man oft nicht mehr ganz zurechnungsfähig war. ...
Ein Teil der Strafkolonne beschäftigte sich mit Torfstechen; ganz gleich bei welcher Witterung. ... Andere von ihnen machten Wiesen urbar, zogen große Wagen mit Brettern und Holz. Hierbei trieb Kujawski seine satanischen Spiele. ... Auf Knien zogen Frauen die Wagen mit den Brettern, er ging hinterher und schlug ihnen die Fußsohlen wund. ...
Kinder, die im Lager geboren wurden, starben auch gleich wieder. Ganz selten, daß sich eines hier am Leben hielt. Übrigens wurden den meisten Müttern noch vor dem Lager die Kinder abgenommen und an polnische Familien weitergegeben. Von den polnischen Pflegeeltern bekamen sie dann polnische Namen. ... Viele Mütter wissen heute noch nicht, wo sich ihre Kinder ... (aufhalten). Die Lagerleitung selbst verweigerte an Angehörige jede Auskunft. ...
Im Dezember 1946 ging ein Transport mit 2.000 Internierten ins Reich. Beim größten Frost, keine warme Bekleidung, mit einem Stückchen Brot in der Tasche, ... so pferchte man sie in ungeheizte Waggons. ... In der Nacht vor Abgang des Transportes kam die polnische Miliz und forderte alle auf, freiwillig herzugeben, was ihnen zuvor ausgehändigt worden war: "Wird ... was bei einer Nachuntersuchung gefunden, wird der Betreffende vom Transport gestrichen." Aus Angst gab jeder alles her. ...
Am 17. Mai 1947 ging der nächste Transport. ...
Um endlich diesem jammervollen Leben ein Ende zu bereiten und um auf legalem Wege herauszukommen, mußte ich mich eben - wenn es auch gegen meinen Willen ging - in der russischen Zone (Mitteldeutschland) niederlassen. ...
Die Mutter wurde mir von den Polen grausam genommen, über den Verbleib des Vaters wußte ich nichts. Die Heimat, Hab und Gut, alles, alles hatten wir verloren. Wer kümmerte sich um die vielen Zivilinternierten und Kriegsgefangenen, die noch fern der Heimat waren? Niemand als der Tod. Post, die (im Lager) einging, wurde z.T. gleich den Flammen übergeben. Oftmals wurden kleine Ausschnitte aus den Briefen herausgeschnitten, und diese übergab man den betreffenden Internierten. Das war unsere Freude ... (über die "Briefe").
Während meiner Tätigkeit in den Lagerbüros hatte ich nur zu viel Gelegenheit, Sachen zu sehen, die Grauenhaftes nachwiesen. Wir übernahmen z.B. Aktenmaterial aus dem Lager Kaltwasser - es waren Sterbebücher -, in denen man seitenweise nur Nummern eingetragen hatte. ... Jeder Internierte bekam beim Eintritt ins Lager eine kleine Blechnummer, die er bei eventueller Veränderung wieder abgeben mußte.
Hier war ein derartiges Durcheinander, daß sich die Fälle häuften, wo Lebende für tot erklärt wurden (und Tote angeblich noch lebten). Diese Akten (wurden) ... im Zentrallager Potulice aufbewahrt. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice von November 1945 bis September 1947
Erlebnisbericht der Diakonisse K. E. aus Bromberg in Westpreußen (x002/607-609): >>Innerhalb zweier Jahre (von November 1945 bis September 1947) waren im Lager Potulice ca. 800 Kinder. Die Zahl der Säuglinge wechselte zwischen 30 bis 50. Die Säuglingsbaracke, welche gleichzeitig auch Entbindungsstation war, wurde schön hergerichtet. Das geschah aber nur aus dem Grund, daß alles einen guten Eindruck machte, wenn die Kommissionen durchkamen und diese dann in der Presse davon berichten konnten. Doch keiner fragte, wie viele Kinder in den schönen, weiß gestrichenen Betten verhungert und erfroren sind.
Wenn eine Kommission angesagt war, wurden die Baracken geheizt. Sobald die Herren aber hinter dem Tor waren, bekamen die Männer, die die Heizung bedienten, den Befehl, das Feuer ausgehen zu lassen. Als die Sterbezahl der Kinder zu hoch wurde, stellte man einen Ofen auf.

Dieser konnte aber nur mit nassem Sägemehl geheizt werden. Daher rauchte er so fürchterlich, daß die Fenster geöffnet werden mußten.
Die Nahrung der Säuglinge bestand monatelang aus Wassersuppen. Ging man des Morgens um 4.00 Uhr an der Baracke vorbei, dann meinte man, das Blöken von Lämmern, aber keine Kinderstimmen zu hören. In kurzer Zeit sind von 50 Säuglingen nur 2 am Leben geblieben, weil die Mütter keine Gelegenheit hatten, ihnen zusätzlich etwas zu geben.
Eines Tages sah ein polnischer Herr durch die Baracke. Als er die Kinder sah, meinte er, die müßten Milch haben. Die Antwort des Chefarztes war: "Es genügt, wenn es auf dem Papier steht." Anderen Herren wurde erzählt, daß die Kinder Butter und Milch bekämen, welches gar nicht der Wahrheit entsprach.
Die Kinder von eineinhalb bis 10 Jahren befanden sich in einer Kinderbaracke. Diese durften bis Mai 1947 nur mittags etwas draußen sein. War der Chefarzt Dr. Cedrowski aber im Lager, wagte es kein Kind, herauszugehen. Den ganzen Tag hockten sie eingeschüchtert und verängstigt auf den Betten. Zu den grausamsten Tagen zählten auch die, wenn die Mütter mit ihren Kindern, soweit sich diese im Lager befanden, auf dem Platz antreten mußten, die Kinder ihnen fortgenommen wurden und sie nicht wußten, wo sie blieben. Weinten die Mütter, dann bekamen sie Kolbenstöße. Viele Mütter haben nie mehr etwas von ihren Kindern erfahren.
Im Jahre 1946 kamen viele Kinder in das Kinderheim nach Schwetz. Als dann später wieder ein Transport dorthin ging, konnte ich eine deutsche Frau, die als Schwester im Lager arbeitete, begleiten.
Als diese sich dort, im Auftrag einiger Mütter, nach deren Kinder erkundigte, wurde ihr gesagt: "Es sind Tausende von Kindern hierher gekommen, wir konnten sie listenmäßig nicht erfassen. Die meisten waren noch so klein, daß sie ihren Namen nicht wußten. Sehr viele sind gleich von polnischen Leuten abgeholt worden; wir wissen nicht, wo sie sind."
Als eine Anzahl von Müttern zum Transport ins Reich bestimmt war und diese ihre Kinder durch das Rote Kreuz suchen ließen, wurden einige Kinder zurückgeführt, welche schon einen polnischen Namen trugen. Darum braucht man sich nicht zu wundern, daß - man kann wohl sagen - Tausende nicht mehr ausfindig gemacht werden können. Auch hat man sie so stark in andere Kinderheime wie z.B. Bromberg, Schubin, Hohensalza, Tuchel, Konitz, Thorn und verschiedene andere gepreßt, daß ein großes Massensterben einsetzte. Eine Mutter hat von 5 Kindern nur noch eines zurückbekommen. Dieses ist aber kein Einzelfall.
Kinder im Alter von 8 Jahren mußten bei polnischen Bauern Pferde putzen, pflügen, eggen und alle anderen Landarbeiten verrichten. Ein Kind erzählte mir mit Tränen in den Augen, daß es zum Putzen des Pferdes einen Schemel benutzen mußte. Drehte sich das Pferd, dann fiel es in den Dung. Kam der Bauer, und das Mädchen war mit dem Putzen noch nicht fertig, so wurde es geschlagen.
Ein anderes Mädchen berichtete: "Ich kam zu einem polnischen Bauern. Das Ehepaar war kinderlos, und so wollte man mich ... annehmen (adoptieren). Ich wollte aber deutsch bleiben. Als ich darauf bestand, wurde ich viel geschlagen." Dieses Mädchen war 10 Jahre alt. - Schickte ihre Mutter Sachen, so wurden sie nicht ausgehändigt. ...
Auch war es nicht erlaubt, daß Geschwister miteinander sprachen. Eines Abends hatte ich dienstlich in einer Kinderbaracke zu tun. Ein Junge, 13 Jahre alt, war ins Lager gekommen und hörte, daß seine Schwester, 9 Jahre alt, in einer Baracke sei. Er kam an die Baracke, sie freuten sich des Wiedersehens nach fast 3 Jahren. Der Platzkommandant traf die beiden an. Der Junge bekam einen Schlag ins Genick, daß er zu Boden fiel. Hierauf bekam er Fußtritte, daß einem bei diesem Anblick fast das Herz brach. Von wie vielen Fällen könnte man berichten!
Grausam war die Behandlung deutscher Kinder in Polen. Es ist mir unverständlich, daß einige Herren, die keinen Einblick in die Grausamkeiten haben, die an Deutschen und auch an Kin-

dern geschehen sind, behaupten, daß diese Tatsachen nicht der Wahrheit entsprechen. Augenzeugen stellt man als Lügner hin, weil manche deutsche Kinder jetzt gutgenährt aus Polen kommen. Es ist aber anscheinend nicht bekannt, daß alle zum Transport bestimmten Kinder vom Arzt untersucht werden müssen. Alle Personen, ob Erwachsene oder Kinder, die elend aussahen oder Aufsehen erregen würden, wurden jeweils sofort aus den Transportlisten gestrichen.
Als der Transport im September 1947 zusammengestellt wurde, war der Chefarzt verreist. Daher war die Auslese nicht so stark, und es kamen auch elend aussehende Kinder mit. In Breslau wurden 154 Waisenkinder zurückbehalten. Ich blieb bei den Kindern. Masern brachen aus, und die Kinder mußten ins Krankenhaus geschafft werden. Polnische Schwestern sagten in meiner Gegenwart: "Wie sollen wir nur diese Kinder anfassen, die zerbrechen uns in den Händen!" Es kamen diesen Schwestern sogar Tränen in die Augen.
Die Kinder gehen nur in Lumpen gehüllt. Ein Tag, bevor der Transport geht, müssen alle antreten, und dann bekommen sie Sachen. Bis dahin kümmert sich keiner um die Bekleidung. Im Gegenteil, als sie ins Lager kamen und einzelne noch über ein gutes Kleidungsstück verfügten, verschwand diese Kleidung. Jetzt, da die Polen sehen, daß sie nicht mehr alles verbergen können und auch die Kinder nicht alle zurückgehalten werden dürfen, bekommen sie gute Zuteilungen. Doch man kann die Schandtaten der 3 Jahre damit nicht zudecken.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostpommerns

Lebensverhältnisse im Kreis Pyritz von April 1945 bis Juli 1947

Erlebnisbericht der Lehrerin S. L. (x002/219-224): >>Ende April gingen wir ... zurück nach Naulin und richteten uns dort mit Möbeln aus dem Gutshaus eine kleine Wohnung ... ein. ... Jede Nacht brachen die Russen unsere Tür und Fensterläden auf und belästigten uns. Schließlich sprang ich immer aus dem hinteren Fenster, sobald die Russen kamen und versteckte mich im Felde.

Wir kamen wochenlang nicht aus den Kleidern und hatten den ganzen Tag Angst vor den Nächten. Endlich im Laufe des Sommers, wurde es besser, dann hatten wir meistens Ruhe. Am 25. Juni wurde das ganze Dorf geräumt. Nur wenige ausgesuchte Familien blieben im Dorf. Ich mußte auch bleiben, weil ich in der Brennerei arbeitete. Die mit Sack und Pack ausziehenden Familien wurden außerhalb des Dorfes von den Russen und Polen gänzlich ausgeplündert.

Die Ernährung meines kleinen Kindes war sehr schwierig, denn in ganz Naulin gab es nur noch eine elende Kuh, und die besaß der neue polnische Bürgermeister, der alle paar Wochen wechselte. Ab und zu bekam ich mal ¼ Liter Milch für mein Kind. Manchmal zogen auch Kuhherden durch das Dorf, die nach Osten getrieben wurden. Ich ging dann mit den Frauen zum Melken, obwohl ich gar nicht melken konnte. Einmal konnte ich einen Eimer voller Milch mit nach Hause nehmen. Mein Kind wurde damals sehr krank, und es war ein Wunder, daß es diese schlimme Zeit überstand.

Wir ernährten uns hauptsächlich von dem Gemüse und den Kartoffeln aus den Mieten. Wenn Tiere der durchziehenden Viehherden notgeschlachtet werden mußten, wurde auch mal Fleisch verteilt. Von den Zuckerschnitzelvorräten, die auf dem Gut lagen, holten wir uns mehrere Zentner und kochten davon Sirup. Brennmaterial, Haus- und Küchengeräte, und was wir sonst noch brauchten, holten wir uns ... aus verlassenen Wohnungen. ...

Im Sommer zogen die ersten Zivilpolen und ... auch polnische Soldaten in Naulin ein. Die angstvollen Nächte, in denen wir befürchten mußten, von Russen überfallen und vergewaltigt zu werden, hörten auf. Das polnische Militär benahm sich anständig und belästigte uns in keiner Weise. ...

Obwohl wir Deutschen jetzt etwas mehr aufatmen konnten, kam es doch gelegentlich noch vor, daß Russen zum Plündern in unsere Wohnungen einbrachen. Es war zwar offiziell verboten, aber weder der russische Kommandant und noch weniger der polnische "Bürgermeister" gaben uns etwas Schutz. Die Deutschen waren in diesen Jahren vollständig vogelfrei. Es gab für sie keine Gesetze und keinen Schutz. ...

Im Sommer 1946, als ich im Büro arbeitete, drangen 3 Russen in unsere Wohnung ein und räumten unseren einzigen Kleiderschrank leer. Meine Mutter, die vor der Wohnung saß, wurde von ihnen festgehalten und konnte meiner Schwester nicht helfen, die gerade in der Wohnung war und laut schrie, weil sie ... von einem Russen festgehalten wurde. Sie riß sich aber los, sprang durchs Fenster und jagte durch den Garten zu mir ins Büro.

Einer der polnischen Buchhalter ging mit mir, und wir trafen die Russen, als sie gerade unsere und andere geraubte Sachen auf einen Wagen verstauten. Ich erreichte schließlich, daß ein Russe, der anscheinend Mitleid hatte, mir einige Kleidungsstücke zurückgab. ... Ein anderer Russe gab mir aber aus Wut darüber einen (derartigen) Fußtritt gegen meinen Oberschenkel, ... so daß ich 3 Tage im Bett liegen mußte. Einer der Russen soll angeblich der russische Kommandant gewesen sein.

Am 5. November 1946 mußte meine Mutter mit der Bahn nach Lippehne fahren, da sie eine Beinverletzung hatte und kaum laufen konnte. Als sie auf der Rückfahrt wieder im Zug saß,

gingen ein russischer und ein polnischer Soldat als Kontrolleure durch den Zug. Als sie bemerkten, daß meine Mutter Deutsche war und nicht polnisch sprechen konnte, zwangen sie meine Mutter, gegen den Protest der polnischen Frauen, zum Aussteigen. Meine Mutter suchte sich jedoch sofort ein anderes Abteil, und der Zug fuhr ab.
Auf der nächsten Station gingen die beiden Soldaten wieder durch den Zug. Sie fanden meine Mutter und jagten sie wieder hinaus. ... Im letzten Moment konnte sie auf einen Güterwaggon steigen, der aber verschlossen war, so daß sie sich an der Außenwand des Waggons festklammern mußte. ... Bald wurden ihre Finger klamm und die Kräfte verließen sie, so daß sie das Netz mit den Lebensmitteln herunterwerfen mußte.
Als sie mit ihren Kräften fast am Ende war, kam zum Glück der Bahnhof Naulin in Sicht. Ganz erschöpft setzte sie sich an den Bahndamm, wo meine Schwester sie fand. Sie holte das Netz mit den Lebensmitteln und brachte Mutter dann nach Hause.
Langsam bevölkerte sich das Dorf mit polnischen Bauern. Sie besaßen selten ein Pferd oder eine Kuh. ... Sie nannten sich zwar "Besitzer", aber das Land blieb weiter brach liegen oder wurde schlecht und nur zum kleinsten Teil bestellt.
Erst ein Jahr später sorgte man ... dafür, daß die Bauernfelder mit amerikanischen Treckern umgepflügt wurden. Aber trotzdem gab es Steppengebiete in unserer Gegend, die sich kilometerweit erstreckten, und im Herbst schneite es Distelsamen. ...
Am Ende des Jahres 1945 begann für uns eine schlimme Hungerzeit. Es gab keine durchziehenden Kuhherden mehr. Im Sommer waren die von den Deutschen noch bestellten Felder von dem polnischen Militär abgeerntet und ausgedroschen worden. ... Wir Deutschen hatten uns wohl kleine Gärten ... angelegt, aber sie wurden von Polen und Russen zertrampelt und das Gemüse gestohlen. So ernteten wir selber nichts davon. ...
Der Administrator und der Inspektor galten anfangs als große Deutschenhasser. Sie waren diese Geste aber den Polen gegenüber schuldig. Letzten Endes versuchten sie doch, unser Leben einigermaßen tragbar zu machen. Vor allen Dingen (bemühten sie sich), uns das zukommen zu lassen, was uns Deutschen rechtlich zustand. So erhielten wir im Jahre 1946 bis 1947 die Hälfte des Arbeitslohnes und die Hälfte des Deputats (Getreide, Kartoffeln und Hülsenfrüchte) der polnischen Arbeiter.
Im Jahre 1946 mußte das Deputat- und Saatgetreide für unsere Gebiete aus Zentralpolen eingeführt werden. Die Organisation klappte sehr schlecht, und es kam vor, daß wir längere Zeit auf unser Getreide warten mußten und dann nur Kartoffeln zu essen hatten. Einmal mußten wir auch 10 Tage lang nur von Erbsen leben, weil es nichts anderes gab, auch keine Kartoffeln!
Da es das Deputat nur für die arbeitenden Deutschen gab, bekamen meine Mutter und meine Tochter nichts. Meine 13jährige Schwester mußte im Garten und später auf dem Felde arbeiten, um das Deputat zu erhalten. Das Mädel hat sich damals erhebliche organische Schäden zugezogen, denn die Kinder wurden bei der Arbeit keineswegs geschont. Mein Bruder mußte mit 14 Jahren schwerste Männerarbeit machen, er arbeitete als Pferdeknecht, meistens auch sonntags. Er konnte sich nie ausschlafen, dazu kam die schlechte Ernährung, so klappte er öfter zusammen.
Einmal bekamen wir 14 Tage lang nur Maismehl, daraus mußte Brot gebacken und Suppe gekocht werden. Ach, damals schmeckte alles, es war nur immer viel zu wenig. Wir bekamen das Deputat manchmal für mehrere Monate, wenn gerade etwas da war. Dann hatten wir mehrere Säcke mit Weizen und wußten nicht, wie wir sie vor den Ratten schützen sollten, die eine entsetzliche Plage waren, alles zernagten, viel Schaden machten, und uns oft die Nachtruhe raubten. Um möglichst wenig Korn zu verlieren, drehte meine Mutter den Weizen mühsam durch die Kaffeemühle, und wir lebten dann wochenlang von Schrotsuppen und Schrotgerichten, allerdings meist ohne Fett.

Da ich die polnische Schrift und Sprache ziemlich gut beherrschte und als einzige im Dorf eine Schreibmaschine bedienen konnte, wurde ich bald Bürohilfe der Gutsverwaltung. ...
Es war nicht leicht, die Wirtschaft ... wieder anzukurbeln. Es gab keine Kuh, nur ein paar müde, klapprige Pferde, die man vom polnischen Militär übernommen hatte. Eggen, Pflüge und Geräte mußten von leerstehenden Gütern zusammengesammelt werden. Sie waren meist in schlechtem Zustand, denn die wertvollen Maschinen hatten die Russen bereits abtransportiert. Im Laufe des Jahres 1946 kamen Kühe und Pferde, auch Trecker, Ackerwagen usw. von der amerikanischen UNRRA-Hilfe an. Diese lieferte auch Lebensmittel, Saatgut, Schuhe und Bekleidungsstücke für polnische Arbeiter.
Je näher die Ernte heranrückte, desto schwieriger wurde die Ernährungslage. Futter für das Vieh fehlte ebenfalls. ... Es klappte nirgends. Wie sehnlich erwarteten wir damals die Ernte.
Nicht wenige Deutsche hatten auch diesmal vergebliche Versuche gemacht, Gärten anzulegen. Sie ernteten nie etwas, denn die Polen, die im Laufe des Jahres nach Naulin zugezogen waren, stahlen alles. Der Gutsgarten war unter meine Leitung gestellt worden. Es war auch hier schwer, Obst und Gemüse bis zur Ernte zu behalten, obwohl man vor dem polnischen Administrator Respekt hatte. ...
Ohne Stehlen ging es aber leider auch bei uns Deutschen nicht. Wenn wir nicht erfrieren und verhungern wollten, mußten wir uns manchmal auf diese Weise das Nötige beschaffen. Besondere Schwierigkeiten bereitete uns das Brennmaterial. Wir sollten es eigentlich kaufen, das konnten wir aber nicht, also mußten wir es nehmen, wo wir es fanden. Wenn mein Bruder Holz und Kohlen für die Dampfpflüge fahren mußte, lud er bei meiner Mutter erst regelmäßig einen Teil des Brennmaterials ab. ... Als mein Bruder für 3 Wochen im Kuhstall arbeitete, brachte er uns jeden Morgen auf Schleichwegen 2 Liter Vollmilch in unsere Wohnung.
Die Deutschen waren Arbeitstiere, die auch meistens sonntags arbeiten mußten, und die Polen spielten sich hauptsächlich als Aufseher der Deutschen auf. Zum Arbeiten hatten die "Sieger" des Krieges keine Lust. Die Polen waren der Meinung, daß nun die Deutschen arbeiten sollten, nachdem sie all die Jahre unter Hitler nichts getan hätten und zur Arbeit die armen geplagten Ausländer ins Reich riefen.
Der Barlohn war so niedrig, daß wir uns nur ganz geringe Mengen von Fett und anderen Lebensmitteln dazu kaufen konnten. Wir mußten auch selber Brot backen. Da wir wenig Feuerholz hatten, das wir uns sowieso zusammenstehlen mußten, backte meine Mutter zeitweise im Winter jeden Tag ein Brot und heizte dabei das Zimmer. ...
Anfang ... 1947 wurden die Lebensverhältnisse ... für uns Deutsche tragbarer. Der deutsche Arbeiter verdiente 2 Drittel Deputat und Lohn der Polen. Wir bekamen Land zugemessen und pflanzten uns Gemüse und Kartoffeln an. ... Die Ernährung war so einigermaßen gesichert, nur mit den Kartoffeln haperte es. Man hatte sie mangelhaft eingelagert, und so waren die meisten Kartoffeln in den Mieten erfroren. Wir bekamen im Frühjahr fast nur erfrorene Kartoffeln.
Später erhielten wir ganz kleine, nicht einmal walnußgroße Futterkartoffeln als Deputat, die wir immer mit der Schale kochen und essen mußten, weil nach dem Schälen nichts mehr übrig geblieben wäre. In Pyritz wurden die ersten Läden eröffnet, und so konnten wir für unser Gehalt etwas mehr Speck, Butter und Zucker kaufen. Es reichte zu einem ganz bescheidenen Leben, aber nur zum Essen. Etwas anderes konnte man nicht kaufen. Die alten Kleiderreste mußte man immer wieder reparieren. ...
Je mehr polnische Arbeiter mit ihren Familien nach Naulin kamen, um so knapper wurde der Platz. Wir Deutschen hatten unsere Wohnungen ... wieder ordentlich instand gesetzt. ... (Wir wurden) ... kurzerhand herausgesetzt und in der sog. "Schnitterkaserne" zusammengepfercht, wo sehr schlechte kleine Wohnungen waren. Früher hatten dort die ausländischen Arbeiter gewohnt. Einige Familien wurden auf das Nebengut B. umgesiedelt. Auch wir mußten im Juli

1947 umziehen, konnten aber unsere Sachen mitnehmen, ohne beraubt zu werden. ... Im August 1947 (erhielten wir) den Ausweisungsbefehl. ...<<

Lebensverhältnisse in Köslin von Juni 1945 bis Mai 1946

Erlebnisbericht des Angestellten Franz S. aus der Stadt Köslin in Ostpommern (x002/246-248): Bis Anfang Juni 1945 lebten wir ohne außergewöhnliche Belästigungen in unserem Heim. In der Zwischenzeit waren rund 12.000 Deutsche wieder nach Köslin zurückgekehrt. Es hatte sich eine sogenannte deutsche Verwaltung gebildet, die aus Kommunisten und KZlern bestand. ... Einige dieser Kommunisten lieferten diejenigen Deutschen an die Russen aus, die der NSDAP oder anderen NS-Organisationen angehört hatten. Diese Landsleute wurden eingesperrt und dürften bis auf einige Ausnahmen im Osten umgekommen sein.

Unterdessen entschieden die Russen, die Verwaltung der Stadt in polnische Hände zu übergeben. Nach und nach wurden polnische Soldaten und Zivilisten nach Köslin verlegt, die durch ihre Plünderungen und Schikanen ... noch größere Unruhe als bisher in die Stadt brachten. Um die Deutschen vor den dauernden Übergriffen der Polen einigermaßen schützen zu können, ordnete der russische Kommandant an, daß sämtliche Deutschen in ein bestimmtes Stadtviertel umsiedeln mußten. Dieses Stadtviertel wurde durch russische Posten vor den Polen geschützt, was aber nicht verhindern konnte, daß die russischen Posten bei den Deutschen plünderten. ...

Mitte Juli ging die Verwaltung der Stadt in polnische Hände über, und eine der ersten Taten der Polen war es, daß sie in einer Nacht 6 Straßen ... innerhalb von 10 Minuten von Deutschen räumen ließen.

Diese konnten sich in der kurzen Zeit kaum anziehen, geschweige denn Nennenswertes mitnehmen. Sie wurden alle auf den Schulhof getrieben. ... Vom Stubenfenster konnte ich die zusammengetriebenen Menschen beobachten. ... Ich sah, daß mehrere Menschen bei der großen Hitze ohnmächtig wurden und daß polnische Soldaten auf die Deutschen einschlugen. Die Polen hatten vor, diese Deutschen über die Oder zu verfrachten. ... Der russische Kommandant vereitelte jedoch diesen Plan und die Deutschen konnten schließlich den Schulhof verlassen. Sie durften aber nicht in ihre bisherigen Wohnungen zurück, sondern zogen in die Nachbardörfer oder an den Stadtrand. ...

Nach Ablösung der russischen Posten drangen einige abgelöste Posten in unsere Wohnung ein, durchwühlten sie vollkommen und nahmen alles mit, was ihnen brauchbar erschien. Es waren 4 Soldaten, die jeder einen Sack voller Beute wegschleppten. Trotzdem empfanden wir es als eine weitere Fügung des Schicksals, daß wir von dieser schrecklichen, menschenunwürdigen, nächtlichen Räumungsaktion verschont geblieben waren. Wir hatten das Glück, bis zu unserer Ausweisung, am 12. Juli 1946, in dieser Wohnung bleiben zu können.

Die von den Russen ... eingerichtete deutsche Verwaltungsstelle wurde von den Polen übernommen. .... Als Leiter fungierte ein polnischer Kommissar. Anfangs bestand diese Verwaltung nur aus deutschem Personal, später kam polnisches Personal hinzu, um die polnischen Interessen zu wahren. Wir befaßten uns insbesondere mit dem Arbeitseinsatz der Deutschen, der Verteilung von Lebensmittelkarten, die allerdings kaum einen praktischen Wert besaßen, der Quartierbeschaffung für die zuziehenden Polen und mit der Zusammenstellung der Aussiedlungstransporte.

Für die Quartierbeschaffung wurde vom polnischen Landrat ein Pole angestellt, dessen Tätigkeit darin bestand, die Deutschen unter Hinterlassung ihrer Habe binnen 10 Minuten hinauszuwerfen und die geräumte Wohnung mit Polen zu besetzen. Das Hinauswerfen aus der Wohnung passierte einigen Deutschen bis zu zehnmal, so daß sie absolut nichts mehr besaßen.

Durch den Mangel an Lebensmitteln und fehlende Hygiene entstanden im Winter 1945/46 Seuchen wie Typhus und Ruhr, die eine große Anzahl der Landsleute dahinrafften. Ein deut-

sches Seuchenkrankenhaus wurde eingerichtet, in dem sich die in Köslin verbliebenen Diakonissen vorbildlich für die armen Menschen einsetzten. Von der polnischen Stadtverwaltung erhielten sie weder finanzielle noch materielle ... Unterstützung und waren hinsichtlich der Beschaffung von Lebensmitteln auf ihr eigenes Organisationstalent angewiesen. Die deutschen Ärzte hatten sich aus den Beständen der Apotheken usw. Medikamente verschafft, nach deren Verbrauch standen sie ohne Hilfsmittel da.
Wieviel Todesopfer die Seuchen gefordert haben, kann ich nicht übersehen. Es muß sich aber um eine erhebliche Zahl gehandelt haben, denn aus meinem Verwandtenkreis sind damals allein 2 Frauen mit 2 Kindern gestorben. ...
Ein besonderes Kapitel bildeten die Geschlechtskrankheiten und Schwangerschaften. ... Die deutschen Ärzte versuchten den Frauen zu helfen, wo es irgend anging. Als Ärzte setzten sich damals Dr. P., Dr. K. und der damals 82jährige, auf der Flucht aus Ostpreußen dort gebliebene, Dr. S. ein. Ein weiterer über 80 Jahre alter Arzt, der auch im polnischen Krankenhaus Dienst tun mußte, ... wurde eines Tages von den Polen verhaftet und derart mißhandelt, daß er im Gefängnis verstarb.
Bis etwa Mai 1946 fand in Köslin noch an allen Sonntagen ein evangelischer Gottesdienst statt, bis der letzte Pastor M. ausgewiesen wurde. Dieser hatte sich in jeder Beziehung furchtlos für die Landsleute eingesetzt und war so den Polen seit langem ein Dorn im Auge. ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Belgard von Juli bis Oktober 1945
Erlebnisbericht des Bauern Max H. aus Pustchow, Kreis Belgard in Ostpommern (x002/257-261): >>Nach und nach sickerten immer mehr Polen ein, so daß im Juli der größte Teil der Wirtschaften von Polen besetzt war. ... Die Polen ... waren in der ersten Zeit ziemlich bescheiden. ... In der letzten Julihälfte verließ die russische Kommandantur Pustchow. ... Danach machten sich die Polen überall breit.
Eines Morgens kam die polnische Miliz in das Dorf, verhaftete den Lehrer S., Bürgermeister Paul B., den Bauern Max E. und mich. Wir wurden in das Dorf Pumlow gebracht und wurden dort verhört. ... Am anderen Morgen ging es nach Belgard ... in den Keller des Rathauses. Nach kurzem Verhör kamen wir in verschiedene Zellen. Es waren schon mehrere Schicksalsgenossen dort.
Am Tage holten uns öfter Zivilpolen, bei denen wir arbeiten mußten, am Abend wurden wir wieder zurückgebracht. ... Im übrigen war die Behandlung gut. Es waren ältere Wachtmeister, die wohl im Ersten Weltkrieg bei den Deutschen gedient hatten. Sie sprachen auch ziemlich gut Deutsch. Die Verpflegung war allerdings mangelhaft.
In der ersten Hälfte des Monats August ... wurde mein Hof von 5 schwerbewaffneten Polen umstellt. Ein junger polnischer Bengel im Alter von ungefähr 22 Jahren kam in die Stube rein und stellte sich als Kriminalkommandant der neuen polnischen Regierung vor und fragte, ob ich der Bauer Max H. wäre, was ich bejahte. Daraufhin sagte er mir, daß ich ihm folgen sollte und es für mich keine Wiedersehen mehr geben würde. Meine Frau brachte mir noch schnell einen Mantel, den ich jedoch nicht bekam, sondern einer der 5 Polen nahm den Mantel gleich an sich. Ich wurde auf den Wagen geworfen. ... Die Polen stiegen auch auf und fort ging es im Galopp nach ... Kösternitz. ...
Ich wurde in ein Zimmer gebracht, durchsucht und meine Sachen, die ich bei mir hatte, Brieftasche, Rasierapparat, Hosenträger, Stiefel usw., wurden mir weggenommen. Darauf mußte ich niederknien und die Arme ausstrecken. Dann fragte mich der junge Pole, wie ich mir jetzt als Ortsbauernführer vorkäme. Er fing an zu schreiben, und zwischendurch sagte er zu mir: "Wir Polen quälen keine Leute, wir erschießen sie nur". Er werde es sich überlegen, ob er mich mit einer 6 mm oder 9 mm (Pistole) erschießen wird.
Als er mit dem Schreiben fertig war, meinte er, so, jetzt würde ich erschossen. Ich sollte in

den Garten gehen. Ein Pole, mit dem Gewehr im Anschlag, ging hinter mir her. Mein erster Gedanke war, daß es nun bald vorbei sein würde. Wir mußten bei einem Keller vorbei, und plötzlich wurde ich hineingestoßen. Nach etwa einer Stunde ... wurde ich aus dem Keller gerufen. Der angebliche Kriminalkommandant faßte eine meiner Hände und schlug mir mit der anderen Hand ins Gesicht. Als ich beinahe zusammenbrach, stieß er mich die Kellertreppe hinunter.

... Am anderen Morgen mußte ich rauskommen. Der Kriminalkommandant wartete hoch zu Roß. Ich mußte zu ihm hintreten und in einen Spiegel schauen. Ich sah fürchterlich aus. Das Gesicht war geschwollen und die Augen blutunterlaufen. Er fragte mich zynisch, ob ich mich gestern irgendwo gestoßen hätte. Danach wurde ich durch das Dorf geführt, der Kriminalkommandant ritt voraus und ein Milizsoldat folgte uns mit dem Fahrrad. Mehrere Male mußte ich noch ... in den Spiegel gucken und schließlich schlug mir der Kriminalkommandant die Reitgerte ins Gesicht. Dann ging es die Chaussee entlang nach Belgard. ... Wenn ich nicht mehr laufen konnte, bekam ich Fußtritte. ... Ich wurde der dortigen Miliz übergeben und hörte nur das Wort "Partisan" heraus. ...

In Belgard wurde ich ... in den Keller des Töpfermeisters D. eingeliefert. Hier war die Behandlung sehr schlecht, die Verpflegung völlig unzureichend: ... Wir erhielten mittags einige Kartoffeln und abends ... 200 g Brot und Kaffeebrühe. ... Soweit Pritschen vorhanden waren, hatte man sie meistens längst belegt. Die übrigen Häftlinge lagen auf dem Betonfußboden. Decken gab es nicht. Nachts mußte sich jeder bis aufs Hemd ausziehen. ...

Wenn des Nachts die angetrunkenen Wachtmannschaften die Zelle revidierten, ... hieß es oft: "Raus!" Wehe dem, der als Letzter von seinem Lager runterkam, der mußte auf den Gang kommen, sich über einen Stuhl legen, und dann gab es Schläge mit einer daumendicken, aus Leder geflochtenen Peitsche, und dabei wurde ganz langsam bis 10 gezählt. Damit das Geschrei - ich möchte sagen Gebrüll - nicht zu laut war, wurde der Mund zugedrückt. ...

Jeder freute sich, wenn er ein Arbeitskommando bei den Russen bekam, denn dort gab es mehr zu essen. Falls es gut ging, konnte man sogar noch ein Stück Brot in die Zelle schmuggeln. Morgens wurden wir einmal zur Latrine geführt. ... Wenn es dem Posten zu lange dauerte, mußten viele so rein, wie sie rausgekommen waren. Darmkatarrh hatten fast alle, und in der Zelle gab es nur ein Gefäß zum Austreten, oft lief es über. ... Welcher Geruch in unseren Zellen herrschte, kann sich jeder selbst denken.

Wir mußten oft Kohlenzüge entladen, aber wir kamen wenigstens aus der Zelle und bekamen mittags eine dünne Wassersuppe. Wenn man Glück hatte, fand man in den Gärten am Bahnhof eine Zuckerrübe. ... Ab und zu warfen russische Soldaten auch ein Stück Brot rüber. Dies durfte die polnische Miliz natürlich nicht sehen. ...

Ein Posten kam zu uns in die Zelle und sagte: "Ihr jetzt entlassen." ... Ich mußte noch einen Blatt unterschreiben. Was ich unterschrieb, wußte ich nicht, da es in polnischer Sprache war. ... Am 2. Oktober 1945 ging ich an der Bahnstrecke entlang und über die Wiesen nach Pustchow zurück. Es hatte sich im Dorfe vieles geändert. Die russische Kommandantur war fort, ebenso alles Vieh, bis auf eine Kuh und ein Schwein auf jeder Wirtschaft. Meine Frau hatte noch ein Schwein von 120 Pfund versteckt, aber es wurde uns bald gestohlen. Auf jeder Wirtschaft war ein Pole, meistens schon mit Familienangehörigen. Jetzt zeigten die meisten ihr wahres Gesicht.

Auf meiner Wirtschaft war ein einzelner Pole. (Es war) ein ... ehrlicher Mensch. Doch leider blieb der nicht lange. ... Nun kam ein etwa 30jähriger Pole: "Ich bin jetzt Bauer, komm, zeig mir Grenze!" Er brachte einen älteren Gaul mit. Ich durfte jedoch nicht mit dem Pferd den Acker bestellen, denn er verlieh das Pferd gegen Zloty an andere Polen. ...

Die Polen holten sich, was ihnen gefiel. Der polnische Lehrer holte sich aus meiner Küche den elektrischen Dreiplattenherd mit den Worten: "Ich nur aufbewahren, damit Russe nicht

nimmt."
Das Leben wurde immer schwerer. Die deutschen Einwohner gingen wie gehetztes Wild umher. Ich sagte zu meinem Polen, wir müßten doch endlich etwas Roggen säen. Er antwortete jedoch: "Ach was, vielleicht ich gar nicht hierbleiben." Also wurde kein Roggen gesät. Die Kartoffeln wurden bis auf einen Morgen geerntet und auf dem Felde eingemietet. Viele Kartoffeln schleppten wir in Körben und Säcken nach Hause, damit wir über Winter einen Vorrat hatten. Wir wurden oft vom Feld geholt und mußten für diesen oder jenen Polen die Kartoffeln ausbuddeln. Kam hin und wieder ein Russe vorbei, mußten wir aufhören. "Nix für Polen arbeiten, nur für die Russen." Wer eigentlich zu bestimmen hatte, wußte ich nicht. ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Belgard von Juli 1945 bis November 1946
Erlebnisbericht des Landwirts K. S. aus Bulgrin, Kreis Belgard in Ostpommern (x002/261-264): >>Die Polen kamen auch in unser Dorf. Sie besahen sich die Größe des Ortes und ließen sich auf dem Hof nieder, der ihnen gefiel. Wir Deutschen mußten ihnen zunächst ein Zimmer ... überlassen. Um möglichst viel ... über die Bewirtschaftung des Hofes usw. zu erfahren, behandelten uns die Polen zunächst ziemlich kameradschaftlich. ...
Wir dachten zunächst, ... daß sie nur für eine kurze Zeit bei uns Asylrecht haben würden, da in Polen alles durch den Krieg zerstört worden war. Wir waren ja dort in der Heimat nur auf Gerüchte und Reden angewiesen, die von den Polen in Umlauf gesetzt wurden, da es dort keine Zeitungen für uns Deutsche gab. Unsere Radioapparate ... waren von den Russen zerstört worden.
Daß wir aber zunächst ... bleiben durften, um für die Eindringlinge die Arbeit zu tun und die Wirtschaft weiterzuführen, von der die meisten keine Ahnung hatten, daß ahnten wir damals noch nicht!
Nach kurzer Zeit kamen auch die Familien unserer "Gäste" nach, ohne jedes Gepäck, das ihnen angeblich "unterwegs auf der Reise gestohlen worden war!" Selbstverständlich war für sie nun ein Zimmer nicht mehr ausreichend und die Bekleidung, Wäsche, Möbel und Hausrat, das uns gehörte, betrachteten sie jetzt als ihr Eigentum.
Bald war im Ort eine polnische Polizei (Miliz) stationiert, in der sich junge Burschen sammelten, die während des Krieges bei den Bauern gearbeitet hatten und auch meistens gut behandelt worden waren. ... Diese Miliz schikanierte die Deutschen und plünderte sie aus. Unter dem Schutz dieser "Miliz" erlaubten sich die Polen immer größere Übergriffe gegen uns Deutsche, die des Nachts z.B. aus den Betten geholt, geschlagen und auch tagelang verschleppt und eingesperrt wurden. Wenn ... die Deutschen nachts schliefen, kam plötzlich eine Horde von meistens betrunkenen Polen in die Wohnungen, und die deutschen Familien mußten, so wie sie waren, in die Zimmer der Polen ziehen.
Die bisherige Wohnung der deutschen Familie, mit allem was an Möbeln, Bekleidung usw. vorhanden war, nahm der Pole. Schlechte Gegenstände und Bekleidungsstücke, die keinen Wert hatten, wurden den Deutschen nachgeworfen. ...
Meine Frau und ich hatten ... rd. 500 Zentner Kartoffeln geerntet, die wir ... gepflanzt und bearbeitet hatten. Trotzdem durften wir nicht soviel Kartoffeln ... nehmen, wie wir zu unserer ... Ernährung benötigten. Da es aber an Brot mangelte, waren wir hauptsächlich auf Kartoffeln angewiesen. Andere Nahrungsmittel gab es für uns Deutsche kaum. Fleisch, Fett und Eier nahmen die Polen für sich in Anspruch. ... Wir mußten dafür um so mehr arbeiten! ...
Da die Russen ... die landwirtschaftlichen Maschinen zum größten Teil abgefahren hatten, war die Arbeit noch schwieriger für uns, da wir das meiste mit der Hand machen mußten. Die Maschinen und Geräte aber, die noch vorhanden waren, wurden von den Polen in kurzer Zeit unbrauchbar gemacht, da diese (es) nicht verstanden, damit umzugehen. ... Die elektrischen Sicherungen wurden z.B. unsachgemäß ... überbrückt, so daß die angeschlossenen Motoren ...

bald unbrauchbar wurden.
Im Herbst 1945 wurde unsere alte Dorfkirche, in der unsere Vorfahren und wir getauft und getraut wurden, von den Polen in Besitz genommen. Dabei wurden alle Einrichtungen, die irgendwie an uns Deutsche erinnerten, darunter auch die alten Gedenktafeln für die Gefallenen der Kriege 1866, 1870/71 und 1914/18 herausgerissen und zerstört. Wir mußten die Aufräumungsarbeiten rings um die Kirche durchführen. Die Einweihung der Kirche wurde von den Polen mit viel Alkohol gefeiert, wobei es auch zu Ausschreitungen gegen uns Deutsche kam. Wir Deutschen mußten unseren Gottesdienst anmelden. ... Aber trotzdem kam es vor, daß die Besucher dieser Gottesdienste wegen angeblicher Abhaltung politischer Versammlungen verhaftet, tagelang eingesperrt und geschlagen wurden.
Da die Lebensbedingungen für uns immer schlechter wurden und wir einem sicheren Verhungern entgegengingen, sind wir im Februar 1946 ins Nachbardorf gezogen, wo eine russische Kommandantur war. Die Bauerndörfer waren hauptsächlich von den Polen in Besitz genommen worden, dagegen bewirtschafteten die Russen die großen Gutshöfe, deren Ertrag sie für die Truppen brauchten.
Unser Umzug mußte bei Nacht und Nebel geschehen; hätten die Polen etwas davon bemerkt, hätten sie uns sicher geschlagen, mißhandelt und restlos ausgeplündert. Von dem, was wir einst besessen hatten, konnten wir nur (einen Teil) im kleinen Handwagen mitnehmen, und zwar nur das Allernotwendigste an Kleidern und Wäsche. Möbel konnten wir nicht mitnehmen. Bei den Russen waren die Verhältnisse etwas besser, besonders dort, wo ein ... deutschfreundlicher Kommandant war. Dort konnte man die Zeit ... bis zur endgültigen Festlegung der deutschen Ostgrenzen ... besser überstehen, denn wir hofften noch immer, daß unsere Heimat nicht von Deutschland abgetrennt werden würde. Bei den Polen mußten wir jeden Tag damit rechnen, ausgewiesen zu werden, sobald es ihnen paßte.
... Fleisch und Fisch gab es niemals in frischem Zustand. Das Fleisch bestand fast nur aus Knochen vom Schwein, Rind, Wild usw., alles durcheinander. (Es waren) nur Fleischabfälle von Füßen, Köpfen etc. Das Fleisch hatte (nicht selten) tagelang ungesalzen gelegen, wenn wir es bekamen. ... Die Lebensmittel wurden für 5 Tage ausgegeben. Alte Leute, Kranke und Kinder, also alle, die nicht arbeiten konnten, bekamen keine Zuteilung, und man mußte für diese Eßbares durch Stehlen besorgen.
Da das Gut einen deutschen Verwalter hatte und auch sonst auf dem Speicher und in den Ställen Deutsche mit der Aufsicht und Leitung betraut waren, erhielten wir durch diese öfters eine "Sonderzuteilung"! Aber es mangelte uns auch an Waschmitteln usw., und so blieb es nicht aus, daß manche von uns Läuse bekamen, deren Beseitigung infolge Fehlens von Waschmitteln ungeheuer schwierig war.
Im Juli erkrankte ich an Typhus, obwohl die Russen mehrmals Schutzimpfungen durchgeführt hatten. Ich kam nach Köslin ins Krankenhaus, das in einem Gemeindehaus untergebracht war, wo die Fenster undicht und nur notdürftig repariert waren. Auch mangelte es an ärztlicher Betreuung, vor allem an Medikamenten für uns Deutsche! Die Medikamente, die die Polen dem Krankenhaus überließen, waren sehr teuer, z.B. kostete eine Spritze 150 Zloty. Wir bekamen aber neben der Verpflegung nur pro Monat 10 bis 20 Zloty pro Person von den Russen für unsere Arbeit ausbezahlt.
Die Verpflegung in dem Krankenhaus war denkbar schlecht. Aus den Küchenabfällen - wie Fischgräten usw. -, die aus einer russischen Küche geholt wurden, kochte man Suppen für die Kranken. Nach 3 Monaten wurde ich zwar aus dem Krankenhaus entlassen, da ich aber als Folge des Typhus Rheumatismus bekommen hatte und am Stock gehen mußte, war ich völlig arbeitsunfähig. ...
Am 1. November wurde auch meine Frau aus der Arbeit entlassen, da die Russen nach Beendigung der Feldarbeit alle Arbeitskräfte rücksichtslos entließen. ... Und so standen wir vor

Eintritt des Winters vor dem nichts. Wir besaßen keine Nahrungsmittel; denn da wir nicht arbeiteten, bekamen wir auch keine Zuteilung. ...
Bei unserer Entlassung sagten uns die Russen, daß sie uns über die Oder bringen, da uns die Polen ja doch bald ausweisen würden. ... Sie wollten für unseren Abtransport sorgen, damit uns die Polen nicht ganz ausplündern sollten. Am 14. November luden uns die Russen auf 2 Trecker-Anhänger, ... 180 Personen, meistens Alte, Kranke, Frauen, Kinder, und fuhren uns nach Köslin. Hier sorgten sie auch dafür, daß wir noch am selben Tag mit dem bereitstehenden Transportzug fortkamen. ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Greifenberg von März bis August 1945

Erlebnisbericht der G. O. aus Treptow, Kreis Greifenberg in Ostpommern (x002/266-267):

>>Jede arbeitsfähige Frau mußte sich morgens um 7.00 Uhr bei jedem Wetter vor dem Bürgermeisteramt melden. Jungen und Mädchen, oft erst 8 Jahre alt, mußten Vieh treiben. Oft kamen große Herden ... durch, die alle nach Rußland getrieben wurden.
Am 31. März 1945 war wieder Austreibung, Diesmal trieben (uns) Mongolen und Kosaken. Wir zeigten den Schein vom russischen Arzt, der wurde uns zerrissen, und: "Dawai, Dawai!", mußten wir los.
Am ersten Tag wurden wir 20 km getrieben, Kosaken auf ihren flinken Pferden waren immer als Antreiber dabei. Nachdem sich herausstellte, daß zwischen Greifenberg und Plathe alles mit Zivilisten überfüllt war, wurden wir zurückgetrieben. ... Auf der Dorfstraße kamen Russen, die uns anleuchteten. Viele von uns Deutschen liefen weg, aber meine Familie und noch 2 andere Familien konnten nicht mehr. Wir wurden in ein Haus eingewiesen. Die Russen brachten Talglichter, Milch, Brot und Käse und sagten: "Keine Angst, um 2 Uhr Patrouille und sonst nichts." Dies stimmte. ...
Am 15. Mai 1945 zogen die Polen ins Rathaus, die Verwaltung wurde von den Polen übernommen. Die polnische Miliz, fast alle unter 20 Jahre, konnte sich nicht genug tun, uns Deutsche zu quälen. Kamen morgens nicht genug zur Arbeit, wurden sie von der Miliz geholt. Wegen kleinster Übertretungen wurden wir Deutschen verhaftet und gequält. Alle Deutschen mußten sich im Bürgermeisteramt registrieren lassen. Wer arbeitete, bekam täglich 150 g Brot, wöchentlich 1 Pfund Knochen.
Anfang Juni 1945 kamen dann die ersten Ausweisungen "über die Oder", es betraf erstmals die Leute von der Heilanstalt und der Kolberger Vorstadt. Ich sehe heute noch den Elendszug. ...
Aus den Wohnungen wurden täglich Deutsche vertrieben, oft durften diese nicht mal Lebensmittel mitnehmen, geschweige noch Wäsche und Kleidung. Ebenso ließen die Vergewaltigungen nicht nach, ich weiß Fälle, wo 8jährige Mädchen und Frauen von 70 bis 80 Jahren vergewaltigt worden sind. Es waren wirklich Unmenschen, die auf die Zivilbevölkerung losgelassen wurden.
Die täglichen Nervenbelastungen und die Ungewißheit zehrten ebenso wie der Hunger an den zurückgebliebenen Deutschen. Viele starben und wurden links von der Friedhofskapelle in Massengräbern beerdigt. Sie wurden alle ohne Sarg, in 3 bis 4 Schichten übereinander, beigesetzt. Meine Schwägerin starb am 26. August 1945. Herr Superintendent S. sagte an ihrem Grabe, daß sie die 990. Leiche (in 3 bis 4 Monaten) wäre, obgleich nur noch 2.000-2.500 deutsche Einwohner in der Stadt waren.
Infolge des jämmerlichen Lebens und der immer schlechter werdenden Ernährung brach im Sommer 1945 eine Typhus-Epidemie aus. Es wurden ungefähr 1.000 Treptower Bürger in 3-4 Monaten dahingerafft. Särge konnten nicht genug angefertigt werden. Es wurde eine Begräbniskommission gebildet, welche die in Decken oder Tücher gehüllten Leichen ... mit einem Tischlerhandwagen abholte. Manchmal (waren die Toten) sogar übereinandergeschichtet,

wenn man ... nach dem Friedhof fuhr. Dort wurden sie dicht vor der Kapelle und links vom Eingang auf dem Rasenplatz in Massengräbern dicht an dicht beerdigt.
Auch 2 Diakonissen und Fräulein Else B. bezahlten ihre Pflege der Kranken in der Typhusstation mit dem Leben.
Die alte Schwester Minna, eine Diakonissin, die schon im Ruhestand war, tat sehr viel Gutes. Sie pflegte viele Kranke ... und rettete manchen das Leben. Herr Studienrat B. betreute im Gemeindesaal Schleusenweg ein Asyl für Alte und vertriebene Leute. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Ostbrandenburgs

Lebensverhältnisse im Kreis Soldin von Mai 1945 bis Mai 1946

Erlebnisbericht der Lehrerin E. W. aus dem Kreis Soldin in Ostbrandenburg (x002/306-307):

>>Am 9. Mai 1945 kamen plötzlich betrunkene Russen aufs Feld mit dem Ruf: "Wojna (Krieg) kaputt - alles nach Hause!" Wir glaubten es nicht, bis einige Tage später LKW mit deutschen Männern aus Berlin kamen, die Kartoffeln holen sollten. Sie zeigten uns die Kapitulationsblätter. Als nun nicht mehr daran zu zweifeln war, gab es ein neues Entsetzen. Was würde nun aus uns werden? ...

So kam der Sommer. Das letzte Vieh wurde fortgetrieben. ... Katzen und Hunde gab es aus begreiflichen Gründen schon lange nicht mehr.

Eines Tages erschien ein Trupp junger Leute im Dorf, einige mit Pappschachteln - andere ohne Gepäck und barfuß. Es waren Polen. ... Die Kolchosenarbeit hörte auf - wir wurden polnische Arbeiter und kamen dadurch vom Regen in die Traufe. Das Verhältnis zwischen den Polen ... und den russischen Brigadiers war oft sehr schlecht. Ging es jedoch gegen die Deutschen, so war plötzlich große Einigkeit. ... Während wir arbeiteten, durchsuchten sie unsere Stuben und nahmen alles, was ihnen gefiel. Besonders fürchteten wir die polnische Miliz, eine Polizeitruppe übelster Prägung. Wir schliefen auf unseren Kleidungsstücken. ... Fast jedes Versteck wurde ausfindig gemacht. ...

Wir Deutschen hielten gut zusammen. ... Viele machten sich heimlich auf den Weg. Wir hatten 80 km bis zur Oder. Fast alle wurden unterwegs geplündert und in polnische Arbeitslager gesteckt. ... Der Sommer verging, der Herbst - es kam der Winter. Wir hatten keine Kohlen. Nach der Arbeit mußten wir Holz sammeln. Und noch immer hatten wir keine Gelegenheit gehabt, "über die Oder zu gehen". Über die Oder, das war für uns das Ziel. ...

Im Spätsommer hatte mich der Typhus überfallen. Wir waren gerade beim Dreschen. Ich fiel oben auf der Dreschmaschine um. Meine ganze Familie erkrankte. Es gab keinen Arzt und keine Medikamente. Deutsche Schwestern hatten in der 3 km entfernten Stadt einige Krankenzimmer provisorisch eingerichtet. Dorthin brachte man mich. Auch sie konnten mir nicht helfen, da sie ... keine Medikamente besaßen. Wie durch ein Wunder kamen wir durch die schweren, bösen Wochen hindurch. In den Dörfern ringsum begann das Massensterben. Wir waren jetzt viel zu geschwächt, um den Marsch über die Oder anzutreten.

Endlich am 2. Mai 1946 durften wir die Heimat verlassen, die uns längst zur Fremde geworden war. Fremde Straßenschilder, fremde Namen, östliche Menschentypen, ein Kruzifix am Eingang des Dorfes mit rotweißer Fahne - das alles war ein neues Gesicht. Wohl dem, der aus der Heimat vor dem großen Sturm ging ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den polnisch verwalteten Gebieten Schlesiens

Verhaftung im Mai 1945, Verhältnisse im Internierungslager Zgoda von Mai bis November 1945

Erlebnisbericht der J. F. aus der Stadt Pless in Schlesien (x002/322-324): >>Am 3. Mai wurde das Mährisch-Ostrauer Gebiet von der deutschen Wehrmacht geräumt und den Polen überlassen. Wir machten uns deshalb auf den Weg, um zu Fuß die 50 Kilometer entfernte Heimatstadt Pless zu erreichen. Wir passierten die zerstörten Dörfer Chiebi, Pruchna und näherten uns nachmittags dem Dorf Schwarzwasser, Kreis Bielitz.

Auf der Landstraße vor dem Dorf kontrollierte die polnische Miliz ... alle Fußgänger nach Ausweisen. Als sie unsere Ausweise sah, die uns als Deutsche kennzeichneten, nahmen sie uns mit auf die Wache. Wir waren zu viert, mein Mann und ich, ferner der fürstliche Kammerdiener L. mit seiner Frau.

Mein Mann wurde in einem Amtszimmer verhört, nachdem man ihn geohrfeigt und bereits die Wertsachen – 2 goldene Uhren mit Kette, ... Ringe usw. aus seinem Gepäck - gestohlen hatte. Mit Herrn L. wurde genauso verfahren. Von uns Frauen wurden die Personalien aufgenommen und wir mußten vor der Wache warten, bis man alle anwesenden Personen verhört hatte.

In der Dämmerung wurden wir mit dem restlichen verbliebenen Gepäck ... zu der sogenannten Bespieka (Urzad Bespieczenstwa Publicznego = Polnisches Amt für Sicherheit) geführt. ... Eine elegant gekleidete Polin führte Protokoll.

Mit Stößen und Flüchen forderte uns ein polnischer Offizier auf, alle Wertsachen abzugeben. Ich hatte meinen wertvollen Schmuck, den ich in einem Brustbeutel bei mir trug, in all der Angst und Aufregung vergessen abzugeben. Als der Offizier nun das Bändchen bemerkte, entriß er mir den Brustbeutel und ich erhielt ... Schläge mit einem Gummiknüppel, so daß ich mehrere Wochen lang grün- und blauunterlaufene Stellen hatte. Den Schmuck im Werte von mehreren tausend Mark nahm die protokollführende Polin an sich.

Nachdem man uns alles abgenommen hatte, sogar Kamm, Handtuch und Seife, wurden wir ins Gefängnis geführt und getrennt in Zellen gesperrt. In der Zelle hockten schon fünf Frauen auf zerlumpten Matratzen auf dem Steinfußboden. Einen fürchterlichen Gestank verbreitete ein Eimer, der drinnen stand, da es keine Möglichkeit gab, diesen zu leeren. Es gab Unmengen von Ungeziefer.

Am ... Morgen bekamen wir die erste Mahlzeit, ein Stück Brot und schwarzen Kaffee. (Wir) wurden nach Bielitz, der nächsten Kreisstadt, abtransportiert. Es waren außer uns meistens Bauern aus den dortigen Dörfern, die verhaftet worden waren, weil sie bei der NSV einen untergeordneten Posten bekleidet hatten. Der Weg war grausam. Die Miliz trieb uns mit Gewehrkolben an, und mein Mann, der wegen seiner Kurzatmigkeit nicht so schnell laufen konnte, bekam die meisten Schläge, da er immer wieder zurückblieb.

In Bielitz wurden wir auf die dortige "Bespieka" in der Mühlenstraße geführt. Im Flur standen zitternde Gestalten, denen wir angereiht wurden. Wir standen stundenlang und hörten die Schreie der Menschen, die bei der Vernehmung mißhandelt wurden. Ich wurde verhört und nochmals durchsucht. Dann wurde ich auf den Boden des Hauses geführt, wo schon ca. 100 Frauen auf dem Fußboden kauerten und ich kaum einen Platz fand. Als ich dort oben um meinen Mann bangte, kam er nach seinem Verhör zu mir herauf und war bereits blau von den Schlägen, die er erhalten hatte. Mein Mann war nicht in der NSDAP, was man ihm nicht glaubte. ...

Die Männer wurden dann im Nebengebäude in den Keller gesperrt. Morgens und abends fand ein Appell auf dem Hof statt. Als ich dabei meinen Mann zum ersten Mal sah, war er bereits

seines Anzugs beraubt und in Lumpen gehüllt. Ich stellte mich so auf, ... daß ich unbemerkt einige Worte mit meinem Mann sprechen konnte. Mein Mann hatte ganz dick geschwollene Hände und sah nach den nächtlichen Mißhandlungen grauenvoll aus. Zu essen gab es drei Tage lang nichts. Am 3. Tag erschien mein Mann nicht zum Appell. ...
In den späten Abendstunden des dritten Tages wurden wir in ein anderes Gebäude ... verlegt. ... Als wir durch die Stadt getrieben wurden, wurde ein Mann aus der Kolonne, der zur Seite sprang, um einer Straßenbahn auszuweichen, von den Wachmannschaften auf offener Straße erschossen.
Ich suchte weiterhin meinen Mann. ... Es wurde gesagt, daß einige Männer im Keller der Mühlenstraße zurückgeblieben wären, da sie nach den Mißhandlungen nicht mehr transportfähig waren. Ich habe erst, als ich nach Monaten aus dem Lager entlassen wurde, von Augenzeugen erfahren, daß mein Mann so grausam mißhandelt worden war, daß er am dritten Tag verstorben ist.
Im Lager Zgoda angekommen, standen wir stundenlang auf dem Hof, bis wir aufgenommen wurden. In einem großen Raum befanden sich 3stöckige Holzgestelle, und man konnte sich auf den Brettern wenigstens ausstrecken, nachdem wir in Bielitz nur auf dem Zementboden gekauert hatten. An Verpflegung gab es nur einmal täglich eine dünne Suppe und ein kleines Stück Brot, das bis zum nächsten Morgen reichen mußte.
Uns Frauen wurden auf Befehl des Kommandanten die Haare völlig abgeschnitten. Die jungen Mädchen und einige ... Künstlerinnen weigerten sich und wurden mit vorgehaltenem Revolver zu dieser Prozedur herangeholt. Ich erkrankte sehr bald und konnte nicht mehr zur Arbeit gehen. Die anderen Frauen gingen täglich zur Eintrachtshütte, um Eisen zu verladen.
Das Lager hatte 7 Baracken. In einer davon waren nur Mitglieder der NSDAP untergebracht. Diese Baracke war so überfüllt, daß einer neben dem anderen kauern mußte, und keiner konnte sich weder hinlegen noch ausstrecken. Der Anblick dieser zum Skelett abgemagerten Männer war entsetzlich. Es waren Bergwerksdirektoren, Gutsbesitzer und alle Volksschichten darunter.
Tagtäglich wurden aus diesem Lager, das ungefähr 500 Menschen faßte, 12 bis 15 Menschen tot auf einem Arbeitswagen herausgefahren und in einem Massengrab begraben. Als im Juni die Typhusepidemie ausbrach, starben täglich 60 bis 80 Menschen. Drei- bis viermal täglich fuhr der Arbeitswagen, von Gefangenen gezogen, auf den Friedhof.
Täglich wurden weitere Gefangene eingeliefert, die man meistens in Gleiwitz, wo man alle Reisenden kontrollierte, festgenommen hatte und nach einem Verhör in unser Lager brachte. Es kamen trotz der restlosen Überfüllung der Baracken täglich Transporte von Männern; die ließ man Tag und Nacht auf dem Hof stehen, verhörte und mißhandelte sie und transportierte sie zu den Gruben zur Arbeit. Von da kam keiner mehr wieder. ...
Ich selbst bin dann ... an Typhus erkrankt. Wir lagen in den Baracken ohne jegliche Betreuung und ärztliche Hilfe. Viele Frauen bekamen Geschwüre. ... Ich lag mehrere Tage besinnungslos auf meinem Lager, und als ich wieder aufwachte, waren im Saal nur noch ein Zehntel der Frauen, die mit mir erkrankt waren. Die Sachen, die ich nicht am Leibe trug, hatte man sämtlich gestohlen. Als ich so weit hergestellt war, daß ich mich allein auf den Füßen halten konnte, kam ich in die Baracke für Genesende. Dort war die Verpflegung besser. ...
Im November 1945 wurde das Lager Zgoda aufgelöst, und wir sind nach dem KZ Jaworzno bei Myslowitz transportiert worden. Dort waren Tausende von Gefangenen, die täglich zur Arbeit mußten. In einer der Baracken befanden sich Frauen mit Kindern. ... Eines Tages hat man ihnen die Kinder weggenommen. Es war ein erschütterndes Erlebnis. ...<<

Haft im Gefängnis Kletschkau von Juli bis August 1945, Austreibung im Oktober 1945
Erlebnisbericht des Reichsbahnsekretärs Adolf W. aus Breslau in Schlesien (x002/346-348):

>>Wir bewohnten ... eine notdürftig hergerichtete Wohnung im ersten Stock, deren Fenster wir mit Pappe verkleideten. In diesem Hause wohnte noch eine Anzahl von Familien, darunter (befanden sich auch) junge Frauen und Mädchen, die Freiwild für die meist unter Alkohol stehenden Russen und Polen waren.
Abends wurde die Haustür verrammelt und ein organisierter Wachdienst durch die im Hause befindlichen Männer eingerichtet. Ständige Schießereien auf dem Benderplatz zeugten von der Jagd nach wehrlosen Frauen. Allnächtlich begehrten die Horden Einlaß, und da ihnen nicht aufgemacht wurde, schossen sie einfach durch die Fenster.
Am Tage kamen die angetrunkenen Russen mit Säcken und holten sich, was ihnen mitnehmenswert erschien. An Widerstand war bei der schwerbewaffneten Soldateska nicht zu denken, man wäre einfach umgelegt worden. Auf der Straße konnte man sich nur in schlechtester Garderobe sehen lassen, sonst wäre man glatt ausgezogen worden. ...
Am 9. Juli erschienen in unserer Wohnung gegen 19.00 Uhr 2 polnische Kriminalbeamte und verhafteten mich, weil ich als Reichsbahnbeamter auch Angehöriger der Bahnschutzpolizei war. ... Ich wurde dem Gefängnis Kletschkau zugeführt.
Bei der Vernehmung beschuldigte mich der polnische Kommissar, Chef der Breslauer Gestapo gewesen zu sein. Ich verneinte dies natürlich und verwies auf meinen Ausweis mit Lichtbild, der mich als Reichsbahnsekretär legitimierte. Sofort erhielt ich von dem Posten einen derartigen Faustschlag ins Gesicht, daß mir das Blut aus der Nase lief und ein Zahn ausgeschlagen wurde. Immer wieder, wenn ich die falschen Anschuldigungen zurückwies, wurde ich unbarmherzig geschlagen und in den Unterleib getreten. Ich habe dann das Protokoll unterschrieben, was verlangt wurde, sonst wäre ich wohl erschlagen worden.
Man brachte mich dann in das Gefängnisgebäude. Beim Betreten wurde ich von dem Torposten mit einem Gummiknüppel über den Kopf geschlagen und in ein Zimmer gestoßen, wo man mich wiederum ohne jeden Anlaß mißhandelte. Dort sind mir sämtliche Sachen, wie Brieftasche, ... Taschenmesser, Hosenträger usw. abgenommen worden.
Beim Abtransport in die im ersten Stock gelegene Einzelzelle mußte ich durch ein Spalier der angetretenen Wachmannschaften laufen, die von beiden Seiten mit Gummiknüppeln auf mich einschlugen, bis ich zusammenbrach. Von einem Wüstling durch Tritte in den Unterleib wieder hochgebracht, mußte ich denselben Weg noch einmal machen. Mehr tot als lebendig schaffte man mich in die Zelle. Dort stürzten sich 4 Mann auf mich, rissen mir die Kleider vom Leibe, warfen eine Decke über meinen Kopf und schlugen mit Knüppeln so lange auf meinen nackten Körper ein, bis ich besinnungslos war. ...
Die Appelle früh und abends waren eine einzige Marter. Der Kommandant, etwa 27 Jahre alt, ein sadistischer Rohling, schlug wahllos mit seinem Rohrstock in die Gesichter der Angetretenen. (Wir mußten) in Kniebeugen quer durch den Gang wippen, uns gegenseitig Ohrfeigen und uns dann Hinlegen - und über diese Liegenden liefen und sprangen die Wachmannschaften mit ihren schwerbeschlagenen Stiefeln.
Dieses Wegtreten und immer wieder Antreten, wurde durch Pfiffe einer hellen Trillerpfeife kommandiert und (wir wurden) durch Schläge mit dem Gummiknüppel angetrieben. (Es) waren unendliche Quälereien. Dann (begann das) Hervortreten der Angehörigen der SS, SA, Polizei usw. Diese wurden einzeln geschlagen, in die Nierengegend getreten, auf unmenschliche Art mißhandelt. Dies alles (geschah) vor den Augen der anderen kahlgeschorenen Häftlinge.
Glaubte man dann, in der Zelle Ruhe zu haben, wurde diese aufgerissen, und es mußte in strammer Haltung gemeldet werden: "Zelle 117 belegt mit einem deutschen Schwein". Wieder gab es Schläge, weil die Meldung dem 20jährigen Posten nicht exakt genug war.
Jede Nacht um 12.00 Uhr hörte man das Schmerzgebrüll der Mißhandelten, denn um diese Stunde war Kontrolle durch die immer betrunkenen Wachmannschaften. Aber auch zu jeder anderen Nachtzeit wurde kontrolliert und immer auch geschlagen.

Nach 14 Tagen Gefängnishaft war auch ich körperlich und seelisch am Ende meiner Kräfte. Ich hängte mich an meinen Schnürsenkeln auf, sie rissen aber ... ab, nachdem ich bereits das Bewußtsein verloren hatte. Der Herrgott wollte es nicht. Seit diesen Tagen ertrug ich alle Quälereien und Mißhandlungen, bis ich plötzlich ... am 14. August 1945 ohne jeden Anlaß entlassen wurde, nachdem ich vor einem polnischen Offizier den Eid ablegen mußte, über alles, was ich im Gefängnis erlebt, gesehen und durchgemacht hatte, gegen jedermann zu schweigen.
Am 5. Oktober 1945 wurde ich dann mit 1.200 Deutschen aus Breslau ausgewiesen und bis nach Forst/Lausitz in Viehwagen abtransportiert. Bei diesem Transport, der 6 Tage und 5 Nächte dauerte, ohne jede Verpflegung, waren die Ausgewiesenen noch einmal der Willkür der polnischen Wachmannschaft ausgesetzt. Alle Nächte waren Kontrollen, und die wenigen Sachen, die mitgenommen werden durften, wurden von den polnischen Soldaten geplündert. Auch polnische Eisenbahner beteiligten sich ohne Ausnahme daran.
Ein Aufatmen ging durch die Reihen der gehetzten, als in Forst der Russe den Transport übernahm und sofort alle auf freien Fuß setzte. ...<<

Verhältnisse im Kreis Lauban von Mai bis Dezember 1945

Erlebnisbericht des Superintendenten Johannes K. aus dem Kreis Lauban in Schlesien (x002/352-354): >>Nach dem Zusammenbruch im Mai 1945 flutete die evakuierte Bevölkerung in den schlesischen Raum zurück. Es begann eine Zeit emsigen Schaffens und des Bemühens, nach dem Chaos wieder zu geordneten Verhältnissen zu kommen. In dieser Zeit (etwa bis August/September 1945) beherrschte der Russe hauptsächlich das Feld. Polen gab es (in diesem Gebiet) nur wenige.
(Ab August 1945 trafen ständig weitere polnische Zivilisten im Kreisgebiet ein), die zum großen Teil selbst als Evakuierte und völlig Ausgeplünderte (aus Ostpolen) ankamen und sich nun an den Deutschen ... schadlos hielten. Sie nahmen Häuser und Höfe in Besitz und drückten die deutsche Bevölkerung immer mehr in den Winkel. ...
Im übrigen war der Pole bei weitem brutaler, sadistischer, während dem Russen trotz allem eine gewisse Menschlichkeit nicht abzusprechen war. Er hatte Mitleid mit Kindern, Müttern kleiner Kinder und Hungernden. Er gab Brot und Tabak, wenn er darum gebeten wurde, während der Pole das Brot eher in den Schmutz trat, als daß er es einem bittenden Deutschen gegeben hätte. Der Deutschenhaß der Polen hatte keine Grenzen. ...
Wir erlebten die mehrfache Plünderung unseres Pfarrhauses durch Polen. Alle im Hause Anwesenden wurden bei solchen Gelegenheiten in einen Raum gesperrt und bewacht, während bis zu 15 Polen das ganze Haus durchsuchten und mitnahmen, was ihnen gefiel.
Wir erlebten am eigenen Leibe sinnlose Schläge eines bei Dunkelheit eingedrungenen betrunkenen Polen, der uns mit einem Knüppel und seinem Revolverknauf bearbeitete und blutig schlug. ... Ich wurde mehrfach verhaftet. ... Der Grund war angebliche Spionage, weil man Briefe in meinem Rucksack fand. ...
Sogar auf dem Kirchenboden bin ich einmal verprügelt worden. 12 Polen mit 2 Polizeihunden forderten mich auf, mit ihnen in die Kirche zu kommen, wo angeblich Waffen und Radios versteckt wären. Alles wurde durchsucht, wunderschön bemalte alte Holzverkleidungen wurden mit der Axt einfach durchschlagen und aufgebrochen. ...
Der Gottesdienst selbst, den ich regelmäßig ... hielt, wurde nie gehindert, wohl aber den Gemeindemitgliedern der Besuch sehr erschwert. Oft wurden sie auf dem Wege zur Kirche zur Arbeit weggeholt oder auf dem Rückweg von der Kirche in ihren besten Kleidern, die man ihnen gelassen hatte, zu sehr schmutzigen Arbeiten gezwungen. Nach dem Jahresschlußgottesdienst 1945 wurden alle Kirchgänger von betrunkenen Polen mit Peitschen und Gewehrkolben ... verprügelt. Störungen des Gottesdienstes sind nicht vorgekommen, auch nicht Störungen von Amtshandlungen.

Ich habe mehrfach Männer begraben, die in polnischen Milizkellern totgeschlagen worden waren oder die sich aus Furcht, weil sie zur Miliz bestellt waren, das Leben genommen hatten. ...<<

Verhältnisse im Kreis Wohlau von Mai 1945 bis März 1946

Erlebnisbericht des Landwirts Erich S. aus Buschen, Kreis Wohlau in Schlesien (x002/376-380): >>Allmählich trafen nun auch ... weitere seinerzeit geflüchtete Einwohner aus Buschen und Herrnmotschelnitz ein. Alle waren mehr oder weniger von Tschechen, Polen und Russen ausgeplündert und mißhandelt, und trotzdem froh, wieder in der Heimat zu sein.

Alle Bauern fingen sofort wieder mit der Arbeit an. Da ihnen alles Spannvieh, soweit es ihnen noch nicht weggenommen war, beschlagnahmt wurde, griffen sie zum Spaten und legten wenigstens noch so viele Kartoffeln, wie sie pflanzen konnten. Keiner dachte an die Möglichkeit, daß ihnen die Sieger nach der bedingungslosen Kapitulation noch ihre letzte Habe nehmen und sie sogar aus der Heimat vertreiben würden, in die sie auf ausdrückliche Weisung der Siegermächte zurückgekehrt waren.

Am 25. Mai erschien auch meine Familie. Unser Wiedersehen war erschütternd, da ich nicht wußte, was aus uns werden sollte. Allein hätte ich vielleicht bei günstiger Gelegenheit aus der russischen Sklaverei entweichen können. So waren wir den Russen alle auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Es gelang mir, von einem russischen Oberleutnant die Erlaubnis zum Beziehen meines leerstehenden Hauses zu bewirken. ... In dieser Wohnung richteten wir uns mit den noch vorhandenen Haushaltsgegenständen und mit den Sachen, die meine Frau zurückgebracht hatte, notdürftig ein.

Unlösbar erschien uns jedoch die Frage der Verpflegung. Meine Frau, meine immerhin schon 60jährige Schwester, die ländliche Arbeit nicht gewohnt war, und ich mußten auf der Sowchose arbeiten und bekamen dafür 3 Essenrationen. Meine Schwiegermutter, die den Haushalt übernahm, meine Tochter, mein Sohn und mein Pflegekind (ein 8jähriger Junge aus Breslau) mußten mit durchgehungert werden.

Dazu kam, daß die Arbeit meiner Frau und meiner Schwester oft über die Kräfte ging, so daß sie zusammenbrachen und sich krank melden mußten. Auch ich versagte zuweilen, denn von Krankheiten, insbesondere Darmkrankheiten, blieb auch ich nicht verschont. Dadurch trat eine weitere Kürzung unserer Verpflegung ein. Hätten wir nur von der Zuteilung leben müssen, so wären wir in kurzer Zeit zugrunde gegangen.

Es blieb uns also nichts übrig, da es nichts zu kaufen gab, unsere geringen Reserven aufzubrauchen und uns Kartoffeln und Gemüse von den Feldern der Sowchose zu nehmen, wo wir es konnten. Dies war natürlich nicht leicht. Aber ... unter den russischen ... Aufsehern gab es Menschen, die Mitleid mit uns hatten. ... Offiziell war jede Aneignung von Feldfrüchten der Sowchosen bei strengster Strafe verboten. ...

Wir fristeten ... ein kümmerliches Sklavenleben. Abrücken durften und konnten wir nicht. Unsere einzige Hoffnung war, daß Großbritannien und die Vereinigten Staaten von Amerika ihren russischen Verbündeten in absehbarer Zeit veranlassen würden, die deutsche Bevölkerung wenigstens ... gemäß den Gesetzen des Völkerrechts und der Menschlichkeit zu behandeln. Ohne jede Zeitung, nur auf ... Gerüchte und die spärlichen, unklaren brieflichen Nachrichten aus dem Westen angewiesen, waren wir über das politische Spiel, das die Sieger mit uns trieben, in keiner Weise im Bilde.

Der Besitz von Rundfunkgeräten, Fahrrädern oder Pferden galt bei jedem Deutschen als Kapitalverbrechen. Bahnfahrten waren uns verboten. ... Wir durften nicht einmal das Dorf, in dem wir wohnten, ohne besondere Erlaubnis der Russen und später der Polen verlassen. Diese wurde so gut wie nie erteilt.

Allmählich begannen die Russen abzurücken, und die Polen kamen. Dadurch kamen wir vom Regen in die Traufe. Die Russen ließen uns wenigstens unser Land und unsere Wohnungen, soweit sie diese nicht selbst bewohnten. Die Polen verlangten alles Land und jeden Wohnraum für sich. Sie nahmen uns außerdem noch unsere mühsam angebauten Feldfrüchte, die Reste unseres Hausrats, selbst unsere Wäsche und unsere Kleidung. Eine Ausnahme machten nur die aus der Lemberger Gegend von den Russen vertriebenen polnischen Bauern. Sie bearbeiteten das Land gemeinsam mit den Deutschen und überließen ihnen einen Teil der Ernteerträge. ... Leider war die Zahl der Polen dieser Art gering. ...
... Im Spätsommer wurde uns klar, daß die Russen nach der Hackfruchternte die Militärsowchose auflösen und uns unserem Schicksal überlassen würden. Offenbar wollten die Polen uns Deutsche aus unserer Heimat vertreiben. Die Gerüchte über eine zwangsweise Evakuierung aller Deutschen nach Westen verdichteten sich immer mehr. Wir hofften damals aber immer noch, daß die Westmächte das nicht zulassen würden, wenn schon nicht aus Gründen der Menschlichkeit, so wenigstens aus praktischen Erwägungen, um die Versorgungsschwierigkeiten in den längst übervölkerten Westzonen durch Millionen weiterer Flüchtlinge aus Schlesien nicht noch zu steigern.
Ende Oktober 1945 wurde ich ... arbeitsunfähig. ... Unsere Ernährungsschwierigkeiten wurden dadurch fast unüberwindlich. Ärztliche Behandlung erhielt ich nicht. Es gab zwar noch einen deutschen Arzt in unserer Kreisstadt Wohlau, aber zu Fuß konnte ich die 7 Kilometer nicht mehr schaffen, und der Russe dachte gar nicht daran, mich auf einem Fahrzeug mitzunehmen. Schließlich gelang es durch alte Hausmittel, die Krankheit zu überwinden. ...
Später erhielt ich die Erlaubnis, meinen Betrieb in Buschen zu übernehmen, den die Russen inzwischen geräumt hatten, um dort mit meinen ehemaligen Leuten und den von den Polen verdrängten Bauern des Dorfes die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen.
Das Pächterhaus war durch Zufall unversehrt geblieben. Allerdings war der gesamte Hausrat verschleppt worden. Die Lebensmittelversorgung glückte uns vor allem dadurch, daß ich für meine goldene Uhr, die ich hatte retten können, durch gute Freunde genügend Mehl beschaffen konnte, um bei vorsichtiger Einteilung den Winter zu überstehen. ...
Die Russen hatten im Sommer 1945 ... das Wintergetreide geerntet und auf dem Felde ausgedroschen. Das Stroh war in Schober gesetzt worden. Der Drusch wurde aber so unsauber durchgeführt, daß noch eine Menge Körner in den Ähren waren. Wir beschlossen daher, das Wintergetreide noch einmal zu dreschen, um unsere äußerst knappe Brotration zu erhöhen. Wir hatten eine kleine Dreschmaschine auf Handbetrieb umgebaut und schon einen Roggenschober mit gutem Erfolg durchgearbeitet.
Als ein Teil unserer Männer die Dreschmaschine zum zweiten Roggenstrohschober transportierte, kam eine polnische Milizstreife, zerschlug unsere Dreschmaschine und verprügelte unsere Leute fürchterlich mit Gewehrkolben und Knüppeln.
Mit groben Mißhandlungen mußten wir übrigens immer rechnen.
Ich selbst wurde von unserem sog. Polizeiführer, einem 24jährigen jungen Mann, auf unserer Dorfstraße mit dem Gewehrkolben durch Hiebe auf den Kopf und den ganzen Körper schwer mißhandelt. Ich blieb nur vor lebensgefährlichen Verletzungen bewahrt, weil ich damals eine wattierte Mütze und einen dicken Rock trug. Der Vorwand für diese Mißhandlung war, daß ich infolge meiner Schwerhörigkeit einen Ruf, stehenzubleiben, überhört hatte. ... Ich kam blutüberströmt ... zu Hause an.
Willkürliche Mißhandlungen und Verhaftungen waren ... an der Tagesordnung. Bei meinem ehemaligen Vogt K. ... fand man gelegentlich einer Haussuchung die Abschrift eines Gedichtes, das damals bei uns im Umlauf war und uns Schlesier aufforderte, trotz Russen und Polen der Heimat treu zu bleiben. Der Besitz dieses harmlosen Gedichtes wurde als Hochverrat betrachtet. K. wurde zunächst von den Russen mehrere Wochen eingesperrt und dann an die

Polen ausgeliefert, die ihn ihrerseits wieder mehrere Wochen in Haft behielten. Als er nach seiner Freilassung wieder zu uns zurückkehrte, erkannten wir ihn kaum wieder. Er brauchte Wochen, um sich einigermaßen zu erholen.
... Wir saßen hilflos da und mußten zusehen, wie uns auch das letzte Gerät vom Hof geholt wurde. Wir konnten kaum verhindern, daß Türen, Fenster und die Ziegel von den Dächern der noch vorhandenen Gebäude abtransportiert wurden.
Endlich kam ein polnischer Verwalter auf den Gutshof, wodurch wir wenigstens ... vor Plünderungen Ruhe hatten. Am Tage seines Einzuges kam eine polnische Kommission ins Dorf, um den Deutschen sozusagen das letzte Hemd wegzunehmen. Auch wir wären an die Reihe gekommen, wenn es der Verwalter nicht im letzten Augenblick verhindert hätte. Die Tätigkeit der (polnischen) Kommission bestand ... nicht darin, ... bedürftige Polen zu versorgen, sondern den Deutschen auch noch das Letzte wegzunehmen, während die Polen ... noch dazu von den Westmächten viele Lieferungen erhielten.
Wir Deutschen brachten inzwischen die Äcker in Ordnung und bestellten soviel wie möglich, so gut wir es bei unserer äußerst notdürftigen Bekleidung und Ernährung ermöglichen konnten. Wir, die wir auf der Domäne arbeiteten, bekamen dafür etwas Lebensmittel und manchmal einige Zloty Lohn, die aber höchstens für Salz, ein paar Streichhölzer und wenige Briefmarken ausreichten.
Der Erfolg unserer Bemühungen war gering. Die Polen setzten zwar eine Menge von Traktoren ein, die von den Westmächten geliefert worden waren, aber geschafft wurde nichts, zuweilen wurden 8 bis 12 Stück auf unserer 800 ha betragenden Ackerfläche eingesetzt, aber nach etwa einer Stunde arbeiteten nur noch höchstens 2 davon. Mit den anderen Traktoren fuhren die Polen spazieren oder sie versuchten, Ausbesserungen daran vorzunehmen. Wir Deutschen konnten an diesem Durcheinander nichts ändern, da die Motoren nur von Polen geführt werden durften. Diese jungen Leute hatten von Maschinen jedoch keine Ahnung. ... Die wenigen polnischen Fachleute waren verzweifelt, konnten sich aber nicht durchsetzen.
In den Generaldirektionen sah es ähnlich aus. Die leitenden Herren in Wohlau stammten aus Posen und dem ehemaligen österreichischen Galizien. Sie verstanden zwar etwas von der Landwirtschaft, waren aber anscheinend gegenüber ihren vorgesetzten Stellen machtlos. Das Ergebnis war, daß die Äcker in Unkraut erstickten. Nur geringe Flächen konnten wir mühsam mit der Handhacke sauber halten. Aber was konnten wir wenigen Deutschen schaffen? Die ... eingewanderten Polen arbeiteten so gut wie gar nicht.<<

Polnische Willkürherrschaft im Kreis Ohlau von Mai bis Oktober 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Fritz M. aus Marschwitz, Kreis Ohlau in Schlesien (x002/380-387): >>Nahrungsmittel erhielt die deutsche Bevölkerung keine, was in Scheunen oder Gruben auf dem Felde gefunden wurde, trug man zusammen. Es wurde vom Bürgermeister verwaltet und in ganz bescheidenen Tagesrationen an die Einzelnen verteilt; ein Pfund Brot pro Kopf in der Woche galt als besonderer Leckerbissen. Im übrigen ernährten wir uns von Kartoffeln, die man noch in Mieten und Kellern entdeckte, und ... tranken Rübensaft, den wir heimlich aus den vom Felde geholten Zuckerrüben bereiteten.
Meine Frau mußte ... ihre 3 kleinen Kinder sich selbst überlassen. Von morgens 6.00 Uhr bis abends spät (wurden wir gezwungen), ungewohnte Schwerarbeit bei der Leichenbergung und auf den Straßen zu leisten, ohne Zeit zu finden, eine wenigstens einigermaßen sichere Unterkunft für die Kinder und für uns zu besorgen.
3 Wochen lang schliefen meine Frau und die Kinder in einem Raum, durch dessen zerschossene Fenster, ... Wind und Regen freien Zugang hatten, bis dann endlich im früheren Kantorhaus Gelegenheit war, 2 kleine Kammern zu beziehen. Den wichtigsten Hausrat, wie eine Bettstelle, einen Tisch, ein paar Stühle, ein paar Töpfe und einen Schrank hatte sich meine

Frau heimlich und mit großer Anstrengung vom Schloß geholt, wo die Russen die sonderbarerweise noch sehr reichlich vorhandene wertvolle Innenausstattung mit sadistischer Freude vernichteten und kunstvolle Kostbarkeiten an Domänenarbeiter, die plötzlich ihre kommunistisch-bolschewistische Gesinnung entdeckten, verteilten. ...
Noch ehe ich zu meiner Familie gelangte, grüßte mich am Toreingang des Kantorats ein Anschlag der polnischen Regierung, der wie folgt begann: "Nachdem die siegreiche polnische Armee die urslawischen Gebiete Schlesiens in heldenhaften Kämpfen wieder zurückerobert hat -, geht sämtlicher lebende und tote Besitz in die Hände des polnischen Staates über." - Unsere jahrhundertelang deutsche Heimat sollte also plötzlich polnisches Land sein, und die darin befindliche deutsche Bevölkerung wurde somit als Fremdling und später dann als überhaupt nicht existenzberechtigt behandelt.
Bei meinem Eintreffen erging gerade der russische Befehl, die Leichen der gefallenen russischen Soldaten, deren Gräber durch ... hohe Holztürme mit Sowjetsternen gekennzeichnet waren, auszugraben und auf dem russischen Heldenfriedhof der Kreisstadt Ohlau beizusetzen. Ich selbst mußte mich auch an dieser Arbeit beteiligen. ... Daß wochenlang der Wind nur Leichengeruch zu tragen hatte und die dicken schwarzen Leichenfliegen herumschwirrten, war eine Selbstverständlichkeit.
In den ersten Wochen zogen immer wieder andere russische Besatzungstruppen durch die Ortschaften, und wo sie ihr Quartier aufschlugen, ging Angst und Schrecken durch die Bevölkerung. Besonders gefürchtet waren die täglich durchziehenden russischen und polnischen Viehtreiber, die deutsches Beutevieh (große Herden von Pferden, Rindern und Schafen) aus Deutschland abtransportierten. Die russischen Soldaten und Viehtreiber waren der Schrecken der deutschen Bevölkerung, denn sie raubten und plünderten, was ihnen in den Weg kam. Sie nahmen auch die letzten Lebensmittel und das letzte Kleidungsstück.
Am allerschlimmsten aber waren die Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen, so daß sie des Abends gezwungen waren, ganz gleich bei welchem Wetter, sich heimlich in Wäldern oder Getreidefeldern zu verstecken, um in den Ackerfurchen und Gräben zu übernachten, am Tage jedoch ihre Fronarbeit unter den Russen ohne Kost und Entlohnung verrichten mußten. Außerdem kamen auch fremde russische Kommandos, die Frauen und Mädchen für landwirtschaftliche Arbeiten in ... anderen Ortschaften benötigten und sie mit unbekanntem Ziel abtransportierten.
Manche kehrten erst nach Wochen oder gar nicht zurück. Diesem Schicksal zu entgehen, war das tägliche Gebet unserer Frauen und Mädchen. Ebenso trafen verschiedentlich russische Kommandos mit Wagen ein, die Männer mit unbekanntem Ziel zur Arbeit abholten. ...
Mitte Juli 1945: Die Russen hatten bis zu dieser Zeit nur die Bestände und Ackerflächen der großen Domänen ausgebeutet und geerntet, so daß es den kleinen Bauern möglich war, ihre Aussaat des vergangenen Herbstes zu ernten. Durch den Einzug des polnischen Volkes bekam ... unsere Lage mit einem Schlag ein ganz anderes Gesicht.
In jedem Gehöft setzten sich eine oder mehrere Familien fest, je nach der Größe des Besitzes, und beschlagnahmten alles, den vorhandenen Wohnraum, Stallungen, Vieh usw., so daß die deutschen Familien völlig recht- und besitzlos wurden; im besten Fall wurde ihnen irgendeine schlechte Kammer oder zerfallener Schuppen als Wohnraum zugewiesen.
An jedem Morgen hatte sich die deutsche Bevölkerung auf dem Dorfplatz zur Arbeitseinteilung einzustellen, die von dem polnischen Bürgermeister den einzelnen polnischen Bauern als Knechte und Mägde zugewiesen wurden. Die einstigen wohlhabenden deutschen Bauern standen da, wie Vieh auf dem Viehmarkt. (Sie warteten) zerlumpt und abgerissen, ohne Schuhe und Strümpfe, meist barfuß oder höchstens in Holzpantinen, die sie irgendwo aufgelesen hatten, abgemagert, mit gramzerfurchtem Gesicht und mußten zusehen, wie polnische Gewalttäter über sie verhandelten, um bestenfalls auf ihrem eigenen oder des Nachbarn Acker zu

schwerer Arbeit unter der Peitsche abkommandiert zu werden.
Was sonst Vieh und Maschinen besorgten, mußten jetzt die deutschen Menschen tun, ohne Rücksicht darauf, ob sie noch die Kräfte dazu hatten oder nicht. Wer den Tag über bei seinem Polen arbeitete, bekam dafür höchst minderwertiges, geschmackloses Mittagessen, im günstigsten Falle – als besondere Belohnung mal eine Tasse Milch.
Das Pfarrhaus war restlos zerstört, nur die Scheune und das Wirtschaftsgebäude der Pfarrei waren noch erhalten und dienten meiner Frau als Versteck für die letzten Habseligkeiten (etwas Wäsche, Kleidung und Lebensmittel), soweit sie nicht von Polen und Russen gestohlen wurden. Nirgends war etwas sicher. Die polnischen Plünderer hatten eine ausgezeichnete, eigentümliche Begabung, die verborgensten Verstecke, ja an geheimsten Orten Vergrabenes, aufzustöbern. Die Kirche war von Geschossen stark beschädigt, der Turm hing schief im Dach, trotzdem wurde die Glocke mit aller Vorsicht geläutet, denn für die Deutschen war es ein lieblicher Klang aus vergangenen, schönen Tagen.
In den ersten Wochen hatte ich jede arbeitsfreie Stunde mit Hilfe der Gemeindeglieder dazu benutzt, die ... völlig verschmutzte Kirche zu reinigen (während der Kriegshandlungen hatte diese anscheinend als Pferdestall gedient, auf den Altarstufen fanden wir ein verendetes Rind). Im Altarraum war die Gruft aufgebrochen, und der mannshohe Engel, der sonst über dem Taufbecken schwebte, war kopfüber in die Gruft hinuntergestoßen worden. Sämtliche kirchlichen Geräte und Bücher waren verschwunden, die Kirchenbücher, zurückgehend bis zum 17. Jahrhundert, waren verbrannt.
Um kirchliche Amtshandlungen ausüben zu können, hatte ich mir in den benachbarten Pfarrhäusern, die nicht abgebrannt waren, das Nötigste zusammengesucht und begann so nach den ersten Wochen wieder meine Amtstätigkeit. Durch alle Schwierigkeiten und Diebereien hatte meine Frau bisher immer noch meinen Cut retten können, der mir nun als Amtstracht diente. ...
Es war inzwischen im ganzen Kreise Ohlau bekannt geworden, daß ich als der einzige Pfarrer der linken Oderseite heimgekommen war. Es ergab sich von selbst, daß die Gemeindemitglieder der benachbarten 5 Pfarrstellen, soweit sie von der Flucht zurückgekehrt waren, von mir seelsorgerisch betreut werden mußten. Durch das Massensterben der Säuglinge (aus Mangel an Milch) sowie durch die bald auftretenden großen Typhusepidemien kamen die Leute von weit und breit, um ihre Todesfälle bei mir anzumelden und um eine christliche Beerdigung zu bitten.
Obwohl es den Deutschen verboten war, ihren Wohnort zu verlassen, mußte ich auf die Gefahr hin, unterwegs aufgegriffen zu werden, täglich bis zu 25 km und mehr zu Fuß gehen, um die notwendigen Amtshandlungen zu verrichten und den Betrübten und vom Leid geschlagenen Trost und Hilfe zu bringen. Ich nahm meine Wege größtenteils durch verlassene Felder und Wälder unter Vermeidung der Hauptstraßen. ...
Da jeder Deutsche zur Legitimierung eine weiße Binde tragen mußte, hatte ich meine Armbinde anfangs mit einem roten, später mit einem lila Kreuz und dem Kirchensiegel versehen, die die Polen zu einiger Rücksichtnahme veranlaßte, so daß ich auf meinen Wegen wohl anfangs sehr viel Drangsalierung und Schikanen auszustehen hatte, schließlich und endlich aber doch wieder meines Weges ziehen durfte. Es verging selten ein Tag, wo ich mich nicht früh auf den Weg machte und oft erst spät in der Nacht, je nach der Entfernung, wieder heimkehrte.
Meine Frau und die Kinder bangten in dieser Zeit mit Zittern um mein Leben und fieberten auf den Augenblick, da im Nachtdunkel meine Schritte vor der Tür hörbar wurden, nachdem sie tagsüber in meiner Abwesenheit besonderen Diebereien und Belästigungen durch die polnische Bevölkerung ausgesetzt waren. Eine Hilfestellung der übrigen deutschen Bevölkerung war nicht denkbar, da es strengstens verboten war, daß die Deutschen sich gegenseitig in ihren

Behausungen aufsuchten. Trotz des Verbotes ließ ich es mir aber nicht nehmen, ... meine Gemeindemitglieder in ihren Wohnungen aufzusuchen, was selbstverständlich den Polen Anlaß gab, mich aufs schärfste zu beobachten und zu verdächtigen.
Mit der Zeit spürte ich, wie sich ein förmlicher Ring von Belagerern um mich und meine Tätigkeit gebildet hatte und mein freimütiges Eintreten für jeden gefährdeten Deutschen, gequälte Frauen, denen ich zu Hilfe eilte, als Widersetzlichkeit gegen russische und polnische Vorschriften angesehen wurde. Etwas deutschsprechende Polen, die mich bei meinen Gottesdiensten und Amtshandlungen kontrollierten, arbeiteten durch Verdrehungen meiner Worte Anklagepunkte heraus, um mich unschädlich zu machen und verhaften zu lassen.
Es geschah unzählige Male, daß plötzlich polnische Miliz in unsere armselige Wohnung eindrang, alles durch rücksichtslose Durchsuchung auf den Kopf stellte, dabei jedesmal Verschiedenes mitgehen ließ und harmlose Dinge als Beweismaterial für Vergehen gegen die polnischen Vorschriften brandmarkte.
So fand man z.B. bei einer solchen Heimsuchung ein Lesebuch meiner Ältesten aus dem ersten Schuljahr, was sie auf die Flucht mitgenommen und zurückgebracht hatte. Wegen dieses Buches wurde ich des unerlaubten Schulunterrichts angeklagt und abgeführt. Alle Bitten, Einwände und Vorstellungen meiner Frau ließ man nicht gelten, versetzte ihr dagegen einen Schlag mit dem Gewehrkolben. ... Nach gründlichen Vernehmungen und nächtlicher Haft durfte ich am nächsten Tag wieder heimwärts pilgern.
Den eigentlichen Anlaß zu diesen ungerechten Anschuldigungen gab der von mir erteilte Religionsunterricht, zu dem die Kinder aus den umliegenden Ortschaften eifrig und freudig 10 bis 15 Kilometer weit, sogar aus 3 benachbarten Kirchspielen gelaufen kamen, trotz der Gefahren der Landstraße. Zuweilen kam es vor, daß die Kinder ... von polnischer Miliz wieder nach Hause getrieben wurden, und trotzdem erschienen sie das nächste Mal wieder. Der Unterricht wurde in einer früheren Backstube, deren Fenster mit Stroh verstopft waren, stehend gehalten, da keine Sitzgelegenheiten vorhanden waren. ... Die Kinder beteiligten sich trotz allem mit Eifer und Freude am Unterricht. ...
Man versuchte immer wieder, uns die Kirche zu entreißen und für polnische Zwecke zu benutzen. Trotzdem war es möglich, die Kirche bis zum letzten Augenblick für unsere Gottesdienste zu behalten, da ich eine Bescheinigung der polnischen Regierung vorlegen konnte, nach welcher kirchliches Eigentum nicht zu beschlagnahmen war.
Die Kirche war derartig beschädigt, daß sie bei Regenwetter unter Wasser stand. Die wenigen älteren Männer, die sich unter den Dorfbewohnern befanden und mit deren Hilfe ich die größten Schäden hätte beseitigen können, wurden von den Polen für diese Arbeit nicht freigegeben. Während des Gottesdienstes peitschte der Regen durch die zerschossenen Fenster auch auf Kanzel und Altar. Wie überall in den Kirchen, hatte man auch bei uns die Orgel mutwillig vollkommen zertrümmert. Die Zinkpfeifen lagen zertreten innerhalb und außerhalb des Kirchengebäudes herum.
Trotz allem war die Kirche der einzige Ort, wo sich die gequälten, an Leib und Seele erschöpften Menschen, lange Wege und Gefahren nicht scheuend, gern einfanden und sich durch Gottes Wort Trost und Kraft für den bitteren Alltag holten. Obgleich es immer und immer wieder vorkam, daß (die) Deutschen, die den weiten und gefahrvollen Weg nicht scheuten, um an Gottesdiensten und an Beerdigungen teilzunehmen, vorher oder nachher eingefangen wurden, ihrer Kleidung und sonstiger Gegenstände ... beraubt und dann tagelang mit Aufräumungsarbeiten in Kasernen und ähnlichen polnischen Gemeinschaftsunterkünften beschäftigt wurden, ohne daß die Angehörigen wußten, wo die Betreffenden verblieben, kam man doch immer wieder mit derselben Freudigkeit zu den Gottesdiensten.
In Beerdigungsfällen ist es nicht selten vorgekommen, daß polnische Miliz ... die Leidtragenden und das Trauergefolge - das übrigens in seiner äußeren Aufmachung (man wurde unwill-

kürlich an fahrendes Bettelvolk erinnert) einen erschütternden Anblick bot - mit Peitschen auseinandertrieb oder der Leichenzug von der polnischen Bevölkerung mit Steinen beworfen wurde. ...
Der polnische Bürgermeister und seine Kumpane hatten mich bei der Behörde denunziert. Darauf erschien ... die polnische Miliz und trieb mich mit Frau und Kindern aus der Wohnung. Ein polnischer Zivilist stellte sich mit einem gezogenen Revolver vor mich – meine Frau und die Kinder standen etwas abseits -, während der Milizionär meine Wohnung ausplünderte, was etwa eine Stunde anhielt. Das Mittagessen verbrannte inzwischen auf dem Ofen. Dann bestieg ich einen Panjewagen, und, auf einer Schütte Stroh sitzend, brachte man mich in die Kreisstadt.
Mit einem Fußtritt empfangen, stieß man mich in einen Keller. Da die vorhandenen Holzpritschen belegt waren, lag ich des Nachts ohne Decke auf dem Steinboden. Bekleidet war ich mit einer alten Russenhose und einem grünen Militärleinenhemd (meine Alltagskleidung seit Monaten bis Anfang Oktober).
Am dritten Tag kam ich zum Verhör. Völlig aus der Luft gegriffene Dinge wurden mir zur Last gelegt. Ich wies die Beschuldigungen ruhig und bestimmt zurück, worauf der Kommandant unsicher und verlegen wurde und mir riet, mir etwas in meiner Zelle auszudenken, damit er es zu Protokoll nehmen könne. ... Nach einer Stunde wurde ich in ein anderes Gefängnis überführt. Es war ein tiefer Bierkeller einer früheren Brauerei mit großen finsteren Gewölben. Ich fand etwa 30 Mann in diesem Keller vor. Neue Ankömmlinge wurden mit einem Fußtritt die finstere Treppe hinabbefördert, wenn sie nach dem Öffnen der Kellertür nicht schnell genug hinabstiegen. ... Man konnte sich erst allmählich in der Finsternis zurechtfinden. ...
Nach kurzer Zeit kam die polnische Miliz, die gewöhnlich aus Burschen von 16 bis 20 Jahren bestand. ... Mit höhnischen stieren Blicken, aus denen Sadismus sprach, versuchte man, Worte oder Gebärden aus mir herauszulocken, die ihnen Anlaß gaben, mich zu drangsalieren, wie sie es mit allen anderen taten.
Berichte der anderen Gefangenen offenbarten mir bestialische Scheußlichkeiten, die an ihnen verübt wurden. Die schon seit Monaten im finsteren Keller Gefangenen, meistens unschuldige Menschen (Landwirte, Lehrer, biedere Handwerksmeister), wurden vor den Mahlzeiten und um Mitternacht regelmäßig mit Knüppeln durchgeprügelt. Zum Gaudium der jungen polnischen Milizbehörden mußten sie sich gegenseitig ins Gesicht schlagen, oder auch ihre Köpfe an harten Steinen und Kanten aufschlagen lassen. Zur Zeit lag in meiner Zelle ein Mann auf der Pritsche, dem man mit genagelten Schuhen auf seinem entblößten Oberkörper herumgetreten war, so daß man seine inneren Organe schwer verletzt hatte.
... Des Morgens gab es 2 Krusten trockenes Brot mit schwarzem Kaffee, des Mittags und des Abends gab es Speisereste der Milizsoldaten, mit Wasser auf die notwendige Menge verdünnt, ohne Salz. Vereinzelt fanden wir halbrohe Kartoffelstücke darin. Dabei mußte von morgens bis abends schwerste Arbeit geleistet werden, wie Getreidesäcke schleppen, Möbel transportieren, defekte Kraftfahrzeuge abtransportieren, die auf den Feldern oder Straßen, wo der Krieg gewütet hatte, herumstanden, Maschinen ausbauen und verladen etc.
Der frühere Kantor (Organist) meiner Nachbargemeinde, der zur gleichen Zeit mit mir im Gefängnis saß, wurde ... unbarmherzig mit Gummiknüppeln bearbeitet. ... Prügelei war das tägliche Brot, in dieser Zeit habe ich ihn nie anders gesehen als verschwollen und mit blauen Flecken. ...
Ein Kaufmann aus meiner Gemeinde, der einem polnischen Soldaten seine bereits verheiratete Tochter, deren Mann seit dem Krieg vermißt war, ... verweigerte, wurde von der Miliz in eine der vielen Folterkammern geschleppt und durch 4 Männer bearbeitet, die im Vierertakt seinen Körper grün und blau schlugen und dann liegen ließen. ...
Als man ihn am nächsten Tag noch am Leben fand, traktierte man ihn weiter mit Tritten in

den Bauch, warf ihn aus dem Gefängnis heraus und überließ ihn sich selbst. Durch wunderbare Fügung fand er Hilfe und kam wieder zu Kräften, mußte sich aber monatelang versteckt halten und von Ort zu Ort ziehen, da er sich bei seiner Familie nicht wieder zeigen konnte, ohne von neuem aufgegriffen zu werden. Diesen Bericht gab er mir persönlich, als er eines Nachts in unserer Wohnung Unterschlupf suchte.
Die seelische Zermürbung, mit der man die Gefangenen schikanierte, war nicht weniger grausam. Immer aufs neue wurde uns die Hoffnung gemacht, daß unsere Entlassung kurz bevorstünde, und doch war es Betrug, so wurden manche ein Jahr und noch länger hingehalten. ... 2 meiner Gemeindemitglieder, ältere, biedere Männer, die sich im Gefängnis schwere Krankheiten zugezogen hatten, mußten dort auch sterben, ... da man für die Deutschen keinerlei ärztliche Hilfe bewilligte.
Wenn ich in allem die Lage meiner Mitgefangenen teilen mußte, so gingen doch die größten Grausamkeiten wunderbarerweise an mir vorüber, obwohl ein besonders sadistischer Milizionär immer wieder Ansätze machte, auch mich in solcher Art zu behandeln. ...
Nach 14tägiger Haft wurde ich ... mit dem Bemerken seitens der Dolmetscherin entlassen, daß die Aussagen meiner Ankläger nicht auf Wahrheit beruhten und den Zweck verfolgt hätten, (mir) in meiner Abwesenheit die Kirche zu entreißen und das von mir und unserem Kantor bewohnte Kantorat für polnische Zwecke freizubekommen. ...<<

Lebensverhältnisse im Kreis Leobschütz im Jahre 1945

Erlebnisbericht des Lehrers Johann G. aus Krug, Kreis Leobschütz in Schlesien (x002/414-415): >>Die polnische Miliz, die sich ihr Recht selbst gab, machte uns viel zu schaffen. Für sie gab es kein Privateigentum und keine Menschenrechte. Anfang August 1945 wurden 6 Männer des Dorfes von polnischer Miliz ohne Angabe von Gründen in polnische Arbeits- und Straflager verschleppt, arg mißhandelt, von der Verbindung mit den Angehörigen abgeschnitten und sind bis auf einen Verstümmelten nicht wiedergekehrt.
Nachdem die polnische Zivilverwaltung leidlich organisiert war, etwa im August 1945, war die Amtssprache für die rein deutsche Bevölkerung nur polnisch, Dolmetscher waren zugelassen. Die Bekanntmachungen erschienen auch nur polnisch.
Für sanitäre Maßnahmen wurde leidlich gesorgt, es fehlte allerdings an Ärzten und fast allen Medikamenten. Ein deutscher Arzt blieb uns im Nachbardorf erhalten, der nachher mindestens 7 Dörfer umsonst betreute; die Leute spendeten ihm dafür Lebensmittel, deutsches Geld war ja wertlos. ... Der Typhus wurde durch zweimalige Impfung bekämpft. In unserem Ort gab es nur 3 leichte Fälle, aber in den Nachbardörfern gab es viele Todesfälle.
Mit der Ernährung war es sehr schlimm bestellt. Wir hungerten uns bis zur neuen Ernte mit Kartoffeln und Wildgemüse durch. Es gab ... keinen Laden, ... alles war vernichtet. Viehsalz wurde aus den Trümmern geholt und als Speisesalz verwendet. Mit Feuer haben sich die Nachbarn ausgeholfen und in alten Eimern Feuerglut abgegeben.
An Rindvieh hatten wir 21 minderwertige oder kranke Kühe gerettet, von denen noch Milch und Butter an die polnische Miliz abgeliefert werden mußte. Mit 2 Hühnern, 2 Gänsen und einem kleinen Schwein im ganzen Dorf wurde die Kleintierzucht begonnen.
Alle landwirtschaftlichen Maschinen waren zu 95 % vernichtet. Das Volk hat aber zugepackt, organisiert, durchgehalten und ... die Ernte 1945 eingebracht. ... Dafür erhielt dann jede Person 6 Kilo Brotgetreide monatlich zugeteilt, allerdings nur auf dem Papier, denn Unbeliebte wurden gestrichen. Bei dieser Sachlage wurde von uns Getreide "organisiert", es war doch unsere Ernte, aber die Polen setzten es in Mengen um, beschafften davon Kleidung oder brannten Schnaps; Getreide war Valuta.
Wir stärkten uns mit der Hoffnung auf Besserung und Befreiung durch einen baldigen Friedensschluß.<<

Verhältnisse im Internierungs- und Zwangsarbeitslager Grottkau von Juli 1945 bis Mai 1946

Erlebnisbericht des Lehrers K. K. aus Grottkau in Oberschlesien (x002/415-422): >>In den Morgenstunden des 18. Juli 1945 wurden die noch in Grottkau wohnenden Deutschen durch bewaffnete polnische Soldaten aufgefordert, ihre Häuser innerhalb von 30 Minuten zu verlassen. (Sie wurden) nach der Ausplünderung in die Landeserziehungsanstalt getrieben.

Während der ersten 3 Tage kümmerte sich niemand um Unterbringung und Verpflegung der 1.250 Personen. Danach lieferte ein deutscher Gutsverwalter Kartoffeln und die polnische Lagerverwaltung pro Kopf und Tag 250 g Brot. Das Lager wurde in 4 Blocks eingeteilt und diese einem deutschen Blockleiter unterstellt, der vor allem dafür zu sorgen hatte, daß den Polen die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung gestellt wurden.

An jedem Morgen, um 5.00 Uhr im Sommer und um 6.00 Uhr im Winter, ertönte die Lagerglocke und weckte zum Aufstehen. Die Blockleiter liefen durch ihre Blocks und mahnten dazu mit lauter Stimme. Jeder Gesunde beeilte sich, ein karges Frühstück herzurichten, um dann auf dem Wege vor dem Tor anzutreten. Es erschien ein Vertreter des polnischen Arbeitsamtes und suchte die benötigten Arbeiter aus.

Zuerst verließen die Sonderkommandos das Lager. Solche waren Gas- und Wasserwerker, Waldarbeiter, Arbeiter in den verschiedenen Küchen einzelner polnischer Körperschaften wie Stadt- und Kreismiliz ... Einzelne polnische Persönlichkeiten verlangten Deutsche, meist Frauen, zur Erledigung der häuslichen Arbeiten. ... Es folgte nun der Hauptteil, etwa 350 bis 400 Personen, die geschlossen in die Stadt geführt wurden. Vorher gingen polnische Aufsichtführende mit Gummiknüppeln durch die Lagerräume und jagten alle Personen zur Arbeit, von denen sie annahmen, daß sie arbeitsfähig waren.

So verließ jeden Morgen eine große Schar das Lager, unterwegs oft von Polen verlacht. Nicht selten kam es vor, daß Polen am Fenster standen und ihre Freude an dem traurigen Zug zum Ausdruck brachten.

Dieser Zug mußte in der Hauptsache die schweren Straßenarbeiten erledigen. Die Frauen mußten aus Ruten Besen binden und die Straßen kehren. Später mußten sie den Schmutz von den Straßen entfernen. Immer 15 bis 20 Frauen zogen einen großen Wagen, den sie vorher mit Schutt beladen hatten, zur Stadt hinaus. Dann luden sie den Schutt in Gräben.

Das Möbelräumen nahm einen besonderen Platz ein. Kam ein neuer Pole angezogen, so nahm er sich 4 bis 6 deutsche Männer und ging mit ihnen in die verlassenen Wohnungen. Die deutschen Männer mußten ihm die ausgesuchten Möbel in seine Wohnung tragen. - Vor dieser Art Diebstahl schreckten auch polnische Ärzte und Geistliche nicht zurück. – Die übrigen Möbel wurden in die oberen Rathausräume ... geschleppt. Von hier aus wurden sie den Polen zur Verfügung gestellt.

Vielfach mußten die Frauen die Erdbefestigungen beseitigen. Ob sie von früher mit Kreuzhacke und Schaufel umzugehen verstanden, spielte dabei keine Rolle. ... Zu jedem Arbeitskommando gehörte ein Pole, der die Aufsicht führte. Es waren meist rohe Menschen, denen es Vergnügen machte, Deutsche in allen möglichen Formen zu quälen. ...

Das kulturelle Leben im Lager war vollkommen erloschen. Zunächst hatten wir Nachrichtensperre. Wir durften nicht schreiben und erhielten auch keinerlei Post. Erst im April 1946 hieß es, es könne aus dem Reich Post kommen, und wir dürften ins Reich schreiben. Die Post aber lief sehr spärlich ein. Leider brachte sie nur sehr wenig Tröstliches.

Am 13. Mai 1946 verkündeten plötzlich die Blockleiter, daß (die Internierten) des Lagers am nächsten Morgen verschickt würden. ... Zurückgehalten würden nur Fachleute. Ein großer Jubel setzte ein. ...

Der 14. Mai kam und mit ihm die Erlösung für etwa 800 Deutsche. Alle packten die letzten

Habseligkeiten zusammen. Der polnische Bürgermeister erschien wie so oft und mit ihm seine Verwaltungsbeamten und die Miliz. Alles trat auf den Lagerwegen an. Die Polen kamen und suchten Handwerker und andere Personen aus, die zurückbleiben sollten.
Dann begann der Auszug. Ein Bild des Jammers und gleichzeitig der Freude. Wem die Polen nicht schon früher den Handwagen weggenommen hatten, der hatte ihn mit Betten und anderen Habseligkeiten beladen. Ein Abschiednehmen, Winken und Frohsein setzte ein. Die, die zurückbleiben mußten, versuchten mit List durchzukommen. Vielen ist dies auch geglückt, bis man am Tore aufmerksam wurde. So wurde auch ich am Tor mit Kolbenstößen mit der Begründung zurückgehalten, ich sei Facharbeiter. ...
Äußerlich glich der Auszug dem Einzug. Aber die Seelen waren hochgestimmt beim Auszug. Bauern, die in ihren Dörfern große Besitzungen hatten, jubelten, wenn sie mit einem Stecken in der Hand das Lager verlassen konnten. Kaufleute, Arbeiter, Beamte, Lehrer, alt und jung, drängten durch das Tor in der Angst, zurückgehalten werden zu können. Immer wieder stießen Polen den einen oder jenen grob zurück und forderten ihn zum Dableiben auf.
Damit hatte der Pole nicht gerechnet, daß der Deutsche bei aller Heimatliebe, bei seinem Hang zum Besitz, so frohgemut die Ausreise antreten würde. Und dadurch gab gerade jeder einzelne unbewußt Zeugnis von dem Grausamen und Schändlichen ab, was hinter uns lag. Jeder war froh, daß er fort konnte, und hütete sich, wegzulaufen. (Es war) eine Tatsache, die für die Polen beschämend sein mußte, die es verdient, festgehalten zu werden!
Geduldig harrte jeder mehrere Tage unter nicht gerade schönen Verhältnissen im Finanzamt aus, bis der erlösende Pfiff der Lokomotive ertönte, die die 60 Wagen des langen Zuges aus diesem Sumpf voll Leid, Trauer und Schmerzen hinauszog, zu Deutschen jenseits der Lausitzer Neiße.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Schweidnitz im Jahre 1945

Erlebnisbericht des Schmiedemeisters Paul S. aus Goglau, Kreis Schweidnitz in Niederschlesien (x002/434-435): >>In einem Gut hatten sich mehrere junge Polen eingenistet, um sich Höfe auszusuchen. Falls ihnen eine Wirtschaft gefiel, steckten sie dort eine rote Fahne an. ...
Mit der Ernte ging es ziemlich schnell. Es war immerfort schönes Wetter. Ich hatte 2 Kühe behalten, mit denen ich die ganze Ernte von 60 Morgen einbrachte. Als ich die letzte Fuhre eingefahren hatte, kam der Pole und sagte mir: "Von heute an ich Chef, Du nichts mehr zu sagen." So war es auch bei den anderen. Auf das Gut kam ein russisches Erntekommando und erntete ab. Die Ernte wurde gedroschen und fortgeschafft.
Die ersten polnischen Familien (aus Ostpolen) kamen an. Ich bekam bald 14 Polen ins Haus. ... Die "neuen Bauern" fingen auch gleich an zu dreschen; natürlich mußten die Deutschen die meiste Arbeiten leisten, denn die Polen hatten doch von den Maschinen keine Ahnung. Sobald das erste Getreide gedroschen war, wurde in jeder Wirtschaft eine Schnapsbrennerei eingerichtet, und wir mußten zusehen, wie unsere ganze Arbeit in Fusel umgesetzt wurde.
Die deutschen Bauern, die auf ihren Höfen arbeiteten, bekamen alle Monate ihr Mehl und Kartoffeln. Auch die anderen Deutschen, die bei den Polen arbeiteten, wurden beköstigt. ...
Am 12. August 1945 mußte ich mich ... in Merzdorf bei der Polizei melden. ... Die erste Frage war, wieviel Polen ich geschlagen hätte. Da sagte ich: "Einen." Da mußte ich mich auf einen Stuhl legen, und da hieben auch schon 4 Mann mit Gummiknüppeln auf mir rum. Ich hatte aber den Vorgang, warum ich ihn geschlagen hatte, genau geschildert. ...
P. ... hatte einem alten Ehepaar 2 Koffer geklaut. ... Da sollte er von der deutschen Polizei erschossen werden. ... Es (tat) mir ... leid um den Kerl, und ich sagte dem ... Bürgermeister: "Ich werde ihm ein paar ... (Schläge verabreichen)!", er solle die Polizei wegschicken. – Hätte ich geahnt, welche Folgen es für mich haben würde, hätte ich ihn nicht angerührt.
Eines Tages kam der Kerl wieder ins Dorf und setzte sich in das Gut seines ehemaligen Herrn

und wurde Bürgermeister. ... Für meine Guttat hat er mich der (polnischen) Polizei gemeldet.
... In der Nacht wurde die Zellentür aufgerissen, und man warf einen Mann zu mir in die Zelle und einen Mann in die Nachbarzelle. Sie schrien vor Schmerzen und konnten weder sitzen noch liegen. Es war der Gärtner B. und sein Sohn. ...
Am anderen Tage fuhren sie uns nach Schweidnitz. Dort wurden wir im "Hotel zur Loge" in den Räumen der Kegelbahn eingesperrt. In den kleinen Zellen wurden jeweils 12 Männer inhaftiert. ... In der Nacht holten sie die Bahnmeister zum Verhör. Die hatten sie mit Knüppeln und Stiefeln so bearbeitet, daß ihre Köpfe noch mal so dick waren. Den dritten Bahnmeister brachten sie tot raus. Den vierten Bahnmeister schleppten sie auch raus und warfen ihn zu den Toten. ...
Jeder hatte Angst, wer das nächste Opfer sein würde. ... (Wir) wurden ... wieder ... mit Kinnhaken und Fußtritten vernommen. ... In der Nacht kamen die Posten und holten sich immer welche in eine schalldichte Bude. Da mußten sich die Deutschen gegenseitig schlagen. Wenn einer nicht genug aufdrückte, ... schlugen ihn die Polen. ... Wenn die Richter fort waren, ging es los.
Ich wurde nach einigen Tagen mit dem jungen B. entlassen, mußte aber vorher noch ein Schriftstück unterschreiben, daß wir nichts gehört und gesehen hätten. ... Als ich zu Hause ankam, mußte ich feststellen, daß mir unsere Polen meine ganze Wohnung durchwühlt und auch noch den letzten Anzug geklaut hatten. Ich arbeitete dann weiter in der Schmiede. Da es keinen polnischen Schmied in meiner Werkstatt gab, hatte ich genug Arbeit und ließ mir diese Arbeit auch gut bezahlen.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Landeshut von Juni 1945 bis Mai 1946

Erlebnisbericht des Landwirts A. F. aus Michelsdorf, Kreis Landeshut in Niederschlesien (x002/436-438): >>Nach kurzer Zeit marschierten die Russen wieder ab, bis auf ein größeres Kommando, das auf dem etwa 60 Hektar großen Hof des Amtsvorstehers blieb und in der Folgezeit mit Hilfe der deutschen Einwohner einen großen Teil der gesamten Heu- und Getreideernte einbrachte. Die Ernte diente zur Versorgung der russischen Truppen, die in und bei Landeshut einquartiert bzw. im Biwak lagen.
Die Deutschen bekamen für ihre Mitarbeit gut und reichlich zu essen, geldliche Entlohnung erfolgte nicht. Es wurde von morgens bis abends gearbeitet. Bei Sonnenschein oder Regen wurde eingefahren und gedroschen, was zur Folge hatte, daß viel Getreide verdarb. Was die Russen nicht abernteten, konnten die deutschen Bauern in ihre Scheunen bringen. Sie behielten es aber nicht, sondern (das Getreide) wurde später von den Polen mit Beschlag belegt.
Im Juni kam ... polnisches Militär in unser Dorf, beschlagnahmte 2 nebeneinanderliegende Bauernhöfe, dabei war auch mein Hof, und schlugen dort mit Roß und Wagen ihr Quartier auf. Wir mußten unseren Hof in Eile räumen, bis auf einige Möbelstücke konnten wir alles mitnehmen und fanden Unterkunft bei meinem Schwager K., der im Niederdorf einen Hof besaß. Im großen und ganzen hat sich das polnische Militär ziemlich korrekt und anständig gegenüber den Dorfbewohnern verhalten.
Ganz anders wurde es, als kurze Zeit später die polnische Zivilbevölkerung, und ... die berüchtigte Miliz, ihren Einzug hielt. ... In jedes Haus und jeden Hof zogen Polen ein. Sie waren die Herren, die ehemaligen Besitzer hatten nichts mehr zu sagen. Alle Schlüssel wurden ihnen abgenommen, und sie konnten von Glück reden, wenn ihnen ein bescheidener Raum oder eine Dachkammer zugewiesen wurde, in denen sie oft dicht zusammengedrängt kampieren mußten. Viele wurden aus ihren Häusern und Wohnungen getrieben, und mußten sehen, wo sie ein notdürftiges Unterkommen fanden.
Auf den Bauernhöfen erhielten die ehemaligen Besitzerfamilien für ihre Mitarbeit eine meist unzureichende Verpflegung. Es gab aber auch einige rühmliche Ausnahmen, wo Deutsche und

Polen gut und friedlich zusammen lebten und letztere sich als anständige Menschen zeigten. Die nichtbäuerlichen Einwohner haben während der Polenzeit schwer hungern müssen. Eine Lebensmittelzuteilung gab es nicht; sie mußten sehen, wo sie etwas herbekamen, und ... mußten ein Stück nach dem anderen ... an die Polen verkaufen, um ihr Leben zu fristen. Die besten Sachen ... hatten sich die Polen ja bereits angeeignet, so daß zum Verkaufen nicht viel übrig blieb. ...

Auch von den Polen wurden deutsche Frauen und Mädchen vergewaltigt.

Die Miliz, größtenteils unreife, wüste Burschen, wurde im Nachbardorf Hermsdorf in einem größeren Haus stationiert und richtete dort einen GPU-Keller ein. Was sich in den Räumen und dem Keller dieses Hauses an Bestialität und Grausamkeit an den deutschen Opfern abgespielte, spottete jeder Beschreibung. Tag und Nacht hörte man in der Umgebung die Schmerzens- und Todesschreie der mißhandelten und gequälten Menschen, ohne daß ihnen jemand helfen konnte. Auch ich und mein Schwager K. wurden im Juli 1945 zum ersten Mal von der Miliz abgeholt.

Die schwerbewaffneten Milizionäre wollten angeblich Patronen in unserer Wohnung gefunden haben, was natürlich eine Lüge war. Schon auf dem Hofe wurden wir durch Faustschläge und Fußtritte traktiert und dann zur Miliz gebracht. Unterwegs gab es des öfteren Fußtritte und Kolbenstöße. Dort angekommen, wurden wir ... wieder von ... Polen in brutaler Weise geschlagen. ...

Anschließend wurden wir in den Keller gebracht, wo uns die Hände mit einem Bindfaden auf dem Rücken zusammengebunden wurden. Wir mußten uns dann hinlegen und man fesselte je ein Bein der Inhaftierten ... durch Kette und Schloß fest zusammen. So mußten wir bis zum anderen Tage auf dem feuchten, kalten Steinpflaster liegenbleiben, nachdem man uns abermals geschlagen hatte.

In dieser Verfassung brachten wir etwa 15 bis 16 Stunden zu. Bei der geringsten Bewegung des einen oder des anderen schnitt die Kette ins Fleisch und verursachte große Schmerzen. Am nächsten Tage ... wurden wir von den Fesseln befreit und nach Hause entlassen. Vorher mußten wir uns ... von Schmutz und Blut reinigen und versichern, keinem Menschen etwas zu sagen, da wir sonst wieder abgeholt würden.

Gegen Mitternacht donnerten Milizionäre an Haustür und Fenster und holten uns ... aus den Betten. Grund der Verhaftung war, daß wir noch ein Motorrad, Radio und Wertsachen versteckt haben sollten. Nur notdürftig bekleidet wurden wir bei Schnee und Frost nach dem ca. 2 km entfernten ... (Milizstützpunkt) getrieben. Unterwegs gab es des öfteren Fußtritte und Kolbenstöße; auch wurde ein mitgeführter Schäferhund auf uns gehetzt.

Am Ziel angekommen, wurden wir ... die Kellertreppe hinuntergestoßen und eingesperrt und noch während der Nacht abwechselnd ... mit Gummiknüppeln, fast bis zur Bewußtlosigkeit, auf Gesäß, Oberschenkel und die nackten Fußsohlen geschlagen. Wir sollten unser Versteck ... verraten, was wir aber nicht machten, und so wurden wir immer wieder verprügelt. Der Keller war in unbeschreiblicher Verfassung. In einer Ecke lagen stinkige, verfaulte Kartoffeln und Rüben, und ihre Notdurft mußten die Eingesperrten auch im Keller verrichten.

... Der Keller war dauernd voll besetzt. Wenn welche entlassen wurden, ... (inhaftierte) man wieder andere. ... Am anderen Tag ... wurden wir wieder entlassen. Ich war derart zugerichtet, daß ich ... von meiner Frau mit dem Rodelschlitten abgeholt werden mußte. 2 Wochen lang habe ich wegen der Folgen dieser Tortur im Bett liegen müssen. ...

Die Deutschen hatten unter den üblichen Schikanen der polnischen Gemeindebehörden, wie Ausgehverbot zu gewissen Zeiten, Absperrung von Straßenteilen, Tragen von Armbinden, Rauchverbot auf der Straße, Grußpflicht usw. ... sehr zu leiden. Der Oberbürgermeister unseres Bezirkes, zu dem 7 Gemeinden gehörten, war ein Nationalpole und deutschfreundlich; er wohnte in Michelsdorf. Ihm hatten wir manche Milderung zu verdanken. Doch leider konnten

er nicht so, wie er wollte. Bei der Austreibung ist er, in einem Reisekoffer versteckt, mit uns nach Westen gekommen.<<

Exhumierungsaktion und Gewalttaten im Kreis Landeshut am 11. April 1946

Erlebnisbericht der M. W. aus der Stadt Landeshut in Niederschlesien (x002/439-441): >>Es war am 11. April 1946. Ich hatte eine wichtige Besorgung zu erledigen, und mußte daher den kurzen Gang in die Stadt unternehmen. Man wagte sich sonst nicht aus dem Haus, konnte man doch zu jeder Tageszeit "geschnappt" werden, meist zu irgendwelchen Schmutzarbeiten. An diesem Morgen, gegen 10.30 Uhr, ging ich nur ein paar Schritte, da ertönte schon von der anderen Straßenseite das gefürchtete "Hallo" des polnischen Milizionärs, dem man unbedingt Folge leisten mußte. Ich zeigte meinen Ausweis, der in Ordnung war, aber der Pole steckte ihn nur ein und sagte: "Mitkommen!" Unterwegs hielt er noch ein paar Mädchen an und brachte uns zur Miliz.

Dort war schon ein ganzer Trupp Frauen im Hof versammelt; keiner wußte warum. Wir mußten Spaten und Schaufeln vom Boden des Polizeigebäudes holen, in Viererreihen antreten und unter Milizbedeckung durch die Stadt marschieren. Damit es keinem einfiel, sich aus dem Staube zu machen, schossen unsere Wachtposten von Zeit zu Zeit in die Luft. - Es ging zum Stadtrand, in einem immer schnelleren Tempo einen Hügel hinauf - zum jüdischen Friedhof. - Nun ahnten wir, was uns bevorstand, hatten wir doch von Leichenausgrabungen aus der Umgebung gehört.

Man jagte uns in die hintere Ecke, wo Männer bereits am Graben waren. Dann erhielten wir die Befehle: "Mäntel ausziehen!" ... "Hinein in die Grube und schaufeln". Mit Erleichterung stellten wir fest, daß es ganz harter, alter Boden war, also ein neu zu schaufelndes Grab. ...

Dann erschien ein Milizionär oben am Rand und suchte 4 junge Mädchen aus. "Mitkommen!" Wir kletterten hastig und ängstlich hinauf. Wir wurden auf die andere Seite des Friedhofes geführt, wo ebenfalls Männer am Schachten waren. ... Wir keuchten wieder zum Rasenplatz, legten nun selbst unsere Last neben die anderen Leichen. ... Wir wollten uns die schmierigen, schwarzen Hände im Gras abwischen. Es wurde nicht gestattet. Weiter!

Auf der Friedhofsmauer, in der Nähe des Grabes, hatten sich die Schaulustigen der polnischen Bevölkerung eingefunden. Das Taschentuch vor der Nase hockten sie stundenlang da, überschütteten uns mit wüsten Schimpfereien und feuerten die Miliz zu immer wilderen Hieben an. Uns wurde der Atem immer kürzer, die Leichen immer schwerer; wir kriegten sie nicht mehr hoch. Ein "ich kann nicht mehr!" entschlüpfte meinen Lippen; da spürte ich einen derben Schlag und noch einen und noch einen.

... Wir konnten nicht mehr. O doch, wir konnten alle immer wieder, wenn die Stockschläge prasselten, gegen die Beine, über den Rücken, ja über den Kopf! ... Endlich wurden wir abgelöst. ... Die Tränen, die einem übers Gesicht liefen, konnte man nicht wegwischen. Also aufhören zu weinen, tapfer sein und so mithelfen an der Sühneleistung für die Verbrechen, die von unserem Volk begangen worden waren.

Stunde um Stunde wurden neue Trupps aus der Stadt herbeigeführt. Männer und Frauen, Junge und Alte und Lahme. ... Kam man für Sekunden mit dem Kopf hoch, gab es Schläge, schrien die Zuschauer auf der Mauer: "Hierher, hierher, schlag' sie!" und dann nach erfolgter Züchtigung die Freudenrufe: "Dobrze, gut, mehr!" ...

Es war Mittagszeit, die Sonne brannte immer heißer, drüben auf dem Rasen legten sie die Leichen Reihe an Reihe. Wieder mußte ich ran. ... Wieder gab es Prügel von 17jährigen Milizburschen. ... Die Luft über dem ganzen Friedhof war nun unerträglich. Und die Sonne ging immer noch nicht unter. Endlich wurden die Schatten länger, der Wind kühler. Ob man uns abends entließ oder einsperrte? Das neue Grab war nun fertig; die ersten Leichen wurden hineingelegt, eine Reihe, dann Kalk darüber, dann die nächste Schicht. Also wieder ein Massen-

grab!
Die Neugierigen sprangen von der Mauer, umstanden das Grab. ... Wir mußten uns immer tiefer ducken. Die Männer, die die Leichen herausschleppen mußten, wurden halbtot geprügelt. Von 2 Seiten schlugen Milizionäre auf sie ein und brüllten höhnisch und stolz: "Jetzt wir deutsche SS!" Ich sah einen Mann mit weißem Haar, ... der die Hände erhob und wimmerte: "Was wollt ihr von mir? Ich tue doch alles, was ihr mir auftragt. Warum schlagt ihr mich so?" Einer war schon ganz zusammengebrochen und lag neben den Leichen. Er soll tot gewesen sein. Ich konnte nicht mehr hinschauen. Es war mir, als müßte ich wahnsinnig werden - wenn Männer so schreien und wimmern!
Um 19.00 Uhr (riefen sie endlich) das erlösende: "Alles antreten!" ... Wieder zu Viererreihen, jetzt ein Riesenzug, aber nicht geradewegs zum Tor, sondern um den ganzen Friedhof Spießrutenlaufen. Zu beiden Seiten stand die Miliz mit ihren Peitschen und Stöcken und prügelte uns zum Tor hinaus, ja verfolgte uns noch über die Wiese bis zum Fluß. Wir wären am liebsten hineingesprungen, aber ich kam nicht mehr vorwärts, so zitterten mir die Knie. –
Nur gefrühstückt hatte ich, nun war es abends ... und was dazwischen lag! - 2 Bekannte faßten mich unter, und so wankten wir auf Nebenwegen nach Hause. Was würde morgen sein? - Ich hielt mich verborgen; um die Ausweise kümmerte ich mich nicht. 2 Tage noch holten sie die Leute von der Straße und von ihren Arbeitsplätzen aus den Fabriken weg. Dann war die Aktion beendet.
Unter ähnlichen Umständen wurden in dieser Weise überall in den unter polnischer Verwaltung stehenden Gebieten Exhumierungen veranlaßt, wo ehemalige KZ-Häftlinge, russische Kriegsgefangene und verstorbene polnische Landarbeiter beerdigt worden waren.<<

Enteignung und Entrechtung der Deutschen in Hirschberg im Jahre 1945
Erlebnisbericht des R. W. aus der Stadt Hirschberg in Niederschlesien (x002/443-444): >>Eines schönen Tages erschien ein Plakat, in dem uns mitgeteilt wurde, daß der Deutsche nichts mehr besitze, sondern, daß der polnische Staat bestimmen würde, was dem Deutschen zu verbleiben habe – und das war nichts. Aufgrund dieser Verkündung wurden nunmehr die Wohnungen durchsucht, den Deutschen fast alles was beweglich und begehrenswert erschien, abgenommen. Die Menschen wurden auf der Straße ausgeplündert. Wer sich sträubte oder gar wehrte wurde von der Miliz eingesperrt und geprügelt.
Kurz darauf erschien ein weiteres Plakat, in dem die deutsche Bevölkerung angewiesen wurde, die Miete für die Wohnungen nicht mehr an den bisherigen Hauseigentümer, sondern an die genannten Mieteinzugsämter abzuführen. Auch die bisherigen Hausbesitzer hatten die für ihre Wohnung anfallende Miete an das zuständige Einzugsamt abzuführen. Damit war die Enteignung des Hausbesitzes ausgesprochen.
Ein drittes Plakat forderte auf, Fragebogen bei der Gemeindeverwaltung gegen 2 Zloty pro Stück zu erwerben und in diese die Gegenstände, die sich in den bewohnten Räumen befanden, genau mit Werten usw. aufzuzeichnen, da diese Wertgegenstände Bestandteile der Wohnungen würden. Damit war die deutsche Bevölkerung auch von ihrem Wohnbesitz befreit.
Ein viertes Plakat erschien, mit welchem der Bevölkerung mitgeteilt wurde, daß für jede elektrische Brennstelle ein Grundbetrag von x Zloty im Monat zu zahlen sei. Die Beträge waren so hoch, daß sie von den Deutschen nicht aufgebracht werden konnten und sie dadurch auf die Brennstellen verzichten mußten.
Aber auch die persönliche Freiheit wurde in unerhörter Weise geraubt. Jeden Morgen zogen Milizstreifen durch die Straßen, die ... Frauen in erster Linie zusammenfaßten, sie zu Kolonnen zusammenstellten und vorzugsweise zur Zwangsarbeit in die Kasernen führten, um dort die niedrigsten Arbeiten zu verrichten. Auch Männer blieben auf der Straße nur unbeeinträchtigt, wenn sie Ausweise über Betätigung bei polnischen Behörden oder Firmen bei sich tru-

gen, andernfalls wurden sie gleichfalls zu Kolonnen zusammengetrieben und zu Zwangsarbeiten geführt.<<

Zerstörungen in Schlesien im August 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Josef P. aus Breslau in Schlesien (x010/257-259): >>Am 23. August bin ich aus Breslau abgereist. ... Das jetzige (Breslauer) Stadtbild läßt sich am besten so charakterisieren: Geht man vom Ring aus nach Norden, so findet man über das Odertor hinaus bis Carlowitz noch viele Häuser, die gut bewohnbar sind. Geht man nach Süden, Osten oder Westen, so kommt man durch Trümmerfelder. Unversehrt ist in Breslau wohl kein einziges Haus. ...

Da wir in Breslau ... von aller Welt abgeschnitten waren, kann ich über andere Städte Schlesiens nicht viel sagen. ... Die Innenstadt Neisses ist bis auf die gut erhaltenen Kirchen vollständig zerstört, auch das Rathaus mit seinem wundervollen Turm. ... Wie in ganz Oberschlesien war man tüchtig daran, zu polonisieren. Es sollte nur polnisch gepredigt ... werden. ...

Die Stadt Oels ist stark mitgenommen. Trebnitz kam fast unversehrt in die Hände der Russen, wurde dann aber von diesen zu 6/7 in Brand gesteckt. ... Brieg ist verhältnismäßig gut erhalten. Grottkau und Ohlau sind zerstört. Oppeln ist nur teilweise zerstört. ... Gleiwitz und Beuthen haben wenig mitbekommen. Schwer beschädigt ist aber die Trinitatiskirche in Beuthen. ... Fast ganz zerstört ist Ratibor. Leobschütz ist nur teilweise zerstört, aber arg geplündert worden. Das dortige Missionshaus ist jetzt polnische Kaserne. ...

Vollkommen intakt ist die Stadt Frankenstein, die rechtzeitig an die Russen übergeben wurde. Die Grafschaft Glatz ist wenig beschädigt, aber tüchtig geplündert worden. Das Waldenburger Gebiet blieb vom Kriege wie unberührt. Liegnitz ist wenig beschädigt, aber voll von Russen und Polen. Görlitz leidet viel unter den sich dort stauenden Flüchtlingen, ist aber im allgemeinen gut erhalten.<<

Lebensverhältnisse in Breslau im November 1945

Erlebnisbericht der Margarete H. aus Breslau in Schlesien (x010/261): >>Am 18. November geschah nun das Furchtbare. An seinem 60. Geburtstag ging mein Mann am Vormittag ... auf den Friedhof ... an das Grab unserer Tochter, um ein paar Blumen auf das Grab zu stellen. Von diesem Wege kehrte er nicht mehr zurück. Wir warteten Stunde um Stunde in der Hoffnung, daß man ihn zu einem Arbeitseinsatz geschleppt hätte. ...

Als es aber Abend wurde, ... war unsere Angst sehr groß, doch wir konnten nichts unternehmen, da sich kein Deutscher bei Dunkelheit auf die Straße wagen durfte. Am nächsten Morgen ging ich mit meiner Tochter und meiner Schwester los, um meinen Mann zu suchen. ... Wir kamen schließlich zum Friedhof und standen vor dem Grab meiner Tochter. Links vor dem Grab sahen wir einen Laubhügel. Wir entfernten das Laub und (prallten) entsetzt zurück. ... Mein ... Mann war ... erschossen worden.

Er wurde wegen seines Anzuges und seiner Schuhe beraubt. Man hatte ihn mit seinem hellen Sommermantel, der voller Blut war, zugedeckt. ... Wir gingen zur polnischen Kriminalpolizei, um Anzeige zu erstatten. Der Fall wurde zu Protokoll genommen, und von dort wurden wir zur Polizei geschickt, wo wir nochmals alles genau schildern mußten. Dort wurde uns von polnischen Beamten gesagt: "Das ist kein Einzelfall, wir haben täglich mehrere solcher Fälle". In dieser Woche ... sind mindestens 20 Personen von den Polen erschossen oder erschlagen worden.

Bemerken möchte ich noch, daß mein Mann als Deutscher durch die weiße Armbinde, die jeder Deutsche tragen mußte, zu erkennen war.<<

Verhältnisse im Internierungslager Lamsdorf von Juli bis Dezember 1945

Erlebnisbericht der Magda W. aus dem Kreis Falkenberg in Schlesien (x010/270-272): >>Mit (den Einwohnern) der Gemeinde Bielitz, Kreis Falkenberg, kamen meine Eltern und ich am 27. Juli in das Lager Lamsdorf. .... Zu unserer Aufnahme war nichts vorbereitet. Die Polen machten jedoch kurzen Prozeß. Sie sperrten die etwa 900 Deutschen aus Bielitz - Männer, Frauen, Kinder und Säuglinge - in 2 kleine Barackenräume. In der glühenden Julihitze wurde uns der Aufenthalt hier in kurzer Zeit zur Hölle. Kinder wimmerten, die Säuglinge schrien, Mütter baten verzweifelt um Wasser, es half nichts. Der Pole rührte sich nicht.

Doch bald wurde es anders. Die Tür wurde aufgestoßen, und die polnische Miliz erschien. Sie wollte uns jedoch nicht helfen, wie wir annahmen. Sie trieb uns auf den Appellplatz hinaus und dort nahm sie uns sämtliche Sachen ab. Verpflegung erhielten wir erst am 4. Tag, etwa 1/2 Liter Suppe. ...

Wir Frauen und Mädchen wurden in besondere Baracken gebracht. ... Wir mußten Kartoffeln schälen. Ein polnischer Milizsoldat aus Waldfurt, der Ignaz genannt wurde, ... ließ sich öfter sehen und schlug auf uns ein. ... Ein Mitgefangener, der sich ... bei den Polen ... beliebt gemacht hatte, so daß sie ihn zum deutschen Lagerkommandanten ernannten, suchte eine Anzahl Mädchen und Frauen aus, welche angeblich die Milizunterkunft reinigen sollten. Sie wurden durchweg geschändet ...

Die Arbeiten wurden immer schwerer. Wir wurden mit schweren Wagen, die wir selber ziehen mußten, zur Kartoffelernte geschickt oder mußten andere landwirtschaftliche Arbeiten verrichten. Da Tiere nicht zur Verfügung standen, wurden Frauen und Mädchen vor Walzen und Eggen gespannt. Hacken und Spaten standen uns nicht zur Verfügung. So wurden die Kartoffeln mit bloßen Händen aus dem Boden geholt. Bis zu 15 km weit lagen die Felder vom Lager entfernt, und es war eine furchtbare Qual, die vollgeladenen Kartoffelwagen mit unseren schwachen Kräften zu ziehen. ... Die polnischen Milizionäre ... schlugen während der Arbeit und unterwegs ununterbrochen auf uns ein. ...

Im Lager war man keinen Augenblick sicher. ... Selbst in der Nacht hatten wir keine Ruhe. ... Wir durften nur mit dem Hemd bekleidet schlafen. Fast jede Nacht kamen polnische Milizionäre, rissen uns die dünnen Decken fort und kontrollierten. Viele Frauen und Mädchen wurden dabei vergewaltigt. ... Frauen und Mädchen wurden mit Knuten geschlagen, erhielten Schläge ins Gesicht, wurden aus dem Bett gejagt und in den Leib getreten. Die Miliz trieb sie mitten in der Nacht ins Freie und ließ sie Strafübungen ... machen. ...

Vom ersten Tage an gab es Tote. Jeder neue Morgen begann mit der Frage: "Wer wird heute unter den Rasen kommen?" Und die scheidende Sonne grüßte eine ganze Reihe neuer Grabstellen.

Doch die Zahl der Toten erschien den Polen immer noch zu gering. Am 4. Oktober 1945 setzten ... (die Polen) eine Baracke in Brand. Alle Insassen wurden zur Brandstelle getrieben. Mit den Händen mußten wir Sand in die Flammen werfen. Dabei zwangen sie uns tief in das Feuer hinein. Plötzlich knatterten von allen Seiten die Gewehre. Viele stürzten im oder am Feuer nieder und verbrannten bei lebendigem Leibe. ... Ich sah den polnischen Kommandanten Gimborski, wie er aus 2 Pistolen auf die Gefangenen schoß. Auch als die Baracke niedergebrannt war, ließ das Schießen nicht nach. Die Polen schossen auf jeden, den sie erblickten. Mit der Zahl der z.T. verkohlten Opfer konnten die Polen zufrieden sein. ...

Die Verpflegung war völlig unzureichend. Am Tag gab es 4 alte, meist ungenießbare Kartoffeln, dazu etwas warmes Wasser. ... Weihnachten ... wurde die Verpflegung vollständig gesperrt. Wir litten großen Hunger, während die polnische Miliz schlemmte und unsere Liebesgaben verschlang. Der Aufenthalt in den Baracken war im Winter nicht ... auszuhalten. Heizmaterial gab es ganz selten und dann in unzureichender Menge.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Gewalttaten und Zerstörung der Lebensgrundlagen in der Tschechoslowakei (x004/-64-78,79-91**):** >>**d. Das Schicksal der Deutschen im "Protektorat" in den Tagen des deutschen Zusammenbruchs**

Die Aufrufe des Prager Senders zur bewaffneten Aktion gegen die Deutschen lösten auch im Protektoratsgebiet, wo in einzelnen Gegenden, wie vor allem im böhmisch-mährischen Hügelland und im Brdy-Wald, in letzter Zeit Partisanen bereits aktiv waren, schlagartig den Aufstand aus. Zentren der Erhebung waren die Städte Kladno, Jungbunzlau, Kolin und Königgrätz.

Wie in Prag bildeten die Protektoratspolizei und die Untergrundorganisationen, die vor allem in Kladno von linksradikalen Gruppen beherrscht wurden, die Kader der Aufständischen. Sie erhielten Zulauf von der Jugend des Landes, bewaffneten sich mit weggeworfenen oder erbeuteten Waffen, griffen die den amerikanischen Linien zustrebenden deutschen Verbände an und suchten deren Rückzugsstraßen zu blockieren.

Begünstigt durch die Verwirrung unter den zurückflutenden und kampfmüden Truppen konnten die Aufständischen den Rückzug erheblich stören und überlegene Verbände zur Kapitulation zwingen. Das war vorwiegend dort der Fall, wo die deutschen Truppen aus Rücksicht auf die mitgeführten und auf den Straßen befindlichen Flüchtlingstrecks nicht an entschlossene Abwehraktionen denken konnten.

Andererseits kam es dort, wo disziplinierte Fronteinheiten angegriffen wurden, zu blutigen Gefechten, in denen die Aufständischen den kürzeren zogen und erhebliche Verluste erlitten. Um so ärger wüteten sie dann gegen wehrlose Gefangene und Zivilisten, als die sowjetischen Panzerverbände, von Sachsen auf Prag vorstoßend, die Deutschen zur Kapitulation gezwungen hatten.

Zum Verhängnis wurde der Aufstand für die Flüchtlinge aus dem Ostsudetenland, Mähren und Schlesien, die sich zu diesem Zeitpunkt im Protektorat befanden. Je nach Gutdünken der Revolutionsgarde und der örtlichen Machthaber wurden sie entweder interniert oder nach wiederholten Plünderungen in die Nachbarorte und -bezirke abgeschoben, wo sich die Schikanen wiederholten.

In kleineren Gruppen oder in riesigen Kolonnen strebten sie ihren Heimatorten zu, waren ständigen Belästigungen durch Sowjetsoldaten und den Haßausbrüchen der tschechischen Bevölkerung ausgesetzt. Immer wieder wurde unter den Flüchtlingen und Gefangenen nach nationalsozialistischen Funktionären, untergetauchten Angehörigen der SS und des SD gefahndet. Sobald man sie fand oder zu finden glaubte, wurden sie zumeist sofort exekutiert.

Gleichzeitig setzte gegen die im tschechischen Gebiet beheimateten Deutschen der Sprachinseln von Iglau, Wischau, Brünn eine Verhaftungs- und Internierungswelle ein, von der sie bis Ende Mai bis auf wenige Ausnahmen erfaßt wurden. Die deutsche Bevölkerung Iglaus wurde in der zweiten Mai-Hälfte nach Stadtvierteln zur Internierung ausgehoben und in die Sammellager Altenberg, Obergoß und Helenenthal getrieben, in denen jegliche Voraussetzungen für die Unterbringung und Versorgung solcher Massen fehlten. Die weiteren Stationen waren Zwangsarbeitseinsatz oder Austreibung nach Österreich.

Von der Stadt aus griff die Internierungsaktion auf die deutschen Dörfer der Umgebung über. Soweit die Bauern nicht in dem großen Lager Pattersdorf oder in kleineren Ortslagern interniert wurden, blieben sie als Knechte auf ihren enteigneten und von Tschechen besetzten Höfen oder wurden als Zwangsarbeiter in die benachbarten Gebiete gebracht.

Im Laufe des Sommers und Herbstes trieb man noch die letzten in Privatquartieren lebenden Deutschen in die Lager. In Wischau ist die deutsche Bevölkerung bereits Mitte Mai interniert und zur Zwangsarbeit eingesetzt worden.

Der größte Teil der Brünner Deutschen wurde nach einer vorübergehenden drei- bis fünftägigen Internierung am 30. Mai zum Verlassen der Stadt aufgerufen und im Fußmarsch zur österreichischen Grenze getrieben, und als die österreichischen Grenzwachen den Abschub verhinderten, in Pohrlitz in einem Getreidesilo untergebracht, wo Hunderte an Entkräftung und an einer Epidemie starben.
Die in Brünn Zurückgebliebenen, es handelte sich fast ausschließlich um solche, die gleich nach der Besetzung der Stadt durch die Rote Armee oder nach der Rückkehr von der Flucht in die zahlreichen Lager und Haftanstalten eingewiesen worden waren, teilten das Schicksal des gesamten Deutschtums in der CSR. Das gleiche gilt für die Deutschen in den übrigen Städten und Dörfern des tschechischen Siedlungsgebietes. Nur die wenigsten von ihnen blieben in ihren Wohnungen oder konnten dorthin bis zu ihrer Ausweisung zurückkehren.
An diesen Deutschen tobte sich die Erbitterung über das nationalsozialistische Regime im Protektorat aus, als dessen schuldige Träger sie behandelt wurden. Hier im innertschechischen Gebiet wurde die "Reinigung" der Republik von den Deutschen zuerst verwirklicht und griff von dort aus auf die reindeutschen Gebiete über. …

a. Maßnahmen der politischen Bestrafung und Verfolgung

Mitte Mai verlegte die provisorische Regierung ihren Sitz von Kaschau nach Prag und begann entsprechend ihrem im April verkündeten Programm die Neuordnung des Staates, bei der die Nationalausschüsse eine entscheidende Rolle spielten.
Sie waren z.T. bereits während des Krieges auf Grund des Aufrufs von Benes und des Verfassungsdekrets vom 4. Dezember 1944 im Untergrund und in den befreiten Gebieten gebildet worden und übernahmen nun gemäß der Regierungsverordnung vom 5. Mai 1945 als Träger einer im bisherigen tschechoslowakischen Recht neuartigen Selbstverwaltung zugleich die staatlichen Verwaltungsbefugnisse im Orts-, Bezirks- und Landesbereich. Sie wurden der Kontrolle "des Volkes" unterstellt, das das Recht hatte, die Ausschußmitglieder abzuberufen oder durch andere Personen zu ersetzen.
Tatsächlich aber stand dieses Recht zunächst den "übergeordneten Organen", d.h. der Regierung zu, deren wichtigste Ressorts in den Händen von Kommunisten lagen. Auf diese Weise konnten Gewährsmänner dieser Partei in den Nationalausschüssen einen beherrschenden Einfluß gewinnen.
Bereits das Dekret vom 4. Dezember 1944 hatte die Sudetendeutschen als "staatlich unzuverlässige Bevölkerung" grundsätzlich von der verantwortlichen Beteiligung an der Verwaltung ausgeschlossen und für die rein deutschen Gemeinden und Bezirke die Ernennung von Verwaltungskommissaren bzw. -kommissionen vorgesehen.
Die auf Grund der Regierungsverordnung vom 5. Mai 1945 mit diesem Amt betrauten Personen zeigten fast durchweg eine unversöhnliche Haltung gegenüber den Sudetendeutschen. Im allgemeinen scheint hier der kommunistische Einfluß besonders groß gewesen zu sein; ein englischer Autor spricht geradezu von einem Parteistaat im Staate, der in den Grenzgebieten unter dem Einfluß der kommunistischen Minister des Innern (Nosek) und der Landwirtschaft (Duris) errichtet worden sei.
In manchen Orten, wo eine starke tschechische Minderheit ansässig war, hatten sich bereits vor dem deutschen Zusammenbruch Nationalausschüsse gebildet und auch versucht, über Mittelsmänner Kontakt mit den deutschen Behörden zu bekommen, um eine geordnete Verwaltungsübergabe zu erreichen. In der Regel waren solche Aussprachen, wie sie z.B. in Karlsbad und Trautenau stattfanden, ohne Erfolg geblieben, da auf deutscher Seite keiner der Beteiligten die Verantwortung für einen solch folgenschweren Schritt übernehmen wollte oder konnte; er war überdies auch mit dem Risiko verbunden, daß deutsche Unterhändler von den eigenen Landsleuten und dem Regime als Verräter oder Defaitisten bezichtigt und von SD und Gestapo gerichtet wurden.

Sofort nach der deutschen Kapitulation traten in diesen Gegenden die Národni Výbory in Aktion. Das war vorwiegend in den von Tschechen durchsetzten Regierungsbezirken Troppau und Aussig der Fall. Den hier sofort gegen die deutsche Bevölkerung eingeleiteten Maßnahmen wurde aber oft durch die Bindungen, die in jahrzehntelangem Zusammenleben bestanden und sich bewährt hatten, die Schärfe genommen. Mit der Ausweitung der im innertschechischen Gebiet gegen die deutsche Minderheit praktizierten Methoden auf die sudetendeutschen Bezirke mußten dann aber diejenigen einheimischen Tschechen, die eine maßvolle Haltung einnahmen, meist ortsfremden radikaleren Elementen weichen.
Die systematische Entrechtung der Sudetendeutschen vollzog sich in den verschiedenen Orten und Gegenden Böhmens und Mährens in sehr verschiedenem Tempo, am langsamsten im allgemeinen in den rein sudetendeutschen Gebieten. Das lag vor allem daran, daß die Tschechen hier erst im Laufe des Sommers einströmten. Eine üble Rolle spielte dabei wieder die "Revolutionsgarde".
Sie hatte nach Beendigung der Kampfhandlungen einen starken Zulauf aus denjenigen Bevölkerungsschichten erhalten, die nun ohne ein persönliches Risiko sowohl an dem Nimbus, mit dem die Partisanen umgeben waren, als auch an den ihnen zugedachten Vorteilen im neuen Staat teilhaben wollten. Die Jugendlichen unter ihnen mochten noch aus patriotischem Gefühl oder ungestilltem Betätigungsdrang in die Reihen der Revolutionsgarde eingetreten sein. Unter den Älteren waren die aus bürgerlichen Schichten stammenden Anhänger, die im Kampf gegen die Deutschen eine nationale Befreiungstat gesehen hatten, nun entweder schon in ihren Zivilberuf zurückgekehrt oder in den Hintergrund gedrängt worden.
Um so stärker traten jetzt jene Revolutionsgardisten in Aktion, die ihren Patriotismus durch Schikanierung der Deutschen und sadistische Quälereien beweisen wollten. Einzelne Gruppen oder Abteilungen der Revolutionsgarde, denen sich im tschechischen Siedlungsgebiet kein Betätigungsfeld bot, dehnten ihre Aktionen auf die sudetendeutschen Gebiete aus und unternahmen regelrechte Strafexpeditionen, bei denen sie die Bewohner ganzer Ortschaften zusammentrieben, einzelne Personen oder mehrere Einwohner auf Grund von Denunziationen oder nach willkürlicher Auswahl mißhandelten und erschossen und die Häuser und Wohnungen ausplünderten. Nicht selten wurden die Exekutionen öffentlich vor der dazu versammelten Bevölkerung und vor den Augen der Familienangehörigen durchgeführt.
Als Beispiel seien hier die Ereignisse in Landskron am 17. und 18. Mai angeführt. Eine Partisaneneinheit trieb hier die männlichen Einwohner der Stadt und einiger Nachbardörfer auf dem Marktplatz zusammen, improvisierte zusammen mit einheimischen Tschechen ein Revolutionsgerichtsverfahren, bei dem über zwanzig Männer unter willkürlichen Beschuldigungen umgebracht und zahlreiche andere bestialisch geprügelt wurden.
In manchen Ortschaften setzte sich die Revolutionsgarde für längere Zeit fest und errichtete hier ein Terrorsystem mit systematischen Quälereien der deutschen Bevölkerung. Diese wurden in demagogischen Reden, Presseartikeln und Schriften der Repräsentanten der verschiedensten politischen Richtungen, die jede für sich das größte Verdienst in der Säuberung der CSR von den Deutschen beanspruchten und sich in der Verdammung der Sudetendeutschen überboten, als gerechte Sühne für die Untaten der NS-Zeit begründet und entschuldigt.
Durch ein vor allem unter kommunistischem Einfluß zustande gekommenes Gesetz vom 8. Mai 1946, das an ähnliche Maßnahmen der nationalsozialistischen Revolution erinnert, sind alle Ausschreitungen nachträglich als rechtmäßig anerkannt und sanktioniert worden.
Die tschechische Presse, gleich welcher Observanz, trug durch Hetzartikel und Berichte über Unglücksfälle, die lange nach der Kapitulation als Sabotageakte des Werwolfs dargestellt wurden und die fortdauernde Gefährlichkeit der Deutschen erweisen sollten, nicht wenig dazu bei, jedes Vorgehen gegen das Sudetendeutschtum zu rechtfertigen und zu ermutigen.
So wurde eine am 31. Juli 1945 wahrscheinlich durch Unachtsamkeit ausgelöste Explosion

eines Munitionslagers in dem Aussiger Vorort Schönpriesen von den Tschechen als Sabotageaktion des Werwolfs ausgelegt.
Die aufgehetzte Menge veranstaltete daraufhin ein Blutbad unter der deutschen Bevölkerung, griff sie auf den Straßen an oder holte sie aus den Wohnungen und machte sie nieder. Als die Arbeiter der Firma Schicht AG nach Arbeitsschluß über die Elbebrücke zu ihren Wohnungen strömten, wurden sie von einer fanatischen Menge auf der Brücke zusammengeschlagen, z.T. niedergemacht oder in die Elbe geworfen. Selbst vor Frauen und Kindern machte der Mob nicht halt.
Polizei und tschechisches Militär versuchten nicht, das Morden zu verhindern, sondern beteiligten sich sogar daran. Die genaue Zahl der Opfer wird sich nie ermitteln lassen. Die Angaben schwanken zwischen 1.000 bis 2.700.
Schon im Kaschauer Programm war die Bestrafung von Personen, die sich entweder eines Kriegsverbrechens schuldig gemacht oder sich gegen den tschechoslowakischen Staat und das tschechoslowakische Volk vergangen hatten, als notwendige Maßnahme angekündigt worden. Diese Forderung wurde dann durch eine Reihe von Dekreten des Präsidenten der Republik vom Mai bis Oktober 1945 erfüllt.
Man muß in diesem Zusammenhang zwei Gruppen gesetzlicher Maßnahmen unterscheiden: eine erste strafrechtlicher Natur, die in die Nähe der gegen Kriegsverbrecher und nationalsozialistischfaschistische Betätigung gerichteten Gesetze des Alliierten Kontrollrats und der anderen europäischen Staaten gehört, allerdings von ihnen in einigen Punkten abweicht. Hierher ist vor allem das Dekret vom 19. Juni 1945 über "die Bestrafung nazistischer Verbrecher, Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte" (Slg. N. 16) zu rechnen.
Daneben steht eine andere Gruppe von Dekreten, die auf Vermögenskonfiskation gerichtet waren und rein formal mit den bei Kriegsende auch in neutralen Ländern unternommenen Aktionen gegen das Vermögen deutscher Staatsbürger zusammengehören. Allerdings unterscheiden sie sich von diesen sehr erheblich dadurch, daß sie das Vermögen eigener Staatsbürger unter Konfiskation stellen, mit der Begründung, daß diese "nach den Vorschriften einer fremden Besatzungsmacht" deutsche oder madjarische Staatsangehörige geworden seien.
In diesem Zusammenhang sind die Dekrete des Präsidenten vom 19. Mai 1945 ("Über die Ungültigkeit einiger vermögensrechtlicher Rechtsgeschäfte aus der Zeit der Unfreiheit und über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und Kollaboranten und einiger Organisationen und Anstalten"), vom 21. Juni 1945 ("Über die Konfiskation und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen, Madjaren, wie auch der Verräter des tschechischen Volkes") und schließlich vom 25. Oktober 1945 ("Über die Konfiskation des feindlichen Vermögens und die Fonds der nationalen Erneuerung") zu nennen.
Wenn wir mit der ersten Gruppe beginnen, so steht hier das Dekret vom 19. Juni 1945, das sogenannte Restributionsdekret, im Mittelpunkt. Dieses Dekret, das noch zweimal - am 24. Januar 1946 und 18. Dezember 1946 - abgeändert worden ist, sollte die gesetzlichen Grundlagen "für die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, Verräter und ihrer Helfershelfer" legen, und setzte gleichzeitig außerordentliche Volksgerichte dafür ein.
Es war ein Gesetz der politischen Strafjustiz, das sowohl politische wie kriminelle Tatbestände unter Strafrecht stellte und dies rückwirkend für "die Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik" tat, die vom 21. Mai 1938 bis zu einem später auf den 31. Dezember 1946 angesetzten Zeitpunkt festgelegt wurde. Damit fußte das Dekret auf der von Benes auch in der Exilzeit stets vertretenen These von der staatsrechtlichen Kontinuität der Republik, die für die deutschen Bewohner der 1938 durch das Münchener Abkommen zum Deutschen Reiche geschlagenen Gebiete auch nach streng legalistischer Auffassung - ohne Berücksichtigung der politi-

schen Probleme - niemals die Norm für ihr Verhalten bilden konnte.
Hier lag die Fragwürdigkeit des Dekrets, die auch noch durch die rückwirkende Bestimmung der ... (strafrechtlichen) Tatbestände gesteigert wurde. Analog der gleichzeitigen Regelungen in anderen Ländern hat der tschechische Staat die Verfolgung individueller Verbrechen und Vergehen mit kollektiven Strafmaßnahmen vermischt, die um so schwerer zu rechtfertigen waren, als sie von der Hypothese einer ungebrochenen staatlichen Autorität und Kontinuität ausgingen, die auch nach internationalem Recht nicht angenommen werden konnte.
Den Weg, Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verfolgen, weil sie unabhängig von staatlichen Rechtsetzungen Verurteilung verlangen konnten, ist die tschechische Regierung nicht gegangen. Sie stellte vielmehr im Sinne einer rein nationalistischen Politik Verbrechen gegen den tschechischen Staat unter Strafe, womit sie nichts anderes erstrebte als die juristische Begründung für kollektive Maßnahmen gegen die Sudetendeutschen.
Damit befaßt sich vor allem das 1. Hauptstück des Dekrets, das u.a. folgende strafrechtliche Tatbestände, begangen in der "Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik", feststellt:
Verbrechen nach dem Gesetz zum Schutze der Republik vom 19. März 1925, wie z.B. "Anschläge gegen die Republik" und ihre Vorbereitung (§ 1);
Mitgliedschaft in der SS oder FS (Freiwillige Schutzstaffel) (§ 2);
Tätigkeit als Funktionär oder Befehlshaber in der NSDAP, SdP oder in anderen Organisationen ähnlichen Charakters (§ 3, Abs. 2);
Propagierung oder Unterstützung der faschistischen oder nazistischen Bewegung oder Billigung oder Verteidigung der feindlichen Herrschaft auf dem Gebiet der Republik oder einzelner gesetzwidriger Handlungen ihrer Behörden und Organe in Druck, Rundfunk, Film, Theater oder in öffentlichen Versammlungen; wobei es das Strafmaß erhöhte, wenn diese Handlungen in der Absicht begangen wurden, das moralische, nationale oder staatliche Bewußtsein des tschechoslowakischen Volkes, insbesondere der tschechoslowakischen Jugend zu zerstören (§ 3, Abs. 1).
Von den Verbrechen gegen den Staat werden die Verbrechen gegen Personen und Vermögen geschieden, von denen die letzteren sich gegen Einzelpersonen wie gegen den tschechoslowakischen Staat richten konnten. Als schuldig verbrecherischer Handlungen in diesem Sinne wurden u.a. folgende Personenkreise bezeichnet:
wer im gleichen Zeitraum allein oder im Zusammenwirken mit anderen im Dienste oder im Interesse Deutschlands oder seiner Verbündeten oder einer der Republik feindlichen Bewegung oder ihrer Organisationen oder ihrer Mitglieder den Verlust der Freiheit eines Bewohners der Republik verschuldet oder verursacht hat, daß ihm eine schwere körperliche Verletzung zugefügt wurde;
wer bei gerichtlichen Urteilen etc. oder Verwaltungsentscheidungen oder auf andere Weise daran beteiligt war, daß der Tod oder die schwere körperliche Verletzung oder die Deportation eines Bewohners der Republik verursacht wurde;
wer an der Anordnung oder Durchführung von Zwangs- oder Pflichtarbeit zugunsten der Kriegsanstrengungen Deutschlands oder seiner Verbündeten mitgewirkt hat;
wer unter den gleichen Umständen, zum gleichen Zweck daran beteiligt war, daß dem tschechoslowakischen Staat oder einer juristischen oder physischen Person entgegen den Gesetzen der Republik ihr Vermögen ganz oder zum Teil entzogen wurde;
wer in diesem Zeitraum eine durch die nationale, politische oder rassische Verfolgung hervorgerufene Zwangslage dazu mißbrauchte, sich zum Schaden der Republik, einer juristischen oder einer physischen Person zu bereichern;
wer im Dienste oder Interesse des Feindes oder unter Ausnutzung einer durch die feindliche Besetzung herbeigeführten Lage einen anderen wegen irgendwelcher wirklicher oder erfundener Tat angezeigt hat.

Für alle hier als verbrecherisch bezeichneten Handlungen oder deren Begünstigung wurden Freiheitsstrafen von 5 bis 10 bzw. 20 Jahren, bei erschwerenden Umständen bis zu lebenslänglichem schweren Kerker bzw. die Todesstrafe festgesetzt.
Eine Rechtfertigung dieser Handlungen durch die Vorschriften "eines anderen Rechtes" oder "Organe, die durch eine andere als die tschechoslowakische Staatsgewalt eingesetzt wurden", wurde ausdrücklich verneint, ebenso eine Begründung der Tat mit dem Hinweis auf die Erfüllung einer Dienstpflicht, wenn der Betroffene "mit besonderem Eifer gehandelt und auf diese Weise in erheblichem Ausmaße den normalen Rahmen seiner Pflichten überschritten hat oder wenn er in der Absicht tätig war, den Kriegsanstrengungen der Deutschen Vorschub zu leisten, die Kriegsanstrengungen der Tschechoslowakei und ihrer Verbündeten zu schädigen oder zu vereiteln".
Wo lagen hier die genau fixierbaren Grenzen für strafbare Handlungen und solche, die es nicht waren?
Trotz des Vorbehalts, daß die Erfüllung einer Amtspflicht mit besonderem Eifer vorgenommen werden mußte, um sie unter Strafe zu stellen, konnte schon jede normale Beamtentätigkeit ohne ein politisches Wirken im Sinne des Nationalsozialismus eine Anklage und Verurteilung herbeiführen. Hier wie an anderen Stellen ließen die vagen Bestimmungen des Gesetzes weiten Raum für die verschiedensten Auslegungen.
Das zeigte sich schon bei den Verhaftungsaktionen gegen Sudetendeutsche, die gerade im Zeitpunkt der Veröffentlichung des Dekrets des Präsidenten ihren Höhepunkt erreichten und den im Dekret bezeichneten Personenkreis zu erfassen vorgaben. Nicht nur Funktionäre der NSDAP und ihrer Organisationen und Angehörige des ehemaligen Sudetendeutschen Freikorps, gegen die man besonders scharf vorging, wurden von ihnen betroffen, sondern auch in örtlich verschiedenem Grade eine beträchtliche Anzahl politisch nicht belasteter Personen. Politische Beschuldigungen dienten vielfach als Vorwand für die Entfernung wohlhabender Deutscher und ihrer Familien aus ihrem Besitztum, um es ungestörter ausplündern oder tschechischen Interessenten übergeben zu können.
Die solcherart eines Verbrechens beschuldigten oder auch nur verdächtigen Personen wurden in die Gefängnisse und, als diese überfüllt waren, in die zahlreich errichteten Lager eingewiesen, wo viele von ihnen unmenschlichen Behandlungs- und Verhörmethoden, Epidemien und Mangelkrankheiten zum Opfer fielen.
Es kommt des weiteren hinzu, daß die unterschiedliche Praxis der mit dem Dekret vom 19. Juni 1945 eingerichteten außerordentlichen Volksgerichte, die sofort ihre Tätigkeit aufnahmen, bei den Sudetendeutschen den Eindruck verstärkte, auch in der Rechtsprechung reiner Willkür ausgeliefert zu sein.
Gegen die Urteile der Volksgerichte, die bei jedem Kreisgericht errichtet wurden, gab es keine Berufung; sie entschieden unmittelbar über Leben und Tod. Unter den fünf Richtern eines Senats war nur ein Berufsrichter. "Dem Beschuldigten werden", wie es in einem Bericht über die Volksgerichtsverfahren heißt, "ex offo-Verteidiger" zugeteilt, die sich aber in der Regel bei der herrschenden Stimmung in keiner Weise exponieren.
Die Verfahren werden rechtlich und prozessual ganz verschieden durchgeführt, meist herrscht ein Massenbetrieb, der die Führung von Zeugen noch mehr erschwert, als es die damals gegebenen Verhältnisse begründen. Sprachliche Schwierigkeiten, Unkenntnis des Dekrets, Voreingenommenheit der Richter und Staatsanwälte verursachen eine Unmenge von Unrecht und unnötiger Härte.
Die eines Verbrechens im Sinne des Dekretes vom 19. Juni Beschuldigten warteten oft monatelang unter härtesten Haftbedingungen auf ihr Verfahren. Oft erfuhren sie überhaupt nicht, wessen man sie beschuldigte. Manche der Verhafteten wurden nach vielen Monaten mit der Erklärung entlassen, es läge nichts gegen sie vor. Viele Prozesse wurden im Schnellverfahren

durchgeführt und dauerten oft nur 15 Minuten, wobei meist langjährige Freiheitsstrafen verhängt wurden.
Die auf solche Weise Abgeurteilten hatten einen Teil oder die ganze Strafe in Zwangsarbeits-Sonderabteilungen zu verbüßen, die vorwiegend zur Beseitigung von Kriegsmaterial und Trümmern, beim Bau von öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen, im Bergbau und in der Land- und Forstwirtschaft eingesetzt wurden. Solche Abteilungen bildete man auch aus den noch nicht verurteilten Häftlingen in den Gefängnissen und Strafanstalten. ...<<
>>… Von der Idee kollektiver Schuld und Verantwortung gingen auch eine Reihe weiterer gegen die Deutschen (und Madjaren) insgesamt gerichteter demütigender und diskriminierender Maßnahmen aus, die zum großen Teil der nationalsozialistischen Judenpolitik nachgeahmt waren und mit ihr gerechtfertigt wurden.
Dazu gehörte die befohlene Kennzeichnung der Deutschen durch besondere weiße oder gelbe Armbinden oder weiße Stofflecken mit einem aufgezeichneten N (Nemec = Deutscher), das Verbot der Benutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln und Einrichtungen, die Behinderung der Bewegungsfreiheit durch Sperrstunden mit der Anordnung, den Wohnort über einen Umkreis von 7 km hinaus nicht zu verlassen, und weitere Beschränkungen der persönlichen Freiheit und Existenz. Auch die Festsetzung der Verpflegungssätze nach den im Dritten Reich für die Juden festgesetzten Rationen ist hier zu nennen, ebenso die Einschränkung der Einkaufszeiten für Deutsche auf so knapp bemessene Fristen, daß oft die zum Arbeitseinsatz herangezogenen Frauen sie gar nicht wahrnehmen konnten.
Eine weitere Maßnahme, die über den durch das Dekret vom 19. Juni betroffenen Personenkreis weit hinausging, war die systematische Internierung der Deutschen.
Vom innertschechischen Gebiet ausgehend, wo der größte Teil der deutschen Bevölkerung bereits während des Aufstandes oder in den Tagen und Wochen danach interniert worden war, griff sie mit dem Erscheinen größerer Partisaneneinheiten und Formationen der Svoboda-Armee auf die sudetendeutschen Gebiete über. In einzelnen Gegenden, vor allem im Ostsudetenland und in dem Gebiet von Saaz - Brüx - Komotau, wurden davon die Bewohner ganzer Dörfer und Städte erfaßt. In vielen Fällen bildete sie im innertschechischen Gebiet wie im Sudetenland den Auftakt zur Austreibung in die sowjetischen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs oder zum Zwangsarbeitseinsatz im innertschechischen Gebiet.
So wurden auch durchweg die bald nach Kriegsende und später aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Sudetendeutschen, ohne Rücksicht darauf, daß sie von den alliierten Gewahrsamsmächten und auch von den Sowjets einzeln oder in geschlossenen Transporten in ihre Heimat entlassen worden waren, gleich nach ihrer Ankunft in der CSR wieder gefangengesetzt und in die zahlreichen Lager geschafft, wo sie dann oft ein härteres Los zu erleiden hatten als das ihrer bisherigen Kriegsgefangenschaft.
Das Schicksal der in den Lagern Zusammengetriebenen unterschied sich vor allem in den ersten Monaten kaum von dem derjenigen Deutschen, die auf Grund der neuen politischen Strafgesetzgebung oder unter willkürlichen Vorwänden verhaftet worden waren und z.T. in denselben Lagern wie die Internierten, meist allerdings von ihnen getrennt, untergebracht worden waren.
In einigen dieser Lager, wie vor allem in Theresienstadt, wechselten nur die Opfer:
wo vorher jüdische Gefangene unter dem nationalsozialistischen Zwangssystem litten, wurden jetzt Deutsche gequält und mißhandelt.
"Bestimmt gab es unter ihnen welche", so lesen wir in dem erschütternden Bericht eines jüdischen Mitgefangenen über das Lager Theresienstadt, "die sich während der Besetzungsjahre manches haben zuschulden kommen lassen, aber die Mehrzahl, darunter viele Kinder und Halbwüchsige, wurden bloß eingesperrt, weil sie Deutsche waren. Nur weil sie Deutsche waren ...?

Der Satz klingt erschreckend bekannt; man hatte bloß das Wort "Juden" mit "Deutsche" vertauscht. Die Fetzen, in die man die Deutschen hüllte, waren mit Hakenkreuzen beschmiert. Die Menschen wurden elend ernährt, mißhandelt, und es ist ihnen um nichts besser ergangen, als man es von deutschen Konzentrationslagern her gewohnt war. Der Unterschied bestand lediglich darin, daß der herzlosen Rache, die hier am Werke war, das von der SS zugrunde gelegte großzügige Vernichtungssystem fehlte".

Nachdem in der angelsächsischen Presse kritische Berichte über die Verhältnisse in der Tschechoslowakei erschienen waren, mehrten sich in den westlichen Ländern Stimmen, die die grausame Behandlung der Sudetendeutschen verurteilten.

Wie weit solche Vorhaltungen die Bemühungen tschechischer Regierungsstellen um eine Beseitigung der ärgsten und offenkundigsten Mißstände in den Lagern und Gefängnissen beeinflußt haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

Zweifellos waren seit dem Sommer 1945 vor allem bürgerliche Kräfte auch aus innerpolitischen Gründen bestrebt, der seit den Revolutionstagen in den Sudetenländern herrschenden chaotischen Zustände Herr zu werden und die Kontrolle über die neuerrichteten Verwaltungs- und Sicherheitsorgane zu gewinnen; sie suchten die radikalen und für ihre Posten unqualifizierten Elemente, die meist für die fortdauernden Ausschreitungen verantwortlich waren, nun möglichst rasch auszuschalten, zumal auch in der tschechischen Öffentlichkeit vereinzelt Kritik an den Methoden der Behandlung der Sudetendeutschen laut wurde.

Als einige der ärgsten Schinder wegen Unterschlagung und persönlicher Bereicherung verhaftet worden waren, besserten sich seit Ende des Jahres dann auch die Zustände in einzelnen Lagern. Die Änderung der anfänglichen Bezeichnung Konzentrationslager in Internierungs-, Arbeits- und schließlich Sammellager scheint aus Rücksicht auf die Weltöffentlichkeit vorgenommen worden zu sein, da man mit dem Begriff des Konzentrationslagers zwangsläufig die Vorstellung von Massengrausamkeiten verband.

Die Änderung der Lager-Bezeichnung bedeutete aber keineswegs eine gleichzeitige Änderung der geübten Praktiken; denn die Bewachungsmannschaften setzten sich hier wie in den Gefängnissen in der ersten Zeit nach der Wiedererrichtung des Staates aus Angehörigen der Revolutionsgarde und später der Stráz (Sbor) Národni Bezpecnosti (SNB, Wache der nationalen Sicherheit) zusammen.

Die SNB, die die Funktionen des Staatssicherheitsdienstes und zugleich der Gendarmerie und Polizei ausübte, war genauso gefürchtet wie die Revolutionsgarde. Bei ihrer überstürzten Aufstellung waren zweifelhafte Elemente in ihre Reihen eingeströmt. Offenbar wurden auch ganze Gruppen von Revolutionsgardisten, die in einzelnen Orten stationiert waren, in die SNB übernommen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Methoden der Revolutionsgarde in den meisten Lagern weiter praktiziert wurden. Andererseits bemühten sich freilich auch einzelne SNB-Männer, wenn sie sich vor einer Denunzierung durch ihre Landsleute sicher fühlten, das Los der Häftlinge und Internierten zu erleichtern.

b. Wirtschaftliche Ausschaltung und Enteignung der Sudetendeutschen

Den tiefsten Eingriff in die Lebensverhältnisse von Millionen bildete die Gruppe von Dekreten, die die völlige und entschädigungslose Enteignung aller Personen deutscher (und madjarischer) Nationalität verfügten.

Schon das Dekret des Präsidenten vom 19. Mai 1945 "über die Ungültigkeit einiger vermögensrechtlicher Rechtsgeschäfte aus der Zeit der Unfreiheit und über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und Kollaboranten und einiger Organisationen und Anstalten" bestimmte, daß das Vermögen "staatlich unzuverlässiger Personen" unter nationale Verwaltung gestellt werden solle (§ 2), was faktisch die Enteignung fast aller Deutschen und Madjaren bedeutete.

Denn als staatlich unzuverlässige Personen bezeichnet das Dekret u.a. Personen deutscher

oder madjarischer Volkszugehörigkeit (§ 4 a), und zwar alle, "die sich bei irgendeiner Volkszählung seit dem Jahre 1929 zur deutschen oder madjarischen Volkszugehörigkeit bekannt haben oder Mitglieder nationaler Gruppen, Formationen oder politischer Parteien geworden sind, die sich aus Personen deutscher oder madjarischer Volkszugehörigkeit zusammensetzten" (§ 6).
Der hier definierte Begriff von "staatlich unzuverlässigen Personen" griff schon weit über den Personenkreis des Dekrets vom 19. Juni 1945 hinaus, und seine Definition war grundlegend für die Behandlung der Deutschen in den Gebieten der Tschechoslowakei nach der Wiedererrichtung der Republik.
Jedoch genügte sie noch nicht vollständig, um einen so brutalen Akt wie die Enteignung mehrerer Millionen zu rechtfertigen; hier mußte man noch weiter gehen: die entscheidende gesetzliche Maßnahme hierfür bildete das Verfassungsdekret des Präsidenten der Republik über die Regelung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft von Personen deutscher und madjarischer Volkszugehörigkeit, das diese, soweit sie nach den Vorschriften einer fremden Besatzungsmacht die deutsche oder madjarische Staatsangehörigkeit erworben hatten, der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft verlustig erklärte.
An dieser Stelle überschlug sich die staatsrechtliche Theorie, von der Benes und die tschechische Regierung bisher ausgegangen waren: sie verneinte die Rechtsgültigkeit des Münchener Abkommens und aller in diesem Zusammenhang stehenden Verträge und Verordnungen, sie hielt an der ungebrochenen staatlichen Kontinuität der CSR fest, aber sie erkannte ausdrücklich den Staatsangehörigkeitswechsel von 1938 an; d.h. sie behandelte den Wechsel der Staatshoheit über das Territorium als nichtig, hielt aber an dem Wechsel der Staatshoheit über Personen fest.
Die Inkonsequenz dieses Verfahrens ist den Schöpfern dieses Gesetzes offenbar durchaus bewußt gewesen. In einem Runderlaß des tschechoslowakischen Ministeriums des Innern zu diesem Dekret finden wir die widerspruchsvollen Sätze:
"Die Mehrheit dieser Personen hat die deutsche oder madjarische Staatsangehörigkeit auf Grund der Regelung der Okkupanten selbst erworben. Diese Maßregel würde zwar vom Standpunkt der tschechoslowakischen Rechtsordnung nichtig sein, das Verfassungsdekret hat diesen Akt einer ausländischen Staatsgewalt jedoch ausdrücklich anerkannt und dadurch ex lege alle diese Personen aus dem tschechoslowakischen Staatsverband ausgeschlossen".
Auf so brüchigem Rechtsboden steht die Enteignung (Konfiskation) des Besitzes der Deutschen und Madjaren, die im Dekret des Präsidenten vom 21. Juni 1945 "über die Konfiskation und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen, Madjaren, wie auch der Verräter des tschechischen Volkes" und im Dekret vom 25. Oktober 1945 "über die Konfiskation des feindlichen Vermögens und die Fonds der nationalen Erneuerung" festgestellt und legalisiert wurde.
Im Dekret vom 21. Juni 1945 wurde "für die Zwecke der Bodenreform" und "geleitet vor allem von dem Streben, einmal für immer den tschechischen und slowakischen Boden aus den Händen der fremden deutschen und madjarischen Gutsbesitzer, wie auch aus den Händen der Verräter der Republik zu nehmen", das landwirtschaftliche Vermögen der Deutschen als enteignet erklärt und die beschleunigte Aufteilung und Zuweisung an tschechische und slowakische Landlose, Siedler etc. verfügt (§ l, Ziffer l a).
Davon sollte ausgenommen bleiben das Vermögen von Personen deutscher Nationalität, "die sich aktiv am Kampf für die Wahrung der Integrität und die Befreiung der Tschechoslowakischen Republik beteiligt haben" (§ l, Ziffer 2).
Die entschädigungslose Enteignung alles sonstigen unbeweglichen und beweglichen Vermögens - soweit es noch nicht geschehen war - und aller Vermögensrechte der deutschen juristischen Personen und aller natürlichen Personen deutscher Nationalität verfügte das Dekret vom

25. Oktober 1945.
Ausgenommen wurde auch hier nur das Vermögen von Deutschen, "die nachweisen, daß sie der Tschechoslowakischen Republik treu geblieben sind, sich niemals gegen das tschechische und slowakische Volk vergangen haben und sich entweder aktiv am Kampf für ihre Befreiung beteiligt oder unter dem nazistischen oder faschistischen Terror gelitten haben" (§ l, Ziffer 1).
Nach einer weiteren Bestimmung des Dekrets (§ 2, Ziffer 1) blieb von der Konfiskation des beweglichen Vermögens der generell von der Enteignung betroffenen Personen nur der Teil ausgenommen, "der zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse oder zur persönlichen Ausübung der Beschäftigung dieser Personen oder ihrer Familienmitglieder unumgänglich nötig ist (wie Kleidung, Federbetten, Wäsche, Hausgerät, Nahrungsmittel und Werkzeuge)". Einzelheiten über den Umfang dieses Vermögens sollte die Regierung auf dem Verordnungswege festsetzen.
Das auf Grund des Dekrets vom 25. Oktober 1945 konfiszierte Vermögen, das zunächst Staatseigentum blieb, wurde dann, soweit es sich um Grundstücke, Einfamilienhäuser und kleine gewerbliche Unternehmen im Grenzgebiet handelte, durch das Gesetz vom 14. Februar 1947 (Slg. Nr. 31) den bisherigen Verwaltern und anderen anspruchsberechtigten Personen in Eigentum übergeben.
Bereits im Juni 1945 war durch eine Bekanntmachung des Finanzministeriums der Geld- und Wertpapierbesitz der Verfügungsgewalt der deutschen Eigentümer und Besitzer entzogen worden. Sämtliche Zahlungen zugunsten von Deutschen (deutschen Unternehmungen und Institutionen), auch von Löhnen und Dienstbezügen, soweit sie den Betrag von 200 Kc überschritten, mußten auf ein Sperrkonto erfolgen.
Gleichzeitig wurde die Hinterlegung aller in- und ausländischen Wertpapiere, von Edelmetallen, Edelsteinen, Wert- und Kunstgegenstände und Briefmarkensammlungen, die sich zum Zeitpunkt der Veröffentlichung der Bekanntmachung in deutschem Besitz befanden, in einem Sperrdepot angeordnet.
Als am 1. August 1945 in den sudetendeutschen Gebieten die Reichsmark als gesetzliches Zahlungsmittel außer Kurs gesetzt und im Verhältnis l RM = 10 Kc nur bis zu einem Höchstbetrag von 300 Kc umgetauscht wurde, mußte das übrige Bargeld auf Sperrkonten eingezahlt werden und durfte nur mit einer Sondergenehmigung des zuständigen Národni Výbor in Monatsraten bis zu 500 Kc abgehoben werden.
Da diese Genehmigung nur in seltenen Fällen erteilt wurde, gerieten vor allem die alten Leute, deren Renten- und Pensionsanspruch generell verfiel, und die Familien, deren Ernährer in Gefangenschaft, zur Zwangsarbeit eingesetzt oder verhaftet waren, in große Not.
Auch von der überaus bescheidenen Möglichkeit, Geld- und Wertpapierbesitz umzustellen, die die Währungsreform vom 1. November 1945 bot, konnten Sudetendeutsche keinen Gebrauch machen, da das Konfiskationsdekret vom 25. Oktober ausdrücklich für alle Vermögensrechte, Wertpapiere und Einlagen die entschädigungslose Enteignung anordnete.
Die radikalen Enteignungsgesetze sprechen bereits die Sprache der kommunistischen Revolution, nur daß sie sich nicht im kommunistischen Sinne gegen den Klassenfeind, sondern im Sinne eines an seine äußersten Grenzen vorgetriebenen Nationalismus gegen den Nationalfeind richten. Er sollte wirtschaftlich vernichtet werden, damit der von allem Fremden gereinigte Nationalstaat geschaffen werden konnte.
So bilden die Enteignungsgesetze die unmittelbare Vorbereitung der Austreibung, sie sind zugleich aber auch Teilaktionen des Sozialisierungsprogrammes, das die Regierung der Tschechoslowakischen Republik bereits im Kaschauer Programm verkündet hatte und mit dessen Verwirklichung seit dem Herbst 1945 begonnen wurde. Der zeitliche Zusammenfall der Konfiskationsdekrete mit dem Beginn der allgemeinen Nationalisierungspolitik fast auf den Tag war kein Zufall; beide gehören in einen untrennbaren Motivzusammenhang.

Für die Kommunisten diente auch die Enteignung der Deutschen im letzten der Herstellung einer kommunistischen Staats- und Wirtschaftsordnung; nichtkommunistische Politiker wie Benes versuchten dagegen Schritte auf dem Wege zum Kommunismus in der CSR, wie die Verstaatlichungsdekrete vom 24. Oktober 1945 u.a., noch mit dem nationalen Argument zu begründen, es handle sich hier großenteils um Unternehmen in deutschem oder madjarischem Besitz.
Auf dem Felde der gegen die Deutschen und Madjaren gerichteten Konfiskationspolitik steigerte sich die kommunistische und nationalistische Tendenz gegenseitig zu besonders radikalen Entscheidungen: so wurde der sudetendeutsche und madjarische Besitz von vornherein von den Einschränkungen ausgenommen, die in den Nationalisierungsdekreten noch zugunsten kleinerer privater Betriebe gemacht wurden.
Außerdem verloren seine Eigentümer jeden, wenn auch noch so geringen Entschädigungsanspruch, den im Sinne des Systems politisch unbelastete tschechoslowakische oder ausländische Eigentümer an die "Kasse der nationalisierten Wirtschaft" erheben konnten, was allerdings spätestens seit dem kommunistischen Staatsstreich vom Februar 1948 in jedem Falle ohne Erfolg blieb.
Schon längst vor den gesetzlichen Enteignungsmaßnahmen, die schließlich alle Lebensgrundlagen der Sudetendeutschen in der CSR zerstörten und die Vertreibung vorbereiteten, hatte die Durchsetzung der Grenzgebiete mit Angehörigen des tschechischen und slowakischen Volkes begonnen. Hunderttausende von Tschechen strömten in das Sudetenland und ließen sich von den Nationalausschüssen oder Verwaltungskommissionen als Národni Správce (Nationalverwalter) in den deutschen Besitz einweisen.
Neben den Tschechen, die das Sudetenland nach der Eingliederung in das Deutsche Reich verlassen hatten und nun zurückkamen, waren es vorwiegend Angehörige der Industriearbeiterschaft der Gebiete von Mährisch Ostrau und Kladno, die vielfach nur materielle Vorteile suchten und größtenteils überhaupt nicht für die Übernahme und Weiterführung der deutschen Betriebe und Bauernhöfe qualifiziert waren.
Vielerorts eigneten sich die tschechischen Arbeiter, die während des Krieges in der Industrie und Landwirtschaft des sudetendeutschen Gebietes eingesetzt wurden und dort geblieben waren, den Besitz ihres bisherigen Arbeitgebers an.
Die erste Welle dieser Zuwanderer setzte sich neben dem Gebiet entlang der Sprachgrenze vor allem in den ergiebigsten Landstrichen fest und schob sich erst allmählich in die Randbezirke vor. Einzelne Regionen, z.B. in den Gebirgen, in denen die deutschen Bewohner in relativ ärmlichen Verhältnissen lebten, blieben bis auf den Zuzug einiger Verwaltungsfunktionäre von dem tschechischen Einstrom zunächst unberührt.
Nur zögernd und stärker erst nach dem Abzug der amerikanischen Truppen begann die Zuwanderung in das Egerland und Böhmerwaldgebiet. Offensichtlich wirkte sich die Anwesenheit der Amerikaner, die sich in dem von ihnen besetzten Gebiet energisch um die Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung bemühten, hemmend auf das Treiben derjenigen Tschechen aus, die in den anfänglich chaotischen Verhältnissen nach dem Zusammenbruch der deutschen Verwaltung persönliche Bereicherung durch Raub und Plünderung suchten.
Von einer organisierten und kontrollierten tschechischen Durchdringung und Besiedelung des Sudetenlandes konnte in den ersten Monaten nach dem Waffenstillstand kaum gesprochen werden, schon deshalb nicht, weil ein großer Teil der ersten Zuwanderer gar nicht die Absicht hatte, im Grenzgebiet seßhaft zu werden. Amtliche Maßnahmen, private Willkürakte, Plünderungen und Raubaktionen waren im einzelnen nicht zu unterscheiden.
Erst durch die zur Zeit der ersten "wilden" Austreibungen erlassenen Dekrete und Verordnungen versuchte die Regierung den Zustrom der Tschechen zu lenken und alle deutschen Grenzgebiete mit Ansiedlern systematisch zu durchdringen. Dies war notwendig, da schon nach den

ersten Austreibungsaktionen, die Ende Mai einsetzten, zahlreiche Ortschaften z.B. des Ostsudetenlandes von ihren Bewohnern entblößt waren und es nun galt, eine ausreichende Zahl tschechischer Bewohner in diese Regionen zu bringen.
Dafür sprachen innen- und außenpolitische Motive: der "größte Moment in der tschechoslowakischen Geschichte", von dem die tschechoslowakischen Politiker wiederholt sprachen, sollte rasch genutzt, der Beweis für die Fähigkeit der tschechischen Nation, die Sudetengebiete zu besiedeln und auf ihrer von den Deutschen geschaffenen Höhe zu halten, sofort erbracht werden, um skeptischen Einwänden vor allem in Westeuropa zuvorzukommen.
Das Dekret des Präsidenten der Republik vom 17. Juli 1945 über die einheitliche Durchführung der Innenkolonisation und das Dekret vom 20. Juli 1945 "über die Besiedelung des landwirtschaftlichen Bodens der Deutschen, Madjaren und anderer Staatsfeinde durch tschechische, slowakische und andere slawische Landwirte", dessen Bestimmungen durch die Bekanntmachung des Landwirtschaftsministeriums vom 3. August 1945 über die Anmeldungen für eine Bodenzuteilung im Grenzgebiet ergänzt wurden, schufen zusammen mit den einschlägigen gegen die Deutschen gerichteten Gesetzen schon vor der in Potsdam beschlossenen offiziellen Ausweisung die Voraussetzungen, um planmäßig Tschechen und Slowaken in den Sudetengebieten anzusiedeln.
Als koordinierendes Organ für diese Aktion wurde im September 1945 ein zentrales Siedlungsamt in Prag errichtet. Aber noch bis zum Beginn der durch die Potsdamer Beschlüsse geregelten Vertreibung der Sudetendeutschen vollzog sich die Ansiedlung der Tschechen weiterhin in wenig geordneter Form. Die Ankömmlinge setzten sich nach eigenem Gutdünken in den einzelnen Orten fest oder zogen solange umher, bis sie unter dem deutschen Besitz das ihren Wünschen entsprechende Objekt fanden und die bisherigen Eigentümer verdrängten.
Naturgemäß wurden die ergiebigsten Höfe und die produktivsten gewerblichen Betriebe zuerst besetzt. Da die Národni Správce vielfach nicht die geringsten Kenntnisse von Landwirtschaft oder Betriebsführung besaßen und oft nicht gewillt waren zu arbeiten, verkamen die Höfe und Betriebe, wenn nicht der deutsche Besitzer, um geringen Lohn oder der notwendigsten Lebensmittel wegen, die nötigen Arbeiten verrichtete.
Oft verkauften die Nationalverwalter das vorhandene Vieh und die Vorräte oder schafften die beweglichen Güter in ihre Heimatorte und kehrten dann erneut ins Grenzgebiet zurück, um das Verfahren zu wiederholen. Dieser Typus des Národni Správce, im deutschen und tschechischen Volksmund "Goldgräber" ("Zlatokopce") genannt, war so häufig, daß selbst die tschechische Presse die Vorgänge aufgriff und kritisierte, ohne daß sich aber der Zustand änderte.
Um wenigstens einen Teil der Habe dem Zugriff der Nationalen Verwalter zu entziehen, versuchten die deutschen Familien die lebensnotwendigsten Sachen bei Nachbarn und Bekannten oder auch einheimischen Tschechen unterzustellen. Diese Vorkehrungen waren meist vergeblich, da entweder die übrigen Wohnungen und Besitzungen bald ebenfalls besetzt wurden oder die Tschechen die Herausgabe der ihnen anvertrauten Sachen verweigerten. Günstiger war in dieser Hinsicht die Situation der Bewohner der Grenzorte, die die Möglichkeit besaßen, Sachwerte in die benachbarten Dörfer jenseits der Grenze zu schaffen.
Nachdem die Aussiedlung zur Gewißheit geworden war, brachten sie in gefahrvollen Grenzgängen nicht nur Haushaltseinrichtungen, sondern auch Erntevorräte und landwirtschaftliche Geräte auf reichsdeutsches Gebiet. Wurden sie dabei durch tschechische Grenzwachen aufgegriffen, war ihnen zumindest eine hohe Geldstrafe gewiß.
Ein besonderes Problem stellte die Übernahme der großen Industriebetriebe im sudetendeutschen Gebiet dar, unter denen sich Firmen von Weltruf, vor allem in der Textil- und Glasindustrie befanden. Es war bei dem Mangel an tschechischen Facharbeitern und dem ungeheuren Bedarf der tschechischen Industrie selbst, für die der Zweijahresplan 1947/48 besonders in

der Slowakei neue Investitionen vorsah, fast unlösbar.
Die wesentlichen Maßnahmen der tschechischen Politiker: Verstaatlichung der Industriebetriebe, Planwirtschaft und Austreibung überschnitten sich in ihrer Durchführung und in ihren Wirkungen, doch haben sich trotz aller entgegenstehenden Überlegungen die Forderungen der radikalen Austreibung gegenüber den Notwendigkeiten der Wirtschaftspolitik fast immer durchgesetzt.
In gewissen Bereichen spielte die Austreibungspolitik der Sozialisierung in die Hände. Eindeutig überspielt wurden diejenigen Kreise der tschechischen Politik und Wirtschaft, die einen Stamm deutscher Facharbeiter von der Austreibung ausgenommen sein lassen wollten. Es wird noch zu zeigen sein, wie sich diese Frage mit der der Behandlung der "Antifaschisten" verknüpfte.
Angesichts des ungewöhnlichen Bedarfs an Arbeitskräften, den die Wiederingangsetzung der Industrie in der CSR erforderte, wurden andere, im allgemeinen höchst unzureichende Auswege gesucht, um Abhilfe zu schaffen. In einzelnen Sparten der Industrie, vor allem der Exportindustrie, bahnten sich durch die Enteignung und spätere Austreibung der Deutschen katastrophale Entwicklungen an.
So mußten in der Glasindustrie von 2.600 Betrieben nicht weniger als 1.600 ihre Pforten schließen. In der Textilindustrie fehlten Ende 1946 noch 50.000-60.000 Arbeiter. Die Formen, in denen man solchen Konsequenzen zu begegnen suchte, zeigen erneut das Zusammenspiel nationalstaatlicher und kommunistisch-planwirtschaftlicher Politik. ...<<

Lebensverhältnisse der Juden und der sudetendeutschen Antifaschisten in der CSR
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtet über die Behandlung der Juden und der sudetendeutschen Antifaschisten in der CSR (x004/100-104):
>>... Dr. J. Rosenberg (Leiter der Repatriierungsabteilung der tschechoslowakischen Regierung) erwähnte in einem Interview mit einer jüdischen Telegrafenagentur in Prag, daß die rückkehrenden Juden in der CSR gegen eine große Feindseligkeit zu kämpfen hätten. Der ehemalige jüdische KZ-Häftling H. G. Adler erwähnt in seinem Buch "Theresienstadt 1941-1945" als Ausnahme nur den "edlen tschechischen Menschenfreund Premysl Pitter", der Heime für gerettete jüdische Kinder eingerichtet und dann auch deutsche Kinder aus tschechischen Lagern gerettet habe.
Auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit sind die wenigen noch überlebenden Juden aus Böhmen und Mähren, die sich zu irgendeinem Zeitpunkt seit 1929 zum Deutschtum bekannt hatten, als Deutsche behandelt und verfolgt und, eben einem vernichtenden System entronnen, aufs neue Demütigungen und Entrechtungen ausgesetzt worden. Nach einem Bericht an die Delegierten der jüdischen Religionsgemeinschaften in Böhmen und Mähren vom Oktober 1947 mußten sie die Abzeichen für Deutsche tragen und erhielten die jetzt für die Deutschen bestimmten jüdischen Lebensmittelrationen der NS-Zeit. Eine Reihe von ihnen wurde auch in die Internierungslager für Deutsche geschafft. Auch von finanziellen Restriktionen wird berichtet.
Entscheidend für die Lage des Judentums in der neuen CSR wurde dann die Behandlung, die das Problem der Rückerstattung des jüdischen, unter deutscher Herrschaft eingezogenen Eigentums erfahren hat. Die gesetzliche Grundlage hierfür bildete das Restitutionsgesetz vom 16. Mai 1946. Es enthielt die Bestimmung, daß enteigneter Besitz nur an national zuverlässige Personen zurückzuerstatten sei. ...
Nur diejenigen Juden, die den Nachweis führen konnten, daß sie niemals auf kulturellem Gebiet für das Deutschtum eingetreten waren, noch Deutsche oder Madjaren in führenden Stellungen beschäftigt hatten, und schließlich, daß sie bei einer Flucht ins Ausland in den alliierten Armeen gedient hatten, behielten Wohnrecht und Staatsbürgerschaft in der CSR. Die an-

deren verloren sowohl Eigentum wie Staatsbürgerrechte und konnten ein Gesuch stellen, aus der Republik auswandern zu dürfen.
Im allgemeinen nicht viel besser als die Lage der deutschen Juden war die Situation der sudetendeutschen Antifaschisten, soweit sie sich nicht vorbehaltlos, wie die führenden Kommunisten, mit der kollektiven Vergeltungspolitik gegen ihre Landsleute identifizierten. Es waren vorwiegend Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei in der Tschechoslowakei gewesen, die seit der Eingliederung des Sudetenlandes oder der Errichtung des Protektorats wegen ihrer Ablehnung der nationalsozialistischen Ideologie und ihres Eintretens für die Erhaltung der CSR verfolgt und zurückgesetzt worden waren, daneben auch vom NS-Regime verfolgte Geistliche und Angehörige der ehemaligen Christlichsozialen Partei.
Die gerade für diese Personengruppe gesetzlich vorgesehene Sonderbehandlung, vor allem die Zuerkennung der sog. Antifa-Legitimation mit dem Recht auf Kennzeichnung als Antifaschist (rote Armbinde) und auf die Lebensmittelzuteilung für Tschechen, hing meist von der parteipolitischen Einstellung der Nationalausschüsse oder Verwaltungskommissionen ab. Vielfach mußten auch die Antifaschisten für die Sünden des Regimes, das sie selbst verfolgt hatte, büßen, sie wurden enteignet, willkürlich verhaftet oder auch ausgetrieben. ...
Eine Ausnahmestellung innerhalb des Personenkreises, für den wegen seiner Verfolgung im Dritten Reich eine Sonderbehandlung vorgesehen war, hatten zunächst die sudetendeutschen Kommunisten. ... Entsprechend der Devise der Parteileitung setzten sich die deutschen Kommunisten meist vorbehaltlos für die kollektive Bestrafung ihrer Landsleute ein, beteiligten sich an den Vergeltungsaktionen und trugen durch Denunzierung deutscher Familien dazu bei, deren Lage zu verschlechtern.
Es blieb allerdings nicht aus, daß der in der kommunistischen Partei sich durchsetzende tschechische Nationalismus sich schließlich auch gegen ihre deutschen Mitglieder wandte und diese vielerorts nicht besser behandelt wurden als die übrigen Sudetendeutschen auch. Einzelne von ihnen suchten dem zu begegnen, indem sie ihr Deutschtum verleugneten und sich bemühten, möglichst rasch im Tschechentum aufzugehen. ...<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Gewalttaten und Zerstörung der Lebensgrundlagen in der Slowakei (x004/172-174):
>>... Außer einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Familien und Einzelpersonen, die aus eigener Initiative in der Heimat zurückblieben oder sich dem Abtransport entzogen, sind die Volksdeutschen der Slowakei in ihrer Gesamtheit evakuiert worden.
Nur sehr wenige erlebten daher den Einmarsch der sowjetischen Truppen in ihrer Heimat und wurden von den damit verbundenen Gewaltakten und den Zwangsmaßnahmen der sowjetischen Besatzungsarmee in der Slowakei betroffen. Die meisten Slowakeideutschen ereilte dieses Geschick in ihren Evakuierungsorten in Österreich, im Sudetenland oder im Protektorat. Da die Zurückgebliebenen zumeist fließend die Landessprache beherrschten, versuchten sie mit Hilfe ihrer slowakischen Bekannten und Verwandten unterzutauchen.
Auf diese Weise entzogen sie sich der Fahndung nach Deutschen, ein Teil von ihnen wurde aber zusammen mit Slowaken, die sich unter dem zusammengebrochenen Regime exponiert hatten, zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt.
Viel schlimmer wurde ihre Lage aber, als im Gefolge der Roten Armee die provisorische tschechoslowakische Regierung mit dem Sitz in Kaschau die Verwaltung gemäß dem sowjetisch-tschechoslowakischen Vertrag vom 8. Mai 1944 übernahm und die Partisanengruppen die Macht an sich rissen und sich schwere Übergriffe gegen wehrlose Deutsche zuschulden kommen ließen. Unter dem Eindruck der nun für die Volksdeutschen eintretenden Rechtlosigkeit trat die kurze Episode der sowjetischen Besatzung völlig in den Hintergrund.
Die im Gebiet der wiedererrichteten Tschechoslowakischen Republik, meist im Sudetenland untergekommenen Evakuierten, vorwiegend Zipser und Hauerländer, gerieten hier im allge-

meinen in die gegen die Sudetendeutschen und die reichsdeutschen Flüchtlinge gerichtete tschechische Politik. Beschlagnahme des geretteten Guts, Internierung, Zwangsarbeitseinsatz oder gar die Austreibung in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands waren hier ihr Geschick. Auf Grund ihrer slowakischen Sprachkenntnisse gelang es aber einem erheblichen Teil der Karpatendeutschen, sich als Slowaken auszugeben und sich den gegen die Deutschen ergriffenen Maßnahmen zu entziehen.
In dem allgemeinen Chaos wurde bei den Geflüchteten nur allzubald der Wunsch wach, sobald als möglich in ihre alten Wohnsitze heimzukehren, die in der Erinnerung noch als Stätten der Geborgenheit und Ordnung weiterlebten. Vielerorts forderten die tschechoslowakischen Behörden oder sowjetische militärische Dienststellen selbst die Evakuierten auf oder zwangen sie, innerhalb kurzer Frist die jetzigen Aufenthaltsorte zu verlassen.
Mancher Volksdeutsche konnte sich als Slowake tarnen und in Heimkehrertransporten slowakischer Repatriierter unterkommen. Wer noch Pferd und Wagen besaß, schloß sich mit anderen zu einem kleinen Treck zusammen, der Großteil versuchte auf eigene Faust, sich nach Osten durchzuschlagen. Der Rückwandererstrom setzte im Sommer 1945 ein und hörte endgültig erst 1946 auf, als schon die ersten Ausweisungstransporte aus der Slowakei wieder nach Westen rollten.
Wurden die Rückkehrer während des Transportes als Deutsche erkannt, verloren sie durch Raub und Plünderung die gesamte verbliebene Habe, ja sie hatten sogar um Leib und Leben zu fürchten. So wurden am 18. Juni 1945 in Prerau, einem Bahnknotenpunkt in Mähren, 247 Karpatendeutsche von Revolutionsgardisten aus einem Zuge geholt und erschossen.
Wer aber ohne Schaden zu erleiden tatsächlich bis in seinen Heimatort gelangte, sah sich hier Lebensverhältnissen gegenüber, denen er gerade durch die Rückkehr in den alten Wohnsitz zu entrinnen gehofft hatte. Denn die in der wiedererrichteten Tschechoslowakischen Republik gegen die Deutschen erlassenen Dekrete, Gesetze und Verordnungen galten in der Slowakei, die nun seit der Kaschauer Proklamation, unter Wahrung gewisser autonomer, dem Slowakischen Nationalrat zugestandener Rechte, wieder Bestandteil des tschechoslowakischen Staates geworden war, ebenso wie in den Sudetenländern.
Die Heimkehrer fanden ihre Häuser und Höfe versiegelt, von Slowaken bewohnt oder zum mindesten ausgeplündert. Sie mußten sich daher entweder auf dem eigenen Besitz oder bei bekannten Slowaken eine Notunterkunft suchen, in der sie sich mit den wenigen Habseligkeiten, die ihnen noch verblieben waren, und den notwendigsten Haushaltsgeräten, die ihnen mitleidige Nachbarn überlassen hatten, provisorisch einzurichten begannen.
Nach der polizeilichen Anmeldung wurden sie aber meist zur Zwangsarbeit herangezogen, mußten die Unterkünfte der sowjetischen Besatzungstruppen reinigen oder, in größeren Kommandos zusammengezogen, bei kärglichster Verpflegung und zumeist auch diffamierender Behandlung, die Schäden ausbessern, die während der Zeit der kurzen Kämpfe und des sowjetischen Einmarsches entstanden waren. …<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über das Schicksal der Volksdeutschen in der Tschechoslowakei (x010/44-46): >>In weitaus überwiegender Mehrzahl sind Schwerpunkte der Übergriffe im Innern Böhmens und Mährens sowie in den östlichen und mittleren Gebieten des Sudetenlandes zu verzeichnen, die zum sowjetischen Besatzungsgebiet gehörten.
...
In den einzelnen Gemeinden erreichten die Ausschreitungen Höhepunkte in den dem Prager Aufstand folgenden Wochen und Monaten, als dort Abteilungen der Revolutionsgarde sowie auch Einheiten der Befreiungsarmee ein Terrorsystem gegenüber den Deutschen entfachten. Aus einer Anzahl von Gemeinden wird über öffentliche Exekutionen berichtet, denen z.T. die Einsetzung improvisierter Volksgerichte vorausging. Die diesen vorgeführten Personen wurden während und nach den Verhören auf das schwerste mißhandelt oder auch zu Tode gefol-

tert. Angehörige der SS wurden vielfach gleich nach ihrer Verhaftung erschossen. Dasselbe Schicksal erlitten oft heimgekehrte Soldaten.
Die offizielle Einrichtung von außerordentlichen Volksgerichten stützte sich auf das Dekret des Präsidenten der Republik vom 19.06.1945 "über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte". Jedoch noch vor Verkündigung dieses Dekrets waren dem Berichtsmaterial zufolge allein mehr als 1.000 Menschen durch Mißhandlungen bei jenen improvisierten Schauprozessen durch Erschießen und Erhängen getötet worden.
Ein Geschehnis besonderer Art waren die Ausschreitungen in der Stadt Aussig am 31. Juli 1945, ausgelöst durch die Explosion eines Lagers deutscher Beutemunition in dem dortigen Vorort Schönpriesen, die von den Tschechen als deutsche Sabotageaktion des Werwolfs ausgelegt wurde. Mit weißen Armbinden gekennzeichnete Deutsche wurden auf den Straßen niedergeschlagen.
Als nach Arbeitsschluß die Arbeiter der Firma Schicht AG über die Elbebrücke zu ihren Wohnungen eilten, wurden sie von der aufgehetzten Menge auf der Brücke angegriffen, teils erschlagen oder in die Elbe geworfen. Auch die Frauen und Kinder erlitten dasselbe Schicksal. Die Angaben über die Anzahl der Opfer sind in den einzelnen Berichten unterschiedlich. Die Schätzungen betragen 700 bis 2.700 Personen.
... Zu den unmenschlichen Handlungen der Revolutionsgarde sowie der "Svoboda-Armee" sind ferner die sog. "wilden Ausweisungen" von Bewohnern ganzer Ortschaften zu rechnen, die ihren Höhepunkt in den Sommermonaten Juni und Juli 1945 erreichten. Die Ausgewiesenen grenznaher Kreise mußten tagelange Fußmärsche unter Mißhandlungen der Bewachungsmannschaft bei spärlichster Verpflegung zurücklegen.
Es wird berichtet, daß hierbei Kranke und Erschöpfte erschossen wurden. Mehr als 20.000 Brünner Deutsche, darunter Greise sowie Mütter mit kleinen Kindern, wurden Ende Mai 1945 zur österreichischen Grenze getrieben. Die Mehrzahl wurde dort von österreichischen Grenzwachen zurückgewiesen und mußte dann Wochen und Monate, teils auf freiem Feld, im grenznahen Pohrlitz unter unmenschlichen Verhältnissen verbringen. Die Zahl der hier Umgekommenen wird auf mehrere Tausende geschätzt.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Lager in der CSR (x004/91-94: >>... Die tschechische Regierung ging zu dem System über, tschechische Arbeiter aus Innerböhmen in die sudetendeutschen Industriebetriebe zu holen und an ihrer Stelle Sudetendeutsche als Zwangsarbeiter ins tschechische Gebiet zu verschicken.
Um diese Maßnahmen durchführen zu können, wurden nicht nur die Internierten und Häftlinge, sondern alle Deutschen und Madjaren männlichen Geschlechts vom 14. bis zum 60. und weiblichen Geschlechts vom 15. bis zum 50. Lebensjahr unter Arbeitspflicht gestellt. Meist war diese Regelung von den lokalen oder regionalen Behörden gleich nach der Wiedererrichtung der tschechoslowakischen Verwaltung eingeführt und erst durch das Dekret vom 19. September 1945 für alle Personen, die die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren hatten, nachträglich sanktioniert worden.
Nähere Richtlinien für die Durchführung dieses Dekrets wurden später in der Bekanntmachung des Innenministeriums vom 2. Dezember 1945 erlassen, deren Wortlaut eine zu Lasten der deutschen Arbeitskräfte gehende weite Auslegung gestattete. Soweit die deutschen Arbeiter - es handelte sich vorwiegend um die in lebenswichtigen Betrieben beschäftigten oder zur Anlernung von Tschechen belassenen Spezialisten - noch länger an ihren Arbeitsplätzen bleiben durften, löste das Gesetz vom 11. April 1946 ihre Arbeits- und Lehrverhältnisse auf und unterstellte sie den gleichen Bedingungen wie die Zwangsarbeiter. Gleichzeitig wurden auch die durch Verhaftung, Austreibung, Verschickung zur Zwangsarbeit usw. beendigten Arbeits-

und Lehrverhältnisse für rechtlich aufgelöst erklärt.
Einen großen Teil der zum Arbeitseinsatz gezwungenen Personen deportierte man ins tschechische Gebiet. Sie wurden in Razzien ausgehoben, bei denen die Bevölkerung ganzer Ortschaften zusammengetrieben und abtransportiert wurde, oder aber durch Einzelverpflichtungen, die das jeweilige Arbeitsamt vornahm. Ohne Rücksicht riß man Familien auseinander. Sie fanden oft erst vor der Aussiedlung oder Jahre danach in Deutschland wieder zusammen.
Die zum Arbeitseinsatz Verschleppten wurden vorwiegend in Bergwerken, Industriebetrieben und in der Landwirtschaft beschäftigt, wie überhaupt in allen Berufssparten, die schlecht bezahlt wurden oder besonders hohe körperliche Anstrengung erforderten und aus denen die Tschechen abgewandert waren.
Besonders harte Arbeits- und Lebensbedingungen bestanden für die deutschen Zwangsarbeiter in den Industriegebieten von Mährisch Ostrau und Kladno und in vielen landwirtschaftlichen Betrieben Innerböhmens.
Berüchtigt waren die Arbeitslager des großen Hüttenwerks Witkowitz. Die Behandlung und Verpflegung hingen vielfach nach sowjetischem Vorbild von der Arbeitsleistung nach festgesetzten Normen ab, und da die Ernährung keinesfalls den harten Anforderungen am Arbeitsort entsprach, waren Krankheitsfälle, vorwiegend Hungerödeme, besonders häufig. Aus Schikane setzte man Angehörige der geistigen Berufe zu besonders schweren und gefahrvollen Arbeiten ein. Den ungewohnten körperlichen Anstrengungen waren sie nicht gewachsen; ihr Anteil an den Krankheits- und Todesfällen war deshalb besonders hoch.
In einigen Lagern, in denen Revolutionsgardisten und SNB-Leute nach eigenem Ermessen Strafmaßnahmen trafen und die Insassen quälten, bedeutete die sogenannte Freizeit nur eine Fortsetzung der Demütigungen und Erniedrigungen. Um aber wenigstens tagsüber den Quälereien und dem Mutwillen der Lagerwachen zu entgehen, meldeten sich selbst die Kranken zum Arbeitseinsatz. Die Zustände besserten sich erst, als die Krankheitsfälle sich immer mehr häuften und die Leistungen infolge Unterernährung in einem solchen Maße sanken, daß die Betriebe um die Erfüllung des ihnen im Rahmen der Planwirtschaft auferlegten Solls fürchteten und sich für eine bessere Behandlung und Ernährung der Zwangsarbeiter einsetzten.
Für die in die tschechische Industrie und in die Lager gebrachten Personen war es so gut wie unmöglich, aus dem Zwangsarbeitssystem entlassen zu werden. Alle dahingehenden Bemühungen der Familienangehörigen, die nicht selten durch den Zwangsarbeitseinsatz ihres Ernährers in bittere Not gerieten, scheiterten an den polizeistaatlichen Schranken. In einzelnen Fällen hatten Interventionen tschechischer Bekannter einen Erfolg. Völlige Arbeitsunfähigkeit infolge der erlittenen Entbehrungen und Mißhandlungen, die nicht selten jahrelanges Siechtum zur Folge hatten, war oft der einzige Entlassungsgrund.
Erst als die Aussiedlungsaktion Anfang 1946 einsetzte, war die Möglichkeit gegeben, die Familienangehörigen für die geschlossene Ausweisung anzufordern, vorausgesetzt, daß ihr Aufenthaltsort überhaupt bekannt war.
Die Verschickung ins innertschechische Gebiet war wohl die schlimmste Auswirkung des alle Sudetendeutschen erfassenden Zwangsarbeitssystems. Aber auch die in den Heimatorten verbliebenen Deutschen waren diesem System unterworfen, sie wurden zu allen Arbeiten in der Landwirtschaft, zu Aufräumungsarbeiten, zum Straßenbau herangezogen.
Zum Teil mußten sie in ihren enteigneten Betrieben und auf den Höfen für die Nationalverwalter weiter arbeiten. Die Revolutionsgarde oder SNB nahm für vorübergehend anfallende Arbeiten die Deutschen oft wahllos auf der Straße fest und stellte sie zu Arbeitskolonnen zusammen. In verschiedenen Orten scheute der Národni Výbor nicht davor zurück, die Deutschen beim sonntäglichen Kirchgang aufzugreifen oder an Sonntagen zum Straßenkehren oder zur Instandsetzung der Grünanlagen heranzuziehen, deren Betreten sonst für sie verboten war.<<

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Internierungslager in der Slowakei (x004/174-176): >>… Bald wurden dann Orts- und Bezirkslager (am bekanntesten waren Nováky in der Mittelslowakei und Limbach und Engerau im Preßburger Gebiet) errichtet, in die alle Deutschen, deren man habhaft werden konnte, eingewiesen wurden. Die späteren Rückkehrer wurden gleich nach ihrer Registrierung interniert und vom Lager aus zur Arbeit eingesetzt. Unter diese Internierungsaktion fielen wohl alle Deutschen ziemlich vollständig, mit Ausnahme einiger, die sich ihr mit Hilfe slowakischer Freunde oder Verwandten bis zur Ausweisung entziehen konnten.

Die Kommandanturen der einzelnen Internierungslager waren in den ersten Monaten nach dem Umsturz fast ausschließlich mit ehemaligen Partisanen besetzt, die ihren Haß gegen die Deutschen in systematischer kleinlicher Quälerei oder in unbeherrschten Wutausbrüchen an den Häftlingen ausließen.

Gefürchtet waren die Lager indessen in erster Linie wegen des Hungers. Die Unterernährung der Lagerinsassen machte vor allem alte Leute und Kinder gegen Infektionskrankheiten besonders anfällig, so daß die Sterbeziffer bald hoch anstieg. Eine gewisse Erleichterung brachte es, daß in den Lagern Besuche empfangen werden durften und auch in der Freizeit und an Feiertagen der Ausgang erlaubt war.

Für die arbeitsfähigen Volksdeutschen, Männer wie Frauen, hatten die Internierungslager mehr den Charakter von Zwangsunterkünften als von Haftanstalten. Sie wurden tageweise oder auch für längere Zeiträume von Behörden oder Privatpersonen für eine bestimmte Summe "herausgekauft".

Da die Käufer verpflichtet waren, die Arbeitskräfte außerhalb des Lagers zu verpflegen, litt diese Gruppe nicht so offensichtlich unter Nahrungsmangel. Diese "herausgekauften" Volksdeutschen lebten oft monatelang bei ihrem Arbeitgeber, häufig einem slowakischen Bekannten oder auch Verwandten als Knecht, wechselten dann, wenn ihre Arbeitskraft nicht mehr benötigt wurde oder wenn sie ein günstigeres Angebot hatten, ihren Arbeitsplatz und entzogen sich auf diese Weise der Kontrolle der Lagerleitung.

Bei solchen Existenzbedingungen war die Lebensgemeinschaft der deutschen Volkgruppe längst zerstört, bevor die Austreibung eingesetzt hatte. Dazu trugen auch noch alle diejenigen Maßnahmen bei, die im ganzen Staatsgebiet der CSR gegen die Deutschen ergriffen wurden. Hierin unterschied sich die Lage in der Slowakei nicht von der in Böhmen und Mähren-Schlesien. Auch hier wurden sämtliche Einrichtungen des deutschen Kulturlebens - Schulen, Vereine, Genossenschaften - aufgelöst und enteignet.

Auch vor den kirchlichen Institutionen wurde nicht haltgemacht. Die Deutsche Evangelische Kirche ... in der Slowakei wurde im August 1945 aufgelöst und ihr Vermögen der Slowakischen Evangelischen Kirche übergeben. Ebenso ging das Vermögen der deutschen katholischen Kirchengemeinden an die slowakischen über. Gottesdienste in deutscher Sprache wurden verboten. Mit ihren Gemeinden mußten auch die Pfarrer das Land verlassen.

Gleichwohl hat es ganz allgemein auf die Lage der Volksdeutschen in der Slowakei bestimmend eingewirkt, daß hier nicht das deutsche, sondern das madjarische Minderheitenproblem im Vordergrund stand. Nach der Rückgliederung der 1938 an Ungarn gefallenen Gebiete war es bis Ende November 1947 zu erregten Auseinandersetzungen mit Ungarn gekommen, die mit einem begrenzten "Austausch" von slowakischen Madjaren mit ungarischen Slowaken, teilweise aber mit einer gewaltsamen Verpflanzung der Madjaren von der Slowakei nach Böhmen endeten.

Dazu traten die heftigen innerslowakischen Spannungen zwischen den der Kollaboration beschuldigten Autonomisten und den gesamtstaatlich-tschechoslowakisch orientierten Gruppen, zwischen bäuerlich-kirchlichen Kreisen und Kommunisten; all dies hat von der deutschen

Frage abgelenkt und die Durchführung der gegen die Deutschen gerichteten Maßnahmen im letzten doch gemildert.
Der slowakische Bauer entdeckte bald, daß das neue Regime in seinen Praktiken die propagierte Freiheit in keiner Weise verwirklichte und behielt sein natürliches Gefühl für Recht und Unrecht mehr als der radikalisierte Tscheche.
Die Verordnungen als solche blieben wohl in aller Schärfe bestehen. Mit ihnen blieb die offizielle Diffamierung aller Deutschen, aber die private Sphäre, das persönliche Miteinander-Zurechtkommen, war von einem verträglicheren Geist erfüllt. Die kleine Gruppe der fanatischen Deutschenfeinde - Opfer des NS-Regimes, die an den Volksdeutschen Vergeltung üben wollten oder die in der Mehrzahl kommunistisch gesinnten Partisanen - war im öffentlichen Leben nicht mehr allein bestimmend. Willkür und Haßausbrüche wurden Einzelerscheinungen.
Alle diese Erleichterungen, die dem Schicksal der Slowakeideutschen viel von seiner Härte genommen haben, ändern allerdings nichts an der Tatsache, daß die Deutschen in der Slowakei Entrechtete waren, die keine legale Möglichkeit hatten, einen normalen, ihrer Ausbildung und ihrer Fähigkeit entsprechenden Arbeitsplatz zu erhalten oder gar Besitz zu erwerben. Sie lebten gleichsam auf Abruf, jederzeit auf eine weitere Verschlechterung ihrer Situation gefaßt, aber immer noch in der Hoffnung, daß sich die Verhältnisse normalisieren und damit bessern würden.
Wer die Ausweglosigkeit der Situation erkannte oder die Unsicherheit dieser aufgezwungenen Lebensführung nicht ertragen konnte, ergriff jede sich bietende Gelegenheit, nach Österreich und von dort weiter nach Westdeutschland zu flüchten. Besonders Rückkehrer, deren Angehörige nach der Evakuierung im Westen geblieben waren und den Flüchtenden dort eine Aufnahmemöglichkeit boten, zogen den Sprung über die grüne Grenze einem ungewissen Leben in der Heimat vor.
Der größte Teil der zu dieser Zeit noch in der Slowakei lebenden Deutschen blieb jedoch im Lande, bis auch ihm die anlaufende Ausweisungsaktion keine Wahl mehr ließ.<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Internierungslager in der Tschechoslowakei (x010/45-47): >>Unmittelbar nach Beginn des Prager Aufstandes begann auch in großem Umfange die Verbringung von Deutschen in Gefängnisse und Lager.
Nach Ermittlung des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes bestanden in der Tschechoslowakei 1.215 Internierungslager, 846 Arbeits- und Straflager und 215 Gefängnisse, in denen 350.000 Deutsche längere oder kürzere Zeit festgehalten worden sind. ... Unmenschliche Verhältnisse führten zum Tode von Lagerinsassen durch Kräfteverfall und Epidemien, verursacht durch mangelhafte Ernährung, fehlende Medikamente, unhygienische Verhältnisse und durch Depressionen infolge sadistischer Mißhandlungen. Sehr hoch war die Sterblichkeitsziffer bei Kindern und älteren Leuten. Von den Arbeitslagern wiesen die der Bergwerke eine besonders hohe Sterblichkeit auf.
Erheblich war jedoch auch die Anzahl der Opfer willkürlicher Erschießungen und Mißhandlungen durch Kommandanten und Wachmannschaften der Lager; diese setzten sich vorwiegend aus Angehörigen der Revolutionsgarde, die in die SNB übernommen worden waren, zusammen. Zum Beispiel wurden von Anfang Mai bis Anfang Juli 1945 in dem berüchtigten Hanke-Lager (Kreis Mährisch Ostrau) 350 Insassen zu Tode gefoltert. ...
Die Zurückgebliebenen wurden nach Besetzung der Slowakei durch die Rote Armee und Errichtung des neuen Regimes, sobald sie als Deutsche erkannt wurden, in Lager interniert und zum Arbeitseinsatz "vermietet". Die Verhältnisse in den Lagern, die zumindest in den ersten Monaten unter Aufsicht ehemaliger Partisanen standen, unterschieden sich im allgemeinen nicht von denen in Böhmen und Mähren. ...
Die Lager wurden ... aufgefüllt durch zurückkehrende Karpatendeutsche aus den Sudetenlän-

dern, die sich slowakischen Repatrianten angeschlossen hatten. Zu Mißhandlungen durch slowakische Soldaten kam es bei ihrem Eintreffen auf den Zielstationen der Transporte. Eine Massenerschießung von 247 Karpatendeutschen, darunter Frauen und Kinder, die aus Lagern im Kreis Saaz/Sudetenland zurückkehrten, fand am 18.6.1945 noch vor Erreichung des Gebietes der Slowakei in der Nähe des Bahnhofs Prerau/Mähren statt. Die Deutschen wurden aus dem Zuge geholt - angeblich von slowakischen Soldaten - und in einem in der Nähe gelegenen Wald zur Exekution geführt. ...
Nach Schätzungen muß bei einer Gesamtzahl von 350.000 in Gefängnisse und Lager verbrachten Deutschen mit ca. 100.000 Opfern gerechnet werden. A. Bohmann: "Das Sudetendeutschtum in Zahlen", München 1959, Seite 199, schätzte die Anzahl der in Lager überführten Sudetendeutschen auf mindestens 1 Million.<<

Dekrete, Verordnungen und Pressemeldungen der tschechoslowakischen Exilregierung der Nationalen Front und der tschechoslowakischen Regierung sowie amtliche Bescheide und Bekanntmachungen von 1944 bis 1949

General Ingr (Befehlshaber der tschechischen Streitkräfte im Ausland) ruft am 3. November 1944 über den Londoner Rundfunk zur Rache auf (x046/278): >>Wenn unser Tag kommt, wird die ganze Nation dem alten Kriegsruf der Hussiten folgen: Schlagt sie, tötet sie, laßt niemanden am Leben! Jedermann sollte sich bereits jetzt nach der bestmöglichen Waffe umsehen, die die Deutschen am stärksten trifft. Wenn keine Feuerwaffe zur Hand ist, sollte man irgendeine sonstige Waffe vorbereiten und verstecken – eine Waffe, die schneidet oder sticht oder trifft.<<

Eine amerikanische Journalistin berichtet am 28. November 1944 über ein Gespräch mit dem tschechischen Exilminister Stransky (x025/89): >>Stransky ... glaubt, die Verhältnisse im Sudetenland nach dem Waffenstillstand würden derartige sein, daß sich das deutsche Problem zum guten Teil ohne Transfer von selber lösen wird. Die sudetendeutsche Bevölkerung würde sogar ohne offiziellen Transfer drastisch reduziert werden. ... Es wird ein schreckliches Elend geben. Es wird daher erwartet, daß es in der ersten Periode nach der Befreiung im Sudetenland eine sehr hohe Sterblichkeit geben wird.<<

Im Londoner und Moskauer Rundfunk sendet man am 26. Februar 1945 einen Aufruf der "Tschechischen Nationalen Front" (x004/51): >>... Greift die verfluchten Deutschen an und erschlagt die Okkupanten, bestraft die Verräter, bringt die Feiglinge und die Schädlinge des nationalen Kampfes zum Schweigen.<<

Am 5. April 1945 nimmt die neue tschechoslowakische Regierung der Nationalen Front das "Kaschauer Programm" an (x004/184-202): >>I. Nach mehr als 6 Jahren Fremdherrschaft ist die Zeit gekommen, in der über unserem geprüften Vaterland die Sonne der Freiheit aufgeht. Auf ihrem glorreichen Siegeszug gegen Westen hat die Rote Armee die ersten Teile der Tschechoslowakischen Republik befreit. Auf diese Weise war es dank unseres großen Verbündeten, der Sowjetunion, möglich, daß der Präsident der Republik in das befreite Gebiet zurückkehren und daß hier, wieder auf heimatlichem Boden, die neue tschechoslowakische Regierung gebildet werden kann.

Die neue Regierung ist die Regierung einer breiten Nationalen Front der Tschechen und Slowaken und wird von den Vertretern aller sozialen Schichten und politischen Richtungen gebildet ...

II. ... Im Hinterland des Feindes wird die Regierung den allnationalen Kampf der breitesten Massen gegen die Okkupanten organisieren, sie wird darauf hinwirken, daß das tschechische Volk opferfreudig seinen bisherigen heldenhaften Kampf steigert ...

III. In Würdigung der außerordentlichen Verdienste der Roten Armee um unsere Befreiung sowie ihrer entscheidenden Rolle bei der Sicherung unserer Zukunft und um der unerreichbaren Kriegskunst, der beispiellosen Selbstaufopferung und dem grenzenlosen Heldentum ihrer Angehörigen zu huldigen, hat die Regierung den Wunsch, die kriegerische Zusammenarbeit der tschechoslowakischen Armee mit der Roten Armee noch weiter zu festigen ...

IV. Als Ausdruck der nie endenden Dankbarkeit der tschechischen und der slowakischen Nation der Sowjetunion gegenüber wird die Regierung die engste Bundesgenossenschaft mit der siegreichen slawischen Großmacht im Osten zur unabdingbaren Leitlinie der auswärtigen Politik machen. Der tschechoslowakisch-sowjetische Vertrag vom 12. Dezember 1943 über die gegenseitige Hilfsleistung, Freundschaft und Nachkriegs-Zusammenarbeit wird für alle Zukunft die außenpolitische Position unseres Staates bestimmen. Mit Hilfe der Sowjetunion wird die Befreiung der Tschechoslowakischen Republik vollendet werden ...

Die Regierung wird von Anfang an die praktische Zusammenarbeit mit der Sowjetunion durchführen, und zwar in jeder Richtung - militärisch, politisch, wirtschaftlich, kulturell - ...

Es wird das Bestreben der Regierung sein, bei der endgültigen Zermalmung Hitler-Deutschlands, bei der Vollstreckung der Strafe an Deutschland, bei der Auferlegung der deutschen Reparationen, bei der Festsetzung der neuen Grenzen und bei der Organisation des künftigen Friedens so eng wie möglich an der Seite der Sowjetunion und im Verein mit den übrigen slawischen und demokratischen Staaten zu stehen.
Die Regierung wird ihre wichtige Aufgabe darin sehen, einen festen Bündnisverband mit dem neuen demokratischen Polen zu verwirklichen. ... Soweit es sich um Polen handelt, wird die Regierung bestrebt sein, die unglückselige Vergangenheit in Vergessenheit geraten zu lassen und das Verhältnis der Tschechoslowakei zu dem neuen Polen von Anfang an auf eine neue Grundlage zu stellen, auf die Grundlage der slawischen Brüderschaft.
Der slawischen Linie ihrer auswärtigen Politik wird die Regierung auch darin folgen, daß sie die freundschaftlichste Verbindung mit dem neuen Jugoslawien anknüpfen und eine Form neuer Beziehungen auch zu dem slawischen Bulgarien finden wird. ...
Die freundschaftlichen Beziehungen zu England, dessen Hilfe während des Krieges wir hoch einschätzen, wie auch zu den USA wird die Regierung in ähnlicher Weise stärken wie die besonders enge Freundschaft mit Frankreich, wobei es ihr Bestreben sein wird, daß die Tschechoslowakei einen aktiven Beitrag bei der Errichtung einer neuen Ordnung im befreiten, demokratischen Europa leistet.
V. ... Alle Volksverräter und Helfershelfer des Feindes werden ... im Sinne des Dekretes des Präsidenten der Republik über die Bestrafung der Kriegsverbrecher, der Verräter und Kollaborateure und über die Errichtung von Volksgerichten des aktiven und passiven Wahlrechtes entkleidet. Gewährleistet werden voll und ganz die verfassungsmäßigen Freiheitsrechte, insbesondere die persönliche Freiheit, die Versammlungsfreiheit, die Koalitionsfreiheit, die freie Meinungsäußerung durch Wort, Druck und Schrift, die Freiheit des Hauses, das Briefgeheimnis, die Lehr- und Gewissensfreiheit sowie die Freiheit des religiösen Bekenntnisses. Eine Diskriminierung der Bürger der Republik aus rassischen Gründen wird nicht zugelassen werden.
VI. ... In Anerkennung dessen, daß die Slowaken Herren in ihrem slowakischen Lande sein sollen, ebenso wie die Tschechen in ihrer tschechischen nationalen Heimat, und daß die Republik als gemeinschaftlicher Staat der gleichberechtigten Nationen, der tschechischen und der slowakischen erneuert wird, gibt die Regierung dieser Anerkennung in wichtigen staatspolitischen Akten Ausdruck. ...
VIII. Die furchtbaren Erfahrungen, welche die Tschechen und Slowaken mit der deutschen und madjarischen Minderheit gemacht haben, die zu einem großen Teil das gefügige Werkzeug einer gegen die Republik gerichteten auswärtigen Eroberungspolitik bildeten, und von denen sich vor allem die tschechoslowakischen Deutschen direkt zu einem Ausrottungsfeldzug gegen das tschechische und slowakische Volk hergaben, zwingen die wiederhergestellte Tschechoslowakei zu einem tiefgreifenden und dauerhaften Eingriff.
Die Republik hat nicht den Wunsch, ihre loyalen deutschen und madjarischen Bürger zu verfolgen, und sie wird sie auch nicht verfolgen, und vor allem nicht diejenigen, welche ihr auch in den schwersten Zeiten die Treue gehalten haben; gegen die Schuldigen aber wird streng und unerbittlich vorgegangen werden, wie dies das Gewissen unserer Völker, das heilige Andenken an unsere zahllosen Märtyrer und die Ruhe und Sicherheit künftiger Geschlechter fordern. ...
Die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft der übrigen tschechoslowakischen Bürger deutscher und madjarischer Nationalität wird aufgehoben ... Diejenigen Deutschen und Madjaren, welche wegen eines Verbrechens gegen die Republik und gegen das tschechische und slowakische Volk vor Gericht gestellt und verurteilt werden, werden der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft für verlustig erklärt und aus der Republik für immer ausgewiesen, soweit

über sie nicht die Todesstrafe verhängt wird. ...
IX. ... Soweit es sich um die deutschen und madjarischen Kriegsverbrecher handelt, wird die Regierung für ihre sofortige Unschädlichmachung, Einkerkerung und Überstellung an die außerordentlichen Volksgerichte sorgen. ... Es werden Lager zur Konfinierung der deutschen und madjarischen Angehörigen eingerichtet, welche irgendeine Verbindung mit den nazistischen und faschistischen Organisationen, mit deren Apparat und deren bewaffneten und terroristischen Formationen hatten. ...
Als Hochverräter der Republik wird die Regierung den Protektoratspräsidenten Hacha und alle Mitglieder der Regierung Beran ... vor das Nationalgericht stellen. ... Abgerechnet wird mit den verräterischen Journalisten, die sich verkauft und den Deutschen gedient haben. Verfolgt werden die Funktionäre des "Kuratoriums für die Erziehung der tschechischen Jugend", die Mitglieder der "Vlajka" ... und (Mitglieder) ähnlicher Organisationen, welche den Deutschen dienten ...
In der Slowakei werden vor Gericht gestellt die aktiven Helfer des Tiso- und Verräterregimes, die Schergen der Hlinkagarde und der slowakischen Gestapo ... und insbesondere auch diejenigen, welche ... in irgendeiner Weise an den Gewalttaten und Bestialitäten der Deutschen gegen das slowakische Volk teilgenommen haben. ...
XI. ... Es wird ein Nationaler Bodenfonds errichtet. In den Nationalen Bodenfonds wird aller Boden, die Gebäude, das tote und lebende Inventar eingebracht, soweit es gehört: den deutschen und madjarischen Adligen und Großgrundbesitzern, ohne Rücksicht auf ihre Staatsangehörigkeit, wie auch anderen Bürgern feindlicher Staaten, insbesondere Deutschlands und Ungarns, ... die der Zerschlagung und Besetzung der Tschechoslowakei aktiv Vorschub geleistet haben. ...
Das oben angeführte Grundeigentum und das mit ihm zusammenhängende Vermögen wird entschädigungslos enteignet. ...
XIII. Länger als 6 Jahre haben die Okkupanten mit Hilfe der Verräter unsere Nationen ausgeraubt. Das Plündern durch die Fremden hat jetzt am Vorabend ihrer Vertreibung aus unseren Ländern seinen Höhepunkt erreicht. Der Feind läßt überall hinter sich eine Wüste ...
XV. ... Es wird eine Säuberung der Schulen und der anderen Kulturinstitute von den Personen durchgeführt, welche in diesem Bereich mit den Okkupanten zusammengearbeitet haben. ... Alle deutschen und madjarischen Schulen in den tschechischen und slowakischen Städten werden geschlossen, darunter auch die Prager Deutsche Universität und die Deutschen Technischen Hochschulen in Prag und Brünn, die sich als die übelsten faschistischen und hitlerischen Brutstätten bei uns erwiesen haben. Auch die deutsche Lehrerschaft der Volks- und Mittelschulen gehörte zu den Hauptstützen des Hitlerismus ... und weil das eine Massenerscheinung ist, werden - bis zur endgültigen Entscheidung über die deutsche Frage - überhaupt alle deutschen Schulen geschlossen. ...
Die slawische Orientierung unserer Kulturpolitik wird in Übereinstimmung mit der neuen Bedeutung des Slawentums in der internationalen wie auch in unserer tschechoslowakischen Politik im besonderen verstärkt werden. ...
Vollkommen neu aufgebaut wird auch in kultureller Hinsicht unser Verhältnis zu unserem größten Verbündeten - der UdSSR. ... Die russische Sprache wird deshalb im neuen Lehrplan die erste Stelle unter den Fremdsprachen einnehmen. ...<<
Die tschechischen Partisanen und Widerstandskämpfer sollen außerdem größere Beteiligungen am beschlagnahmten deutschen Vermögen und zusätzliche Privilegien erhalten (x004/69).
Der stv. kommunistische Ministerpräsident Gottwald unterzeichnet am 11. Mai 1945 folgenden Aufruf der tschechoslowakischen Regierung (x004/70): >>Die neue Republik wird ein slawischer Staat, die Republik der Tschechen und Slowaken sein. Die Deutschen und Ungarn, die sich gegen unsere Völker und gegen die Republik so schwer vergangen haben, werden wir

der Staatsbürgerschaft als verlustig betrachten und werden sie schwer bestrafen. Die Nationalausschüsse sollen damit sofort anfangen.
Macht alle aktiven Nazisten unschädlich und beschlagnahmt ihr Vermögen zugunsten der Nation und des Staates. ... Beschlagnahmt und gebt in die Nationalversammlung das Eigentum von Deutschen, Verrätern und Kollaboranten. ... Bereitet auf dem Lande die Konfiskation des Bodens vor, der dem fremden Adel, Deutschen, Verrätern und Kollaboranten gehörte. ...<<
Der tschechische Unterrichtsminister Nejedly erläutert am 12. Mai 1945 das neue Volksbildungsprogramm der Regierung (x004/95): >>... Selbstverständlich werden alle deutschen Schulen geschlossen werden. ...<<
Der tschechische Minister für Erziehung erteilt am 18. Mai 1945 folgende Weisung (x004/96): >>Der Unterricht deutscher Schüler wird sofort eingestellt. Schüler deutscher Nationalität werden nicht in tschechische Nationalschulen aufgenommen.<<
Der Präsident der Republik erläßt am 19. Mai 1945 ein Dekret über die Ungültigkeit von vermögensrechtlichen Rechtsgeschäften aus der Zeit der Unfreiheit und über die nationale Verwaltung der Vermögenswerte der Deutschen und Madjaren, der Verräter und Kollaboranten und verschiedener Organisationen und Anstalten (x004/204-205): >>Auf Vorschlag der Regierung bestimme ich: ...
§ 2 (1) Das im Gebiete der Tschechoslowakischen Republik befindliche Vermögen der staatlich unzuverlässigen Personen wird gemäß den weiteren Bestimmungen dieses Dekretes unter nationale Verwaltung gestellt. ...
§ 4 Als staatlich unzuverlässige Personen sind anzusehen:
a) Personen deutscher oder madjarischer Nationalität.
b) Personen, die eine gegen die staatliche Souveränität ... der Tschechoslowakischen Republik gerichtete Tätigkeit entfaltet haben ...
§ 6 Als Personen deutscher oder madjarischer Nationalität sind Personen anzusehen, die sich bei irgendeiner Volkszählung seit dem Jahre 1929 zur deutschen oder madjarischen Nationalität bekannt haben oder Mitglieder nationaler Gruppen, Formationen oder politischer Parteien geworden sind, die sich aus Personen deutscher oder madjarischer Nationalität zusammensetzten. ...<<
Der nationale Sicherheitsdienst der Stadt Troppau im Sudetenland verkündet am 26. Mai 1945 folgende Verordnung (x004/315): >>Mit sofortiger Gültigkeit wird angeordnet, daß alle Personen deutscher Nationalität vom 6. Lebensjahr an folgende Kennzeichnung tragen; eine weiße Scheibe im Durchmesser von 15 cm und auf ihr, aus schwarzer Leinwand aufgenäht, ein "N" in der Stärke von 2 cm, dessen Rand 1 cm von der Umrißlinie des Kreises entfernt ist. Diese Kennzeichnung wird auf der linken Brustseite getragen. Deutsche, die in der NSDAP, in der SA, SS, NSV, NSKK, HJ oder in anderen Gliederungen der Partei organisiert waren, müssen diese Zeichen auch auf dem Rücken tragen, also 2 - eines auf der Brust und das zweite auf dem Rücken.
Allen Deutschen wird die Fahrt mit öffentlichen Beförderungsmitteln, der Besuch öffentlicher (Einrichtungen) und Unterhaltungslokale und Anlagen (Parkanlagen) verboten. Allen Deutschen ist verboten, ab 20 Uhr ihre Wohnungen zu verlassen. Bei Begegnungen eines russischen oder tschechoslowakischen Offiziers müssen die Deutschen den Hut abnehmen und müssen in entsprechendem Abstand vorbeigehen. Der Einkauf in den Geschäften ist eine Stunde vor der Sperre erlaubt.
Die Abzeichen laut angeordnetem Muster muß jeder Deutsche sich selbst anschaffen. Die Nichtbefolgung dieses Befehls ist strafbar. Strafbar macht sich ebenfalls jeder Bürger anderer Nationalität, der auf irgendeine Weise die Deutschen begünstigt oder ihnen hilft. Die österreichischen Staatsangehörigen unterliegen diesen Bestimmungen nur dann, wenn sie bei der

NSDAP, der SA, SS, NSV ... oder in einer anderen Gliederung der NSDAP organisiert waren.<<

Die nationalsozialistische Benesch-Partei veröffentlicht am 31. Mai 1945 die Broschüre "My a Nemci" - "Wir und die Deutschen" - (x004/71): >>... Der Teufel spricht deutsch.

Es gibt keine guten Deutschen, es gibt nur schlechte und noch schlimmere. Derjenige tschechische Vater, der seine Kinder nicht zum Haß gegen die deutsche Lügenkultur und Unmenschlichkeit erzieht, ist nicht nur ein schlechter Vaterlandsanhänger, sondern auch ein schlechter Vater. ... Wie kann man nur ein tschechisches Kind dazu erziehen, solche deutschen Mitmenschen zu lieben? ...

Das ganze deutsche Volk ist für Hitler, Himmler, Henlein und für Frank verantwortlich, und das ganze Volk muß auch die Strafen für die begangenen Verbrechen tragen. Jeder von uns müßte es als inhuman, unmenschlich betrachten, wenn die Deutschen ihrer totalen Bestrafung entgehen würden.<<

Der Präsident der Republik erläßt am 19. Juni 1945 ein Dekret über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte (x004/211-223): >>Nach unnachsichtiger Gerechtigkeit rufen die unerhörten Verbrechen, welche die Nazisten und ihre verräterischen Mitschuldigen der Tschechoslowakei gegenüber begangen haben.

Die Verknechtung des Vaterlandes, das Morden, die Versklavung, die Plünderungen und die Demütigungen, deren Opfer das tschechoslowakische Volk war, und alle diese qualifizierten deutschen Bestialitäten, bei denen leider auch untreu gewordene tschechoslowakische Bürger mitgeholfen oder mitgewirkt haben, wobei einige von ihnen auch hohe Ämter, Mandate oder Ränge mißbrauchten, müssen unverzüglich die verdiente Strafe erhalten, damit das nazistische und faschistische Übel von den Wurzeln her zerstört wird. Deshalb bestimme ich auf Vorschlag der Regierung folgendes: ...

Verbrechen gegen den Staat.

§ 1 ... Anschläge gegen die Republik (§ 1), (werden) mit dem Tode bestraft; ...

§ 3 (1) Wer in der Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik (§ 18) die faschistische Bewegung oder nazistische Bewegung propagiert oder unterstützt hat, ...wird, wenn er keine strenger zu bestrafende Handlung begangen hat, wegen Verbrechens mit schwerem Kerker von 5 bis 20 Jahren bestraft, hat er jedoch ein solches Verbrechen in der Absicht begangen, das nationale oder staatliche Bewußtsein des tschechoslowakischen Volkes, insbesondere der tschechoslowakischen Jugend zu zerstören, so wird er mit schwerem Kerker von 10 bis 20 Jahren und bei Vorliegen besonders erschwerender Umstände mit schwerem Kerker von 20 Jahren bis lebenslänglich oder mit dem Tode bestraft. ...

Verbrechen gegen Personen.

§ 5 (1) Wer in der Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik (§ 18) im Dienste oder im Interesse Deutschlands oder seiner Verbündeten ... folgende Verbrechen begangen hat:

a) Nach dem Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, ... das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit durch Menschenraub, der öffentlichen Gewalttätigkeit durch Behandlung eines Menschen als Sklaven, des Mordes, des Totschlages und der schweren körperlichen Beschädigung ... und des Kindesraubes, wird mit dem Tode bestraft. ...

§ 6 (1) Wer in dem gleichen Zeitraum der erhöhten Bedrohung der Republik (§ 18) zugunsten der Kriegsanstrengungen Deutschlands oder seiner Verbündeten Zwangs- und Pflichtarbeit angeordnet sowie derjenige, welcher beim Erlassen und bei der Durchführung einer solchen Anordnung mitgewirkt hat, wird, wenn er kein strenger zu bestrafendes Verbrechen begangen hat, wegen Verbrechens mit schwerem Kerker von 5 bis 10 Jahren bestraft. ...

Verbrechen wieder das Vermögen.

§ 8 (1) Wer in der Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik (§ 18) im Dienste oder im Inter-

esse Deutschlands oder seiner Verbündeten ... folgende Verbrechen begangen hat:
a) Nach dem Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852, ... das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit durch boshafte Beschädigung fremden Eigentums, ... Verbrechen der Brandstiftung, des Raubes, ... wird mit dem Tode bestraft. ...
Denunziantentum.
§ 11 Wer in der Zeit der erhöhten Bedrohung der Republik im Dienste oder im Interesse des Feindes ... einen anderen wegen irgendeiner wirklichen oder erfundenen Tat angezeigt hat, wird wegen Verbrechens mit schwerem Kerker von 5 bis 10 Jahren bestraft. ... Hatte die Anzeige zur mittelbaren oder unmittelbaren Folge den Verlust der Freiheit einer größeren Zahl von Menschen oder eine schwere Gesundheitsschädigung, so wird als Strafe lebenslänglicher Kerker, hatte sie den Tod irgend jemandes zur Folge, die Todesstrafe verhängt. ...
§ 14 Verurteilt das Gericht wegen eines in diesem Dekret genannten Verbrechens und nimmt es nicht von einer Bestrafung Abstand, so spricht es zugleich aus:
a) daß der Verurteilte für eine bestimmte Zeit oder für immer die bürgerlichen Ehrenrechte verliert;
b) daß der Verurteilte einen Teil der Freiheitsstrafe oder die ganze Strafe in besonderen Zwangsarbeitsabteilungen verbüßt, die durch ein besonderes Gesetz errichtet werden;
c) daß sein gesamtes Vermögen oder ein Teil seines Vermögens zugunsten des Staates verfällt. ...
§ 16 (1) Eine Freiheitsstrafe darf nicht unter die Grenze des Strafmaßes herabgesetzt, und ihre Art darf nicht in eine mildere umgewandelt werden. ...
§ 17 Die nach diesem Dekret strafbaren Verbrechen und die Vollstreckung der Strafe verjähren nicht. ...
§ 20 ... 1. Bei Verbrechen gegen den Staat wird die Begünstigung in gleicher Weise wie das Verbrechen bestraft;
2. Bei diesen Verbrechen ist auch die Begünstigung durch Verbergen nahestehender Personen ebenso wie das Verbrechen strafbar und wird mit schwerem Kerker von einem Jahr bis zu 10 Jahren, wenn dieses Dekret jedoch das Verbrechen selbst mit der Todesstrafe belegt, mit schwerem Kerker von 5 bis 20 Jahren bestraft. ...
Die außerordentlichen Volksgerichte.
§ 21 Den außerordentlichen Volksgerichten steht die Gerichtsbarkeit über alle Verbrechen zu, die nach diesem Dekret strafbar sind ...
§ 22 (1) Das außerordentliche Volksgericht ... (besteht) aus einem Vorsitzenden, der Berufsrichter sein muß und 4 Laienrichtern. ...
§ 23 Bei der Abstimmung geben zuerst die Laienrichter die Stimme ab, und zwar die älteren vor den jüngeren. ...
§ 27 Das Verfahren vor dem außerordentlichen Volksgericht ist mündlich und öffentlich. ...
§ 31 (1) Gegen ein Urteil der außerordentlichen Volksgerichte gibt es keine Rechtsmittel. Ein von wem auch immer eingereichtes Gnadengesuch hat keine aufschiebende Wirkung.
(2) Die Todesstrafe wird in der Regel innerhalb von 2 Stunden nach der Verkündung vollstreckt. Auf ausdrückliches Ansuchen des Verurteilten kann die Frist um eine weitere Stunde verlängert werden. ...
Das außerordentliche Volksgericht kann auch entscheiden, daß die Todesstrafe öffentlich vollzogen wird. Dies geschieht insbesondere dann, wenn die grausame Art, in der das Verbrechen begangen wurde, oder der ruchlose Charakter des Täters, die Zahl seiner Verbrechen oder seine Stellung für eine öffentliche Vollstreckung des Urteils sprechen. ...<<
Bekanntmachung des Finanzministeriums vom 22. Juni 1945 über die Sicherstellung des deutschen Vermögens (x004/231-233): >>§ 1 Auszahlungen oder Überweisungen aller Art aus Einlagen oder Konten, welche bei den Geldinstituten für Deutsche, für deutsche Unter-

nehmungen und deutsche Institutionen gleich welcher Art geführt werden, sind verboten. ...
§ 3 Jegliche Übertragung inländischer Einlagen (Spar-) Bücher und Einlagescheine, welche Deutschen gehören, auf andere Personen, ist verboten. ...
§ 4 Entnahmen aus Schließfächern und Depositen, wie auch die Entnahme von Kautionen, welche Deutschen gehören, sind verboten. ...
§ 5 Sämtliche Zahlungen zugunsten von Deutschen dürfen nur auf ein Sperrkonto des Empfängers bei irgendeiner Geldanstalt erfolgen, welche dazu vom Finanzministerium ermächtigt wird. ...
§ 8 Die Deutschen sind verpflichtet, spätestens innerhalb von 15 Tagen nach der Veröffentlichung dieser Bekanntmachung in ein auf ihren Namen lautendes Sperrdepot bei irgendeinem hierzu vom Finanzministerium ermächtigten Geldinstitut zu hinterlegen:
a) in- und ausländische Aktien, Kuxe und andere Wertpapiere,
b) Edelmetalle und aus ihnen verfertigte Gegenstände,
c) Edelsteine und Perlen,
d) Wert- und Kunstgegenstände, wie auch Sammlungen solcher Gegenstände,
e) Briefmarkensammlungen und -sätze. ...
§ 10 (1) Die zur Verwahrung verpflichteten Personen übergeben der Geldanstalt, bei der das Depot errichtet wird, ein Verzeichnis der hinterlegten Gegenstände in dreifacher Ausfertigung. ...
§ 12 (1) Als Deutsche gelten Personen, die sich bei irgendeiner Volkszählung seit dem Jahr 1929 zur deutschen Nationalität bekannt haben oder Mitglieder nationaler Gruppen oder Formationen oder politischer Parteien geworden sind, in denen sich Personen deutscher Nationalität zusammengeschlossen haben.
(2) Was für die Deutschen gilt, gilt auch für das Reich, für die öffentlich-rechtlichen Verbände des Reiches und für andere Organisationen des Reiches. ...<<

Das Arbeitsamt Mährisch Schönberg, Sudetenland ordnet am 27. Juni 1945 die Arbeitsdienstpflicht für Deutsche an (x004/322-323): >>Kundmachung über die Arbeitsdienstpflicht im Kreis Mährisch Schönberg.
A. Totale Arbeitspflicht für Personen deutscher Nationalität. Unter diese Arbeitspflicht fallen:
1. Sämtliche Personen deutscher Nationalität ohne Unterschied des Geschlechtes, die das 10. Lebensjahr vollendet und das 60. Lebensjahr nicht überschritten haben und sich derzeit in ihren Wohnungen oder in Arbeitslagern befinden.
Die Arbeitspflicht bezieht sich nicht: ...
5. Auf alle, die sich im Internierungslager oder in Untersuchungshaft befinden. ...
C. Personen deutscher Nationalität sollen nach Möglichkeit verwendet werden:
1. Zu manuellen Arbeiten gleich welcher Art.
2. Facharbeiter und Handwerker zu Arbeiten, die in ihr Fach fallen ...
D. Arbeitszeit:
1. Die Arbeitszeit dauert für die ganztägig Verpflichteten 12 Stunden täglich ...
2. Die Arbeitszeit kann durch den Arbeitgeber oder die Kommandanten der einzelnen Arbeitsgruppen im Einvernehmen mit dem Arbeitsamt ... bis zu 15 Stunden verlängert werden.
E. Strafbestimmungen:
1. Nachlässige Ausführung der Arbeit wird bestraft: durch Entzug der Lebensmittelkarten, in schwereren Fällen durch schweren Kerker.
2. Sabotage an den Arbeitsstätten, Verlassen des Arbeitsplatzes und Widerstand gegen die Bewachung wird mit den höchsten Strafen geahndet, in schweren Fällen mit der Todesstrafe. ...<<

Die Prager Tageszeitung "Svobodny Smer" beschwert sich am 18. Juli 1945 über die anglo-amerikanische Einstellung zur Behandlung der Deutschen (x028/126-127): >>Es ist unmög-

lich zu begreifen, wie es noch Leute gibt, welche die Deutschen in Schutz nehmen wollen. ...
Was hilft es uns, wenn die Öffentlichkeit in Amerika unsere Meinung teilt, **daß die Deutschen keine menschlichen Wesen sind, sondern nur Halbmenschen**, oder wenn sie der These zustimmt, daß die Deutschen so behandelt werden müssen, wie sie es verdienen, wenn zur selben Zeit junge Leute aus Oklahoma oder Michigan über die Straßen zwischen ... Cheb und Asch in ihren Sechszylindern reisen und kein Interesse zeigen. ...<<
Doch ich bin verpflichtet zu sagen, daß sie der Mühe wert sein können, wenn sie helfen, dauerhafteres Gleichgewicht und den Frieden zu schaffen. ...<<
Der Präsident der Republik erläßt am 20. Juli 1945 ein Dekret über die Besiedlung des landwirtschaftlichen Bodens der Deutschen, Madjaren und anderer Staatsfeinde durch tschechische, slowakische und andere slawische Landwirte (x004/235-237): >>Auf Vorschlag der Regierung bestimme ich:
§ 1 Das ... konfiszierte und dem Nationalen Bodenfonds gehörende landwirtschaftliche Vermögen wird, soweit es nicht im Sinne des Konfiskationsdekretes aufgeteilt wird, durch Zuteilung von Boden an berechtigte Bewerber (§ 2) aus Bezirken, in denen ein Mangel an Boden besteht oder in denen für die Landwirtschaft ungünstige Bedingungen herrschen, besiedelt.
§ 2 (1) Um eine Bodenzuteilung im Rahmen der Besiedelung können staatlich und national zuverlässige Angehörige der tschechischen, der slowakischen oder einer anderen slawischen Nation ansuchen ...
§ 3 Ein Vorzugsrecht auf Bodenzuteilung nach diesem Dekret haben die berechtigten Bewerber, die sich im nationalen Befreiungskampf ausgezeichnet und verdient gemacht haben, insbesondere Soldaten und Partisanen, ehemalige politische Gefangene und Deportierte, ihre Familienangehörigen und gesetzlichen Erben sowie auch durch den Krieg geschädigte Bauern. Die Voraussetzungen des Vorzugsrechts auf Zuteilung sind ordnungsgemäß nachzuweisen. ...
§ 5 ... (2) Der zugeteilte Boden geht mit dem Tage der Übernahme des Besitzes in das Eigentum des Zuteilungsempfängers über. Der Zuteilungsempfänger ist verpflichtet, den zugeteilten Boden selbst zu bewirtschaften. Er darf ihn nur ausnahmsweise in besonders begründeten Fällen und nur mit Zustimmung des Nationalen Bodenfonds veräußern, verpachten oder in sonstige Nutzung geben. ...
§ 7 (1) Das landwirtschaftliche Vermögen wird zu Eigentum gegen eine Vergütung zugeteilt, die nach dem Ertrag, der Lage, der Entfernung und dem Zustande der Bearbeitung des Bodens, nach den Familienverhältnissen des Zuteilungsempfängers und in den in § 2 ... angeführten Fällen im Hinblick auf den Wert des überlassenen Bodens festgesetzt wird ...
§ 9 Die von den Zuteilungsempfängern dem Nationalen Bodenfonds gezahlten Vergütungen (§ 7) verwendet dieser Fonds ... zur Milderung der Kriegsschäden und der Schäden, die dem Vermögen der in der Okkupationszeit aus nationalen, politischen oder rassischen Gründen verfolgten Landwirte zugefügt wurden, zur Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung und für die Innenkolonisation. Die Überschüsse des Nationalen Bodenfonds fließen in die Staatskasse. ...<<
Der Präsident der Republik erläßt am 2. August 1945 ein Dekret über die Regelung der Personen deutscher und madjarischer Nationalität (x004/240): >>Auf Vorschlag der Regierung und im Einvernehmen mit dem Slowakischen Nationalrat bestimme ich:
§ 1 (1) Die tschechoslowakischen Staatsbürger deutscher oder madjarischer Nationalität, die nach den Vorschriften einer fremden Besatzungsmacht die deutsche oder madjarische Staatsangehörigkeit erworben haben, haben mit dem Tage des Erwerbs dieser Staatsangehörigkeit die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren.
(2) Die übrigen tschechoslowakischen Staatsbürger deutscher und madjarischer Nationalität verlieren die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft mit dem Tag, an dem dieses Dekret in Kraft tritt. ...<<

Die "Einheit" in London berichtet am 11. August 1945 über "Privilegien der CSR-Widerstandsbewegung" (x004/69): >>Für Mitglieder der Widerstandsbewegung werden Posten als Staatsbeamte, in Betrieben, Fabriken und in staatlichen und privaten Geschäften reserviert werden. Sie werden bevorzugte Behandlung bei der Erteilung von Handelslizenzen und Zuteilung von konfisziertem Land oder industriellem Eigentum der Deutschen erhalten.
Das gilt auch mit Bezug auf freies Studium. Als Mitglieder der nationalen Widerstandsbewegung werden angesehen: Mitglieder der Auslandsarmee, der Partisanenabteilungen und der Widerstandsbewegung daheim.<<
Der Präsident der Republik erläßt am 19. September 1945 ein Dekret über die Arbeitspflicht der Personen, welche die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren haben (x004/259-261): >>Auf Vorschlag der Regierung bestimme ich:
§ 1 (1) Zur Beseitigung und Wiedergutmachung der durch den Krieg und die Luftangriffe verursachten Schäden, wie auch zur Wiederherstellung des durch den Krieg zerrütteten Wirtschaftslebens wird eine Arbeitspflicht der Personen eingeführt, die nach dem Verfassungsdekret des Präsidenten der Republik vom 2. August 1945 ... die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren haben. ...
§ 2 (1) Der Arbeitspflicht unterliegen Männer vom vollendeten 14. bis zum vollendeten 60. Lebensjahr und Frauen vom vollendeten 15. bis zum vollendeten 50. Lebensjahr. ...
§ 4 (1) Eine Person, die zur Arbeit zugeteilt wurde, ist verpflichtet, der ergangenen Zuteilungsanordnung Folge zu leisten, und zwar auch dann, wenn sie der Auffassung ist, daß sie von der Arbeitspflicht ... befreit ist, solange über ihren Antrag auf Befreiung nicht amtlich entschieden wurde. ...
§ 5 Die Arbeitspflicht erstreckt sich auf die Ausführung von Arbeiten aller Art, die ... der zuständige Bezirksnationalausschuß als im öffentlichen Interesse geleistete Arbeiten anerkennt.
§ 6 (1) Den der Arbeitspflicht unterliegenden Personen steht für die ausgeführte Arbeit ein Entgelt zu, das der Bezirksnationalausschuß nach den örtlichen Verhältnissen festsetzt. ...
§ 8 (1) Die zur Arbeit zugeteilten Personen sind verpflichtet, die ihnen auferlegte Arbeit ordentlich und gewissenhaft zu verrichten. ... Sie sind gehalten, die ihnen auferlegte Arbeit an jedem beliebigen Ort zu leisten, und sind verpflichtet, auch Arbeiten zu verrichten, die nicht zu ihrer normalen Beschäftigung gehören. ...<<
Die Bezirksverwaltungskommission von Tetschen-Bodenbach veröffentlicht am 15. Oktober 1945 eine "Kundmachung" (x004/317-321): >>Um eine erhöhte öffentliche Sicherheit zu gewährleisten, wird angeordnet:
§ 1 Personen, denen ein Rundfunkempfänger abgenommen wurde, wird das Rundfunkhören bei anderen Besitzern von Rundfunkempfängern verboten. Verboten wird, solchen Personen das Rundfunkhören zu ermöglichen.
§ 2 Da sich bisher auf dem Gebiete der Republik eine große Zahl von Mitgliedern der Gestapo, von Angehörigen der SS, SA und ähnlicher nazistischer Gliederungen aufhält und sich mit falschen Papieren bewegt, wird jedwede Gewährung von Nachtlager, Wohnung, Nahrungsmitteln, Bekleidungsbestandteilen und ähnlichem an Personen deutscher Nationalität verboten. Jeder, der eine solche staatsfeindliche Person beherbergt oder verbirgt, macht sich des Verbrechens der Begünstigung von Kriegsverbrechern schuldig.
§ 3 Jeder, der vom Beherbergen oder Verbergen von Personen deutscher Nationalität weiß und es nicht den Sicherheitsorganen meldet, wird wegen Verbrechens wie in § 2 dieser Kundmachung verfolgt. ...
§ 5 Wohnungseigentümer dürfen Nachtlager nur jenen Personen tschechischer Nationalität gewähren, die sich mit der Bestätigung über ein ordnungsgemäßes Arbeitsverhältnis ausweisen. ...
Deutschen Personen darf das Übernachten überhaupt nicht erlaubt werden. ...

§ 6 Den in das Reich oder in ein anderes ausländisches Gebiet abgeschobenen Personen ist die Rückkehr auf das Gebiet der Tschechoslowakischen Republik verboten. ...
§ 7 Das Aufbewahren, Verbergen von Fahrnissen (bewegliche Habe bzw. Vermögen), Kleidungsstücken und von anderen Gegenständen wie auch immer aus den Wohnungen für abgeschobene Personen ist verboten. Ebenso ist die Gewährung von Nahrungsmitteln, ... oder anderen Sachen oder die Vermittlung an diese Personen verboten. ...
§ 8 Das Überschreiten der Staatsgrenze (ist nur) auf Grund einer ordnungsgemäßen Bewilligung ... gestattet. Personen deutscher Nationalität ist das Betreten des Waldes verboten. ...
Gegen eine Person, die die Grenze ... überschreitet, und gegen Personen deutscher Nationalität, die zu Unrecht den Wald betreten, wird die Waffe wie gegen einen gefährlichen Verbrecher gebraucht, und sie werden wie ein solcher erschossen.
§ 9 Personen deutscher Nationalität dürfen sich in der Zeit von 20 bis 6 Uhr nicht aus ihren Wohnungen entfernen, mit Ausnahme von Personen, die aus der Arbeit oder in die Arbeit gehen. ...
§ 10 Den Deutschen wird die Teilnahme an öffentlichen Kundgebungen, allen Unterhaltungen, Film- und Theatervorstellungen, sowie die Benützung von öffentlichen Badeanstalten, Bädern, von Erholungs-, Turn- und Sportunternehmen und Einrichtungen verboten. Gasthausbetriebe dürfen nur jene Personen deutscher Nationalität besuchen, die aus Gründen der Verköstigung auf diese angewiesen sind.
§ 11 Tschechen haben bei Einkäufen, auf den Ämtern und wo immer sonst den Vorzug vor den Deutschen.
§ 12 Die für die Deutschen festgesetzte Einkaufszeit von 15 bis 18 Uhr und am Samstagnachmittag bleibt in Gültigkeit. Bei Nichteinhaltung wird sowohl der kaufende Deutsche wie auch der Kaufmann bestraft. ...
§ 16 Jede von einem Deutschen besetzte Stelle ist als freie Stelle anzusehen. ...
§ 18 Die Eigentümer - nationalen Verwalter - der unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten erstrangigen Unternehmen sowie die für den täglichen Ablauf des öffentlichen Lebens wichtigen Unternehmen legen bis zum 1. November 1945 schriftliche Anträge auf Ausstellung von Schutzbriefen für unersetzliche Fachleute (Erfinder, einmalige Spezialisten, Glasmacher, Ärzte u.ä.) und für die Angehörigen ihrer Familien vor. ...
§ 20 Die weißen Armbinden, die die Personen deutscher Nationalität zu tragen verpflichtet sind, müssen eine Breite von 10 cm haben und dürfen mit keinerlei Ergänzungen versehen sein. Die Binde ist am oberen Teil des Armes so zu tragen, daß sie sich, auch bei der Arbeit nicht zusammenrollt. ...
§ 23 Die Verletzung oder die Nichtbefolgung wird ... mit Geld- oder Freiheitsstrafen gegebenenfalls mit beiden Strafen und insbesondere mit der Übergabe an ein Internierungslager bestraft. ...
§ 25 Durch diese Kundmachung soll die tschechische Bevölkerung geschützt und unterstützt werden. Helft uns und euch selber und meldet jeden, der die Bestimmungen dieser Kundmachung umgeht.<<
Der Präsident der Republik beschließt am 18. Oktober 1945 Dekrete über die Auflösung der Deutschen Universität Prag und der Deutschen Technischen Hochschulen in Prag und Brünn (x004/262): >>Um die seit langem andauernden historischen Bemühungen des ganzen tschechischen Volkes in der Frage der Prager Universität zum Abschluß zu bringen und die Früchte der nationalen Revolution und des Kampfes um die Befreiung der Tschechoslowakischen Republik rechtlich zu sichern, bestimme ich auf Vorschlag der Regierung:
§ 1 Die Deutsche Universität Prag, die am 5. Mai, dem ersten Tage des Aufstandes der Prager Bevölkerung, zu bestehen aufgehört hat, wird als ein dem tschechischen Volk feindliches Institut für immer aufgelöst.

§ 2 Die wissenschaftlichen Institute und ihre Einrichtungen, wie auch das gesamte Vermögen der Deutschen Universität Prag fallen an die Karlsuniversität.
§ 3 Dieses Dekret tritt am 17. November 1939 in Kraft; es wird vom Minister für Schulwesen durchgeführt.<<
Der Präsident der Republik erläßt am 25. Oktober 1945 ein Dekret über die Konfiskation des feindlichen Vermögens und die Fonds der nationalen Erneuerung (x004/263-265): >>Auf Vorschlag der Regierung und im Einvernehmen mit dem Slowakischen Nationalrat bestimme ich:
§ 1 ... (1) Konfisziert wird ohne Entschädigung - soweit dies noch nicht geschehen ist - für die Tschechoslowakische Republik das unbewegliche und bewegliche Vermögen, namentlich auch die Vermögensrechte, das bis zum Tage der tatsächlichen Beendigung der deutschen und madjarischen Okkupation im Eigentum stand oder noch steht:
1. des Deutschen Reiches, des Königreiches Ungarn, ... wie auch anderer deutscher oder ungarischer Personen, oder
2. physischer Personen deutscher oder madjarischer Nationalität mit Ausnahme der Personen, die nachweisen, daß sie der Tschechoslowakischen Republik treu geblieben sind ...
§ 3 ... (1) Zur Besorgung der mit der vorläufigen Verwaltung des konfiszierten Vermögens und seiner Aufteilung zusammenhängenden Aufgaben wird bei jedem Siedlungsamt ein Fonds der nationalen Erneuerung errichtet. ...<<
Der Präsident der Republik erläßt am 27. Oktober 1945 ein Dekret über die Sicherstellung der als staatlich unzuverlässig angesehenen Personen während der Revolutionszeit (x004/276): >>Auf Vorschlag der Regierung bestimme ich:
§ 1 Die Sicherstellung von Personen, die als staatlich unzuverlässig angesehen wurden, durch Behörden oder Organe der Republik, auch außerhalb der gesetzlich statthaften Fälle, oder eine Verlängerung ihrer vorläufigen Sicherstellung (Haft) über den gesetzlich zulässigen Zeitraum hinaus wird für gesetzmäßig erklärt. Solche Personen haben wegen dieser Sicherstellung oder einer Verlängerung der vorläufigen Sicherstellung über den gesetzlich zulässigen Zeitraum hinaus keinen Anspruch auf Schadenersatz.
Unter einer Sicherstellung ... ist nicht die Zusammenziehung ausländischer Staatsangehöriger zu verstehen, die von der zuständigen Behörde an bestimmten Orten zum Zwecke ihrer späteren Abschiebung durchgeführt wurde. Eine solche Zusammenziehung darf ohne jegliche Beschränkung durchgeführt werden. ...<<
Der Präsident der Republik erläßt am 27. Oktober 1945 ferner ein Dekret über die Zwangsarbeits-Sonderabteilungen (x004/277-278): >>Auf Vorschlag der Regierung bestimme ich:
§ 1 (1) Nach den Bestimmungen ... über die Bestrafung der nazistischen Verbrecher, der Verräter und ihrer Helfershelfer sowie über die außerordentlichen Volksgerichte, werden in den Gefängnissen der Kreisgerichte und in den Strafanstalten Zwangsarbeits-Sonderabteilungen aufgestellt.
(2) Der Justizminister kann für solche Abteilungen auch besondere Lager errichten und ihre Organisation regeln. ...
§ 3 Die Abteilungen werden insbesondere zur Durchführung von Arbeiten verwendet, die zur Wiederherstellung des Wirtschaftslebens notwendig sind oder zu anderen im öffentlichen Interesse geleisteten Arbeiten, z.B. zur Beseitigung von Kriegsmaterial und Trümmern, zur Reparatur und zum Bau öffentlicher Gebäude, und anderer öffentlicher, vor allem Transporteinrichtungen, zu Arbeiten in der Land- und Forstwirtschaft, zur Regulierung der Flüsse u.ä.; gibt es keine derartigen Arbeiten, so können sie zu anderen geeigneten Zwecken verwendet werden. Dies darf jedoch nicht an Orten geschehen, an denen dadurch die Lohn- und Wirtschaftsverhältnisse der arbeitenden Schichten gefährdet würden.
§ 4 Die Sträflinge haben keinen Anspruch auf Entlohnung für die Arbeit in den Abteilungen.

Das für ihre Arbeiten vereinbarte Entgelt fällt an den Staat. Bei der Festsetzung der Höhe des Entgelts ist darauf zu achten, daß die Löhne der Arbeiterschaft nicht unterboten werden.<<
Das Ministerium des Innern beschließt am 2. Dezember 1945 Richtlinien zur Durchführung der Arbeitspflicht von Personen, welche die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft verloren haben (x004/282-287): >>... I. Die Verpflichtungen der zur Arbeit zugeteilten Personen:
1. ... Die zur Arbeit zugeteilten Personen sind verpflichtet, die ihnen auferlegten Arbeiten ordentlich und gewissenhaft zu verrichten und alles zu unterlassen, was das Erreichen des Zwecks in dem betreffenden Arbeitsbereich erschweren oder gefährden könnte. Sie sind gehalten, die ihnen auferlegten Arbeiten an jedem beliebigen Orte zu leisten und verpflichtet, auch Arbeiten zu verrichten, die nicht zu ihrer normalen Beschäftigung gehören.
Die zur Arbeit zugeteilten Personen haben sich dem Arbeitgeber oder dem Leiter gegenüber anständig zu benehmen und seinen Anordnungen Folge zu leisten. Im gegenseitigen Verhältnis untereinander müssen sie korrekt sein und dürfen keine Streitigkeiten und Schlägereien hervorrufen.
Weiterhin sind diese Personen verantwortlich für sämtliche ihnen anvertrauten Gegenstände und Geräte und sind - abgesehen von einer eventuellen Bestrafung - zum Ersatz des entstandenen Schadens verpflichtet, wenn diese durch ihren Mutwillen oder durch ihre Fahrlässigkeit beschädigt wurden. Kann der Schuldige nicht ermittelt werden, so haftet für den entstandenen Schaden die ganze Arbeitsgruppe.
Die zur Arbeit zugeteilten Personen, gegebenenfalls ihre Familienangehörigen, müssen sich selbst, ihre Kleidung, ihre Geräte und ihre Unterkünfte in gehöriger Weise sauber halten.
2. Während der Sommerzeit (d.h. vom 1. April bis 30. September) stehen die zur Arbeit zugeteilten Personen um 5 Uhr auf, während der Winterzeit um 6 Uhr, an Sonn- und Feiertagen stets um eine Stunde später, und gehen während der Sommerzeit um 22 Uhr und während der Winterzeit um 21 Uhr schlafen - soweit der Arbeitgeber keine Abweichungen gestattet.
Die tägliche Arbeitszeit umfaßt 8 Stunden, kann jedoch bis auf 10 Stunden täglich ausgedehnt werden. Sonntags- und Feiertagsarbeit ist grundsätzlich erlaubt. ...
Die Abendstunden nach der Arbeit sind dem Waschen, der Reinigung und der Instandsetzung der Kleidung, des Arbeitsgeräts und der Unterkunft sowie auch der Erholung vorbehalten. Es ist jedoch nicht gestattet, sich ohne Begleitung des Arbeitgebers oder seines Vertreters während der Nachtstunden oder während der Dämmerung außerhalb der zugewiesenen Unterkunft aufzuhalten. ...
5. Die Pflichten der in Internierungs- oder Arbeitslagern der Bezirksnationalausschüsse ... untergebrachten Personen und die Disziplinargewalt über sie, werden in den einschlägigen Hausordnungen der Lager geregelt.
II. Die Verpflichtungen der Arbeitgeber:
1. Durch Zuteilung zur Arbeit darf der stetige Fortgang der Abschiebung ... über die Grenze in keinem Falle unterbrochen werden. Die Arbeitskräfte können nur zeitweilig zugeteilt werden, längstens bis zu dem Zeitpunkt, an dem ihre Abschiebung eingeleitet wird. Sobald über die Abschiebung der zugeteilten Kräfte über die Grenze entschieden ist, muß sie der Arbeitgeber auf seine Kosten zu dem Bezirksamt für Arbeitsschutz nach den Weisungen der die Abschiebung durchführenden Organe bestimmten Ort befördern, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob durch die Abschiebung wirtschaftliche Schäden entstehen. ...
Den zur Arbeit zugeteilten Personen sowie ihren Familienangehörigen darf es nicht verwehrt werden, an den Arbeitsort die erforderliche Ausstattung (Kleider, Schuhe, Wäsche, Geschirr u.ä.) mitzunehmen, und zwar mindestens in dem für die Abschiebung über die Grenze festgesetzten Umfange.
Der Arbeitgeber ist verpflichtet, für eine angemessene Unterbringung, Verpflegung und Bewachung der zugeteilten Arbeitskräfte, gegebenenfalls auch ihrer Familien zu sorgen. ... Die

zur Arbeit zugeteilten Personen gegebenenfalls auch die nichtarbeitenden Familienmitglieder sind in würdiger und menschlicher Weise zu behandeln. Personen, die sich gegen diese Anordnung vergehen, werden streng bestraft. Arbeitgebern, welche die bei der Zuteilung deutscher Arbeitskräfte übernommenen Verpflichtungen in irgendeiner Beziehung verletzen, werden die Arbeitskräfte entzogen und keine Ersatzarbeitskräfte mehr zugeteilt. ...
3. Von der Gesamtbruttovergütung ... führt der Arbeitgeber die Steuerabzüge und die Beiträge für die Sozialversicherung ab. ... Die restliche Vergütung wird ausgezahlt: den frei (außerhalb eines Lagers) lebenden Personen in die Hand, bei den im Lager lebenden Personen an die Lagerverwaltung. ...
III. Aufhebung der Zuteilung zur Arbeit:
Zur Aufhebung einer Zuteilung zur Arbeit kommt es:
1. wenn die Person unfähig wird, die ihr auferlegte Arbeit zu leisten. ...
5. durch die Abschiebung,
6. durch den Tod.<<
Die tschechoslowakische Nationalversammlung beschließt am 11. April 1946 ein Gesetz über die Arbeits- und Lehrverhältnisse der Deutschen, der Madjaren, der Verräter und ihrer Helfershelfer (x004/288-289): >>... § 1 Die Arbeits- und Lehrverhältnisse der Personen, welche die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft nach dem Verfassungsdekret des Präsidenten der Republik vom 2. August 1945 ... verloren haben, erlöschen an dem Tage, an dem dieses Gesetz in Kraft tritt, soweit darin nichts anderes bestimmt wird. ...
§ 2 Personen, deren Arbeits- und Lehrverhältnisse nach den Vorschriften des § 1 erloschen sind, sind verpflichtet, falls dies im öffentlichen Interesse notwendig ist, die Arbeit an ihrem bisherigen Arbeitsplatz ... unter den Bedingungen fortzusetzen, die ... nach dem Dekret ... vom 19. September 1945 ... (festgesetzt wurden). Darüber, ob die Fortsetzung der Arbeit im öffentlichen Interesse liegt, entscheidet die Bezirksbehörde für Arbeitsschutz ...
§ 5 Der Arbeitnehmer, dessen Arbeits- und Lehrverhältnis nach den vorstehenden Bestimmungen erloschen ist, hat keinen Anspruch auf die Leistung, welche ihm sonst nach Gesetz oder Vertrag für den Fall einer vorzeitigen Beendigung des Arbeits- und Lehrverhältnisses zustehen würde. ...<<
Die vorläufige Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik verabschiedet am 8. Mai 1946 ein Gesetz über die Rechtmäßigkeit von Handlungen, die mit dem Kampf um die Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zusammenhängen (x004/291): >>... § 1 Eine Handlung, die in der Zeit vom 30.09.1938 bis zum 28.10.1945 vorgenommen wurde und deren Zweck es war, einen Beitrag zum Kampf um die Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zu leisten, oder die eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten oder ihrer Helfershelfer zum Ziele hatte, ist auch dann nicht widerrechtlich, wenn sie sonst nach den geltenden Vorschriften strafbar gewesen wäre. ...<<
Dieses "Gesetz" Nr. 115 gewährt praktisch Straffreiheit für alle Gewaltverbrechen, die sich während der Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken ereignet hatten.
Die vorläufige Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik beschließt am 16. Mai 1946 ein Gesetz über die Ungültigkeit von vermögensrechtlichen Rechtsgeschäften aus der Zeit der Unfreiheit (x004/292-293): >>... § 1 ... Vermögensübertragungen und vermögensrechtliche Rechtsgeschäfte jeder Art, ohne Rücksicht darauf, ob sie bewegliches oder unbewegliches, öffentliches oder privates Vermögen betreffen, sind ungültig, sofern sie nach dem 29. September 1938 unter dem Druck der Okkupation oder der nationalen, rassischen oder politischen Verfolgung vorgenommen wurden ...
§ 5 (1) Unter staatlich unzuverlässigen Personen werden in diesem Gesetz verstanden:
1. Das Deutsche Reich, das Königreich Ungarn, Körperschaften des öffentlichen Rechts nach deutschem und ungarischem Recht, die deutsche nazistische Partei, die madjarischen faschi-

stischen Parteien und andere Formationen, Organisationen, Unternehmungen, Einrichtungen, Personenvereinigungen, Fonds und Zweckvermögen dieser oder mit ihnen zusammenhängender Regime, wie auch andere deutsche oder ungarische juristische Personen.
2. Physische Personen deutscher und madjarischer Nationalität, mit Ausnahme der Personen, die nachweisen, daß sie der Tschechoslowakischen Republik treu geblieben sind, sich niemals gegen das tschechische und das slowakische Volk vergangen haben und sich entweder aktiv am Kampfe für deren Befreiung beteiligt oder unter dem nazistischen oder faschistischen Terror gelitten haben ...<<
Der Präsident der Republik beschließt am 14. Februar 1947 ein Gesetz über Grundsätze für die Aufteilung des Feindvermögens, das auf Grund des Dekrets über die Konfiskation des feindlichen Vermögens konfisziert wurde (x004/299-305): >>... § 1 Vermögenseinheiten, die nach dem Dekret Nr. 108/1945 konfisziert wurden, oder Teile davon, kann das Siedlungsamt und der Fonds der nationalen Erneuerung aus Gründen wirtschaftlicher Zweckmäßigkeit zusammenlegen oder aufteilen.
§ 2 (1) Geldverbindlichkeiten, welche zu dem konfiszierten Vermögen gehören und vor dem 10. Mai 1945 entstanden sind, übernimmt der Fonds der nationalen Erneuerung (weiterhin "Fonds" genannt) ...
§ 4 (1) ... c) Der Zuteilungsantrag wird beim zuständigen Nationalausschuß zur öffentlichen Einsichtnahme für die Dauer von 15 Tagen ausgelegt. ...
g) Die Entscheidungen über die Zuteilung an die Zuteilungsempfänger erläßt das Siedlungsamt. Die Übergabe führt der Fonds ("der nationalen Erneuerung") durch. ...
§ 5 (1) Soweit im folgenden nichts anderes bestimmt ist, werden kleine gewerbliche Unternehmungen, die auf Grund des Konfiskationsdekretes im Grenzgebiet oder in anderen durch die einschlägige Zuteilungsverordnung (§ 9) bestimmten Gebietsteilen konfisziert wurden, ... gegen eine Vergütung ihrem bisherigen nationalen Verwalter, Einfamilienhäuser unter denselben Voraussetzungen ihrem bisherigen Benutzer zugeteilt, falls diese innerhalb der vom Siedlungsamt ... kundgemachten Frist ansuchen und nachweisen, daß sie außer den übrigen in der einschlägigen Zuteilungsverordnung festgesetzten Bedingungen folgende Voraussetzungen erfüllen, nämlich:
1. daß sie tschechoslowakische Staatsbürger ... sind.
2. daß sie die tschechische, die slowakische oder eine andere Nationalität besitzen, gerichtlich unbescholten, national und staatlich zuverlässig und daß auch ihre, mit ihnen im gemeinsamen Haushalt lebenden Familienangehörigen gerichtlich unbescholten und staatlich zuverlässig und weder deutscher noch madjarischer Nationalität sind. ... Die Bestimmungen über die Nationalitäten gelten nicht für ... die Angehörigen der tschechoslowakischen Armee im Ausland und über einige andere Teilnehmer am nationalen Befreiungskampf genannten Personen. ...
4. Wenn es sich um Benutzer von Einfamilienhäusern handelt, daß sie:
a) nicht ledig sind,
b) spätestens vom Wirksamkeitsbeginn dieses Gesetzes zusammen mit ihrer Familie in dem Einfamilienhaus ihre Wohnung genommen haben,
c) anderswo keine eigene Wohnung haben oder diese für den Fall der Zuteilung des Einfamilienhauses aufgeben,
d) an dem Orte, in dem sich das Einfamilienhaus befindet oder in seiner Umgebung eine ständige ordentliche Beschäftigung haben. ...
§ 9 Die Zuteilungsverordnung bestimmt, welche Gebietsteile Grenzgebiet im Sinne dieses Gesetzes sind. ...
§ 10 (1) Nach diesem Gesetz dürfen gewerbliche Kleinunternehmungen und Einfamilienhäuser auch juristischen Personen zugeteilt werden. ...
§ 11 (1) Demselben Bewerber darf bloß ein einziges gewerbliches Kleinunternehmen oder ein

einziges Einfamilienhaus zugeteilt werden; Ausnahmen können durch die einschlägigen Zuteilungsverordnungen eingeräumt werden.
(2) Bewerben sich um die Zuteilung eines gewerblichen Kleinunternehmens (oder) eines Einfamilienhauses mehrere seiner nationalen Verwalter (Benutzer), welche den aufgestellten Bedingungen entsprechen, ... so sind bei der Zuteilung vor allem die in § 7 Abs. 3 des Konfiskationsdekretes angeführten Personen zu berücksichtigen. Zwischen gleichberechtigten Bewerbern wird nach freiem Ermessen entschieden, wobei besonders die sozialen und Familienverhältnisse und die bessere fachliche Qualifikation zu berücksichtigen sind. ...<<
Justizminister Prokop Drtina gibt im Mai 1947 vor dem tschechoslowakischen Parlament einen Rechenschaftsbericht über die Tätigkeit der Volksgerichte ab (x004/77): >>Die Volksgerichtsbarkeit war eine revolutionäre Gerichtsbarkeit, aufgebaut auf dem System der Standgerichte und trägt daher alle Merkmale eines solchen Tribunals. Man kann sich nicht wundern, daß es in den Entscheidungen der außerordentlichen Volksgerichte zu verschiedenen Unregelmäßigkeiten gekommen ist.
Im Gegenteil, es wäre ein Wunder, wenn die Durchführung einer solchen außerordentlichen Gerichtsbarkeit, die in ihren Entscheidungen fast ausschließlich auf das Laienelement, d.h. auf Richter aus dem Volke und nicht auf Berufsrichter gestützt war, den Unregelmäßigkeiten hätte vorbeugen können.<<
Von den 18.800 deutschen Untersuchungs- oder Strafhäftlingen, die sich noch im Mai 1947 in den tschechischen Gefängnissen oder Strafanstalten aufhalten, befinden sich 11.654 in Zwangsarbeiter-Sonderabteilungen oder in anderen Arbeitsabteilungen (x004/78).
Die Regierung der Tschechoslowakischen Republik beschließt am 13. April 1948 ein Gesetz über die Wiederverleihung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft an Personen deutscher und madjarischer Nationalität (x004/308-309): >>... § 3 (1) Die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft darf nur einem Gesuchsteller wieder verliehen werden, der die Pflichten eines tschechoslowakischen Staatsbürgers nicht verletzt, keine andere Staatsangehörigkeit erworben und seinen ständigen Wohnsitz im Gebiete der Tschechoslowakischen Republik hat.
(2) Ein Gesuchsteller, der das 14. Lebensjahr erreicht hat oder es spätestens am letzten Tage der für die Einbringung der Gesuche gesetzten Frist erreicht, muß darüber hinaus eine seinen Verhältnissen angemessene Kenntnis der tschechischen oder der slowakischen Sprache nachweisen. ...
§ 7 Diese Verordnung tritt mit dem Tage der Kundmachung in Kraft, es wird vom Minister des Innern im Einvernehmen mit den beteiligten Mitgliedern der Regierung durchgeführt.<<
Die Verfassunggebende Nationalversammlung der Tschechoslowakischen Republik beschließt am 6. Mai 1948 ein Gesetz über die Liquidierung der Rechtsverhältnisse der Deutschen Evangelischen Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien (x004/310-311): >>... § 1 Die Deutsche Evangelische Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien hat am 4. Mai 1945 aufgehört zu bestehen. ...
§ 3 (1) Das gesamte unbewegliche und bewegliche Vermögen, namentlich auch die Vermögensrechte, das bis zum 4. Mai 1945 im Eigentum der Kirchengemeinden (der Pfarr- oder Kreisgemeinden oder allgemeinen Gemeinden) der Kirche oder ihrer Anstalten, Stiftungen und Fonds stand, geht in das Eigentum des Tschechoslowakischen Staates über. ...
§ 5 (1) Durch dieses Gesetz wird die Gültigkeit von Handlungen, die bei der Führung der kirchlichen Matrikeln (Personenstandsregister) vorgenommen wurden, sowie die Gültigkeit der Ehen, die vor den Seelsorgern der Kirche bis zu dem Tage geschlossen wurden, an dem dieses Gesetz in Kraft getreten ist, nicht berührt. ...
§ 6 Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündigung in Kraft, es wird von den Ministern für Schulwesen und Kultur und des Innern durchgeführt.<<
Die tschechische Regierung beschließt am 29. November 1949 eine Verordnung über die

Wiederverleihung der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft an Personen deutscher Nationalität (x004/312-313): >>§ 1 Den Personen deutscher Nationalität, welche die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft nach § 1 des Dekretes Slg. Nr. 33/1945 verloren haben, kann der Kreisnationalausschuß auf Vorschlag des Bezirksnationalausschusses die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft wiederverleihen, wenn sie ihren ständigen Wohnsitz auf dem Gebiet der Tschechoslowakischen Republik und die Pflichten eines tschechoslowakischen Staatsbürgers nicht verletzt, insbesondere sich dem volksdemokratischen System gegenüber nicht feindlich verhalten haben. ...

§ 3 (1) Ehegatten können um die Wiederverleihung der Staatsbürgerschaft in einem gemeinsamen Gesuch ansuchen; das Gesuch eines jeden Ehegatten wird selbständig beurteilt. Kinder unter 15 Jahren, welche ein Elternteil in sein Gesuch aufgenommen hat, erwerben die Staatsbürgerschaft zusammen mit ihm.

(2) Die Wiederverleihung der Staatsbürgerschaft wird bei Personen über 15 Jahren erst mit der Ablegung eines Gelöbnisses mit folgendem Wortlaut wirksam: "Ich gelobe auf Ehre und Gewissen, daß ich der Tschechoslowakischen Republik und ihrem volksdemokratischen System immer treu und ergeben sein werde und daß ich alle Pflichten ihrer Bürger (ihrer Bürgerinnen) ordentlich erfüllen werde." Nur in außergewöhnlichen Fällen kann die Ablegung des staatsbürgerlichen Gelöbnisses vom Ministerium des Innern erlassen werden. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei

Rückkehr nach Kiowitz, Lebensverhältnisse im Mai 1945

Erlebnisbericht des Gutsbesitzers Friedrich Graf von S. aus Kiowitz, Kreis Wagstadt im Sudetenland (x005/12-14): >>Ende April ... gelangten (wir) mit drei Fuhrwerken bis zu dem 60 km entfernten Städtchen Bodenstadt, wo uns die russischen Truppen bald einholten. ... Die Russen nahmen uns die drei Treckwagen; im übrigen wurden wir von ihnen - außer durch die üblichen kleineren Diebstähle - nicht viel belästigt.

Mitte Mai 1945 wollten meine Tochter und ich ... nach Kiowitz zurückkehren. Auf der ersten Bahnstation wurden wir von jungen Burschen, die durch Armbinden als Sicherheitswache gekennzeichnet waren, angehalten, obgleich wir Ausweise der Polizeibehörde mit der Bewilligung zur Heimreise vorweisen konnten. Wir hatten Rucksäcke. Die wurden durchsucht. Es wurde (eine) Leibesvisitation vorgenommen, Geld (12.000 RM) und was sonst irgendwie von Wert erschien, wurde weggenommen. Quittungen wurden verweigert. Wir wurden unter Bewachung mit anderen Schicksalsgenossen ... nach Friedeck gebracht. ...

Das Männerlager war ein Gerichtsgebäude. Der Raum, in den ich abgeführt wurde, ca. 40 qm Bodenfläche, beherbergte 60 Männer. Es gab keine Pritschen, kein Stroh, keine Decken. Einige Männer lagen nachts auf einem Tisch. Ich hatte mir einen einfachen, harten Holzsessel gesichert. Die meisten Männer lagen auf dem bloßen Boden, was nicht sehr verlockend war, da der Unratkübel, der bei Nacht benützt werden mußte, weil niemand den Raum verlassen durfte, überlief und seinen Inhalt auf den Fußboden ergoß.

Unsere Rucksäcke hatte man uns abgenommen und unsere Taschen geleert. Ich hatte keine Seife, keine Bürste, keinen Kamm. Nur das gebrauchte Schnupftuch hatte man mir gelassen. Für die 60 Männer gab es am Morgen eine einzige kleine Waschschüssel - Wasserleitung war keine vorhanden. Dabei waren tagsüber ... meistens sehr schmutzige Arbeiten zu verrichten: Aufräumungsarbeiten in der Stadt, Erdarbeiten auf den Feldern, Abladen von Waggons mit Kohlenstaub und dergleichen.

Zur Ernährung erhielten wir morgens ein Stück Brot, 120 g, mittags einen Napf mit warmem Wasser, in dem eine Kartoffel schwamm. Früh und abends gab es eine schwarze Flüssigkeit, die als Kaffee bezeichnet wurde. - Von Zeit zu Zeit wurde ein Gefangener abgeführt, und dann konnte man aus dem Nebenraum laute Schreie und Peitschenhiebe hören. Ein paar Züge aus einem Zigarettenstummel oder ein Blick aus dem Fenster waren die Verbrechen, die so gesühnt wurden.

Nach zehn Tagen wurde ich aus dem Lager entlassen. ... Irgendeine Erklärung, weshalb wir ins Lager gekommen waren, erfolgte nicht. Die Rückgabe meines Rucksackes und des Inhaltes meiner Taschen wurden verweigert.

Mit einigen Schicksalsgenossen wurde ich per Bahn nach Ostrau gebracht und dort zu später Abendstunde auf die Straße gesetzt.

Deutsche durften kein Eisenbahnbillett nehmen, sie durften keine Gaststätte benützen. Sie durften sich auf keine Bank in den öffentlichen Anlagen niederlassen. Kein Tscheche durfte ihnen, bei sonstiger schwerer Strafe, die Kollaboranten drohte, irgendwie helfen oder auch nur mit ihnen sprechen. Dabei waren wir mit einer Armbinde gekennzeichnet; sie trug die Aufschrift "Wir danken unserem Führer", dazu ein Hakenkreuz. Man hatte mir keinen Pfennig Geld gelassen.

Kiowitz war 40 km entfernt, und es war später Abend. Ich entschloß mich schließlich, beim Pfarrhause anzuklopfen. Der tschechische Pfarrer nahm mich freundlich auf. Er gab mir ein Bad, ein Bett und Essen. Am folgenden frühen Morgen konnte ich den Heimweg antreten.

In Kiowitz fand ich meine Tochter vor, die schon drei Tage vorher aus dem Lager entlassen worden war und dort ähnliches durchgemacht hatte wie ich. Es kam aber noch dazu, daß jeden

Abend Russen zum Lager kamen, denen der Lagerleiter Frauen für die Nacht auslieferte. Eine gütige Fügung hat sie vor diesem Schicksal bewahrt.
Ich fand das Schloß in Kiowitz gänzlich ausgeplündert und verwüstet. Einige Tage hatten die Russen dort gehaust. Nach ihrem Abzug hatte die heimische Bevölkerung sich geholt, was noch zu holen war. Möbel, Wäsche, Kleidungsstücke sah ich im Dorf wieder. ...
Die wenigen Deutschen, Frauen und Männer, Angestellte des Schlosses, waren in einem Lager zu Zwangsarbeiten zusammengefaßt. Dank meines Alters blieb ich davon verschont. Es wurde mir und meiner Tochter ein ganz kleines Quartier im Schloß angewiesen. Meine Tochter mußte im Schloßgarten arbeiten. Dazwischen wurde sie für drei Wochen ins Arbeitslager in Wagstadt befohlen, wo sie unter anderem helfen mußte, die Wohnungen der Deutschen auszuräumen.
Die Maierhöfe und die Forste des Gutes waren unter kommissarische Verwaltung gestellt; alle Bankguthaben waren natürlich gesperrt.
Im Herbst kamen dann meine Frau, die Gräfin P. mit ihren zwei Kindern, unsere treue Hausgehilfin nach Kiowitz. Etwas später kamen noch zwei weitere Kinder der Gräfin P., Knaben im Alter von elf und dreizehn Jahren. Zum Unterhalt dieser neun Menschen wurde mir gestattet, aus einem Sparkassenguthaben monatlich 1.000 Kc = 100 RM abzuheben.
Wir hätten ... verhungern müssen, wenn wir nicht bei einem großen Teil der tschechischen einheimischen Bevölkerung ... Hilfe gefunden hätten. Aber diese Hilfe mußte ganz heimlich gegeben werden, denn immer fanden sich Spitzel, welche bestrebt waren, die Wohltäter anzuzeigen und als "Deutschenfreunde" zu verfolgen.<<

Zustände nach dem sowjetischen Einmarsch in Friedrichsdorf bei Iglau, Verhältnisse in den Internierungslagern Gossau, Brünnerberg und Obergoß von Juni 1945 bis April 1946

Erlebnisbericht der Kindergärtnerin Margarete Z. aus Friedrichsdorf bei Iglau in Mähren (x005/52-57,187-194): >>Ende Februar 1945 schloß ich meine Ausbildung als Hortnerin (Kindererzieherin) in Prag ab. Wir wußten um den Ernst der Lage, denn im Herbst vorher waren wir Kursteilnehmerinnen zur gesundheitlichen Betreuung von Panzergräben bauenden 12-14jährigen Jungen aus den Kinderlandverschickungslagern eingesetzt gewesen.
Nach unserer Rückkehr kamen die vielen Bahntransporte schlesischer Flüchtlinge, die wir ebenfalls für Nächte oder Stunden des Aufenthaltes betreuen halfen und die dann größtenteils im böhmischen Raum untergebracht wurden.
Der Feind kam näher, aber wir glaubten noch an das Wunder der angeblich neuen Waffen, die auf jeden Fall den Russen aufhalten sollten. In Boskowitz bei Brünn mußte ich bis Ostern noch schulentlassene Jungen der KLV betreuen, die vorsichtigerweise doch nach Ostern mit Sondertransport in Richtung Bayern abgingen.
Ich mußte das Heim noch einem Vertreter der Bezirksbehörde übergeben und hatte große Schwierigkeiten mit dem tschechischen Heimpersonal, die forttragen wollten, was nicht nagelfest war. Ich mußte feststellen, daß auch der tschechische Hausmeister, der scheinheilig immer betonte, uns zu beschützen, uns bestohlen hatte, aber die Eile, mit der ich mit den dort beschäftigten zwei reichsdeutschen Pflichtjahrmädeln von Brünn abgeholt wurde, weil die Bahn schon größtenteils durch Partisanensprengungen unterbrochen war, erlaubte uns keine Proteste mehr.
Kurz vor der Einnahme durch die Russen kamen wir noch aus Brünn heraus. Die große Brükke bei Namest war gesprengt, und im Morgengrauen mußten wir schon in Klein-Beranau aussteigen, denn auch die Igelbrücke vor der Stadt war einige Tage vorher gerade in dem Augenblick gesprengt worden, als ein Transport junger Soldaten den Hauptbahnhof verließ. 80 junge Menschen riß der Zug in die Igel.

Wir fuhren noch nach Prag, um uns pflichtschuldigst zu melden, und ich bekam den Auftrag, in Ritschan noch Heimkinder zum Abtransport in Richtung Böhmerwald zu bringen. Der Haß und der Hochmut der Tschechen war dort schon offen. Einige einheimische Deutsche waren durch Drohungen so verstört, daß sie sich auf meinen Rat gerne den Kindern anschlossen.
Ich selbst blieb mit einem fiebrigen Rheumaanfall zurück und glaubte auch noch der Ordnung halber das Heim übergeben zu müssen. Das Haus wurde sofort von Soldaten belegt, und als mir der Offizier die Lage und den täglich erwarteten tschechischen Aufstand klar machte, begab ich mich sofort mit kleinem Gepäck auf den Heimweg.
Eine ehemalige tschechische Hausgehilfin gab mir freundlichst den Rat, meine Koffer bei ihr einzustellen, ich habe nichts mehr davon gesehen, noch von dem Mädel auf meine Schreiben eine Antwort bekommen. Zwei Tage brauchte ich, bis ich nach Iglau kam. Es war eine unheimliche Fahrt: die drohende Erregung in Prag und die gemischte Gesellschaft, vielfach Hilfstruppen im Zug.
Eigentlich wollte ich nur schnell meine Mutter aus Iglau abholen. Aber wohin? Schließlich hofften wir doch, daß der Amerikaner Böhmen und Mähren besetzen wird und nicht der Russe. Unsere Habe war größtenteils eingemauert oder vergraben. Viele Trecks fuhren in Richtung Südwesten vorbei, größtenteils Schlesier, die nach 3 bis 4 Wochen, restlos ausgeplündert, denselben Weg zurückkamen.
Wir wußten in dem Hin und Her nicht, was wir tun sollten. Erst als der Volkssturm aufgelöst war und als die letzte deutsche Wehrmachtseinheit Friedrichsdorf verließ, entschieden wir uns wie die meisten Nachbarn zum Bleiben. Der Krieg war ja aus, und in Friedrichsdorf hatten schon immer Deutsche und Tschechen nebeneinander gelebt, und wir hatten keinem etwas Schlechtes getan.
Am späten Abend des 8. Mai 1945 fielen Leuchtfallschirme, und man hörte die ganze Nacht den Donner und das Aufblitzen der Artillerie. Mit uns in der Wohnung befanden sich damals noch zwei Familien, ein Blinder mit Frau und zwei Kindern aus Schlesien und ein über 70jähriger Postbeamter i.R. aus Köln/Rheinland mit Tochter und Enkelkind.
Morgens um 5 Uhr gab es in der Stadt Panzeralarm, und da wir direkt an der Reichsstraße Richtung Prag wohnten, suchten wir alle den Keller auf. Kurz darauf donnerte der letzte deutsche Panzer, und ihm folgten nach einigen Minuten schon die Russen. Unaufhörlich rollten alle Arten von Motorfahrzeugen, am nächsten Tag waren es schon meist mit Mongolen besetzte Pferdewagen.
Gegen 7 Uhr morgens kam der erste Russe mit einem Tschechen wegen Waffen ins Haus. Der Vater wies die Bescheinigung über die abgegebenen Volkssturmwaffen vor, übergab ihnen seine Jagdwaffen, und sie gingen wieder.
Eine Stunde später kam wieder so ein Paar, und der Tscheche fragte nach dem Motorrad des Vaters und nach der "Deera" ("Tochter"). Ich war gerade in die Küche um etwas Eßbares gelaufen und voller Bange, daß sie meinem Vater etwas tun könnten, ging ich kurz entschlossen die Treppe hinunter. Der Russe packte mich am Arm, nahm mir die Uhr ab, schickte dann den Tschechen fort und wollte mich in eine Tür zerren. Er stank nach Alkohol. Ich fragte erschrocken: "Co chces?" ("Was willst Du?"), sah ihn groß an und sagte in tschechischer Sprache: "Zu Haus hast Du doch auch eine Mutter oder eine Schwester?"
Der kahlköpfige Russe sah mich an wie einen Geist, drehte sich um und ging fort. Es war mir im Haus nun nicht mehr geheuer, ich versteckte mich im Garten. Eine Deutsche, die mit einem tschechischen Eisenbahner verheiratet war, hielt ein russisches Auto an und hetzte die Rotarmisten in unseren Garten mit dem Hinweis "germanski Soldat". Als ich mit noch drei benachbarten Frauen mit erhobenen Händen aus dem Busch kroch, weil der Soldat hineinschießen wollte, wurden wir sehr ausgelacht.
Mein Brotbeutel wurde gefunden, und der russische Unteroffizier untersuchte genau den In-

halt, gab mir aber Stück für Stück, die goldene Uhr, Halskette mit Anhänger, Ohrgehänge, Reisewecker, Ring usw. zurück, salutierte und fuhr wieder ab. Die Frau des tschechischen Lehrers verschaffte uns wieder Ruhe vor den sich angesammelten keifenden Tschechinnen. Aber von Stunde zu Stunde wuchs unsere Ratlosigkeit.
Vom tschechischen Lehrerkollegen bekam mein Vater den Rat, das Schulhaus zu verlassen. Bevor wir uns noch dazu aufrafften, kam eine Gruppe von ca. 10 Gendarmen und Partisanen ins Haus und durchsuchte alles. Vater und Mutter wurden arg mißhandelt, während mich der Ortsgendarm in der Wohnung festhielt. Schließlich wurde Vater abgeführt. Vor der Schule stand während dieser Szene Franz H., Werkmeister … mit erhobenen Händen. Derselbe wurde dann im Gefängnis erschlagen.
Nun war die Haustür aufgebrochen, und getreu dem Vorbild der Gendarmen, die sich u.a. gleich Schreibmaschine, Ledermantel und Stiefel mitgenommen hatten, plünderte nun das Gesindel der Nachbarschaft.
Abends herrschte auf der Gasse ein unbeschreibliches Durcheinander. Das Haus K. in der Leopoldstadt brannte wie eine Fackel, ohne daß jemand ans Löschen dachte. Russisches "Urräh" und tschechisches Jubelgeschrei, Panzerlärm und Schüsse erfüllten die ganze Gegend. Gegen 10 Uhr mußte Mutter einigen Russen die Wohnungstür öffnen und für sie kochen.
Sie war entsetzt, als sie am nächsten Morgen in die Küche kam und diese voller Unrat fand. Ich hatte mich bei den Flüchtlingen verkrochen. Unser Fluchtgepäck war entdeckt und mit den Russen verschwunden. In den ebenerdigen Räumen, die als Vereinsräume zuletzt Flüchtlinge beherbergt hatten, sah es aus wie nach einem Bombenangriff. Aufgeschlitzte Betten, Kleider, Mörtel, Unrat, Bilder, Scherben, Bücher, Papiere u.a., alles kniehoch durcheinander. Das neue Mobiliar meiner Schwägerin, in Verschlagen zum Abtransport vorbereitet, war mit Äxten sinnlos zerschlagen.
Kaum waren die Russen aus dem Haus, kamen die Partisanen vom Vorabend wieder, schossen wild um sich, und als die erschrockene Frau des Blinden, die kein Tschechisch verstand, ein deutsches Wort sagte, wurde sie angebrüllt, geohrfeigt, dem Mann die Blindenuhr abgenommen, und die ganze Familie mußte sofort aus dem Haus. Ich bekam auch eine Ohrfeige, und meine Brille zersplitterte auf der Steintreppe. Erst nach Monaten bekam ich einen Ersatz. Alle Uniformstücke und was sonst an besseren Sachen ins Auge fiel, wie z.B. Schuhe, Wäsche und das große Radio wurden mitgenommen.
Während dieser Durchsuchung mußten wir Deutschen alle in einer Ecke mit dem Gesicht zur Wand stehen, von zwei Buben mit aufgesteckten Bajonetten bewacht. Diese Schrecken wurden dem alten Herrn doch zuviel, er suchte sich ein anderes Quartier im Nachbarhaus. - Diese Kölner wurden im Juni gesondert abgeschoben und erreichten im Herbst nach ungeheuren Strapazen krank Köln/Rheinland.
Mutter und ich zogen uns in das hinterste Zimmer zurück und suchten nach noch brauchbaren Kleidungsstücken und Lebensmitteln zum Einpacken, als plötzlich ein baumlanger Kerl mit Kosakenmütze hinter uns stand.
Er fragte in gebrochenem Deutsch: "Warum Du traurig? Du Nazi?" Ich schüttelte den Kopf, sagte, die Tschechen haben meinen Vater fortgeführt. Er sagte nur: "Tschechen nix gut. Du machen gut Quartier für mein Offizier."
Es kam ein Hauptmann, der gefangene russische Hilfstruppen verhörte, und sein Dolmetscher versicherte uns, daß er keine Tschechen hereinlasse und daß wir ruhig schlafen sollten. Wir hatten wirklich eine ungestörte Nacht, aber am frühen Morgen war unser "Schutz" ausgeflogen.
Der tschechische Lehrer kam und riet uns nochmals, das Haus zu verlassen und ihm die Schlüssel zu geben. Er fragte uns, ob wir noch einige Lebensmittel für unseren Bedarf haben. Als wir dies verneinten, brachte er von sich aus in einer Tasche Mehl, Zucker und Malzkaffee.

Mutter wollte wissen, was mit Vater geschehen war, worauf er uns mit einem Begleiter zum Gemeindeamt schickte. …
Am Bürgermeisteramt residierte der Narodni Vybor und sein Chef, der tschechische Bürgerschuldirektor St., sagte im Nebenzimmer laut zu unserm Begleiter: "Was wollen sie denn, der Alte ist erschossen. Sie sind früher dem Hitler nachgelaufen, so sollen sie ihm jetzt auch nachlaufen."
So wurde unser Vater totgesagt, und wir haben aus diesem Grund auch keinerlei Bekleidung für ihn mitgenommen. Wir holten uns in der Schule noch einige Sachen und verließen durch eine Zaunlücke den Garten. Bei Aufräumungsarbeiten in der Wohnung der Eltern durch deutsche Frauen wurden noch Bilder, Sparbücher, Wäschestücke vom tschechischen Lehrer aussortiert und uns geschickt. Dieser tschechische Oberlehrer S. handelte uns gegenüber sehr korrekt und menschlich und mußte später angeblich als Kollaborant dafür büßen.
Wir wanderten nach Wetterhöfel. Als wir die Bahnstrecke überquert hatten, fuhr ein Zug nach Iglau. Aus dem Fenster eines Wagens rief einer verzweifelt: "Grüßt mir mein Weib, ich seh' sie nimmermehr." Wer es war, konnten wir nicht erkennen.
In der Villa N. fanden wir eine vorübergehende Bleibe für drei Tage, dann kam ein russisches Kommando ins Haus. Schimpfend mußte auch der tschechische Hausbesorger sofort räumen, dem die Befreier noch tags zuvor ein Reitpferd geschenkt hatten, das im Garten graste. Indessen zogen von Simmersdorf her viele Gruppen Kriegsgefangener vorbei. Wir hatten alles erreichbare Brot und Wasserkannen bereitgestellt, und manchmal durften wir den erschöpften Soldaten … etwas über den Zaun reichen.
Am 13. Mai früh machten wir uns auf, um das Schicksal unserer Verwandten 3 km weiter in der "Kronowitten" zu erkunden. Ein herrlicher Maientag, aber kein Mensch war weit und breit zu sehen. Beim Sch. … sahen wir im Garten unter einem Baum ein Bett mit gelbseidener Steppdecke - es könnte unsere gewesen sein - darin schnarchte ein Russe. Wir schlichen uns vorbei.
Von Vaters Elternhaus kam uns die schwarzgekleidete Hausgehilfin händeringend entgegen und lamentierte: "Unsere Frau ist heute gestorben!" Tante H. war nur auf einen gehässigen tschechischen Verwalter angewiesen und hatte in den Nächten mit ihrer Tochter in Feld und Wald Schutz gesucht. Dabei hatte sie sich den Tod durch eine schwere Lungenentzündung geholt. Sie lag in der Festtagstracht in der Stube aufgebahrt, was aber einige Russen nicht störte, nebenan zu zechen und zu schlafen.
Ein tschechischer Bote hatte sogar die Tochter in Wesenz erreicht, sie kam am nächsten Morgen mit ihren Buben die 18 km zu Fuß, und doch war es schon zu spät, der Totengräber hatte die Mutter schon tags zuvor in aller Stille begraben. Mutter und ich machten noch einen letzten Besuch bei Verwandten in Ebersdorf und auf dem Friedhof und wanderten dann hinter Preitenhof querfeldein nach Gießhübl. Wir hatten einen unvergeßlich schönen Weitblick, so als wollte sich die Heimat noch einmal in schönstem Sonnenschein für immer in unser Herz legen. Kein Mensch arbeitete draußen auf den Feldern, die von breiten Panzerstraßen durchzogen waren.
Wir hofften, in Gießhübl eine Bleibe zu finden, aber auch dort war unser Aufenthalt verboten. Die deutschen Bauern waren größtenteils im Lager des weiblichen RAD eingesperrt, der S.-Hof hatte schon einen tschechischen Verwalter, der jedoch die deutschen Frauen weitgehend gegen die Russen schützte, es war der Sohn des tschechischen Nachbarn.
Um eine Hoffnung ärmer schlichen wir uns wieder bei der Hintertür heraus über die Felder zurück nach Wetterhöfel. Mutter bekam Fieber, und so ging ich am nächsten Tag allein wieder auf Suche nach Unterkunft nach Altenberg. Glücklicherweise blieb ich am Weg unbehelligt.
Die Stimmung in Altenberg war ebenso ratlos. Täglich wurden Männer abgeholt zum Vieh-

oder Pferdetreiben oder ins Gefängnis. In der Nacht vorher hatten betrunkene Russen, von Tschechen angeführt, meine Cousinen gejagt.
Plötzlich war meine Mutter da, ganz abgehetzt. Sie wollte mich warnen, damit ich nicht den Russen in der Villa N. in die Hände liefe, denn von dem Räumungsbefehl der Villa wußte ich noch nichts. Im Gasthaus K. hat man uns bereitwilligst aufgenommen zu den ohnehin zahlreichen Schutzsuchenden. In den Räumen der Gastwirtschaft machte sich eine Russenküche breit, wir schälten dafür tagelang "Kartoschki". –
Die allgemeinen Verbote wurden uns erst nach und nach bekannt, denn wir hatten kaum eine Verbindung mit der Stadt. Nun hörten wir auch von den vielen Bekannten, die in der Stunde der Verzweiflung freiwillig aus dem Leben gegangen waren. Irgend jemand brachte auch die Nachricht, daß mein Vater bei Aufräumungsarbeiten in der Stadt gesehen worden war.
Am nächsten Tag nahm mich Frau G., die besser Tschechisch sprach, mit auf die Suche nach ihrem abgeführten Gatten. In der Tiefen Gasse erfuhr ich, daß Vater tatsächlich in der Jakobsschule eingesperrt sei. Wir wollten ihm Wäsche und Brot bringen, durften aber nicht bis zum Eingang.
Am 26.5. wurde auch die Wirtschaft K. ganz von Russen beschlagnahmt, und wir fanden bei Familie H. in Friedrichsdorf eine Notunterkunft. Ich mußte mich täglich zur Arbeit stellen und russische Offiziersquartiere am Tivoli putzen. Es war ein aufregender Dienst, aber wir bekamen gutes Essen und blieben unbehelligt. In den Nächten suchte ich Schutz bei Kaufmann S., wo ein rumänischer Offizier logierte, der sich eindringenden Russen immer entgegenstellte. In Friedrichsdorf passierte es damals, daß Tschechen eine Anzahl von deutschen Frauen und Mädchen nachts zum Putzen eines Hauses für einen Generalsbesuch holten und diese dann auf das gemeinste einer russischen Meute in die Hände lieferte.
Bei H. schwitzte ich auch einmal zwei Stunden unter der Ofenbank, als mich ein Russe, der mich beim Fenster erblickt hatte, nicht fand und sich zum Trost von den alten Frauen etwas kochen ließ. - Noch einmal war ich in diesen Tagen in Altenberg und wurde von einem rumänischen Soldaten, der sich als Siebenbürger Deutscher entpuppte (aus dem Ort Himmelreich), heil zurückgebracht. …<<
>>Am 28. Mai war ich wegen großer Schmerzen in meiner Hand zu meinem Glück nicht zur Arbeit gegangen, denn so blieb ich wenigstens mit meiner Mutter beisammen.
Gegen 10 Uhr vormittags kamen Soldaten mit dem Befehl, innerhalb von 20 Minuten mit Handgepäck das Haus in Richtung Iglau zu verlassen. Wir hatten ja nicht mehr viel zu tragen, aber das Ehepaar H., beide über 70 Jahre alt und kränklich, war fassungslos. Aber es half ihnen kein Bitten. Sie mußten ihre zusammengerafften Sachen auf einen alten Kinderwagen laden und ihr (eigenes) ... Haus verlassen. Aus allen Richtungen kamen die Deutschen mit Handwagen und Bündeln und mußten durch ein Spalier von spuckendem und höhnendem tschechischen Mob. Es gab auch Schläge und Fußtritte. Einer deutschen Lehrerin wurden die Zähne eingeschlagen.
Unser erstes Ziel war der Sportplatz beim Kreisgericht. Am Tor wurden wir von einem Mann und einer Frau in russischer Uniform abgetastet. Russische Posten mit MP forderten uns auf, allen Schmuck, Edelmetalle, Photoapparate usw. bei Todesstrafe abzugeben. Das Gepäck wurde durchwühlt. Dort wurde mir der letzte Koffer mit einigen besseren Sachen abgenommen. Den letzten Ring trat ich in den Sand, als ich keinen Ausweg mehr sah.
Einige tausend Menschen standen in glühender Hitze dicht beisammen. Erst nach 8 Stunden ging das Tor auf, und wir wurden durch ein Spalier von Tschechen auf die Altenberger Straße gedrängt und wahllos nach Süden oder Norden gewiesen, egal, ob Familienangehörige getrennt wurden.
Unser Zug bewegte sich ... quer über den Marktplatz zur Brünnergasse. (Es war) ein unvergeßlicher Anblick. Meist alte Leute, Gebrechliche, Frauen mit Kindern, mit sichtlich zusam-

mengerafften Habseligkeiten, auf allen möglichen Kleinfahrzeugen, in der Hand oder auf dem Rücken, mühten sich den Brünnerberg hinauf zum ... Gossauer RAD-Lager. Aber wie sah es dort aus. Wir brauchten Stunden um aus- und aufzuräumen, bevor ca. 20 Personen in einer Stube Platz fanden. Türen und Fenster fehlten überhaupt.
Durch Schlagen auf eine große Sägescheibe wurden wir zum Appell gerufen und hörten nun ... von einem tschechischen Leutnant, wo wir waren. Er sagte ungefähr: "Sie sind in einem KZ, nichts gehört Ihnen mehr, alles ist Eigentum des tschechischen Volkes. Besitz von Wertsachen wird streng bestraft. Wer nach Einbruch der Dunkelheit außerhalb der Baracke angetroffen wird, wird erschossen. Wer Selbstmord begeht, dessen Sippe wird ausgerottet. Lebensmittelvorräte stehen den Deutschen nicht zu. Alle mitgebrachten Lebensmittel müssen in der gemeinsamen Küche abgegeben werden."
Für die Nacht wurden Türen und Fenster verrammelt, aber mit Brecheisen verschafften sich die Russen Einlaß, holten sich ihr Freiwild teils mit Gewalt heraus, teils begingen sie ihre Schandtaten vor allen Anwesenden. Männer, die sich schützend der Frauen annahmen, wurden brutal geschlagen. ...
Um 4.15 Uhr war Wecken, eine Stunde später Appell mit Arbeitseinteilung. Verschiedene Gruppen mußten außerhalb des Lagers bei Bauern oder in der Stadt arbeiten. Der Rest wurde im Lager unter Bewachung mit Aufräumungsarbeiten und Gartenarbeit beschäftigt. Jeder Flecken Brachland wurde sofort mit Gemüse bebaut. Aus den gesammelten Vorräten gab es nur eine dünne Suppe einmal täglich. Morgens und abends (erhielten wir) Kaffeewasser.
Nacht für Nacht kamen dieselben Verbrecher, begleitet von Schießereien, und ich habe es wohl nur der Hilfe meiner Mutter und einem guten Versteck zu verdanken, daß ich nicht auch ihr Opfer wurde. Die Krankheiten häuften sich, vor allem Ernährungsstörungen stellten sich ein. Eine Isolierbaracke mußte eingerichtet werden. Es fehlte an ausgebildetem Pflegepersonal, an Wäsche, Desinfektionsmitteln und Medikamenten. Nur einige primitive Bettstellen mit alten Strohsäcken waren da.
In der Hoffnung, dort nachts sicherer zu sein, meldete ich mich selbst zum Nachtdienst und wurde Krankenschwester. Gleich in der ersten Stunde (meines Dienstes) starb eine unbekannte Diakonissin aus Schlesien, die wahrscheinlich mit einem Treck gekommen war. ... Ihren Namen konnte sie uns nicht mehr sagen. Vermutlich war sie an Typhus gestorben, aber wir waren gewarnt worden, davon zu sprechen, weil man sonst die Liquidierung des Lagers befürchtete. ... Ganze Kolonnen unserer deutschen Gefangenen kamen vorbei, meist barfuß, mehr taumelnd als gehend. Immer wieder wurden sie von unserer Lagerwache aufgehalten und mit allen Schikanen durchsucht. Wir Internierten durften uns nicht nähern.
Am 7. Juni nachmittags ging Dr. K. als erster deutscher Arzt von Stube zu Stube und riet allen Gehbehinderten und Kranken, sich sofort mit ihren Sachen von dazu bestimmten Leuten herunter in die ehemalige Irrenanstalt am Brünnerberg transportieren zu lassen. Zu mir sagte er: "Machen Sie schnell, das Lager soll bald verlegt werden."
Wir hatten ca. 20 bis 30 Leute heruntergebracht, als ich gegen 19 Uhr meine Mutter, die bis dahin beim Bauer gearbeitet hatte, zum Mithelfen herunterführen wollte. Schwere Gewitterwolken hingen in der Luft. Als wir zum Tor kamen, ließ uns die Wache nicht mehr heraus. Gleichzeitig wurde Alarm geschlagen. Aus der Baracke der Lagerleitung kamen Dr. M. und Dr. K., um dem deutschen Lagerleiter den Auftrag zu erteilen, sofort alle Lagerinsassen mit ihrem Gepäck beim Ausgang zu versammeln. Es herrschte große Bestürzung und alles lief durcheinander. ...
Bald fing ein Sturm an, der Himmel verdunkelte sich, Blitz und Donner krachten, und aus dicken Regentropfen wurde ein Wolkenbruch. War der Jüngste Tag angebrochen? Vor mir fiel eine Frau hin vor Angst und bettelte: "Helfen Sie mir, meine Mutter kann doch nicht gehen, und ich bin auch krank." Ich lief zu Dr. K., und der wiederum erreichte nach eindringli-

chen Vorstellungen beim Velitel und Dr. Meisel, daß die Kranken in den Baracken verbleiben sollten, um später abgeholt zu werden.
Ich jagte mit diesem Bescheid von Baracke zu Baracke. Es blieben nur wenige, denn sie fürchteten das unbekannte Schicksal. Es war schon dunkel als die Letzten des Elendszuges im Regen das Tor passierten, um im Obergoßer Lager nach Stunden völlig durchnäßt anzukommen. Eine teuflische Methode, möglichst viele Menschen krank zu machen und sterben zu lassen.
Für uns gab es an diesem Abend noch viel zu tun, bis wir den Rest der Kranken auf den Brünnerberg gebracht und ... recht und schlecht versorgt hatten. Wir, meine Mutter und ich, verblieben u.a. bei den Kranken auf dem Brünnerberg. Dr. K. entwickelte ein Organisationstalent und eine Verhandlungsgeschicklichkeit mit den Tschechen, die größte Anerkennung verdient. Er hat sich auch tüchtige Mitarbeiter herangezogen und war stets auf das Wohl aller bedacht. Er hat für viele das Dach über dem Kopfe besorgt, das ihnen vielleicht das Leben rettete, und die Schwerkranken davor bewahrt, im Straßengraben zu sterben. Sofort wurden der tschechischen Wache am Tor zwei Schwestern zugeteilt, die die nun laufend ankommenden Kranken und Alten gleich versorgen konnten.
So empfingen wir auch die Elendsfuhren aus dem Helenenthaler Lager nach dessen Auflösung. Die meisten Kranken hatten schweren Durchfall und waren schon so geschwächt, daß sie sich selbst gar nicht mehr helfen konnten. Viele konnten wir nur auf blankes Stroh betten, viele auch nur auf den bloßen Holzboden. Im wesentlichen konnten wir auch nur immer den gröbsten Unrat von Menschen, Wäsche und Boden reinigen. ... Medikamente fehlten zunächst überhaupt und konnten erst nach Tagen und Wochen über gut gesinnte Tschechen besorgt werden.
Die Menschen starben wie die Fliegen, und die Totenkammer reichte nicht mehr aus. In den ersten Tagen waren bei einer Durchschnittsbelegung von 800 bis 1.500 Personen täglich 10 bis 15 Tote zu verzeichnen. Wenn dann Dr. Meisel, ... der Gebieter über alle Internierungslager in Iglau, zur Inspektion erschien, dann sagte er manchmal mit Fingerzeig auf die Verstorbenenzahl: ... "So wenig!" ... "Hier ist das reinste Sanatorium!" ...
Der Zustrom aus der Stadt, den Dörfern und Lagern riß nicht ab. Das tschechische Kreiskrankenhaus schickte alle deutschen Patienten ins Lager. Die Schwere des Leidens und die fehlenden Behandlungsmöglichkeiten in unserem Lager waren gleichgültig. Die staatlichen Irrenanstalten schickten uns ebenfalls sämtliche deutschen Insassen. Erst ab September 1945 nahm das Allgemeine Krankenhaus chirurgische Fälle, Entbindungen und ansteckende Krankheiten, außer Tbc, wieder an. ...
Anfangs waren wir weit und breit das einzige deutsche Krankenasyl und Altersheim. Der Raum wurde zu eng, und deshalb mußten alle irgendwie Arbeitsfähigen wieder fort ins Arbeitslager. In der Küche tat man, was man konnte, aber es reichte doch nur zu dem Malzkaffee und 100 g Brot am Morgen, einer mäßigen Eintopfsuppe mittags und Kaffee oder Suppe abends. Auch an eine Kleinkinder- und Diätküche war gedacht, aber die zugeteilte Milch reichte kaum für die Säuglinge. Und doch hatte unser Lager gegenüber den anderen Lagern den Vorteil, daß es ein festes Haus mit fließendem Wasser und sanitären Anlagen war.
Zu bestimmten Zeiten gab es sogar warmes Wasser zum Reinigen. Vorne am Tor stand in russischer Sprache "Krankenhaus", das uns vor Eindringlingen schützte. Kam jedoch ein Russe bis ins Vorhaus, so wurde er von den Herren S. und M. in seiner Sprache über die Infektionskrankheiten aufgeklärt. Alle zogen es dann vor, wieder zu gehen.
Das Wachpersonal war launenhaft und unberechenbar. Sie wurden oft von den öffentlichen Hetzkampagnen beeinflußt. Das Niveau der Anrede bewegte sich zwischen "Weiber, Frauenzimmer, Huren". Es gab Durchsuchungen in den Schlafsälen, obwohl bereits jeder Neuankömmling sehr genau untersucht wurde und sie die überflüssig erscheinenden besseren Sa-

chen "beschlagnahmten"
Kleine Verstöße, z.B. gegen die tschechische Gruß- und Meldepflicht, wurden streng mit Kellerarrest bestraft. Ein ca. 20jähriges Mädel war mindestens 2 Wochen als "Spionin" im Keller in einer Einzelzelle, ... weil man Tagebuchnotizen bei ihr gefunden hatte. Im Sommer mußte ich durch Wochen, von einer Wache begleitet, einer jungen Tschechin das Essen in den Keller bringen, der infolge einer Verwechslung mit einer Gesuchten gleichen Namens der Kiefer eingeschlagen worden war. Ich durfte nicht mit ihr sprechen.
Auch kranke Kriegsgefangene wurden vorübergehend bei uns behandelt. Meine Mutter erklärte mir bald, daß sie dieses Elend ebenfalls krank mache, sie meldete sich lieber zu schwerer Feldarbeit. Trotz der strengen Sauberkeit und eines resoluten Reinigungskommandos vermehrte sich das Ungeziefer bei der räumlichen Enge. Da keine Möglichkeit zum Bügeln war, fand man oft schon in der reinen Wäsche Läuse. Und die Wanzen waren auch nicht mehr aufzuhalten.
Zwischendurch gab es aufregende Nächte mit erhöhter Alarmbereitschaft, weil man die Erstürmung des ... Lagers durch den aufgehetzten tschechischen Mob befürchtete. ... Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie sich der große Raum in meiner Abteilung mit über 20 (vergewaltigten) ... Frauen füllte. Teils waren es Mütter von kleinen, auch großen Kindern, teils ganz junge Geschöpfe, die irgendwo überfallen worden waren und nun ganz verzweifelt nach einer Möglichkeit zur Beschaffung von Medikamenten suchten. Durch die Verzögerung dauerte es oft lange und führte zu ernsthaften Erkrankungen, bis wirklich geholfen werden konnte.
Ebenso werde ich nie vergessen, wie blutjunge Mädchen an Tbc sterben mußten, weil uns jede Möglichkeit zur Hilfe genommen war. Auf der Flucht vor den Russen hatten sie sich eine Lungenentzündung geholt, konnten sich nicht auskurieren, sondern mußten bei Bauern schwer arbeiten, bis sie zusammenbrachen. Einige Wochen siechten sie bei uns dahin, bis sie an völliger Auszehrung starben. ...
... Ich mußte Irre betreuen, Epileptiker mit Tobsuchtsanfällen, Schwachsinnige, eine Bauersfrau, die nach schweren Mißhandlungen wahnsinnig wurde, kindische alte Leute. Ich fürchtete mich schon, morgens die Türen zu öffnen, und nur gemeinsam mit einer tapferen jungen Schlesierin konnte ich diesem Elend überhaupt, so gut es eben ging, begegnen. Wir hatten gerade unsere derart Kranken gesäubert, als der sinnlose Befehl der Verlegung derselben nach Stannern kam. Wie Vieh wurden dieselben bemitleidenswerten Geschöpfe nach vier Wochen völlig verwahrlost zurückgebracht.
Außer Dr. K. waren dann noch die Ärzte Dr. E. und Dr. C. eingetroffen, die regelmäßige Krankenvisiten machten und halfen, was in ihrer Macht stand. Nicht mehr helfen konnten sie z.B. der Frau K., die mit einer schweren Blutvergiftung aus dem Lager Stannern kam und starb.
Frau K. war als Kreisfrauenschaftsleiterin in Iglau tätig gewesen und hatte deshalb besonders zu leiden. Erst als es bereits zu spät war, durfte sie sich in ärztliche Behandlung begeben. Groß war auch die Empörung, als eines Tages ein todkrankes Kind gebracht wurde, das eine Russin einer deutschen Mutter im Lager Obergoß weggenommen hatte. Ob man seinen Namen erfahren hat, weiß ich nicht. Oder der Fabrikant K., der, skalpiert und mit einer riesigen Wunde, nach qualvollen Monaten doch sterben mußte. - Ich möchte nicht noch mehr so traurige Fälle anführen.
Die Dentistin (Zahnärztin ohne Hochschulprüfung) Fräulein B. konnte irgendwoher völlig veraltete Geräte für die Zahnbehandlung auftreiben. Sie half vielen und konnte sie von ihren Zahnschmerzen befreien.
Langsam war es auch wieder möglich, Brillen und Medikamente auf eigene Kosten zu besorgen. Finanziert wurde unser Lebensunterhalt durch zulässige Beträge, die man von zur Währungsumstellung abgelieferten Sparbüchern abhob und zum größeren Teil einbehielt, und

durch die Verdiener außerhalb, deren Lohn zu 80 % dem Lager verblieb.
Auch eine Kapelle durfte im Haus eingerichtet werden, und ein tschechischer Priester hielt tschechische Andachten. Dieser Raum war aber oft auch die einzige Möglichkeit, mit einem Besuch von außerhalb, der zu ambulanter Behandlung kam, deutsch zu sprechen, denn offiziell war nur die tschechische Sprache erlaubt. Erst nach und nach lockerten sich diese Maßnahmen von selbst.
Mein Vater war nun im Kreisgericht, und ich durfte mir monatlich einmal einen Passierschein zu einer Sprecherlaubnis holen. Wir durften die Wäsche für ihn waschen und ihm bei dieser Gelegenheit etwas Eßbares schicken. Durch Kassiber unterrichteten wir uns gegenseitig über die wichtigsten Ereignisse.
Ende September war die Einzelausreise nach Österreich etwas erleichtert, und einige Familien nützten diese Gelegenheit. Ich sah darin auch eine Möglichkeit, eventuell mit meinen vermißten Brüdern von Österreich aus in Verbindung zu kommen, um sie vor einer Rückkehr nach Iglau zu bewahren. Leider wurde meine Mutter am Wege zur Arbeit verhaftet, weil sie ihrem Bruder, der in einer Gefangenenkolonne vorbeiging, ein Stück Brot zustecken wollte. Sie wurde in der Tiefen Gasse drei Wochen eingesperrt, ohne über den Vorfall mit ihr zu sprechen. Man brauchte eben wieder eine Putzfrau. …
Weil wir für den Winter schlecht gekleidet waren, bekam Mutter die Erlaubnis, vom Narodni Vybor in Friedrichsdorf etwas zu holen. Wir hatten auch gehört, daß unsere Sachen ausgegraben worden waren. Schäbiges fremdes Zeug warf man meiner Mutter hin mit den Worten: "Das ist gut genug für Sie!" Bei Bäcker Sch. auf dem Boden hatten wir Vaters Wintermantel untergebracht. Die tschechische Nachfolgerin gab ihn anstandslos heraus und noch Lebensmittel dazu.
An einem Novembertag war auch Dr. K. abgereist. 24 Stunden später wurde er überall gesucht. Gutgesinnte Tschechen müssen ihm in letzter Minute über die Grenze geholfen haben. Unser Velitel hatte anerkennende Worte für Dr. K.
Vor dem Stadtbahnhof stand eine Baracke, die mit einigen Paradebetten und Einrichtungsgegenständen für sanitäre Betreuung immer in blitzender Sauberkeit gehalten werden mußte … Dort mußten wir Schwestern nun abwechselnd Dienst machen. Es schien uns so, als ob diese Einrichtung nur für etwaige höhere Kommissionen zur Besichtigung da war, denn benutzt wurde sie für Transporte Deutscher nie, solange wir dort waren.
Unser Weihnachtsfest: Ein guter Klavierspieler durfte sich sogar ein altes Klavier ins Lager bringen lassen, und Frau A. und S. sangen vor andächtig Lauschenden deutsche Weihnachtslieder. Die Kinder standen vor einem richtigen Weihnachtsbaum. Am ersten Feiertag gab es zum ersten Mal eine richtige Mahlzeit, d.h. Suppe, Knödel mit Sauerbraten (allerdings Pferdefleisch), das bestens zubereitet war und alle beglückte. Auch eine Lagerbücherei, bestehend aus alten Klassikerausgaben, durfte in den Weihnachtstagen Bücher verleihen. In der Silvesternacht öffneten wir das Fenster und hörten auf den Klang unserer "Susel".
Gleich nach den Feiertagen zog ein neuer Velitel, namens Musil, ins Lager. … Musil war von der Polizei und von anderen Lagern her als brutal bekannt. Der neue Wind wehte auch den Geheimdienst zu Verhören ins Lager, und meine Ahnung bestätigte sich, Mutter und ich wurden mit acht Frauen und zwei Männern mit unbekannter Zielangabe fortgebracht.
Am selben Tage wurden einige Hundert Lagerinsassen ins Aussiedlungslager nach Altenberg (BMW-Baracken) gefahren, von wo Ende Januar der erste Transport nach Westdeutschland ging.
Wir ... wurden in das ... Lager Obergoß gebracht. ... Es war ein Ausweichlager des Kreisgerichtes Iglau, das völlig überfüllt war. ... Es waren dort ... ca. 200-300 Männer und 30-40 Frauen, davon mindestens ein Drittel Tschechen (Kollaboranten), die irgendwo mit Deutschen zusammengearbeitet hatten. ... Von Prügeleien, wie sie in den ersten Monaten an der Tages-

ordnung waren, habe ich nichts mehr gehört. ... Fast die Hälfte aller Männer hatte Abszesse oder offene Wunden. ... Der allgemeine Gesundheitszustand war schlecht. ... Junge Männer sahen oft wie Greise aus.
Auf meine Vorstellungen beim tschechischen Lagerleiter, daß die vorhandenen primitiven Verbandssachen dringendst einer Ergänzung bedürften, ließ er den tschechischen Lagerarzt, Dr. Fürst, kommen, der Untersuchungen durchführte, Medikamente verordnete und mir Anweisungen gab. Der Velitel war in diesen Dingen nicht kleinlich, und so bekam ich nach und nach das nötigste zur ersten Hilfeleistung zusammen.
Die ehemalige Krankenbaracke des RAD-Lagers durfte ich wieder für Revierzwecke säubern. Die wirklich Kranken durfte ich dort pflegen und hatte selbst eine saubere Unterkunft dort. Nicht gern hatte ich mich aber von den anderen Frauen getrennt, denn wir hatten uns durch Ast- und Bohrlöcher zur Unterkunft der Männer, die in der Stadt arbeiteten, einen gut funktionierenden Informationsdienst geschaffen, denn sonst hatte man ja keine Möglichkeit, von außerhalb etwas zu erfahren. So hörten wir u.a. auch, daß unser Vater von Iglau nach Kuttenberg übergeben worden war.
Eines Tages holte mich der Velitel in die ehemalige Führerbaracke, die er sich zum Lagerbüro herrichten ließ, und zeigte auf die beschmierten Wände … Ich muß dumm geguckt haben, denn er sagte: "Ich habe den Deutschen auch heimgezahlt, was sie mir angetan haben, aber vieles, was bei uns passiert ist, ist wirklich eine Schande. Sie brauchen sich nichts gefallen zu lassen, sagen Sie mir nur, wenn Sie einer von da drüben" - auf die Wache zeigend - "belästigt. Ich habe auch zwei Töchter in ihrem Alter. Was können Sie schon verbrechen haben!"
Er selbst benahm sich mir gegenüber sehr korrekt und ließ durchblicken, daß er oft eine andere Haltung zeigen müsse, als seiner Überzeugung entsprach.
Die älteren Gendarmen hatten auch ab und zu meine helfende Hand in Anspruch genommen und steckten mir dafür ... ein Stück Wurst oder Kuchen in die Tasche: "Damit es ja niemand bemerkte." So waren sie alle. Einer fürchtete den anderen, und deshalb überboten sie sich nach außen hin in Abfälligkeiten gegenüber den Häftlingen. Ähnliche Beobachtungen machten auch deutsche Lagerinsassen, die zur Arbeit in die Stadt geschickt wurden, wo sie von verschiedenen Tschechen heimlich Zigaretten, Brot und Lebensmittelkarten zugesteckt bekamen: "Es öffnete sich bloß die Tür, eine Hand kam heraus, so daß man nicht wußte, wer der Spender war."
Die Verpflegung ... (wurde) besser. ... Man war ja bescheiden geworden, aber für arbeitende Männer reichten die Portionen nicht aus. Täglich einmal fand der übliche Ausgang im Lagerrund statt, bei dem man immer wieder neue Gesichter sah. Sogar der Humor brach trotz der traurigen Situation manchmal durch.
So mußte ich einmal beim Rundgang hinter Männern gehen und hörte diese (der Wachposten war zufällig weiter entfernt) nach der Melodie des Berghauermarsches summen: "Was soll denn das nur werden, wenn alle Leute sterben, haut es sie in das kühle Grab, … und werft große Steine drauf, sonst stehen sie am End wieder auf."
Eines Tages bekam ich in Dr. H., dem bekannten Iglauer Internisten, einen Chefarzt, der mir nun die Verantwortung abnahm.
Am 3. April winkte mir Velitel X. aus der Kanzlei mit einem Brief. Ohne diesen zu lesen, drückte er seinen Zensurstempel drauf und überreichte mir das Schreiben meines Onkels August S. aus Norddeutschland, wo er nach der Gefangenschaft sich aufhielt.
Ein Böhmerwälder hatte den Brief mit unserer tschechischen Lageradresse in Neuern aufgegeben. Durch die Umsicht des H. St. vom Brünnerberg verschwand er nicht in den Papierkorb des Velitel Musil, sondern brachte uns die ersten Nachrichten von vielen Verwandten. Die Frau eines ehemaligen deutschen Polizeioffiziers von Iglau hatte um die Weihnachtszeit die Ausreisegenehmigung bekommen und nach einer abenteuerlichen Fahrt Westdeutschland er-

reicht, von wo sie unseren Verwandten unsere damalige Anschrift angeben konnte.
Es war erstaunlich, auf welch verschlungenen Pfaden wir … noch kurz vor unserer Aussiedlung wichtige Nachrichten erhielten, die uns und unseren Verwandten später in Deutschland viel Suchen ersparten.<<

Zustände in der Prager Strafanstalt Pankrac und Zwangsarbeitseinsatz in den Witkowitzer Eisenwerken

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. Otto H. aus Mährisch Ostrau (x005/132-138): >>Am 5. Mai 1945 rollte die Autokolonne der Witkowitzer Gruben, aus Zwittau kommend, gegen 23 Uhr in Prag ein; dort empfing uns der vorausgefahrene Dr. P. mit der wenig erfreulichen Nachricht, daß in Prag dicke Luft herrsche, es am Wenzelplatz schon zu Schießereien gekommen wäre. Alles war verdunkelt, SS-Wachen kontrollierten die Straßen.
Im Hotel eröffnete mir der Direktor G., daß für uns weder in Prag noch im Falkenauer Revier eine Verwendung sei. Meine Entgegnung war: Ja, warum seid Ihr uns nicht entgegen gefahren, so daß wir sogleich gegen Süden - Richtung Linz - abgeschwenkt wären, wo wir bei den Göring-Werken Verwendung finden konnten. Seine Antwort war: Morgen gehen wir noch rasch zum Generaldirektor W. und holen uns Weisungen, dann könnten wir gegen Mittag losfahren.
Am nächsten Morgen begann Prag sein Bild zu ändern; deutsche Geschäftsaufschriften wurden überstrichen, die Straßenbahnen waren mit tschechischen Fähnchen geschmückt, in der Verkaufszentrale der Witkowitzer Bergbau- und Eisenhüttengewerkschaft nahm ein tschechischer Betriebsrat seine Tätigkeit auf. Überall Unruhe und Unsicherheit! Unser Entschluß war sofort gefaßt: So rasch als möglich fort von Prag in das Sudetenland!
Wir gingen in unser Hotel "Carlton" gegenüber dem Hauptbahnhof und vereinbarten, daß die Kolonne um 14 Uhr gestellt sein müsse. Doch war alles um 12 Stunden zu spät! Um die Mittagsstunde gab es auf der Straße eine Schießerei, SS-Mannschaften räumten die Straßen, Sperren wurden errichtet, vom Hauptbahnhof eröffneten tschechische Aufständische das Feuer, das bis zum Waffenstillstand nicht mehr erlosch.
Neben unserem Hotel war im ehemaligen Petschek-Palais das Hauptquartier der Gestapo, die über genügend starke Abwehrkräfte verfügte, um alle Angriffe abzuschlagen. Mit leichten Geschützen wurde die Zugangsstraße zum Wenzelsplatz beherrscht. Den Verlauf der Kämpfe konnten wir nur in dem kleinen Abschnitt vor dem Hotel selbst beobachten, einen besseren Überblick erhielten wir über das Radio. Dieses sandte in vier Sprachen Hilferufe an die alliierten Verbände, da gegen Abend die Aufständischen jeweils zurückgedrängt wurden. In der Nacht erhielten sie Zuzug und errichteten neue Sperren, die den Einsatz von Panzern fast unmöglich machten.
Den Abschluß des Waffenstillstandes hörten wir noch im Radio, die SS-Wachen wurden durch Partisanen ersetzt, vom Nachbarhaus kam ein Funktionär der sozialistischen Druckerei in das Hotel, forderte die sofortige Abgabe der Waffen und versicherte uns seines Schutzes bis zu unserer Überstellung an die Behörde.
Am nächsten Morgen marschierten die Hotelgäste, von Partisanen flankiert, in die von den Kämpfen stark mitgenommene Bredauer Straße, wo wir, nach Abtrennung der Militärpersonen, im Keller der Post bis 23 Uhr festgehalten wurden. Verhalten der Wachen einwandfrei. Hierauf Anmarsch durch die stillen Straßen zur Polizeidirektion. Während des Marsches forderte ein russischer Soldat die Abgabe der Uhren. In der Polizeidirektion war Hochbetrieb, im Saal wurden die Personalien aufgenommen, größere Geldbeträge erpreßt und viele Verhaftete geschlagen.
In den Morgenstunden kamen wir in den Hof, wo bereits ... Hunderte von Deutschen zusammengetrieben waren, viele davon durch Verprügelungen verletzt. Nun begann der Abtransport

... nach dem Zuchthaus in Prag-Pankrac. Vorher wurden mein Schwiegersohn Dr. Z., ein Fahrer und ich in ein Nachbardorf beordert, wo wir 2 Erschlagene auf ein Lastauto betten mußten. Ein russischer Soldat wollte dem Fahrer hierbei den Lederrock rauben, auf meine Intervention, daß es sich um einen Arbeiter handele, ließ er ab. Wir sausten wieder zu unseren Gefährten, mein Schwiegersohn jedoch wurde zurückgehalten, und wir sahen uns erst einige Stunden später, von seinen Schuhen erleichtert.
Endlich wurden wir in einen Autobus verfrachtet. Die Fahrt war nicht ungefährlich, da uns bei aufgerissenen Straßenstellen die tschechische Bevölkerung, besonders die Weiber, angriffen. Russische Panzer hingegen wurden bejubelt. ... Vor dem Zuchthaus mußten wir mehrere Stunden mit hocherhobenen Armen warten. Die Frauen (hatte man) bereits von den Männern getrennt. Endlich konnten wir eintreten.
Im Korridor mußten wir über ein Hitlerbild am Boden gehen und bekamen dabei mit Gummiknüppeln Hiebe auf Kopf und Rücken. Wieder Warten, neuerliche Registrierung, Abgabe aller Sachen bis auf die Kleider, einschließlich des Mantels, eines Handtuches und Reinigungssachen. Dann endlich schloß sich nach der Aufteilung auf einzelne Zellen die Tür mit dem Guckloch und dem Eisenriegel: wir waren endgültig eingekerkert!
Meine Zelle, 2,30 x 4,00 m groß, hatte bereits 2 Insassen, einen Prager Hochschulprofessor ... und einen pensionierten Sparkassendirektor. Mit beiden Herren habe ich mich vom ersten Augenblick gut vertragen, mit dem Professor durch Monate unseren gemeinsamen Strohsack geteilt. In der Zelle wurden wir nicht belästigt, als Verpflegung des ersten Tages gab es Suppe. - Die Nacht verlief ruhig, der Betrieb im Gefängnis lief sich ein.
In der zweiten Nacht wurden wir durch Schüsse, Geschrei auf den Gängen, Schläge gegen Türen, Salven und gellende Schreie aufgeschreckt. Dieser nervenzermürbende Lärm dauerte einige Stunden, dann war wieder Ruhe, nur ein Lastauto fuhr ab. In der nächsten Nacht Fortsetzung der Exekutionen. ... (Ich erfuhr), daß die Erschießungen nicht deutsche Inhaftierte, sondern verhaftete tschechische Vertrauensleute betrafen, die vorher für die Gestapo gearbeitet hatten. Dann schritten die Russen ein und stellten diese gesetzlosen Exekutionen ein.
(Wir wurden) bei der Instandsetzung der Straßen eingesetzt. (Es gab oft) Prügelszenen, (aber fast) keine Verpflegung.
Die Verköstigung im Gefängnis war vollkommen unzureichend, sie bestand aus Kaffeebrühe, 120 g Brot und wenig Gemüse und Kartoffeln, insgesamt nur ca. 700 Kalorien, wie ein Arzt in der Zelle errechnete. Bereits geschwächt, wurden wir ... in einer Ziegelei zur Arbeit bestimmt. (Dort ereigneten sich wieder) wüste Prügeleien, jedoch (erhielten wir) etwas zusätzliches Essen. Beim nächsten Einsatz, vor dem wir uns fürchteten, war die Behandlung durch die Partisanen gut, es gab auch reichlich zu essen. Jetzt, wo sich scheinbar das Leben in Prag normalisiert hatte, wurde die Außenarbeit eingestellt. ... Ohne Beschäftigung saßen wir in der Zelle und hungerten.
Mittlerweile hatte unsere Zelle Zuwachs bekommen, ein Bergdirektor aus Mährisch Ostrau und der Personalreferent F. für deutsche Kulturangelegenheiten vom Ministerium. Letzterer, ein Reichsdeutscher aus Magdeburg, Dr. jur., konnte sehr interessant von seiner Tätigkeit berichten, da er alle maßgebenden Persönlichkeiten kannte.
Dann verließ uns der Sparkassendirektor, der zu Feldarbeiten abkommandiert wurde; dafür kamen in unsere Zelle zwei Tschechen, ein Hausmeister, der wohl Spitzeldienste geleistet hatte und ein Gemeindediener aus einem Dorf, der kein Wort Deutsch kannte und nun eine Stinkwut auf seine Landsleute hatte.
Nach 7 Wochen wurden wir alle kahlgeschoren, bekamen Anstaltswäsche, sogar ein Leintuch, behielten aber unsere Zivilkleidung. Durch diese Maßnahme sank aber unsere Hoffnung auf eine baldige Freilassung. Durch die dauernde Unterernährung verloren wir durchschnittlich 10 kg im Monat, und bei einigen Kameraden zeigten sich bereits Ende Juni die ersten Zeichen

von Hungerödemen. Außerdem neigten alle Verletzungen zu Entzündungen, oft traten Phlegmonen (eitrige Zellgewebsentzündungen) auf. Nur bei dem bei gutem Wetter erlaubten Gang in den Gefängnishof bestand eine geflüsterte Unterredungsmöglichkeit mit den Kameraden aus anderen Zellen. Hierdurch erhielten wir bei Neueinlieferungen verläßliche Nachrichten über das Zeitgeschehen.
Da der Besitz des kleinsten Bleistiftes oder eines Zeitungsblattes Prügelstrafen zur Folge hatte, bestand für uns alle die Gefahr eines geistigen Todes.
Im Juli erhielten Firmen die Erlaubnis, Gefangene in Gruppen ... auszusuchen. Um 7 Uhr wurden alle Zellentüren geöffnet und Arbeitswillige aufgefordert, anzutreten. Im Hof fand dann eine Art Sklavenmarkt statt, wobei wir uns natürlich nur zu jenen Unternehmen drängten, die gute Zusatzverpflegung gaben. Pech hatten alle die, die zu dem Russenkommando kamen. Denn bei diesen gab es sehr lange Arbeitszeiten und keine Zusatzkost, für uns also ein klares Verlustgeschäft. Da die Russen für ihr Warenlager meist 80 Mann brauchten, kam man doch öfter dran. Der einzige Trost war nur der, daß wir uns manchmal Strümpfe und andere Sachen organisieren konnten. ...
Die Tschechen verloren in kurzer Zeit ihre Begeisterung für die Befreier! Während wir in den ersten Tagen in Geschäften russische Fähnchen und Stalinbilder sahen, die Wachen in Pankrac den Sowjetstern an ihren Uniformen trugen, verschwand dies alles langsam, besonders als die Befreier in den Abendstunden tschechische Frauen zum Mitkommen zwangen. Als die russischen Truppen aus Prag abgezogen wurden, waren lediglich noch einige Spruchbänder der kommunistischen Partei zu sehen, die Bevölkerung kümmerte sich nicht mehr um ihre slawischen Brüder.
Durch die Behandlung während der Arbeit bemerkten wir rasch den Umschwung: wir wurden nicht mehr zur Arbeit angetrieben; zusätzliches Essen wurde gespendet. Nur kommunistische Arbeiter behandelten uns schlecht. Wenn die Tschechen den Russen bei der Sicherstellung von deutschem Heeresgut zuvorkommen konnten, dann forderten sie uns auf, feste zuzugreifen. Wir taten es gern, denn es gab Freßprämien!
Auch bei den Tschechen zeigte sich die alte Erfahrung, daß es bei allen Völkern anständige und sadistische gemeine Elemente gibt.
Im Juli kamen die mit uns eingekerkerten (tschechischen) Kollaboranten, deren Zahl infolge gegenseitiger Anzeigen die Zahl der Deutschen überstieg, in andere Stockwerke und erhielten dort bessere Verpflegung. Durch deren Abgang kamen neue Inhaftierte in meine Zelle, ein Arzt, ein Betriebsleiter aus dem Sudetenland und ein Oberlandesgerichtsrat aus Karlsbad. Sie wurden bei ihrer Einlieferung im Juli furchtbar mit Gummiknüppeln geprügelt. Sie kamen später in eine separate Zelle und durften wegen Fluchtgefahr nicht zur Arbeit gehen. Dies bedeutete natürlich langsames Verhungern, wenn wir ihnen nicht ... öfters ersparte Lebensmittel hätten zustecken können.
Der Abgang war durch den Hunger sehr groß, es starben täglich gegen 8 Inhaftierte bei einer Gesamtzahl von 4.000. Alte Leute, aber auch Tuberkulöse schwanden dahin. Das Lazarett - nur 16 Betten - konnte ... die Kranken nicht fassen, so daß die Ärzte gezwungen waren, frisch Operierte ... sofort wieder in die Zelle zu schicken.
Die Bewachung im Gefängnis und die Körperdurchsuchung waren immer sehr strenge, bei der Arbeit hingegen war die Aufsicht rein formal. Es verdufteten daher monatlich gegen 20 Mann, hauptsächlich Tschechen, die durch ihre Angehörigen mit Geld und Lebensmitteln versorgt wurden. Ein Pan A., der bei unserer Arbeitsgruppe war, machte sich mit einem Gefährten auf die Socken, kam gut nach Österreich, kehrte aber allein, da ihm dort die Verhältnisse nicht behagten, zurück und meldete sich im Gefängnis wieder. Strafe erhielt er keine und durfte weiter zur Arbeit.
So vergingen die Monate, manchmal wurde einer der Inhaftierten von einem Unternehmen der

Heimat angefordert, von uns sehr beneidet, da unsere Phantasie uns vorspiegelte, daß sie vielleicht wieder in einer entsprechenden Stelle untergebracht seien. Der November kam heran, die Arbeit im Freien wurde langsam eine Qual, Angst beschlich uns vor dem Winter.
Eines Abends, als ich von einem Arbeitseinsatz erst gegen 20 Uhr vor meine Zellentür kam, wurde mir von den verriegelten Zellengenossen zugerufen, daß ich mich sofort beim Stockwerksaufseher zu melden habe. Ich sauste, ihn zu suchen, er war aber bereits fort.
Eine Ungewisse Nacht; am nächsten Tag hieß es, ich ginge nicht mehr zur Arbeit, am Vormittag mußte ich antreten, erhielt meinen im Mai abgegebenen Rucksack mit meinen Sachen - das Geld war natürlich fort - und ein Detektiv brachte mich zur mir nun schon bekannten Polizeidirektion. Am nächsten Tag ging es nach Ostrau!
Bei voller Dunkelheit stiefelte unsere kleine Gruppe, eskortiert von ... Agenten, vom Bahnhof Ostrau-Oderfurt dem nahen Lager Mexiko zu. Hierbei riet ich dem in der Gruppe befindlichen ehemaligen Chef des Sicherheitsdienstes des Eisenwerkes Witkowitz, Ingenieur R., diese letzte Gelegenheit zu nutzen und abzuhauen. Aus Gesprächen mit dem Detektiv während der Fahrt schloß ich, daß sie nur die Aufgabe hatten, R. nach Ostrau zu bringen, während die übrigen Deutschen nur mitgenommen wurden.
In der Hauptbaracke des Lagers wurden wir ... mit Essen versorgt und dann zum deutschen Arzt Dr. P. zur Untersuchung gebracht. ... Ingenieur R. wurde verhaftet ... und in das Kreisgericht gebracht.
Das Leben im Lager war für uns, die wir 7 Monate im Zuchthaus in Pankrac gelebt hatten, geradezu gemütlich. Man konnte Bekannte im Lager besuchen, erhielt auf Wunsch Ausgang, konnte lesen, an Sprachkursen teilnehmen und vor allem, es gab genügend zu essen! Bis zur Überstellung in das Lager Groß Kunzendorf betätigte ich mich freiwillig beim Kartoffelschälkommando, wobei viele Neuigkeiten ausgetauscht wurden.
Nach drei Tagen brachte eine Wache mich nach Kuntschitz, in dessen großem Lager gerade 80 Mann angelangt waren, die man als "Ehemalige" aus den übrigen Lagern herausgesucht hatte, um sie dort besonders zu zwiebeln. Aus ihrer Reihe kam eine Gestalt in altem Militärmantel und Kaiser-Wilhelm-Bart, den ich zuerst nicht erkannte und der sich dann als mein bester Freund K. entpuppte. Noch viele andere Genossen einstiger froher Tage tauchten auf, und, wenn auch die Disziplin in diesem Lager etwas schärfer war, so konnte dies unserer meist guten Laune nicht schaden.
Früh zogen die einzelnen Gruppen an ihre Arbeitsstätten, wobei jene mit Arbeitsfähigkeit I oder II die anstrengende Tätigkeit bei der Werksbahn oder beim Hochofen hatten. Ich selbst hatte mit Berginspektor D. die Abfuhr der Asche zu besorgen. ... Nachmittags durfte ich faulenzen oder ging baden, ein Luxus, den wir in Pankrac nur zweimal genossen hatten. ... Ich hatte 9 Öfen des Krankenreviers zu heizen und den Brennstoff heranzubringen.
Einmal meldete ich mich zum Abtransport eines verstorbenen Kameraden nach der Leichenhalle von Witkowitz. Die nackte Leiche kam in einen Sarg, den wir nachher wieder zurückzubringen hatten. Der Sarg wurde auf einen Karren geladen und so zogen wir ohne Bewachung los. Am Friedhof übergaben wir die Leiche, brauchten das Grab aber nicht zu schaufeln, sondern halfen dem Verwalter bei Planierungsarbeiten auf dem Friedhof. In seiner Küche bekamen wir dann ein gutes Mittagessen und konnten dann abziehen.
Am Rückweg stellte ich mich am Louisschacht unserer Gewerkschaft ein und rief vom Torwart den Kassier unserer Direktion an und erkundigte mich, ob für mich nicht ein alter Gagenrest anstehe. Sein Erstaunen über diese Frechheit konnte ich durch das Telefon gut hören!
Mitte Januar wurde ich in das gemütlichere Lager bei der Ziegelei verlegt und arbeitete bei verschiedenen Kommandos, Abtragung des Deutschen Hauses und beim Möbeltransport von geraubten Zimmereinrichtungen. Die ersten Möbel, die ich verladen mußte, war die Einrichtung meiner verheirateten Tochter. –

Im März kam ich als Strafe für mein obenerwähntes Telefongespräch wieder nach Kunzendorf zurück und arbeitete nun als Gesunder bei der Herrichtung einer gesprengten Eisenbrücke. Die Arbeit war schwer, der Geist der Kameraden gut, da die Plage in der frischen Luft uns gut bekam.
Dann kam eine zweite Brücke dran und schließlich Reparaturen an einer Straßendecke, einschließlich der Teerung. Da die Behandlung gut war, schafften wir rüstig und erzielten bei der Ausmessung das 2,8fache des Normalen. Allgemein konnte ich feststellen, daß die Kameraden freiwillig, bei guter Behandlung, wesentlich mehr leisteten als die tschechischen Arbeitsbrigaden.
Ende Mai wurde unsere Gruppe aufgelöst, ein Teil kam zu Straßenarbeiten ins Gebirge, angeblich wurden die Wege rasch für einen Besuch des Präsidenten vorbereitet, der Rest mußte beim Hochofen Schlacke brechen für die Schottergewinnung. Diese Arbeit fiel uns wegen der Hitze sehr schwer, da es aber eine Geldprämie und sogar drei Zigaretten pro Tag gab, hielten wir stramm durch.
Bei den letzten freien Wahlen der Tschechei erhielten die Kommunisten 38 % aller Mandate. Für mich hieß es nun, möglichst rasch aus dem Lande herauszukommen, denn nach den Erfahrungen in den Randstaaten genügt eine starke Minderheit, um eine bürgerliche Mehrheit an die Wand zu drücken. Im Mai wurde im Sudetenland die durch amerikanische Organe kontrollierte Vertreibung der deutschen Bevölkerung (verstärkt fortgesetzt). Einige unserer Kameraden erhielten den Befehl, sich in ihre Heimatorte zu begeben, um mit ihren Familien gemeinsam die Heimat zu verlassen. Nun kam Unruhe und Ungeduld unter die Lagerinsassen. Jeder fürchtete, zu spät zu kommen, jeder hoffte bei der Rückkehr von der Arbeit einen Befehl zum Aufbruch vorzufinden. ...
Mitte Juni kam ich an die Reihe; mit einem Rucksack und einer Pappschachtel verließ ich das Lager und tippelte nach Ostrau. Bei Bekannten fand ich eine Unterkunft für wenige Tage, verabschiedete mich von unserem früheren Stadtarzt und Gefährten vieler schöner Bridgestunden und meldete mich dann zur Gepäckkontrolle.
Der mitzunehmende Besitz war mit 50 kg begrenzt worden. Wertsachen, wenn nicht schon vorher geraubt, wurden nun amtlich abgenommen und wichtige Dokumente beschlagnahmt. Dann warteten wir noch 3 Tage im Aussiedlungslager, erhielten 500 RM Kopfgeld, Reiseverpflegung ... und je 20 Personen ... (einen) Güterwagen.
Dann rollten wir aus Ostrau hinaus, jenem Gebiet, daß für viele die Heimat, für alle aber die Stätte fleißiger Arbeit gewesen war.
In einem sehr langsamen Tempo fuhren wir über Olmütz, Prag nach Pilsen. Dort kontrollierte ein amerikanischer Offizier den Transport. Dann setzte sich die lange Wagenreihe wieder in Bewegung. Am letzten tschechischen Grenzort verließ die Bewachung den Zug. Wir atmeten ... auf, als wir an einem Verhau der Strecke bemerkten, daß wir nun in Bayern, in der Freiheit waren.<<

Erlebnisse während der Internierung in den Lagern Tynice (Teinitz) bei Böhmisch Brod und Prosecnice, Ausweisung in die US-Besatzungszone Deutschlands über das Sammellager Modran im Mai 1946

Erlebnisbericht der kaufmännischen Angestellten E. R. aus Prag (x005/151-156): >>In einer kleinen Station auf der Strecke Böhmisch Brod wurden wir auswaggoniert, und jetzt ging es für 2.500 Menschen ohne bestimmtes Ziel in Prozession durch kleine Dörfer, wo man unsere Aufnahme verweigerte.
Endlich kamen wir zu dem Gutshof Teinitz bei Kaunitz, wo ein dreistöckiger Schuppen zur Verfügung stand. Wir mußten uns Stroh vom Gutshof holen, und je 800 Leute wurden in jedem Stockwerk untergebracht. Männer, Frauen, Kinder, alle lagen nebeneinander wie die He-

ringe.
Selbstverständlich gab es keine Beleuchtung, statt Fenster waren Holzgitter eingesetzt. Die Männer mußten eine Latrine graben, die sehr primitiv ausfiel, da sie freie Sicht zuließ. Die (Errichtung der) Küche dauerte drei Tage, ehe sie einen schwarzen Kaffee kochen konnte. Bis dahin waren wir ohne Nahrung. Um den ganzen Raum (Schuppen, 2 Felder und Gutshof) wurde Stacheldraht gezogen, am Eingang stand ein Eisenbahnwaggon für die Wache, "Ruda armada" (Rote Armee) und die Überschrift in russischer und tschechischer Sprache "Konzentrationslager".
Tagesprogramm: 1/2 6 Uhr aufstehen, waschen im Teich (stehendes Gewässer, das später entsetzlich roch), entlausen, anstellen, das hieß, daß man von den Bauern der Umgegend zur Arbeit ausgesucht wurde. Die Wache half mit Gummiknüppeln nach: "Schub, schub", und schon hatte derjenige einen Schlag erhalten.
Bis alle ziemlich verteilt waren, gab es bitteren schwarzen Kaffee mit einer dünnen Schnitte Brot. Manche mußten auch ohne Frühstück zum Bauern.
Fehlarbeit, mittags (gab es eine) dünne Kartoffelsuppe, ungefähr 3/4 l, (Fortsetzung der) … Arbeit bis 7 Uhr, dann schwarzen Kaffee und eine Schnitte Brot.
Todmüde fiel man auf das Stroh, jetzt ging erst der Spuk los. Handlaternen blitzten auf, hie und dort Gemunkel, erst wußte man nicht, was los wäre. Dann Gepolter, es kam die Wache mit Russen in Begleitung. Die Soldaten wiesen ihnen die Plätze der jungen Frauen an, die mit vorgehaltenem Revolver vergewaltigt wurden. In einem Fall wurde ein Mädchen bis 14mal mißbraucht, sie kam dann ins Krankenhaus, was aus ihr wurde, weiß ich nicht. Wir älteren Frauen entstellten uns soviel als möglich, um beim Anleuchten als noch älter zu gelten. Wehe, wenn aber beim Abtasten der Körper noch als "genügend" befunden wurde, dann ging es wie einer 53jährigen, die 4mal vergewaltigt wurde.
Wir lagen … im Stroh: 3 junge Frauen mit Kindern, unterhalb des Fensters meine Schlafkollegin und ich quer vorn. Meine Freundin hatte sich gefürchtet und hinter mich geflüchtet. Ich hatte erst nichts bemerkt, da ich sehr müde von der Arbeit eingeschlafen war. Dann dachte ich, es wäre ein Russe, traute mich nicht zu atmen und lag steif da.
Das übliche Gepolter: "Russen" … einer … steigt mit den Stiefeln über meine Beine, … (stürzt sich auf) meine Freundin und vergewaltigt die junge Frau neben dem Kind. Alles Betteln und Bitten half nichts, die Frau erhielt einen Faustsẗoß auf die Nase und mußte alles über sich ergehen lassen.
Das kleine Mädel weinte: "Tante Eise, der Onkel soll weggehen, was macht er mit Dir?"
Die Frau kam in andere Umstände, hatte unter schwerer Furunkulose zu leiden, kein Arzt traute sich, ihr zu helfen, die tschechischen Ärzte wollten nicht. Sie ging mit dem ersten Transport ins Reich. –
Diese Zustände besserten sich ca. nach 2 Monaten.
Es kam die sogenannte Schwarze Wache - Gendarmerie. Diese imitierten die SS. Es wurden weiße Striche gezogen, die man nicht überschreiten durfte, ohne den Gummiknüppel zu verspüren. Hatte man nachts auf dem Weg zur Latrine die weiße Armbinde vergessen, erhielt man eine Tracht Prügel, mußte zurück um die Binde und durfte dann erst zur Latrine. Hatte derjenige Durchfall, dann wurde er erst in den Teich getrieben.
Überhaupt Krankheiten: Ruhr, Typhus, Phlegmonen etc. alle ansteckenden Krankheiten wurden in der Tenne untergebracht; das war der Durchgangsraum, ebenerdig in dem Lagergebäude festgestapfter Erdboden, darauf schütteres Stroh, viel Ratten.
Starb einer weg, wurde der Nächste auf denselben Platz, in dasselbe Stroh gelegt. Viele starben an den unendlichen Läusen, besonders ältere Leute, die sich nicht allein säubern konnten. Viele stürzten in der Nacht die Treppen hinunter, da keine Beleuchtung vorhanden war, und starben an inneren Verletzungen.

Beerdigt wurden alle außerhalb des Friedhofs hinter der Kirchhofmauer in Kaunitz. Die Leichen wurden offen auf einem Leiterwagen gefahren, mit dem auch Kranke zu gleicher Zeit ins Krankenhaus geschafft wurden. Waren die Zugochsen am Feld beschäftigt, dann spannten sich die Männer selbst vor. Alle mußten ohne Kleider beerdigt werden, damit die Kleider eingespart würden. Manchmal kamen 3-5 Leichen in ein Grab.
Mit der Zeit nahm das Ungeziefer schrecklich überhand. Flöhe, die großen Strohflöhe, Läuse, Kleider- und Kopfläuse, Ratten und Mäuse liefen uns nachts über das Gesicht. Da man nicht die Kleidung wechseln konnte, Tag und Nacht in derselben steckte, wurde man das Ungeziefer nicht los, auch wenn man sich bis fünfmal am Tage entlauste.
Folge davon: Krätze, Furunkulose etc. Ich hatte ein halbes Jahr lang die Krätze, dann Furunkulose, am linken Bein Phlegmone (Behandlungszeit Juli bis Januar). Es gab eine kleine Ärzte-Baracke mit einer deutschen Ärztin (Kinderärztin) und drei Medizinanwärtern. In einem Anbau wurden viel später ernste Infektionsfälle untergebracht. Der Ärztin gilt höchstes Lob für ihre Aufopferung und ihren Mut den tschechischen Behörden gegenüber.
Nach der Ernte wurde vorübergehend die Verpflegung besser. Wir erhielten durch 14 Tage hindurch Linsen, 14 Tage Bohnen, 2 Monate gelbe Rüben (Mohren) mittags als Suppe oder etwas eingedickt als Gemüse, abends zur Brotschnitte roh. Wir bekamen sie über, nannten sie die "gelbe Gefahr"; ich bekam am 15. August (Himmelfahrtstag) einen heftigen Gallenanfall davon und konnte dann außer Brot und Kaffee eine Zeitlang nichts anderes essen.
Gelegenheit zum Kaufen von Lebensmitteln gab es innerhalb des Lagers nur für Leute, die sich auf irgendeine Art von Verwandten oder Bekannten bei Besuchen Lebensmittel oder genug Geld bringen und trotz Wache geschickt einstecken ließen. Ich zahlte einmal für l Pfund Brot (bei schrecklichem Hunger) 1.000 (eintausend) Kc. Für ein goldenes Armband erhielt ich fünf Schnitten Brot, ungefähr 100 g Wurst, ungefähr 20 Stück Zucker und die Versicherung, daß ich beim weiteren Drängen nach Bezahlung einen Gewehrkolbenschlag auf den Kopf erhalten würde, da die Wache das Armband … für ein "Double" befunden hätte. Ich war machtlos. –
Ich habe vergessen mitzuteilen, daß wir bald am Anfang des Lagerlebens alles Geld bis auf das Kleingeld unter 100 Kc sowie Bank-, Sparkassenbücher, Wertpapiere und alle Schmuckstücke, sogar Eheringe abliefern mußten. Bei strenger Strafe war es verboten, etwas zu behalten. Dementsprechend wurden Durchsuchungen veranstaltet, unter anderem am Fronleichnamstag. Da hieß es zeitlich früh mit Gepäck auf dem Platz antreten.
Es kam der Gutsherr (Herr Kaderábek) im Reitdreß eines Dragoner-Offiziers mit Gehilfen, kniete vor jedem geöffneten größeren Koffer der Flüchtlinge nieder, durchsuchte den Inhalt, von dem er gute und neue Stücke auf einen bereitstehenden Leiterwagen, besonders schöne Stücke aber beiseite auf einen Haufen warf, den er durch Boten auf den Gutshof bringen ließ. So die schönen Heimattrachten einer Rumänin, deren Mutter ein Leben lang daran gearbeitet hatte.
Ein Kapitel für sich waren die Latrinen; endlich wurden sie geteilt "Für Frauen" - "Für Männer". Die Senkgruben mußten von Zeit zu Zeit verlegt und geleert werden. Dazu suchten sich die jungen Wachen mit Vorliebe die ältere Intelligenz unter den Internierten aus, so Professoren, Bauräte, Doktoren etc. Wenn die Leute dann total besudelt in ihrem einzigen Anzug dastanden, mußten sie erst in dem fürchterlich stinkenden Teich ihr Gewand waschen, dann sich selbst baden und die nasse Kleidung eventuell wieder gleich anziehen.
So erging es einem Hamburger Kaufmann, der sich besondere Verdienste um die dortige Jugend erworben hatte. Sehr erhitzt von der Arbeit wurde er in den Teich getrieben, den er zweimal durchschwamm. Tags darauf erkrankte er an Typhus, kam in das Spital nach Böhmisch Brod, wurde von dort frühzeitig entlassen, nach einer Woche Aufenthalt in der Lagerbaracke (Infektionstod durch Herzschwäche). ...

Nach einem ungemütlichen kalten Herbst mit noch ungemütlicheren Nächten (Stroh ohne Decken) nahmen wir am 28. Oktober Abschied von Teinitz. Neuerliche Gepäckkontrolle, Reinigen des ganzen Schuppens, Verbrennen des Strohs usw.
Wir wurden vormittags auf Lastautos verladen und nach Böhmisch Brod auf dem Bahnhof in Viehwaggons verladen, wo wir ohne Essen bis nachmittags um 4 Uhr standen. Dann fuhren wir los, blieben in Prag bis vor Mitternacht stehen (ohne Essen) und kamen endlich ungefähr um 1/2 2 Uhr nachts in das Lager Prosecnice (im Sazawatal). Von der Station (ging es) bergab durch den Wald mit Gepäck unter Aufsicht der Wache mit aufgepflanztem Bajonett.
Der Atem versagte uns, als wir beim Eingang am Anfang einer langen Brücke am Tor den Sowjetstern und den Widderkopf sahen. Eine Frau neben mir wimmerte:
"Da kommen wir nicht mehr lebend heraus!"
Mir selbst fiel Dantes Aufschrift über der Hölle ein: "Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden."
Mit diesen Gefühlen betraten wir in stockfinsterer Nacht die Baracke Nr. 18.
Dasselbe Manöver wie beim ersten Lagerleben begann: Gruppenweise unter Bewachung zum Fluß hinunter mit Kannen um Wasser, gruppenweise zur Latrine, anstellen zum Essenholen, sonst kein Aufenthalt vor der Baracke. Diese war verschmutzt, verlaust usw. Wir mußten sie täglich säubern, kamen dann, als sie sauber war, in die nächste und dann in die übernächste. Als wir so ziemlich die hauptsächlichsten Baracken (mit unseren Körpern die Läuse abgefangen) gesäubert hatten, kam anfangs Januar von Prag ein Entlausungswagen mit Personal, das uns tüchtig einstaubte, und binnen 3 Tagen waren wir läusefrei - neugeboren! Wir atmeten auf. –
Aber die Verpflegung! Früh bitterer schwarzer Kaffee, mittags eine Kelle (nicht ganz 1/2 Liter) dünne grüne Kartoffelsuppe (ohne Kartoffel, Salz und Fett), abends bitterer schwarzer Kaffee, l Schnitte Brot. Diese sollte 250 g wiegen, hatte in Wirklichkeit ein Gewicht von höchstens 170-180 g, festgestellt durch eine tschechische Kommission, die trotzdem keine Abhilfe schuf.
Dabei mußte schwer gearbeitet werden. Neben Instandsetzung der Baracken, Schaffen von Holz als Brennmaterial (große Baumstämme wurden bei starrem Frost von Frauen bergan und bergab geschleppt, zersägt, schwere Tragen mit Holz in die Baracken getragen). Die Männer waren meist außerhalb des Lagers in der Umgebung am Steinbruch etc. eingesetzt.
Mit der Zeit wurden die Wachen gewechselt, es kamen wieder schwarze Wachen. Diese inspizierten die Baracken, aber auch nachts die gewaschenen Füße der Frauen. … Unvergeßlich bleibt mir der 6. Dezember 45. Unsere Baracke hatte weder Beleuchtung noch Beheizung, wir gingen alle um 5 Uhr zu Bett.
Da, um 9 Uhr großes Gepolter, die Wache kam nach einer "heiteren" Nikolofeier in unsere Baracke, in unser Zimmer: "Pozor!" ("Achtung!") der Befehl aufzustehen, alle Frauen treten in Nachtgewändern oder Unterkleidung (es war nicht erlaubt, in Oberkleidung zu schlafen!) um den Tisch. Die Wache beleuchtet die Füße, blaue Flecke werden als Schmutz angesehen, Ohrfeigen fliegen unter schmutzigsten Beschimpfungen, eine 70jährige Frau fällt mit dem Gesicht an die Leiter zum oberen Bett. Die Wache droht mit schwerster Bestrafung, wenn jemand den Vorfall bis morgen nicht vergessen hätte.
Am nächsten Tag erscheint dieselbe Wache bei Sonnenschein, läßt wieder das Zimmer antreten und fragt die verletzte Person: "Wo warst du denn heute nachts? Hast gefeiert und warst besoffen wie ein Schwein, bist dabei hingefallen?" Zwinkert mit dem einen Auge, verläßt die Stube …
Diese "junge Garde" mußte folgendermaßen gegrüßt werden: Männer in Spalierstellung stehen bleibend mit dem Hut in der Hand, bis die Wache vorbei war. Frauen, ebenfalls Spalier stehend, mit leichter Verneigung und tschechisch grüßend "Dobry den" und dergleichen.

Nach Weihnachten darf täglich eine Stunde von 17-18 Uhr geheizt werden, das bedeutet, aus dem Bett aufstehen, in das man wegen Dunkelheit geflüchtet ist, heizen und danach lüften, da zum Schlafen zu warm ist, und wieder niederlegen. Aber man kann sich wenigstens mit warmem Wasser säubern.
Mit der Zeit bessern sich die Wachen, arg bleiben der tschechische Lagerkommandant mit zwei tschechischen Inspektoren, der sogenannte deutsche Lagerkommandant (ein Tscheche, als Deutscher interniert) und ebenfalls solch ein deutscher Barackenleiter. Um sich beliebt zu machen, denken sie sich besonders harte Strafen aus und legen sie den Tschechen nahe, diese zu gebrauchen.
Ich hatte dem Barackenleiter einstmals 24 Stunden Fasten bei schwerer Arbeit und härtestem Frost zu verdanken, da ich einen verlorenen Wollhandschuh gleich suchen gegangen war. Die Herren Inspektoren straften am liebsten durch Fasten und Brotentzug. Wurde bei einer Baracke eine Verunreinigung eventuell auch nur durch ein Kind gefunden, erhielt die ganze Barackenbelegschaft 24 Stunden keine Verpflegung. Wer dann das Brot aß, weiß niemand. Oder das Lastauto war kaputt, (dann gab es) 3 Tage kein Brot, nachgeliefert wurde nichts.
Kurz vor Weihnachten besserte sich auf einmal der Speisezettel. Die Suppe wurde dicker. Dienstag gab es Suppe und Stampfkartoffel; Mittwoch Suppe und 4 Stück "Skubanky" (tschechische Nationalkartoffelspeise); Donnerstag sogar Suppe, Leberwurst, Kartoffeln und Kraut; Freitag Suppe, süßen Hirsebrei; Samstag dicken Eintopf; Sonntag Suppe, 2 kleine geselchte Würste, Kartoffel und Rotkraut.
Wir waren selig und wußten nicht, welchem Umstand wir dies Glück zu verdanken hatten. Wir hatten wohl von der Brücke schwere Pakete mit amerikanischen Aufschriften in die Magazine getragen und dankten alle im Stillen herzlichst den Amerikanern für die edle Hilfe in höchster Not. Da setzte mit Montag auf einmal die frühere alte Verpflegung ein, und vorbei war der Traum.
Später erfuhren wir, daß dieser Speisezettel von ausländischen Journalisten nur als Beispiel für die "gute Verpflegung der Deutschen" in allen ausländischen Zeitungen gebracht worden war. Wir durften etappenweise die gelieferten "US-Schätze" wieder zur Bahn tragen, wer sie gegessen hat, wissen nur die Herren Inspektoren.
Mit zunehmender Kälte und Schnee nahm der Hungertyphus zu. Ich lag erkrankt an Hungerödem zweiten Grades. Geschwollene Füße (Wasser) und Löcher in den Füßen. Man fühlte sich so leicht, hatte wunderschöne Träume von viel Essen (zum Essen aber kam es nicht einmal im Traum), man hatte immer den Wunsch: weiter schlafen, nicht aufwachen. Die meisten sind so friedlich hinübergeschlummert (Herzschlag).
Mich rüttelten meine Bekannten auf, brachten mich an die frische Luft, und in allerhöchster Not bekam ich Hilfe durch eine ehemalige tschechische Kollegin aus Prag, die meine Nichte in Prag ausfindig machte und mir beide jeden Monat etwas Lebensmittel sandten. Trotzdem drängte der Arzt auf meine Abreise, mein Körpergewicht war, bei Größe 1,60 m, auf 38 kg (76 Pfund) gesunken, die geschwollenen Füße wollten nicht besser werden, da meldete ich mich freiwillig in den Transport und kam am 13. Mai in das Sammellager von Modran, wo wir 3 Tage wegen Ausschlag gesalbt wurden und das erste Mal seit einem Jahr ein Brausebad erhielten.
Im Sammellager Modran kontrollierte man mein Gepäck (3 leichte Sommerkleider, l Jacke, l Rock, l Pullover, etwas Wäsche, 3 Garnituren und 4 Paar Strümpfe), verlangte man unbedingt 70 kg Gepäck von mir und beschimpfte mich … Das ist bis heute meine ganze Ausstattung, auch nur Geschenke mildtätiger ehemaliger tschechischer Kolleginnen.
Am Tag des Abtransportes, am 16. Mai 1946, wurden wir um ca. 1/2 10 Uhr "verladen", fuhren aber auf sämtlichen Nebengeleisen von "Groß-Prag" bis 9 Uhr abends herum, um dann endlich loszufahren.

In Eger waren wir am nächsten Tag mittags und endlich, endlich (fuhren wir) über die Grenze, nachmittags in Wiesau. Auf Grund der ärztlichen Untersuchung wurde ich sofort in das Hilfsspital Schloß Falkenberg zugewiesen, wo ich dank der gewissenhaften Pflege und Fürsorge wieder hoffentlich ganz gesunden werde.
Ich hatte mich schon sehr gut erholt, da zeigten sich mit einem Mal heftige Gallenanfälle, und ich laboriere noch heute an einer schweren Gelbsucht. Der ganze Organismus braucht seine Zeit, sich umzustellen. Ich habe festes Gottvertrauen, daß ich wieder gesund werde.
Wenn mich der liebe Gott das entsetzliche Lagerjahr überstehen ließ, werde ich wohl dies auch noch überstehen.<<

Zustände in der Strafanstalt Bory bei Pilsen von Mai 1945 bis Mai 1946, Haftbedingungen im Internierungslager Tremosna bei Pilsen von Juni bis September 1946

Erlebnisbericht des Dipl.-Ing. D. R. aus der Stadt Pilsen (x005/169-176): >>Als am 5. Mai 1945 die amerikanischen Truppen herannahten und die tschechische Bevölkerung von Pilsen die Macht übernahm, riet mir mein Chef, zu meiner Familie in die Wohnung zu gehen.
Ich wollte dann mit einem deutschen Kollegen das Werk verlassen, wurde aber beim Ausgang von bewaffneten Arbeitern angehalten und in einen Luftschutzkeller gebracht, wo ich dann in kurzer Zeit mit fast allen anderen deutschen Beamten des Werkes zusammentraf. Es erschien dann ein tschechischer Direktor und erklärte, man hätte uns nur zu unserem Schutze verhaftet. Wir würden in das Kreisgerichtsgefängnis gebracht und von dort nach wenigen Tagen entlassen werden, nachdem sich die Lage geklärt und wieder Ruhe eingetreten sei.
Als wir dann herausgeführt und zwecks Transport zum Kreisgericht auf ein Lastauto verladen wurden, sah die Lage etwas anders aus. Wir wurden von halbwüchsigen, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffneten Jünglingen mit Kolbenstößen traktiert und auf das gemeinste beschimpft.
Im Kreisgericht selbst wurden viele von uns von bereitstehenden Zivilisten aus besseren Kreisen geohrfeigt, wobei uns das Erschießen angedroht wurde. Hernach wurden wir in ein oberes Stockwerk geführt, wo wir uns splitternackt ausziehen mußten. Unsere Kleider wurden dann untersucht und uns alles fortgenommen, was wir in den Taschen hatten. Mantel und Hut wurden beschlagnahmt, Geldbeträge, Uhren, Ringe und sonstige Wertgegenstände wurden vom uniformierten Personal vielfach eingesteckt. Wäsche und Kleidung durften wir dann wieder anziehen und wurden zu 8 Mann in eine für 4 Mann bestimmte Zelle eingeschlossen, wo es eben nur 4 Strohsäcke gab. Hier erlebte ich dann die grauenvollsten Tage meines Lebens.
Wir ... waren ... den ärgsten Mißhandlungen entgangen, weil wir die ersten waren, und man offenbar für den richtigen Empfang noch nicht vorbereitet war. Als aber später weitere Transporte von Gefangenen eintrafen, hörten wir durch mehrere Tage und Nächte die Schmerzensschreie der mit Gummiknütteln und Lederpeitschen Geprügelten, dann auch Schüsse, worauf es meistens still wurde.
Wie wir später von Augenzeugen erfuhren, hat man diese Armen entkleidet, auf eine Bank gelegt und so lange geschlagen, bis sie ohnmächtig wurden. Dann schüttete man ihnen kaltes Wasser über den Kopf und setzte dann die Tortur weiter fort, wenn sie wieder zu sich gekommen waren. Es wurden dann auch alle Frauen und Kinder der deutschen Familien in Pilsen eingeliefert, darunter 80jährige Greise und Mütter mit Säuglingen.
Im Laufe der folgenden Tage kamen einzelne Zivilisten in das Gefängnis, ließen sich von den Wärtern einzelne Gefangene herausrufen und verprügelten sie dann unter Aufsicht der Wärter mit allen erdenklichen Marterinstrumenten, meist solange, bis sie blutüberströmt ohnmächtig liegenblieben. Dann wurden sie mit Fußtritten wieder in die Zelle befördert. Wir haben diese Unglücklichen dann gepflegt, so gut es ging.
Viele hatten nach Tagen eitrige Wunden. ... Sie starben dann unter unsäglichen Schmerzen,

ohne daß sich ... ein Arzt um sie gekümmert hätte. An diesen Prügeleien beteiligten sich neben den uniformierten Wärtern auch aus den Zellen gelassene Sträflinge (Raubmörder und dergleichen). Einmal erschien auch der Gefängnisdirektor und erklärte uns höhnisch lächelnd, daß das Prügeln der Gefangenen streng verboten sei. So wartete jeder von uns ... darauf, bis er an die Reihe kommen würde.
Die ersten zwei Tage bekamen wir überhaupt nichts zu essen und zu trinken.
Dann bestand die Verpflegung etwa sechs Monate lang aus 125 g Brot pro Tag, einem schwarzen, ungezuckerten Kaffee früh und abends und einem Mittagessen, bestehend aus zwei halb verfaulten Kartoffeln und etwas angeschimmeltem Sauerkraut. Die ersten Tage hat mancher dieses Zeug weggeschüttet, aber dann zwang uns der quälende Hunger, alles wahllos zu verschlingen. ...
Am 24. Mai ... wurden etwa 300 Mann ... in das Strafgefängnis Bory bei Pilsen gebracht. Der Transport vollzog sich in der Weise, daß wir zuerst alle Effekten zurückerhielten, d.h. es fehlten vielfach gerade die wertvollsten Wertgegenstände, wie Ringe, Uhren und größere Geldbeträge, die einzelne Kameraden bei sich gehabt hatten.
Wenn es einer wagte, diesbezüglich eine Bemerkung zu machen, gab es bestenfalls Achselzucken, meist jedoch schallende Ohrfeigen. Dann standen wir etwa 2 Stunden mit dem Gesicht zur Wand, bis wir auf Lastautos verladen und nach Bory gefahren wurden. Dort wurden wir mit Kolbenstößen in den großen Gang des Haupttraktes befördert und standen dort wiederum, manche bis 9 Uhr abends mit dem Gesicht zur Wand. Wir wurden nämlich einzeln in die Kanzlei gerufen und dort wurde ein Fragebogen ausgefüllt. Diese Prozedur dauerte eben so lange. Dann wurden einzelne Gruppen von 30-40 Mann zusammengestellt und von alten Wärtern unter wüsten Beschimpfungen in die Zellen abgeführt.
Die praktische staatsbürgerliche Erziehung begann damit, daß man namentlich den vielen reichsdeutschen Flüchtlingen aus Schlesien, die ebenfalls in Pilsen verhaftet worden waren - darunter waren vielfach über 70 Jahre alte Männer - die tschechische Sprache beibringen wollte. Man rief ihre Namen. Wenn sich einer mit "hier" meldete, erhielt er zwei schallende Ohrfeigen. Das wurde solange fortgesetzt, bis der Betreffende mit "zde" antwortete. Vor der Einlieferung in die Zellen wurden uns wieder alle Effekten abgenommen, aber diesmal in ein Buch eingetragen. Ich bemerke schon hier, daß das meiste trotzdem bei der Entlassung unauffindbar blieb.
Ich kam mit 29 Kameraden in eine Zelle, die für 15 Mann bestimmt war. Wir hatten für 3 Mann 2 Strohsäcke und keine Decken, einen Tisch und 2 Bänke. In einer Ecke befand sich ein Holzverschlag mit einem Kübel, wo man seine Notdurft verrichten konnte. Dieser Kübel wurde von uns zweimal am Tag geleert. Dazu gab es eine Waschschüssel und 2 Kübel mit Wasser zum Waschen. ...
An dem Tag der Übersiedlung hatten wir gar nichts gegessen. Viele unter uns, namentlich die Greise, waren schon so schwach, daß sie bei der langen Wartezeit zusammenbrachen. Man ließ sie ungeachtet liegen, bis die Reihe an sie kam, und half ihnen dann mit Fußtritten weiter. ... Wir hungerten nach allen Regeln der Kunst. Vorstellungen wurden (von der Gefängnisleitung) mit Hohngelächter beantwortet.
Wie wir dann erfuhren, waren die winzigen Rationen von der Polizeidirektion angeordnet. Wir erhielten aber nicht einmal das, weil alle besseren Dinge, wie Hülsenfrüchte, Fett, und Zucker in der Küche von den Wärtern entwendet oder vom Küchenpersonal an Protektionskinder verteilt und gegen Wäschestücke und andere gesuchte Dinge eingehandelt wurden. Wer sich beim Prügeln der "deutschen Schweine" besonders hervortat, wurde besonders berücksichtigt.
Die ersten Wochen kamen wir nicht aus der Zelle. Einmal in der Woche ... wurden uns die Haare kahlgeschoren und der Bart abrasiert. Im übrigen versuchten die Wärter, meist ganz

junge Burschen, ausgesuchte Kommunisten und ehemalige Insassen aus deutschen Konzentrationslagern, uns das Leben so sauer wie möglich zu machen. Auf dem Strohsack liegen oder sitzen durften wir nur von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens.
Beinahe jeden Tag wurde die Zelle nach Zeitungen, Spielkarten, Bleistiften und Papier untersucht. Alles, was geeignet gewesen wäre, uns ein wenig die Zeit zu vertreiben, war verboten, wurde bei diesen Untersuchungen weggenommen und die Besitzer mit Ohrfeigen bedacht.
Es gab unter ihnen Rohlinge, die nur darauf ausgingen, möglichst viele Ohrfeigen anzubringen. Das geschah z.B. in der Weise, daß sie alle Männer in einer Reihe mit Eßnäpfen antreten ließen, diese einzeln untersuchten und jedes gefundene Stäubchen mit 2 kräftigen Ohrfeigen quittierten. Die Einleitung dazu lautete gewöhnlich: "Stellen Sie sich gerade und nehmen Sie die Brille herunter!" Mit der Zeit waren wir gegen alle Roheiten ganz abgestumpft und kamen uns nicht mehr wie Menschen, sondern eher wie eingesperrte Raubtiere vor. ...
Etwa alle 14 Tage erschien der Gefängnisarzt, besah ganz flüchtig die Krankgemeldeten und verschwand. Fast nie erhielten sie Medikamente oder sonst eine Betreuung. Verletzte wurden auch alle 14 Tage in einen anderen Raum gerufen, wo Notverbände angelegt wurden. Doch kam diese Hilfe fast immer zu spät, d.h. die Wunden waren längst gänzlich vereitert und, wie schon erwähnt, von Maden bevölkert.
Es war klar, daß nur Roßnaturen dieses Leben längere Zeit aushalten konnten. Infolge der Unterernährung stellte sich bald Hungertyphus und Ruhr ein, ohne daß der Arzt davon die geringste Notiz genommen hätte. Als ich einmal als Zimmerältester dem Wärter meldete, daß mehrere Kameraden an argem Durchfall erkrankt seien, erklärte er lächelnd, daß wir solange kein Brot erhalten würden, bis diese gesund gemeldet wären.
Ungefähr nach vierwöchentlichem Aufenthalt erhielten wir pro Mann eine Decke. Es waren dies offenbar von der Wehrmacht weggeworfene Decken. Denn sie enthielten zahlreiche Läuse, was wir sehr bald merkten. Dazu gesellte sich eine Unzahl von Flöhen, die nach kurzer Zeit zu Tausenden unsere Strohsäcke bevölkerten. Unsere Bemühungen, durch andauernde Jagden dieser Plage Herr zu werden, mußten scheitern, schon aus dem Grund, weil unsere Wäsche nicht gewechselt wurde. Wir konnten lediglich hier und da unsere Wäsche im kalten Wasser ohne Seife waschen, mußten aber den Tag über ohne Wäsche herumlaufen, bis sie wieder trocken war.
Erst im Juli erhielten wir die Erlaubnis, vorgedruckte Karten an Angehörige zu schreiben und uns Wäsche und 3 kg Lebensmittel per Woche schicken zu lassen. Manchen Kameraden hat dies geholfen, namentlich die aus den umliegenden Ortschaften stammenden bekamen regelmäßig diese Pakete und konnten so Wäsche wechseln und auch etwas ihre Ernährung verbessern. –
Meine an meine Frau gerichtete Karte kam als unbestellbar zurück, wie bei fast allen Pilsenern, da sie, wie ich später erfuhr, ebenfalls interniert war, und das trotz ihrer Schwangerschaft. Daß sie und ihre dann zur Welt gekommene Tochter am Leben blieb, ist nur dem Umstände zu verdanken, daß es ihr gelang, im amerikanischen Spital des Roten Kreuzes Aufnahme zu finden, von wo sie dann nach dem Wochenbett nach Bayern abgeschoben wurde.
Die Folgen dieser sanitären Zustände blieben nicht aus. An Durchfall und Erschöpfung starben nach und nach alle älteren oder nicht ganz gesunden Kameraden. Als wir in den Sommermonaten hier und da im Gefängnishof etwa eine halbe Stunde herumgeführt wurden, konnte mancher kaum mehr über die Stiege.
Die allgemeine Schwäche wurde dann zu neuen Quälereien ausgenützt. Man befahl Laufschritt, tiefe Kniebeugen und andere Übungen, bis einer liegen blieb, dann gab es Fußtritte und Ohrfeigen. So kam es, daß uns diese Spaziergänge keineswegs zur Erholung dienten. Es wurden dann auch Kameraden zu Arbeiten kommandiert.
Manche unter ihnen trafen es gut, wenn sie z.B. in der Küche oder dem Gemüsegarten arbeite-

ten. Da fiel doch hie und da etwas zum Essen ab, und konnten sie dann auch den anderen Kameraden hie und da etwas hereinschmuggeln. Auch erhielten andere Kameraden, die dann später zu Arbeiten in der Stadt eingesetzt wurden, dort zusätzliche Verpflegung in der Gestalt von Suppe und Brot, weil sie sonst vor Erschöpfung doch nichts geleistet hätten, und konnten so etwas zur Verbesserung unserer Rationen beitragen.
Es gelang auch, besonders einigen im Militärkrankenhaus Arbeitenden, einige Medikamente hereinzuschmuggeln, womit kranke Kameraden beteilt wurden. Manchmal wurden sie allerdings bei ihrer Rückkehr von der Arbeit gründlich visitiert und ihnen alles unter Ohrfeigen weggenommen. Es entwickelte sich aber bei manchen eine Virtuosität im Verstecken und Schmuggeln.
Trotzdem gelang es nicht, vielen kranken Kameraden zu helfen. Sie starben ohne ärztliche Pflege. Wir mußten dann an die Zellentür klopfen, bis ein Wärter erschien. Nach einiger Zeit kamen dann zwei Sträflinge mit einer Tragbahre, warfen den Leichnam darauf und trugen ihn hinaus. Die wenigen Habseligkeiten mußten abgegeben werden und verschwanden dann meist spurlos. Ein Totenschein wurde nicht ausgestellt. Wie wir später erfuhren, teilten sich meist die Sträflinge die Beute, wobei auch die Goldzähne herausgebrochen wurden und mancher Wärter beteiligt wurde. Die Leichen wurden dann dem Krankenhaus zur Sektion zur Verfügung gestellt und nachher verbrannt.
Im August 1945 wurde auch ich zur Arbeit geholt. Ich kam in die Taschnerei, wo aus Lederabfällen geflochtene Handtaschen verfertigt wurden. Hier war ein alter Wärter maßgebend, der sich mir bald als aus meiner Heimat gebürtig zu erkennen gab und nun alles tat, um mir zu helfen. Ich erhielt fast täglich etwas Nahrhaftes zugesteckt. Der Meister, ein verurteilter Mörder, erhielt den Auftrag, mich in jeder Weise zu begünstigen. Er sprach auch mit seinen übrigen Kollegen und sagte ihnen, daß ich eben niemals ein Feind des tschechischen Volkes gewesen sei, und so wurde ich dann auch von den anderen rücksichtsvoller behandelt. Er veranlaßte auch in der Küche, daß alle bei ihm beschäftigten Kameraden größere Portionen erhielten. Seinem Eingreifen habe ich wohl mein Leben zu verdanken.
Mitte Oktober hatte ich eines Abends hohes Fieber. Ich legte mich angezogen nieder und schwitzte so die ganze Nacht. Es wurde aber nicht besser. Den anderen Tag hatte ich starke Kopfschmerzen mit denselben Erscheinungen und war sehr schwach. Es erkrankten dann auch andere Kameraden mit denselben Erscheinungen. Etwa acht Tage später wurde uns mitgeteilt, daß niemand die Zelle verlassen dürfe. Der diensthabende Wärter wurde nicht mehr abgelöst und mußte dauernd Dienst machen und in seinem Dienstraum übernachten.
Dann erschien ein tschechischer Arzt, Herr Dr. X., gewesener Amtsarzt des Pilsener Arbeitsamtes und deshalb ebenfalls eingesperrt war, und übernahm unsere Behandlung. Alle gesunden Leute wurden in andere Zellen geschafft, und zu uns kamen andere Kranke. In kurzer Zeit war der ganze Gang, etwa 170 Mann in 8 Zellen zum Krankenrevier erhoben. Dann erschienen andere Ärzte und entnahmen uns allen Blutproben. Die Untersuchung ergab Flecktyphus, bei mir im allerstärksten Grad.
Ich hatte dann täglich bis zu 41 Fieber, konnte beinahe nichts essen und verfiel bald in dauernde Bewußtlosigkeit. Da bewährte sich nun die Menschlichkeit und Kameradschaft des Herrn Dr. X. Er war unermüdlich bestrebt, uns in jeder Weise zu helfen, erkämpfte die verschiedensten Medikamente, Kostzulagen usw. Wir erhielten dann auch auf einmal die Kost der tschechischen Sträflinge, die ausgiebig und gut war.
Trotzdem starben die Kameraden um mich herum wie die Fliegen. Ich erwachte nur hie und da aus meiner Bewußtlosigkeit und sah wieder neue Kranke in meiner Umgebung und wieder andere nicht mehr. Einmal war mein Bettnachbar gestorben, und es erschienen die Leichenträger, um ihn fortzuschaffen. Da ich wie tot dalag, packten sie mich und sagten dann, als man sie auf den Irrtum aufmerksam machte: Den nehmen wir gleich auch mit, er ist ja schon im

Verrecken.
Aber meine gute Natur und Dr. X. Fürsorge erreichten doch, daß ich nach etwa drei Wochen fieberfrei war und begann wieder zu essen und mich langsam zu erholen. Ich konnte zwar nicht den Löffel zum Mund führen und mußte auf den Kübel getragen werden, aber es ging doch langsam vorwärts. Es starben dann noch immer viele Kameraden, die noch paar Tage vorher mich gepflegt hatten. Wir waren zum Schluß alle derart abgestumpft, daß dieses Elend auf uns fast keinen Eindruck mehr machte.
Als die Seuche abgeklungen war, waren von den 30 Mann meiner ursprünglichen Zellenbesatzung 24 gestorben. Im ganzen Bory-Gefängnis starben so an Ruhr, Flecktyphus und Hunger 1.800-2.000 Mann bei einer Belegschaft von etwa 2.500.
Die genaue Zahl wird sich nie feststellen lassen. Später erfuhren wir von Dr. X., daß die Einrichtung der Quarantäne und die bessere Verpflegung und Behandlung auf Einschreiten des Prager Gesundheitsministeriums erfolgte, als nämlich bereits vier tschechische Gefängniswärter der Seuche erlegen waren und bereits einige Zivilisten in Pilsen erkrankten. Es erschien dann auch eine Desinfektionskolonne. Wir und unsere Sachen wurden mit einem amerikanischen Entlausungspulver eingestaubt, und das zweimal mit einer Pause von 14 Tagen. Das Ergebnis war ein restloses Verschwinden aller Läuse und Flöhe. Warum hat man das nicht vorher getan?
Den Weihnachtsabend verlebten wir in der Krankenzelle ohne besondere Feier. Die Kameraden, die noch mit Angehörigen in Verbindung standen, erhielten allerlei gute Sachen, die sie auch mit uns anderen teilten. Dem (tschechischen) Dr. X. veranstalteten wir eine kleine Feier und dankten für seine Fürsorge. Von der Gefängnisleitung erhielten wir keinerlei Aufbesserung.
Im Jänner 1946 wurde ... die Quarantäne aufgehoben und unsere Krankenabteilung aufgelöst. Die bereits Gesunden kamen in einen anderen Trakt des Gefängnisses. Die noch Erholungsbedürftigen, darunter auch ich, (kamen) in eine neu errichtete kleinere Krankenabteilung. Man trug mich damals auf der Tragbahre dorthin, da ich nicht gehen konnte.
Dort sammelten sich alle Kranken des Gefängnisses, etwa 160 Mann, alle unterernährt, erschöpft, dem Tode nahe. Auch hier starben noch viele und wurden so von allen Leiden erlöst. Die Behandlung hatte hier Herr Dr. H., der als deutscher Arzt in Pilsen ebenfalls eingesperrt war. Er tat auch für mich, was er konnte. Bei mir bildete sich eine Zellgewebsentzündung im rechten Knie infolge der Unterernährung und dem vollkommenen Vitaminmangel. Als nichts half und die Schmerzen unerträglich wurden, führte man mich endlich eines Tages in das Bory-Krankenhaus.
Dort wurde die Sache rasch aufgeschnitten und verbunden. Dann kam ich wieder in meine Zelle. Da der Verband anfangs nur alle 8 Tage gewechselt werden konnte, es fehlte nämlich an Verbandsstoff, übertrug sich die Entzündung auf die ganze Wade. Dr. H. riet dann zur Freiluftbehandlung, und so ließ ich denn täglich die Sonne, falls es Sonnenstrahlen gab, auf die Wunde scheinen. Die Sonne schien ein wenig durch das Zellenfenster, immer nur von 4-6 Uhr nachmittags. Ich hatte 2 Binden. Die eine Binde schlang ich nach der Bestrahlung um das Knie, die andere Binde wusch ich aus. Eine antiseptische Behandlung war dies natürlich nicht, und so besserte sich mein Knie auch nicht im geringsten.
Im April 1946 wurde ich dann eines Tages zum Verhör geholt. Ein Herr in Zivil fragte nach meinen Personaldaten und nach dem Verhältnis zur Partei. Dann beschuldigte er mich, ich wäre ein Konfident der Gestapo gewesen, was ich widerlegte und als Zeugen meinen ehemaligen Chef und noch einen tschechischen Kameraden bei Skoda nannte. Es wurde ein Protokoll aufgesetzt und von mir unterschrieben. Dann kam ich wieder in meine Zelle.
Am 27. Mai, ... also nach ungefähr einjährigem Aufenthalt im Gefängnis, erhielten wir plötzlich den Befehl, zu packen. Wir wurden dann auf ein Lastauto verladen und in das Internie-

rungslager nach Tremosna bei Pilsen gebracht.
Dies rettete uns noch Überlebende vor dem Untergang. Ich wurde dort gleich von einigen Pilsener Kameraden und Bekannten empfangen und mit Brot und anderen Speisen bewirtet. Da die ärztliche Untersuchung bei der Aufnahme Arbeitsunfähigkeit ergab, wurde ich gleich in das Krankenrevier aufgenommen. Hier konnte man endlich aufatmen. Es gab zwar auch nur Kartoffeln und Brot, aber dies in ausreichender Menge. Von den gesunden Kameraden erhielt ich auch zusätzliche Portionen, da sie an ihrer Arbeitsstätte besser und ausreichend verpflegt waren.
Ich habe ... in 14 Tagen von 55 auf 65 kg zugenommen. Es gab alle erdenklichen Medikamente und die beste ärztliche Behandlung, da ebenfalls internierte Ärzte dort tätig waren. ... Sie haben nun alles getan, um mich wieder auf die Beine zu bringen. Mein Knie wurde noch zweimal geschnitten und jeden zweiten Tag behandelt. Es gab Höhensonne, Lebertran und Vitamininjektionen. Auch machte ich eine Arsenkur. Als Kranker konnte ich liegen, wann ich wollte, hatte meinen eigenen Strohsack mit Leintuch und gute Decken. Die Wäsche wurde ebenfalls von internierten Frauen gewaschen und geflickt.
Bei ... schönem Wetter konnte ich mich im Freien in der Sonne aufhalten und genoß so die gute Luft - das Lager lag mitten im Walde - aus vollen Zügen. Einmal wöchentlich konnten wir baden. Es gab dort schöne Wannen mit warmem Wasser und ... Seife. ...
Der das Lager umgebende Stacheldrahtzaun wurde von Polizei bewacht, die sich aber fast nicht um uns kümmerte. Nur der Lagerverwalter, ein überzeugter Kommunist und ehemaliger Insasse von Buchenwald, versuchte uns durch kleinliche Schikanen das Leben sauer zu machen. Sein Stellvertreter, der ihm dabei half, war der Pilsener Henker. Trotzdem kam uns dort das Leben wie im Paradies vor, nach allem, was wir im Bory-Gefängnis erduldet hatten. Es gab Bücher zum Lesen, eine Kantine, wo man manchen Leckerbissen kaufen konnte, und hie und da (bekamen) wir auch Zeitungen, die von den draußen arbeitenden Kameraden eingeschmuggelt wurden.
Im Lager waren auch Tschechen interniert. So traf ich auch mehrere ehemalige Arbeiter meiner Abteilung bei Skoda, die als unzuverlässig und als Kollaborateure interniert waren. Sie erhielten von ihren ... Angehörigen regelmäßig Sendungen von allerlei Lebensmitteln und haben mir jedesmal einen Teil davon überlassen, offenbar aus Dankbarkeit dafür, daß sie während des Krieges so gut von mir behandelt wurden. Von hier aus durften wir auch endlich einmal in der Woche an unsere Angehörigen schreiben und von ihnen Post empfangen, was natürlich ausgenutzt wurde. So erfuhr ich erst jetzt das Schicksal meines Vaters, meiner Frau und meiner Kinder, die schon seit einem Jahr bei meinem Schwager in Bayern wohnten.
Im August 1946 begannen die Gerichtsbehörden, uns endlich zu verhören. Unbelastete Kameraden wurden in das entsprechende Aussiedlungslager geschafft und dann ausgesiedelt. Jeder von uns hoffte nun, bald an die Reihe zu kommen. Einige wurden allerdings auch ins Kreisgericht geschafft und dort ... verurteilt. Es gab da auch ... Hinrichtungen. Ich selbst wurde am 27. August in das Kreisgericht zum Verhör gebracht.
Dort befragte man mich vor dem Untersuchungsrichter wieder nach meiner Parteitätigkeit und warf mir neuerdings vor, ich wäre Spitzel der Gestapo gewesen. Ich konnte nur wieder meine Unschuld beteuern und meine Zeugen nennen, die immer noch nicht vernommen waren. Der Untersuchungsrichter machte mir den Eindruck, als wäre ihm seine Tätigkeit äußerst unangenehm, und er stilisierte auch das Protokoll ganz nach meinen Wünschen, das ich dann unterzeichnete. Am selben Tag wurde ich ins Lager zurückgeschafft und mir dann eröffnet, daß das Gericht über mich die ordentliche Untersuchungshaft verhängt habe. ...
Mitte September erschien der Kreisgerichtspräsident von Pilsen bei uns zur Inspizierung des Lagers. Er kam auch in unser Krankenzimmer und fragte nach Personen, deren Fall vom Gericht noch nicht erledigt wäre. Ich meldete mich, und er schlug die Hände über dem Kopf zu-

sammen, als er erfuhr, daß ich nun schon 16 Monate eingesperrt war, ohne daß mein Fall ... erledigt worden wäre. Er notierte sich meinen Namen.
Am 1. Oktober erhielt ich die Mitteilung, ich solle mich zur Übersiedlung in das Aussiedlungslager Karlov bei Pilsen bereit machen. Am 4. Oktober 1946 wurde ich dann von einem Polizeiauto dorthin gebracht. Der Untersuchungsrichter hatte offenbar inzwischen meine Zeugen verhört und auf Grund ihrer günstigen Aussagen das Verfahren gegen mich eingestellt. ... Einen mündlichen oder schriftlichen Bescheid vom Gericht erhielt ich nicht. Es war offenbar alles nur ein Vergnügen gewesen.
Im Lager Karlov ließ ich mich gleich für den nächsten Transport in die russische Zone aufnehmen, da der für die amerikanische Zone vorgesehene Transport schon besetzt war. So wurde ich mit etwa 1.200 Männern, Frauen und Kindern am 8. Oktober 1946 am Pilsener Bahnhof zu 30 Personen in Viehwagen verladen. Vorher hatten wir 50 kg Gepäck und 500 RM erhalten. Die gefaßten Sachen waren zwar ausnahmslos alt ... (oder unbrauchbar), aber wir waren froh, diesem ungastlichen Land den Rücken kehren zu dürfen.
So fuhren wir über Eger bis Altenburg, wo wir von den deutschen Behörden in Empfang genommen wurden. Nach zwei Tagen wurden wir dann in das Quarantänelager in Obermaßfeld bei Meiningen überführt, wo wir bis zum 24. Oktober verblieben. Von dort wurde ich dann in eine Privatwohnung nach Meiningen gewiesen, wo ich bis zum Tag verblieb, an dem ich die Zuzugsgenehmigung nach Bayern zu meiner Familie erhielt. Die Reise dorthin vollzog sich ohne Zwischenfälle.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in den Landgemeinden der Iglauer Sprachinsel

Erlebnisbericht des Lehrers Laurenz H. ans Friedrichsdorf bei Iglau (x005/195-197): >>Die Bauern des Igellandes waren beim Zusammenbruch fast 100 % auf ihren angestammten Höfen. Fast niemand war geflüchtet.
Außer der bodenständigen deutschen Bevölkerung waren noch viele Flüchtlinge aus Schlesien in Stadt und Land, die nun von den Tschechen abtransportiert wurden ... Unsere Bauern hatten in den Tagen nach dem 8. Mai 1945 unter den Requirierungen und Ausschreitungen der Soldaten zu leiden.
Kaum hatten sich diese etwas beruhigt, erschienen benachbarte Tschechen und Partisanen. Und nun begann eine schreckliche Leidenszeit. Aller kleinliche persönliche Nachbarschaftshaß, der sich in den letzten Jahren angesammelt hatte, tobte sich nun gegen die deutschen Bauern aus. Mißhandlungen, Folterungen und Morde waren an der Tagesordnung.
Besonders schlimm war es in Begersdorf, Schlappenz, Gießhübel, Altenberg, Stannern u.a., in den von den Tschechen besonders verhaßten Gemeinden. Aber noch waren die Bauern auf ihren Höfen.
Erst als man in der Stadt die Deutschen aus ihren Wohnungen trieb, da begann auf dem Land der gewaltsame Besitzwechsel. Tschechen erschienen und erklärten sich als neue Herrn des Hofes, der eigene Knecht spielte sich plötzlich als Hofherr auf, und unsere Bauern wurden so über Nacht zu Knechten und Mägden, zu Arbeitssklaven auf ihren eigenen Höfen degradiert. Die meisten zogen in die Gesindekammern um, hatten aber bei all ihrem Elend den Städtern gegenüber doch einen Vorteil: Sie hatten wenigstens doch ein Dach über dem Kopf, hatten etwas Nahrhaftes zum Essen, und es blieben ihnen die Todesmärsche zur Grenze erspart.
Dieses Knechtsein auf dem eigenen Hof dauerte meist bis in den späten Sommer 1945 hinein, dann wurden die Bauern und ihre Angehörigen willkürlich in der Gegend zur Zwangsarbeit eingeteilt, wo eben Bedarf bestand.
Schon im Sommer waren einige vorwiegend bäuerliche Internierungslager entstanden, meist in den vorhandenen RAD-Barackenlagern. Das größte in Pattersdorf, kleinere in anderen

Sprachinseldörfern, so auch in Friedrichsdorf … Von diesen Unterkünften aus mußte zur Arbeit gegangen werden. Die meisten Bauern arbeiteten aber immer noch auf Höfen, wohnten auch noch dort, sei es nun auf eigenen oder fremden im Sprachinselgebiet oder auf solchen in der tschechischen Umgebung des Igellandes.
Zu Allerheiligen 1945 war es vielen Bauern noch möglich, die Friedhöfe zu besuchen. Mit dem Jahr 1946 wurde dann auch die Landbevölkerung hauptsächlich in den Lagern Altenberg, Stecken und Pattersdorf zusammengezogen und dort die Abtransporte nach Deutschland zusammengestellt.
Von besonderer Tragik für uns Iglauer war es, daß die Bevölkerung des nördlichen Sprachinselteiles großenteils nach Ostdeutschland (Mitteldeutschland) abtransportiert wurde.<<

Zustände im Internierungslager von Juli 1945 bis Januar 1946, Lebensverhältnisse in Mährisch Ostrau im Januar 1946

Erlebnisbericht der Steffi G. aus Mährisch Ostrau (x005/197-206): >>So vergingen nach dem 1. Mai 1945 (Befreiung) vierzehn Tage.
Gleich darauf wurden am Rathaus Kundmachungen angeschlagen, daß sämtliche Deutschen sich binnen 24 Stunden im Rathaus melden sollen. So ging ich ordnungshalber auch hin. Dort angekommen, verlangte man von mir alle Daten, bekam dann eine gelbe Binde auf den linken Arm mit der Aufschrift "Deutsche" und habe warten müssen, bis wir alle Deutschen beisammen waren. Dann gingen wir in Reih und Glied in ein altes Gebäude, das früher ein Schloß war.
Dieses Gebäude war als Schulgebäude eingerichtet. Man sagte uns, wir werden dort nur 3 Tage und 3 Nächte bleiben. Wir konnten uns noch eine Decke von zu Hause nehmen. Als ich zu Hause um die Decke war, sagte ich der Mutter, daß ich wiederkommen werde in 3 Tagen, sie brauche sich vorläufig nicht melden. So ging ich mit dem gelben Streifen am Arm wieder zurück ins Lager unter Aufsicht. Dort waren schon Betten aufgestellt. In den oberen Stockwerken lagen nur Strohsäcke am Boden. Aber aus den 3 Tagen sind 9 Monate geworden.
Die Mutter kam dann in zwei Tagen nach. Es kamen immer mehr und mehr Deutsche auf Lastwagen von der deutschen Siedlung, lauter Bauern und Bäuerinnen, welche ihr Haus und Hof haben stehenlassen müssen. Das war ein Weinen und ein Klagen, das durch Mark und Bein ging.
Dann kamen die Nächte, und die waren die schrecklichsten vom ganzen Lagerleben. Nämlich die tschechische Zivilwache, welche eingesetzt war, uns zu bewachen, hat sich von russischen Soldaten bestechen lassen mit Schnaps, Zigaretten, Speck und dergleichen und ließen alle russischen Soldaten in dieses Lager hinein. Diese suchten junge Mädchen. Das war furchtbar. Es war ein Gejage und ein Hetzen von einem Zimmer ins andere.
Ich hatte insofern Glück, von keiner dieser Bestien erwischt zu werden, indem ich mich ständig versteckt hielt, und zwar teils in den Schränken, ganz zusammengekauert, teils unter der Steppdecke, wo meine Mutter lag, und teils unter dem Strohsack, und zwar so, daß ich am blanken Boden angezogen gelegen bin und der Strohsack über mich gelegt wurde, auf welchem meine Mutter lag.
Diese hat sich, um mich zu schützen, ganz entstellt, indem sie ihre Brille aufsetzte, ihr Gebiß herausnahm und ihren Kopf mit einem schwarzen Wolltuch einhüllte, so daß sie abscheulich aussah. Die Russen, welche sie sahen, liefen davon mit der Bemerkung "Stará baba", d.h. altes Weib; von der wollten sie nichts wissen. Ich aber schwitzte vor Angst und Hitze.
Einerseits durfte in der Stube niemand wissen, wo jede versteckt ist, denn die Mädchen oder Frauen haben die eine oder die andere verraten, um sich zu schützen. Ich hörte die Vergewaltigungen in den einzelnen Räumen, Frauen schrieen, Kinder weinten um ihre Mütter, das war furchtbar anzuhören.

So ging es fortlaufend 14 Tage durch, von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh, ohne ein Auge zu schließen und ohne sich auszuziehen. In anderen Räumen, in welchen man die Mädchen vergewaltigte, fand man die Strohsäcke mit Blut verschmiert, als Zeichen nach vergangener Brutalität. Wenn keine Mädchen zu finden waren, da sich alle versteckten, so gingen sie auf die älteren Frauen los; besonders wenn sie angeheitert waren, da waren sie grob und rücksichtslos, also ganze Bestien.
Nach Ablauf von 14 Tagen wurde die tschechische Gendarmerie eingesetzt, welche Ordnung schaffte und keinen einzigen Russen hereinließ. Man hörte die erste Zeit noch unten vor dem Tor Schüsse, die aber nach und nach ausblieben.
Ich will noch bemerken, daß außer den furchtbaren Nächten wir über den Tag schwer arbeiten mußten, wie die Sklaven. Wir mußten den Tschechen die Straßen kehren, Schutt abladen und dergleichen. Dabei wurde man von allen Seiten beschimpft, bespottet und ausgelacht. Die täglichen Schimpfworte lauteten wie "deutsche Schweine", "Huren" usw. Was war das für eine Schmach!
Die gelben Binden mußten wir stets sichtbar tragen. Besonders bei der Arbeit wurde streng darauf geachtet. Zu essen bekamen wir sehr wenig. Zum Frühstück gab es schwarzen Kaffee und ein kleines Stückchen Brot. Zum Mittagessen erhielten wir anfangs nur Suppe, später Rüben mit Kartoffeln, aber nur ganz wenig. Abends gab es wieder nur schwarzen bitteren Kaffee und ein sehr kleines Stück Brot.
Die Tschechen sagten uns stets, sie hätten in den Konzentrationslagern mehr mitmachen müssen. Wir bekamen Prügel von allen Seiten und wenig zu essen und mußten außerdem noch sehr schwer arbeiten. Wir sollen auch spüren, wie das wohl tut. Meiner Ansicht nach konnten wir doch nichts dafür; das sollten sie mit denen ausmachen, die dabei waren. Ich habe damals von einem Konzentrationslager überhaupt keine Ahnung gehabt.
Weckruf war um 5.30 Uhr, und um 6 Uhr war Antreten zur Arbeit. Wir mußten in strammer Haltung zu dritt in den Reihen stehen und wehe, wenn man nicht zu dritt stand, dann gab es gleich eine Ohrfeige und die gröbsten Beschimpfungen. Krank durfte niemand sein. In der ersten Zeit jagten sie die Leute auch mit Fieber zur Arbeit, bis sie zusammenbrachen. Später war nur der krank, der hohes Fieber hatte. Alle anderen mußten zur Arbeit. ...
Vor dem Lagerzaun standen schon Tschechen, die Arbeitskräfte verlangten. Manche kamen aufs Feld, manche in Privathäuser, ... manche zu den Maurern zum Kalkrühren und zum Ziegelschleppen. ... Dafür bekamen wir nichts bezahlt. (Wir erhielten) nur ganz wenig Essen, das war die ganze Entlohnung. Hierdurch wurden wir sehr geschwächt. Kein Arzt war zu sehen in dem Lager. Hie und da starben Leute. Diese wurden nicht am Friedhof begraben, sondern irgendwo draußen im Freien verscharrt. Kein Sarg, sondern nackt wurde er in die Erde vergraben.
Ich bin einmal bei den Maurerarbeiten vor Schwäche zusammengebrochen. Angeblich führte man mich auf einem Wägelchen ins Lager. Erst im Lager kam ich zum Bewußtsein. Seit dieser Zeit ließ mich der Lagerverwalter, der an und für sich sehr grob war, bei den Russen arbeiten. Ich kam in die Offiziersabteilung. Zu den russischen Soldaten wurden nur im ganzen 10-14 Frauen bestimmt, die täglich zu diesen arbeiten gingen. Das Arbeiten bei denen war viel besser, sie gaben wenigstens einem zu essen.
Als ich da ankam, sagte mir der Offizier, erst essen und dann arbeiten. Ich bekam gleich in der Früh, als ich ankam, einen vollen Teller Fleischsuppe, die fett war, dazu viel Brot. Die nachherigen Speisen waren auch sehr ausgiebig und gut. Als das die anderen Frauen im Lager erfuhren, daß es doch bei den Russen besser zu arbeiten ist als bei den Tschechen, rissen sich viele darum. Aber der Verwalter setzte … vor allem anständige Frauen ein, die sich nicht mit den Russen einließen. Denn an und für sich war es bei der Mannschaft gefährlich. Man hat stets abweisend wirken müssen …

Dagegen die Offiziere hatten sich doch zurückhaltend benommen, bei denen ich beschäftigt war. Meine Arbeit bestand zunächst aus Zimmer aufräumen, dann in den Offiziersspeisesälen saubermachen, in der Küche ausgeholfen beim Kartoffelschälen, dann auch Waffen reinigen, Heuernte, Wäsche gewaschen, bügeln und die Wäsche ausgebessert. Dabei bekam ich immer gutes Essen. Ich fühlte mich schon kräftiger.
Vier Monate dauerte die Arbeit bei den Russen. An und für sich haben die Russen verschwenderisch gelebt. Sie warfen viel Brot und auch andere Speisen weg. Als ich das sah, habe ich das Brot gesammelt und zu den alten Leuten im Lager getragen. Die freuten sich unsagbar darüber, denn die hatten Hunger, da sie doch nichts zu essen bekamen.
Solchen Frauen, die sich geweigert haben, bei den Russen zu arbeiten und nur zum Unterhalten hingingen oder außerhalb schwänzten, denen wurden die Haare gänzlich abgeschoren, wie es manchen im Lager passiert ist.
Am meisten haben die Männer ausgestanden, die wurden wie die Hunde geprügelt. Manche wurden im Lager so geprügelt, daß sie eine Woche lang arbeitsunfähig waren. Wieviele Männer haben vor meinen Augen von der Zivilwache oder vom Verwalter selbst Fußtritte und Schläge mit dem Gummiknüppel bekommen, daß sogar manchmal das Blut spritzte! Es war furchtbar anzusehen. Außerdem quälte man uns am Abend nach der Arbeit mit verschiedenen Kontrollen.
Man ließ uns unten im Hof anstellen, und oben in den Räumen wurde nach Nadeln, Scheren und Messer gesucht. Niemand durfte von diesen Gegenständen etwas bei sich haben. Ich hatte meine Schere im Ofen in der Asche versteckt gehabt, so daß niemand darauf kam.
Einmal an einem Abend bei einer Kontrolle, bei der immer abgezählt wurde, ob alle da waren (dies wurde alltäglich gemacht), ging auch plötzlich die Tür auf, wir waren alle schon in den Nachthemden, da schrie meine Mutter auf, der besoffene tschechische Aufseher kam auf sie zu und gab ihr eine Ohrfeige, so daß sie noch heute auf diesem Ohr schlecht hört. …
Sie taten mit uns, was sie wollten. Wie oft hörte man abends die Männer schreien. Sie suchten sich immer einzelne heraus, schleppten sie in eine Kammer und schlugen auf sie los. Schrecklich war das anzuhören.
Viele von unseren Frauen sind schwanger geworden durch die Russen, die anfangs ins Lager kamen. Die Kinder aber kamen alle tot zur Welt. Welch ein Glück für die Frauen. Eine Frau hat sogar im Lager gebären müssen, da man sie nicht früher wegschaffte. Auch dieses Kind war tot.
Da das Schloß, in dem wir gehaust haben, zu Schulzwecken verwenden wollte, wurde es geräumt, und wir kamen in ein nicht ganz vollendetes Haus, das "Rote Haus" genannt, welches damals hätte das "Deutsche Haus" sein sollen und infolge des Krieges nicht fertig geworden ist. So sind wir in die halbrohen Räume gekommen; keine Öfen waren darinnen, die Fenster waren nur mit Glaspapier ausgeschlagen. Im Winter war es furchtbar kalt. Wir mußten angezogen schlafen, denn man bekam nur eine dünne Decke zum Zudecken. Da schlief man zwar schon auf Luftschutzbetten … Es war wenigstens schon ein Vorteil, daß man nicht mehr auf der Erde schlief.
Die Männer haben das weitere an dem Haus fertigstellen müssen. Das war jetzt das eigentliche Lager. Wir wurden mit Stacheldraht umzäunt und wurden wie die Kriegsgefangenen gehalten. Heraus durfte man nicht, nur zur Arbeit, und dies nur unter Aufsicht. Sonntags mußten wir manchmal auch arbeiten gehen.
Die gelben Binden wurden dann abgeschafft, und wir bekamen ein "N" (d.h. tschechisch Nemec, und auf deutsch heißt es Deutsche), und dieses "N" mußten wir auf der linken Seite groß angenäht tragen. Wer es nicht hatte, bekam Arrest oder Prügel oder hat schwere Arbeit verrichten müssen. Ich schämte mich zwar, das "N" zu tragen, aber wenn man so gekennzeichnet auf der Straße ging, mußte man sich manche grobe Beschimpfungen gefallen lassen oder die

Kinder bewarfen uns mit Steinen. So habe ich es meistens versteckt getragen.
Wenn mehrere gemeinsam zur Arbeit gingen, so ging man unter Aufsicht, welche die Zivilwache führte. Diese war stets mit langem geladenem Gewehr bewaffnet. … Ich kam mir wie ein Schwerverbrecher vor. Wenn man zu Räumungsarbeiten herangezogen wurde, da wurden mehrere Zivilwachen aufgestellt, und diese standen hinter einem und jagten uns zur Arbeit, ohne ausruhen zu dürfen.
Bevor ich zu den Russen auf Arbeit kam, wurde ich auch zur Feldarbeit herangezogen, und zwar zum Rüben jäten. Das war eine mühselige Arbeit, ellenlange Felder in der großen Hitze zu jäten; wir durften uns nicht einmal für 2 Minuten aufrichten, da stand schon der Aufseher hinter einem und meldete es sofort der Verwaltung … Das Schimpfwort "deutsches Schwein, rühr dich" war an der Tagesordnung. …
In der Zwischenzeit, also im September, kam ich … zu einer Familie außerhalb Wischau zum Dienen. Dort mußte ich Fußböden reiben, Holz hacken, düngern, alles zusammen halt die ganzen häuslichen Arbeiten, da die Frau schon alt war und die Tochter nicht die Zeit hatte, zu Hause zu helfen, da sie angestellt war.
Es war eine Professorsfamilie. Die Leute waren ganz nett, nur spürte man innerlich den Rassenhaß. Hie und da mußte ich mir so manches anhören. Dort blieb ich bis Mitte November. Es war im Feld und Garten nichts mehr zu tun, und da sie für mich viel Geld bezahlen mußten - ohne daß ich davon einen Pfennig bekam -, entließen sie mich. So kam ich wieder ins Lager, und zwar wieder zu den Russen. Diese verließen Anfang Dezember die Tschechei …Danach wurde ich wieder in den Schulen eingesetzt zum Fensterputzen und um die Klassenräume in Ordnung zu bringen.
Da in der einen Schule der Schuldiener mit mir zufrieden war, so behielt man mich dort, und da mußte ich vormittags die Klassenräume fegen und Staub wischen, und nachmittags mußte ich im Keller Koks zerkleinern. Dort war es so kalt, daß ich den Hammer in der Hand nicht spürte und oft daneben schlug, so daß ich die Hände ganz zerschlagen hatte. …
Wie oft reichte ich Gesuche bei der Lagerverwaltung ein und bat um Entlassung. Denn ich wollte nach Hause nach Mährisch Ostrau … Doch alles blieb erfolglos.
Erst als ich durch Anraten direkt zum Volksausschuß ging und danach fragte, wo meine Gesuche hingekommen wären, ob sie sie überhaupt erhalten hätten, sagte dieser mir zu, ich solle nochmals ein Gesuch machen und direkt bringen. Ich tat dies im Monat Dezember 1945. Und am 19. Januar 1946 bekam ich vom Verwalter die Nachricht, daß ich entlassen sei.
Am 19.1.46 rief mich der Verwalter aus den Reihen heraus und sagte mir, ich solle auf mein Zimmer gehen. Ich wußte aber noch nicht ganz, was geschehen würde, ich dachte, vielleicht komme ich wieder wo zum Dienen. Im Lager selbst waren nicht mehr viele Deutsche. Im ganzen mit Männer und Frauen 50. Denn die Männer wurden auswärts zu Bergbauarbeiten transportiert, egal, ob sie Familie hatten oder nicht …
Ich will noch hinzufügen, daß ich inzwischen noch zu den tschechischen Soldaten in die Kaserne kam, bei denen ich auch schwer arbeiten mußte.
Dies war in der Zeit, als ich von der Familie, bei der ich diente, zurückkam. Der Weg bis zur Kaserne dauerte ca. l Stunde. Wir waren nur zwei Mädchen, die immer hinaus mußten. Wir wurden schon um 1/2 6 Uhr geweckt, bekamen eine kleine Tasse Kaffee und mußten eine Stunde lang im hohen Schnee marschieren. Ich hatte kein richtiges Schuhwerk, mit meinen Holzschuhen bin ich immer steckengeblieben. Dort haben wir sämtliche Büroräume reinigen, sämtliche Öfen ausputzen und Feuer machen, Kohle und Holz aus dem Keller schleppen müssen.
Um 7 Uhr mußten wir schon an Ort und Stelle sein und heizen, damit es die Herren Offiziere, warm hätten. Um 1/2 8 Uhr war Bürobeginn. Ich hatte 8 Räume in Ordnung zu bringen, und in allen mußte schon bis zu dieser Zeit eingeheizt sein. Diese habe ich täglich aufwaschen

müssen, dazu kam noch das lange Vorhaus und die Toilettenanlagen. Wir bekamen dort nur das Mittagessen, sonst nichts.
Ich habe viel gelitten, schon durch den weiten Anmarschweg im Winter, da ich mangels Bekleidungsstücken gefroren habe. Da ich es nicht aushallen konnte, ging ich zum Verwalter und zeigte ihm meine Schuhe … Er war damit einverstanden, daß ich dablieb und mußte danach die Schulen reinigen.
So verging Weihnachten … Man bekam nur ein kleines Weihnachtsstriezel und Tee am Heiligen Abend. Über die Weihnachtsfeiertage gingen wir nicht zur Arbeit, da konnten wir uns so tüchtig ausruhen. Nur Hunger hatten wir stets.
Neujahr verging ... still und traurig. Nach Neujahr wurden die restlichen deutschen Männer, die noch im Lager waren, zu Ausgrabungen von russischen Soldaten herangezogen. Die Leichen wurden nach Rußland abtransportiert. ... Die Männer mußten diese Arbeit verrichten. ... Die Frauen mußten in dem kalten Winter ... am Bahnhof Kohle, Koks und Holz abladen. Mich hatte der Verwalter von solchen Arbeiten verschont. Er wollte mich eigentlich im Büro haben, da ich perfekt tschechisch konnte. Ich wollte aber davon nichts wissen. Ich wollte nach Hause. ...
Endlich, am 19. Januar 1946, kam für mich der Tag in die Freiheit. Der Verwalter rief mich aus den Reihen heraus und befahl mir, aufs Zimmer zu gehen. Dort wartete ich mit Spannung aufs weitere. Bis endlich das Bürofräulein zu mir kam und mir heimlich anvertraute, daß ich nach Hause komme, aber ich sollte mir nichts anmerken lassen … So habe ich langsam meine paar Sachen, die ich noch hatte, vor lauter Freude eingepackt.
Dann kam der Verwalter zu mir und sagte, ich solle sofort meinen Ranzen packen, ich komme nach Hause, d.h. ich werde nach Mährisch Ostrau entlassen. ... Ich sollte mich nur beeilen, denn in einer Stunde würde bereits mein Zug fahren. ... Man hatte mir noch angedeutet, ich solle nicht mit dem "N" fahren, sonst käme ich nicht durch, denn Deutsche dürfen nicht mit der Eisenbahn fahren.
Als sich hinter mir die Tore des Lagers schlossen, atmete ich so richtig auf, endlich frei zu sein. Aber dann machte ich mir wieder Gedanken: Wir wird es denn eigentlich da draußen sein? Ich wußte gar nicht, wie sich das Leben der Deutschen draußen gestaltete.
Mit einem Rucksack am Rücken und einer großen Tasche in der Hand trabte ich zum Bahnhof. Ich hatte große Hemmungen, da ich immerzu dachte, man würde vielleicht erkennen, daß ich eine Deutsche bin und daß man mir dann Schwierigkeiten machen würde. Als ich die Fahrkarte gelöst hatte, war mir aber schon leichter. So wartete ich auf den Schnellzug. In Böhmisch Trübau mußte ich umsteigen. ...
Es war 1 Stunde Aufenthalt, bis der andere Schnellzug kam. Inzwischen wollte ich im Bahnhofsrestaurant eine Suppe essen, denn ich hatte noch nichts gegessen, und es war schon in der Mittagsstunde. Im Restaurant war es ziemlich voll. Ich fand aber trotzdem noch einen Platz und wartete bis der Kellner kam. ... Plötzlich erschienen im Restaurant 4 Polizisten, die sich nach allen Richtungen verteilten und die Anwesenden kontrollierten. Jeder mußte seinen Ausweis zeigen.
Ich erschrak sehr, denn ich hatte keine Papiere, außer dem Entlassungsschein. ... Der Polizist kam auch zu mir, und ich legte ihm meinen Entlassungsschein vor. Er sah mich an und dann den Schein und fragte mich, ob ich wirklich eine Deutsche sei. Ich bejahte es natürlich. Da schrie er mich vor allen Leuten an, wies mir die Tür, ich solle sofort den Raum verlassen, ich gehöre nicht da hinein, ich hätte dort nichts zu suchen. Alle Leute schauten mich an. ... Ich schämte mich aufs tiefste. Ich hätte mich in einem Loch verkriechen können vor Scham. Wie eine Aussätzige kam ich mir vor. Ich verließ natürlich stillschweigend den Raum.
Ich setzte mich weit weg vom Restaurant auf eine Bank, damit man mich nicht sah und weinte. ... Als der Schnellzug endlich einfuhr, stieg ich ein und blieb auf der Plattform stehen, falls

man wieder Kontrollen durchführen würde. ...
Ich kam um 8 Uhr abends in Mährisch Ostrau an. Ich ging dann direkt auf mein Haus zu, wo ich früher gewohnt hatte. Ich hoffte noch, daß ich meine Wohnung leer auffinden würde. Aber leider war sie schon von einer tschechischen Familie bewohnt. Die Frau ließ mich ein und zeigte mir die Möbel. Ich erkannte sofort meine Sachen, leider waren die schon abgenützt und verwahrlost. Sie öffnete mir sämtliche Schränke und sagte mir, daß, als sie einzog, alle leer waren. Sie hat dafür einen großen Betrag bezahlen müssen. Sie konnte mich aber nicht über Nacht behalten, weil sie keinen Platz hatte. Es war eine große Familie mit Kindern.
Ich ging dann zu einer (tschechischen) Bekannten ... und fragte sie, ob ich bei ihr übernachten könnte, wenigstens nur eine Nacht. ... Sie gab mir Kuchen und Kaffee, aber obzwar sie genügend Platz hatte, (erhielt ich kein Nachtquartier). Sie hatte nämlich Angst wegen der anderen Leute - sie hätten sie sonst angezeigt, daß sie Deutsche aufnehmen würde. ... Sie riet mir, ich sollte zu einer Deutschen gehen, die im Hause nebenan im Keller wohnte. ...
Ich ging dann zu dieser alten deutschen Frau. Sie war leider nicht zu Hause. Da ich müde war, setzte ich mich vor der Wohnung auf die Schwelle. Dort hörte ich das Ticken der Uhr in ihrem Zimmer. (In diesem Moment) überkam mich ... die Sehnsucht nach zu Hause. Ich weinte bitterlich.
Nach ca. 1/4 Stunde kam sie. Als sie mich erblickte, blieb sie vor Überraschung stehen und fragte mich, wie ich denn hierher gekommen wäre, umarmte mich und weinte. Sie erzählte, daß man ihr auch die ganze Wohnung weggenommen hätte und daß sie jetzt von Almosen leben würde. Sie wollte mir auch Kaffee geben, ich lehnte es ab, denn ich war nicht mehr so hungrig wie vordem …
Als ich ihr meinen Wunsch äußerte, sagte sie mir, sie könne mich nicht über Nacht nehmen, da sie unterschrieben hätte, daß sie niemanden zu sich nehmen dürfte, sonst würde man ihr die Wohnung wegnehmen. Sie hätte mich gerne genommen, aber sie hatte Angst. Sie sagte mir, ob ich nicht vielleicht zu meiner Freundin gehen könnte, … man hätte ihr die Wohnung gelassen, da sie eine Halbjüdin war.
Natürlich ließ ich mir dies nicht zweimal sagen und lief vor Freude hin. Denn ich habe ihr in der Nazizeit auch sehr viel geholfen, habe sie versteckt gehalten bei mir in der Wohnung. Und so wußte ich genau, daß sie mich nicht abweisen wird. Und es war auch so, wie ich es erhoffte. Sie wohnte eine Straße weiter, so daß ich nicht weit zu laufen hatte. Dort angekommen, war auch sie überrascht, umarmte mich und weinte. Sie lebte mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Söhnchen zusammen. Obzwar sie schon eine alte Frau haben aufnehmen müssen, konnte ich bei ihnen bleiben; und (sie) sagten mir, daß ich am nächsten Tag bei der Polizei anmelden müßte. Die Anmeldung ist … ohne Anstand erfolgt. Ihre Mutter hat mich verköstigt, und so blieb ich bei ihnen bis zur Ausreise nach Deutschland.
Ich wollte auch gleich Geld verdienen, denn meine Freundin hatte damals auch nicht viel. Da ging ich zum Arbeitsamt. Dort gab man mir eine Anstellung bei der Repatriierung. Das war eine Baracke, in der die Fremden Essen bekamen. Die Verwaltung hatte das Rote Kreuz. Diese Räume habe ich sauber machen müssen. Es waren 5-6 Zimmer und die Küche, die ich in Ordnung halten mußte. Es waren Frauen darunter, die mich arg schikanierten.
Einmal kam auch Kohle, die ich ganz allein habe schaufeln müssen. Ein Lastauto brachte die Kohle. Den ganzen Tag habe ich gebraucht, bis ich die Kohle im Keller hatte. Dann gegen Abend kam noch einer der Gendarmerie, die dort Wache hielt, und schrie mich an, ich solle mich beeilen, … wieso ich so lange dazu brauchen würde. Ich war … geschwächt, in der Kälte zu schaufeln. Ich weinte und kam todmüde nach Hause. Ich ging einfach nicht mehr den nächsten Tag hin.
Als ich mich erholt hatte, ging ich zu … bekannten Rechtsanwälten und versuchte bei denen unterzukommen, weil ich von vielen gehört hatte, daß Deutsche eingestellt würden, falls sie

gut Tschechisch könnten. So bekam ich … schließlich bei einem … Rechtsanwalt eine Anstellung. Als er mich sah, erkannte er mich sofort, denn ich war vor dem Kriege 8 Jahre lang bei einem Rechtsanwalt tätig gewesen. Ich zeigte ihm noch meine Zeugnisse. Er hat mich noch geprüft, ob ich gut Tschechisch konnte. Und da ich die Prüfung gut bestand (nur die Schreibmaschine konnte ich noch nicht so gut beherrschen, da ich schon so lange nicht geschrieben hatte), wollte er mich gleich behalten …
Offiziell galt ich als tschechische Kraft. Nur bei den Ämtern war ich als Deutsche eingestellt. Ich bekam nicht so viel wie eine Tschechin, wurde aber immerhin besser gezahlt als vorher … Mein Chef schenkte mir … Vertrauen, indem er mir die ganzen Sachen zur Erledigung und die ganze Verwaltung des Büros überließ. Ich hatte ein Büro für mich, welches er neu herrichten ließ.
Ich hatte an der Arbeit Freude, nach so schwer Durchgemachtem wieder wie ein Mensch zu leben. Obzwar man sich in der Öffentlichkeit als Deutsche nicht ... (überall) bewegen durfte, war es doch lange nicht so schrecklich wie im Lager.
Wir Deutschen haben stets den Buchstaben "N" tragen und außerdem nur tschechisch sprechen müssen. Außerdem durften wir kein Kino, kein Theater, keine Restaurants und keine Parkanlagen besuchen. Um 8 Uhr abends mußte man schon zu Hause sein. Wer nach 8 Uhr auf der Straße angetroffen wurde, wurde sofort eingesperrt. Wir hatten Lebensmittelkarten und zwar solche, wie sie früher die Juden hatten. Davon konnte man nicht leben. Aber hie und da fanden sich tschechische Familien, die mich schon von klein auf kannten, die mich mit Lebensmitteln unterstützten, da ich ihnen leid tat.
Einmal, am Abend um 10 Uhr, war Kontrolle, welche aus 3 Mann bestand. Wir mußten ihnen unsere Papiere vorzeigen und außerdem auch die Mäntel, ob eigentlich das "N" aufgenäht sei. Ich hatte das "N" immer vorschriftsmäßig aufgenäht. Eines Tages hatte meine jüdische Freundin, bei der ich wohnte, großen Durst und ersuchte mich, in eine Wirtschaft zu gehen, um Bier zu holen; dabei trennte sie mir das "N" herunter, und zwar sicherheitshalber, damit ich eventuell keine Schwierigkeiten hätte. Denn als Deutsche durfte man sich nicht in einer Wirtschaft aufhalten. Ich ging in eine Wirtschaft, in der man mich nicht kannte. Als ich mit dem Bier nach Hause kam, wollte ich mir das "N" nicht gleich wieder auf den Mantel nähen, weil ich noch zu tun hatte, ich wollte meine Leibwäsche fertig machen. So befestigte ich das "N" nur mit einer Nadel.
Gerade an dem Abend hatte ich aber Pech. Der Gendarm öffnete den Schrank, in dem mein Mantel hing und sah gleich, daß nur mit einer Nadel aufgesteckte "N". Er fragte, wem der Mantel gehöre. Ich meldete mich sofort und sagte ihm, daß es nur vorübergehend angesteckt wäre und ich es heute noch annähen wollte. Er glaubte mir natürlich kein Wort, schrie mit mir herum, ob ich denn die Gesetze nicht kenne, die für uns Deutsche gelten.
Er schrieb meinen Namen sofort in sein Büchlein, fragte mich aus, wo ich beschäftigt sei, und als ich ihm sagte, daß ich bei einem Rechtsanwalt im Büro wäre, sagte er darauf, den werde er sich noch ausborgen.
Sie suchten tatsächlich am nächsten Tag meinen Rechtsanwalt auf. Ich hatte aber schon vorher meinen Chef aufgeklärt, was vorgefallen war. Sie haben aber nichts ausgerichtet. Nur habe ich gleich darauf eine Vorladung zur Polizeidirektion bekommen. Dort … erhielt ich eine Geldstrafe von 20 Kronen, die ich zu 5 Kronen (5 RM) monatlich abzahlte; und jedesmal hat mich der Polizeibeamte, bei dem ich die Strafe abzahlte, kontrolliert, ob das "N" richtig aufgenäht sei.
Wenn man auf der Straße ging, wich einem so mancher bekannte Tscheche aus, (um) nur nicht mit einem sprechen zu müssen, weil es ... verboten war, sich mit dem Deutschen zu unterhalten. Sie wurden gleich angezeigt. Es tat einem weh, wenn man sah, wie einem tschechische Bekannte auswichen. Ich kam mir manchmal vor wie eine Aussätzige. …

Eines Tages bekamen meine Freundin und ihre Mutter den Ausreisebefehl nach Deutschland, und zwar für den 10. Juni 1946. Ich schloß mich … an. Mein Chef war natürlich nicht begeistert von meinem Vorhaben und sagte mir, er werde es durchsetzen, daß ich als Tschechin angesehen werde, nur daß ich noch Geduld haben müsse. Er würde sich bemühen, daß ich die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten sollte. … Da ich aber daran zweifelte, daß er dies alles durchsetzen würde, entschloß ich mich doch zur Ausreise.<<

Lebensverhältnisse in Troppau in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht des Pfarrers Franz W. aus der Stadt Troppau im Sudetenland (x005/207-208):

>>Gegen Kriegsende wurde die Bevölkerung unter Androhung standrechtlichen Erschießens mehrmals aufgefordert, die Stadt vor der herannahenden Front zu verlassen. Die Deutschen leisteten den Befehlen Folge; die Tschechen in den Vororten warteten auf die Russen als ihre Befreier.

Ich als Pfarrer in Troppau-Jaktar (zu meinem Pfarrsprengel gehörten die Orte Jaktar, Milostowitz, Wlastowitz, Jarkowitz, Wawrowitz und Palhanetz mit etwa 3.800 Katholiken) blieb in meiner Pfarrgemeinde gemäß der Weisung des Generalvikariates Branitz, daß jeder Seelsorger so lange zu bleiben hat, so lange die Bevölkerung bleibt.

Am 22. April 1945 zog sich die deutsche Front aus Troppau in die Bunkerlinie zurück, welche die Tschechen vor 1938 gegen die reichsdeutsche Grenze dicht hinter Jaktar erbaut hatten. In Jaktar lag vom 22. April bis zum 6. Mai die russische Front. Die russischen "Befreier" raubten, plünderten und schändeten. Die Besitze und Wohnungen der Deutschen wurden ganz ausgeplündert. Am 6. Mai zog sich die deutsche Front weiter zurück, der Russe stieß schnell nach. Zu den durchziehenden Russen, die in den deutschen Häusern raubten und plünderten, gesellte sich auch die tschechische Bevölkerung, die ohne Bedenken dasselbe tat.

Allmählich kehrten die Evakuierten (Schlesier) unter unsagbaren Entbehrungen und Mißhandlungen durch Russen und Tschechen zurück. Sie wurden von der tschechischen Miliz aufgefangen, der letzten Habseligkeiten und dürftigen Nahrungsmittel beraubt und in Massenlager ... gebracht. Alles deutsche Vermögen wurde ... beschlagnahmt ... Bis Januar 1946 waren selbst Kinder in diesen Lagern voll Elend und Ungeziefer.

Wurden manche aus dem Lager entlassen, so durften sie nur Kellerwohnungen, Mansarden oder Behelfsheime gegen Mietzins als Wohnung erhalten. Russische Soldaten wurden von tschechischen Leuten zu diesen Wohnungen geführt, damit diese die deutschen Frauen vergewaltigten.

Die aus dem Lager entlassenen Deutschen mußten sich wöchentlich 2- oder 3mal polizeilich melden. Sie durften ohne schriftliche Bewilligung den Ort nicht verlassen. Sie durften kein Fahrzeug, weder Rad noch Autobus, noch Eisenbahn benützen. Sie durften öffentliche Plätze und Lokale nicht besuchen. Sie mußten ein großes "N" (Nemec = Deutscher) tragen. Sie durften keinen Gehsteig benützen, sondern nur die Straße. Bei einer Kost, wie sie den Juden in der Hitlerzeit gegeben wurde, mußten sie 12 bis 14 Stunden täglich arbeiten, selbst an Sonntagen, auf den Feldern Minen entsichern und herausholen. Die ersten Monate gab es für die Arbeiten keine Bezahlung. Später wurde den Deutschen von dem Lohn 20 % für den Aufbau des Staates abgezogen.

Im Troppauer Lager wurden Männer und Frauen schwer mißhandelt. ... Die Deutschen erhielten keine Milch, kein Fleisch, keine Kleider- oder Raucherkarten, keine Bezugsscheine.

Alle deutschen Schulen wurden geschlossen, obwohl den Tschechen in der Hitlerzeit tschechische Schulen belassen wurden. Deutsche Kinder durften überhaupt in keine Schule gehen. Es durfte kein deutscher Gottesdienst gehalten werden. In Jaktar war den Deutschen eine Zeitlang auch der Besuch der Kirche polizeilich verboten, weil die Kirche ein "öffentliches Lokal" sei. Mein tschechischer Kaplan vertrat voll und ganz diesen Standpunkt. ... Die deutschen

Priester durften in der Schule nicht unterrichten und erhielten kein Gehalt.
Meine Aussiedlung erfolgte auf Befehl der Kriminalpolizei Troppau, obwohl ohne mein Zutun in meiner ganzen Pfarrgemeinde von den tschechischen Katholiken von Haus zu Haus Unterschriften gesammelt wurden, daß ich dort bleiben und somit auch die tschechische Staatsbürgerschaft erhalten sollte. Ein Kriminalbeamter erklärte mir, die Unterschreiber seien alle straffällig, weil sie für einen Deutschen intervenierten. Die Deutschen waren rechtlos.<<

Die Lebensbedingungen der enteigneten deutschen Bevölkerung nach Wiedererrichtung der tschechischen Verwaltung in Hultschin

Erlebnisbericht des Bauern N. N. aus Hultschin (x005/209-213): >>Die Lebensbedingungen waren nach dem Einmarsch der Roten Armee und Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen sehr in Frage gestellt. Die erste Zeit gab es überhaupt keine Zuteilung von Lebensmitteln. Diejenigen, die nicht geflüchtet waren und sich mit Vorräten versorgt hatten, kamen über diese Zeit hinweg. Anders war es mit den zurückgekehrten Flüchtlingen. Die standen nun vor einem Nichts und waren auf die Wohltaten von Bekannten angewiesen. Erst nach zwei bis drei Wochen setzten kleine Zuteilungen ein, die kaum einen Tropfen auf den heißen Stein ausmachten.
Sämtliche Personen sind durch den Kommissär vom tschechischen Arbeitsamt erfaßt worden und in Kolonnen zu Aufräumungsarbeit und landwirtschaftlichen Arbeiten in den Domänen zugeteilt worden. Auch die Bauern mußten mit ihren Gespannen in den Domänen mitarbeiten. Dies alles unentgeltlich und auch ohne Lieferung der notwendigsten Lebensmittel. Die Tschechen sind alle in Ämter und zur Aufsicht, ohne Rücksicht darauf, ob sie imstande waren, ihren Dienst zu versehen, eingeteilt.
Nach und nach sind die Zuteilungen an Lebensmitteln größer geworden. Selbstverständlich haben alle Tschechen die Zuteilung an Lebensmitteln voll erhalten. Für die Deutschen gab es Lebensmittelkarten mit dem deutschen Aufdruck in Kurrent "Deutsche, Deutsche", die nur ein Bruchteil von den tschechischen waren.
Im Juli setzten die Enteignungen bei den nicht geflüchteten Deutschen ein. Bei den Geflüchteten war das Eigentum schon bevor sie zurückkamen enteignet. Viele von denen haben dann Unterkunft bei den Eltern ihrer Dienstmädchen gefunden.
Es erschien unverhofft eine Kommission mit Gendarmerie und hat alles vorhandene Inventar aufgenommen. Hauptsächlich wurde nach Bargeld, Sparkassenbüchern und Schmuck gesucht. Die Eigentümer konnten sich von dem Notwendigsten, außer dem Vorgenannten, nur soviel mitnehmen, was sie unter dem Arm tragen konnten. Unter Assistenz der Gendarmerie mußten sie nun ihr Eigentum für immer verlassen.
Die Betroffenen sind nun alle in Lagern untergebracht worden. Mehr als eine Woche lang ist ihnen keine Verpflegung zuteil geworden. Nur was ihnen mitleidige Verwandte und Bekannte heimlicherweise brachten, hat sie am Leben erhalten.
… Männer kamen ins frühere Russenlager im Sägewerk. Da kamen öfters in den Nächten tschechische Soldaten aus der Kaserne und mißhandelten die Männer in sadistischer Weise. In den letzten Tagen des August ist dann die Küche eingerichtet worden, in der es meist nur dünne Kartoffelsuppe gab. Doch gab es in der Bevölkerung noch wohltätige Leute, die heimlich die Internierten mit Lebensmitteln versorgten.
In derselben Zeit ist auch ein Lagerverwalter eingesetzt worden mit Namen Dolezal. Dieser war wegen verschiedener Vergehen und Verbrechen während des Krieges im KZ. …
Die "Lidova Strana" (tschechische "Volkspartei") in Hultschin hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Internierungslager im Hultschiner Ländchen aufzuheben und die Internierten freizulassen. Es war ihr auch schon soweit gelungen, dieses beim Ministerium in Prag durchzusetzen. Das Ministerium hatte zugesagt. Doch … der Verwalter Dolezal mit anderen Ver-

brechern arbeitete dagegen und hat selbst die Reise nach Prag nicht gescheut, um die Zusage des Ministeriums zu vereiteln, was ihm auch leider gelungen ist.
So sind die Lager auch im Hultschiner Ländchen erhalten geblieben. Dolezal, von uns mit dem Spitznamen "Lord" genannt, ließ es nun an Schikanen nicht fehlen. Wie er es im KZ gelernt hatte, so gab er es jetzt seinen Pflegebefohlenen mit noch größerer Brutalität zu spüren. Unter anderen Quälereien ließ er auch mitten in der Nacht die Insassen im Hemd, wie sie geschlafen hatten, antreten und stundenlang stehen und frieren.
Die Internierten sind zu verschiedenen Aufräumungsarbeiten und Notstandsarbeiten herangezogen worden. Hauptsächlich zur Räumung der gesprengten Oppa-Brücke in Hultschin. Es haben sich verschiedene tschechische Gewerbetreibende auch Fachleute ausgesucht und beschäftigt. Verschiedene Verwandte der Internierten, die Schwiegereltern und dergleichen beantragten auch diesen und jenen zur Aushilfe in der Ernte und zu sonstigen Arbeiten. Dies ist auch in den meisten Fällen bewilligt worden.
Doch nachher kam das dicke Ende. Dolezal verlangte für die geleistete Arbeit ein Entgelt, das in keinem Verhältnis zur geleisteten Arbeit stand. Die meisten sind dann in die größte Verlegenheit geraten, weil sie die geforderten Beträge überhaupt nicht aufbringen konnten. …
Außer den Internierten waren … verdächtige Personen im Gerichtsgefängnis Hultschin eingesperrt. Dieses war so stark überfüllt, daß selbst alle Korridore belegt waren und einer dicht neben dem anderen liegen mußte. Die Belegschaft war fast zehnmal so groß als der normale Stand. Da der Platz nicht ausreichte, wurde ein Teil der Gefangenen als Nachtgäste in das Internierungslager gebracht. Da mußten die Gefangenen zu zweien in einem Bett schlafen. Tagsüber wurden die Gefangenen zur Zwangsarbeit eingeteilt.
Unter diesen befand sich auch der deutsche Rechtsanwalt Dr. K. Dieser litt an einer schweren Magen- und Darmkrankheit. Als krank gemeldet, hat ihn der Arzt Dr. Havlicek in Krankenhauspflege überwiesen. Dies mußte der Kreisarzt genehmigen, doch der hatte ihn als arbeitsfähig für leichtere Arbeit befunden. Dr. K. mußte nun wieder, anstatt ins Krankenhaus, mit den anderen zur Arbeit. Da ist er aber nach kurzer Zeit zusammengebrochen und mußte nun doch ins Krankenhaus geschafft werden, wo er dann am nächsten Tag gestorben ist …
Gegen Ende September ist das Frauenlager im Dominium aufgelöst worden. Drei bis vier ältere Frauen sind entlassen und mit nichts ihrem Schicksal überlassen worden. Frauen mit Kindern und ältere, arbeitsunfähige kamen ins Lager Hilweti-Hof bei Bolatitz und Krawarn. Die Arbeitsfähigen kamen nach Ostrau ins Lager und wurden dort zu verschiedenen Arbeiten herangezogen.
Anfang Oktober erfolgte wieder eine neue Aktion. Alle Parteifunktionäre, Ortsbauernführer sowie auch verschiedene Bürgermeister und Amtsvorsteher aus dem Ländchen wurden in der Grube Petershofen zur Zwangsarbeit zusammengezogen und im früheren Kriegsgefangenenlager hinter Stacheldraht gesteckt.
Es wurden zwar alle auf Grubentauglichkeit untersucht, doch hat ein Ingenieur, ich glaube Rzeczek mit Namen, über die Untersuchungsergebnisse hinweg fast alle Leute zu Untertagsarbeit eingeteilt. Ich war … grubenunfähig erkannt, und mußte als fast 60jähriger Mann trotzdem in die Grube einfahren. Es gab einige vernünftige Steiger, die auf die alten, gebrechlichen Leute Rücksicht nahmen und ihnen entsprechend leichte Arbeit zuwiesen. Doch es waren auch … Steiger, die je nach Laune rücksichtslos vorgingen. Nach getaner Untertageschicht mußten wir noch jeden Tag zwei Stunden zusätzlich über Tage arbeiten.
Der Lagerverwalter, ein Grubenbeamter, der das Lager nur nebenbei verwaltete, war im Gegensatz zu dem Hultschiner Verwalter ein sehr vernünftiger Mann. Von ihm gingen keine Schikanen aus, und er duldete auch von anderer Seite keine, soweit es in seiner Macht stand. Einige Wachmannschaften erlaubten sich jedoch in besoffenem Zustand einige Übergriffe.
Die Beköstigung war der schweren Arbeit gegenüber unzureichend. Es wäre wohl einigerma-

ßen ausreichend gewesen, wenn man alles Zugeteilte nur für uns verwendet hätte. Es ist meistens in andere Kanäle geflossen, z.B. Verschiebungen durch die Wachmannschaft, das Küchenpersonal usw. Zum Kochen waren Frauen angestellt, die Frauen waren in zwei Schichten eingeteilt. …
Als Lohn wurde für die Internierten der niedrigste Tarif in Anwendung gebracht. Es mußten jedem Internierten pro geleistete Schicht 10 Kc in bar ausgezahlt werden, ohne Rücksicht darauf, ob sein Monatskonto mit Plus oder Minus abgeschlossen war. Ich hatte ein Bruttoverdienst im Monat etwa 1.600-2.300 Kc. … Ich hatte nur in einem Monat einen Überschuß von 80 Kc, diese sind meiner Frau überwiesen worden, alle anderen Monate wurden mit Minus abgeschlossen.
Es wurde jeden Tag, ob Sonntag oder Feiertag, gearbeitet. Lediglich am ersten Weihnachtsfeiertag hatten wir frei und durften zur Heiligen Messe … in der Betriebshalle. Am Weihnachtsabend und Silvester ist je ein Hektoliter Bier vom Betrieb aus gestiftet worden. Am Weihnachtsabend konnten wir uns auch Christbäume besorgen und Weihnachten nach deutscher Art begehen. Dies wurde auch ausgiebig mit deutschen Liedern ausgenützt. Es ist auch … einigen wenigen und Linientreuen … erlaubt worden, den Weihnachtsabend in der Familie zu Hause zu verbringen. Diese, es waren nur internierte Bergleute, konnten erst bei eintretender Dunkelheit weg und mußten in der Früh noch vor Tageshelle zurück sein. …
Im Februar war ich vom Steiger für die Holzzufuhr im Vorort eingeteilt. Dies war eine schwere Arbeit, in ständigen Kohlenstaubwolken eingehüllt, was ich nicht vertragen konnte. Auf Grund dessen meldete ich mich krank und bat den Arzt, mich auf über Tage zu versetzen.
Der Arzt war ein vernünftiger Mann, aus Smolkau, einer tschechischen Gemeinde in der nächsten Nähe von Beneschau, stammend und mit den Verhältnissen im Hultschiner Land gut bekannt. Dieser erklärte mir: Ich weiß, ihr alten Großväter seid noch gut, hinter dem Ofen zu sitzen, eine Pfeife zu rauchen und höchstens noch die kleinen Kinder in der Wiege zu schaukeln, aber nicht um in der Grube zu arbeiten und noch dazu unter Tage! Ich habe volles Verständnis dafür, aber was soll ich nun mit euch machen? Jetzt eben habe ich von der Direktion den Auftrag erhalten, unter keinen Umständen einen Internierten zur Arbeit über Tage zu versetzen … -
Er hat mir das Schreiben vorgelesen und trotzdem noch versucht, mich zur Arbeit über Tage zu versetzen. Es ist auch gelungen, ich wurde als Aushilfe dem Gärtner des Betriebsleiters zugeteilt. Bemerke noch, daß diese Beschäftigung vorher ein internierter Arzt, Dr. S., gebürtig aus Buslawitz, innehatte. Der Gärtner, auch ein vernünftiger Mann, hat mich sehr gut behandelt.
Seit Neujahr begannen Vernehmungen der Internierten durch den Richter Dr. Palla aus Hultschin, der zweimal in der Woche auf der Grube erschien. Da den meisten nichts Straffälliges nachgewiesen werden konnte, sind viele nach und nach entlassen worden. Mehrere wurden aber vor das Volksgericht Troppau geschleppt und auch bis (zu) 15 Jahren Kerker verurteilt. Ganz besonders scharf ging man gegen frühere Angehörige des Freikorps vor.
Meine Entlassung erfolgte im März 1946.<<

Die Internierungsaktionen in Jägerndorf Anfang Juni 1945, Verhältnisse im Internierungslager, Zwangsarbeit im Witkowitzer Eisenwerk

Erlebnisbericht des Kaufmanns und ehemaligen Stadtrats Hubert Sch. aus Jägerndorf (x005/214-219): >>Am 4. Juni 1945 habe ich eine Transportgruppe von Jägerndorfer Leidensgefährten zusammengestellt, und wir marschierten über Berggeist, Römerstadt und Freudenthal mit beladenen Handwagen nach Jägerndorf. Einzelreisende gab es nicht, weil man Überfälle und Beraubungen fürchtete. Gelagert haben wir in den Wäldern, und in drei Tagen waren wir in Jägerndorf.

Kaum in Jägerndorf angelangt, verspürten wir schon die veränderte Heimat. Es war der 5. Juni 1945. Die Partisanen durchzogen die Straßen, durchwühlten das Gepäck und bedrohten die ankommenden Rückkehrer. Es traute sich niemand in sein eigenes Haus, weil die meisten Häuser schon von Tschechen besetzt waren. Viele Häuser waren entweder ausgebrannt, demoliert, kriegsbeschädigt oder geplündert!

Truppweise wurden die armen Eingeschüchterten zu ihren Wohnungen begleitet. Als ich zu meinem Haus kam, fand ich dort eine ganze Schlange Menschen, und als ich fragte, was da los wäre, wurde mir mitgeteilt, daß in meinem Haus das tschechische Wirtschaftsamt untergebracht worden sei und pro Kopf und Tag 100 g Brot ausgegeben werden. Meine Frau und ich fuhren mit einem Handwagen und Gepäck in den Hof. Ich mußte zum tschechischen Leiter des Wirtschaftsamtes bitten gehen, ob ich in meine Wohnung hineingelassen werde.

Als ich mich genau legitimierte und auch von Zeugen bestätigt wurde, daß ich zum Haus gehöre, ließ man mich in meine Wohnung. Leider war es nicht so leicht, in die Wohnung hereinzukommen, weil die Schlösser demoliert waren. Als wir endlich die Tür aufbrachen, sahen wir die Bescherung. Die ganzen Kästen, Schreibtisch, Kredenz usw. erbrochen, viele Sachen entwendet und die Möbel demoliert. Trotz dieses bösen Anblickes waren wir glücklich und froh, in unserem Heim zu sein. Wir machten uns an die Arbeit, brachten alles in Ordnung und lebten von der Substanz, weil wir uns gar nicht heraustrauten, denn überall wurden wir schwer belästigt.

Sechs Tage später, also am 13. Juni 1945, mußte ich zur Post, und als ich heimging, sah ich am Rathausplatz eine Masse Partisanen aufmarschieren, und von Bekannten wurde mir im Laufschritt zugerufen, daß jetzt am Rathausplatz das Standrecht für Jägerndorf verkündet würde. Der Schrecken und die Angst waren groß, aber trotzdem hatte man an das Schrecklichste nicht gedacht, weil man sich in der Heimat unter den eigenen Leuten etwas sicherer fühlte, d.h. sicherer zu sein glaubte.

Mein Bestreben war, auf die schnellste Weise mein Haus zu erreichen, und ich lief. Bei der Kirchengasse erwischten mich die Partisanen und trieben mich in die Pfarrkirche. Dort waren schon cirka 50 Leidensgenossen versammelt, und weitere kamen … Es hieß, nach Beendigung der Standrechtsverkündigung werden wir wieder entlassen. Inzwischen war es 12.30 Uhr mittags geworden. Auf einmal ging die Tür auf, es kamen 7 Partisanen mit Gewehren auf den Schultern herein, durchsuchten und verprügelten die Frauen und schickten sie heim, und wir Männer wurden zu einer Kolonne zusammengestellt und auf die Polizeiwachstube ins Rathaus geführt.

Wir dachten zu irgendeiner Einvernahme, und so standen wir gedrängt bis 7.30 Uhr abends in einem Winkel der Wachstube. Endlich wurde einer zu einem Verhör vorgerufen, das bis 8 Uhr abends dauerte. Auf einmal brach der Beamte ab und sagte zu den Partisanen, daß er zum Nachtmahl gehen wolle und man soll die Leute nach Hause schicken. Dagegen protestierten die Partisanen, und wir wurden alle in den Polizeiarrest getrieben.

Im Keller angelangt, wurde einer nach dem anderen überfallen und fürchterlich verprügelt und sodann in die Zellen geworfen. Wir waren zu viert in einer kleinen Zelle, dort gab es nichts anderes als zwei Holzpritschen und einen zerrissenen Laufteppich zum Zudecken. Wir waren hungrig, zerschlagen und voller Angst … Wir legten uns auf die Pritsche immer zu zweit und deckten uns mit den Teppichfetzen zu.

Wir dachten, jetzt würden wir Ruhe haben, könnten ausschlafen und würden am nächsten Tag doch zur Einvernahme kommen und sodann entlassen werden. Wir hatten uns aber sehr getäuscht! Alle zehn Minuten kamen immer zwei andere Partisanen in die Zelle und lehrten uns neue Methoden: Wenn die Partisanen hereintraten, mußten wir die Arme hochheben und dabei in tschechischer Sprache melden: "Wir danken unserem Führer Adolf Hitler, dem Chachar (Chachar ist ein Ostrauer Schimpfname für Gauner), daß wir da sind!"

Wenn einer verprügelt wurde, mußten wir sagen: "Wir danken für die Auszahlung!" Wer es in tschechischer Sprache nicht geläufig und schnell genug melden konnte, wurde nochmals … verprügelt. So ging es bis 3 Uhr früh. Am nächsten Tag um 7 Uhr früh begann schon wieder dieselbe Qual. Um 11 Uhr vormittags kamen wieder zwei Partisanen, brachten einen Kübel Wasser, und da konnte sich jeder ein Glas Wasser zum Trinken herausschöpfen und bekam 300 g Brot.
Nachmittags um 5 Uhr wurden wir alle herausgeholt, im Hof zusammengestellt und auf die Wachstube geführt. Wir wußten nicht, was mit uns geschehen wird. Unsere Gedanken gingen bis nach Sibirien. Auf einmal wurde der Befehl gegeben, wir sollten uns die bereits abgegebenen Hüte, Hosenträger und die abgegebenen Tascheninhalte nehmen. Wir griffen mit Freuden zu, die Augen leuchteten. Wir wiegten uns in der Hoffnung, daß wir vielleicht doch zu Hause kommen. –
Daheim vergingen die Frauen in banger Sorge um ihre Männer und Angehörigen und liefen herum, um etwas zu erfahren, aber alles blieb vergeblich. –
Als wir alle fertig waren, wurde kommandiert, in Zweierreihen aufzustellen. Rechts um, vorn und hinten je ein Partisane und sodann: Marsch! Jetzt erkannten wir erst, daß wir verloren waren. Wir marschierten gegen die Troppauer Straße. Wohin ging es? war die bange Frage.
Die uns begegnenden Landsleute getrauten sich nicht einmal, zu uns aufzublicken, weil sie fürchten mußten, von den Partisanen angefallen zu werden. Unauffällig hörten wir den Ruf eines Vorübergehenden: "Ins Lager!"
Jetzt erst erhielten wir Kenntnis, daß es ein Lager gab. Auf der Troppauer Straße, gegenüber dem Gasthof "Sonne", in den sogenannten Panzerbaracken, war ein Lager errichtet. Zuerst hieß es Lager für politische Häftlinge, sodann Arbeitslager für politische Gefangene und schließlich Internierungslager für Deutsche. Es wurde je nach der Auslandsstimmung gewechselt.
Im Lager eingerückt, sahen wir schon Tausende Jägerndorfer … und weitere Transporte ankommen. Wir wurden dort bei der Lagerkanzlei aufgestellt, die Bewachung wich nicht von unserer Seite, und so warteten wir eine ganze Stunde. Auf einmal bemerkten wir, daß die Partisanen verschwunden waren. Da gab ich das Signal, ebenfalls auseinander zu gehen; und (wir) mischten uns unter die anderen Volksgenossen.
Ein Entweichen aus dem Lager war unmöglich, weil die Tore und Zaun von Partisanen besetzt waren und ein jeder sofort erschossen wurde, der es gewagt hätte, auszubrechen. In einem Konzentrationslager konnte es nicht ärger sein. –
Nacheinander wurden wir zur Registrierung in die Kanzlei getrieben, dort mußten wir Uhren, Geld, Wertsachen und Messer abgeben, und sodann wurde uns eine Barackenbehausung angewiesen. Vielfach lagen wir immer zwei zusammen auf einem Lagerbett. Parteifunktionäre, SA und SS kamen in Extrabaracken hinter Gitter und wurden dreimal täglich auf den nackten Körper mit Gummiknütteln geschlagen, bis sie oft zusammenbrachen. Die armen Gequälten schrien oft Tag und Nacht vor Schmerzen. Viele haben die Zeit nicht überlebt, und viele wurden wahnsinnig. Ein gewisser H., welcher beim Baizar (Leichenbestattung in Jägerndorf) angestellt war und wahnsinnig wurde, ist auf freiem Platz innerhalb der Baracken von Partisanen erschossen worden.
Die Zucht im Lager war ärger als in einem Kasernenhof, und man hörte den ganzen Tag nichts anderes als das Gebrüll der Partisanen, immer nur Kommandos: Antreten! Ohrfeigen, Kolbenhiebe, Schläge, und Blutende. Überall Zimmerkommandanten, Gruppenkommandanten, Arbeitskommandanten. Die Kommandanten waren Deutsche, und wenn sie nicht die Befehle der Partisanen befolgten, wurden sie geschlagen oder hinter Gitter gesteckt und wie Schwerverbrecher behandelt.
Ich ging mit einer Arbeitsgruppe zur Arbeit und mußte die Jägerndorfer Schulen und Turnhal-

len reinigen. Es war eine schwere Arbeit, aber wir gingen gern, nur um den Lagerqualen zu entgehen. Die ersten drei Tage bekamen wir nichts zu essen und behalfen uns dadurch, daß wir zu Leidensgefährten betteln gingen. Viele, die direkt aus ihren Wohnungen kamen und frisch eingewiesen wurden, brachten immer einige Lebensmittel mit. Am vierten Tag bekamen wir am Abend 1/2 Liter Kartoffelsuppe. Später erhielten wir täglich in der Früh 1/2 Liter schwarzen Kaffee, mittags und abends 1/2 Liter Kartoffelsuppe und 1.300 g Brot. Arbeitsgruppen erhielten nach einem Monat sodann 20.000 g Brot.
Vierzehn Tage dauerte es, bis meine Frau durch Zufall etwas von mir erfuhr. - In Jägerndorf waren drei Lager. Eines auf der Troppauer Straße, eines am Burgberg (früher Arbeitsdienstlager) und eins auf der Leobschützer Straße in den neuen Wohnhäusern der Panzer-Unteroffiziers-Wohnungen. Später wurde es so eingeteilt, daß auf der Troppauer Straße das Arbeitslager und auch das Straflager, auf der Leobschützer Straße das sozialdemokratische Arbeitslager und am Burgberg das Aussiedlungslager war.
Die Jägerndorfer Bevölkerung wurde restlos aus den Wohnungen getrieben.
Ich arbeitete gerade vor der Realschule und hielt vor der Schule in den Anlagen Rast, als meine Frau und Schwiegertochter wie von Gott geschickt vorbeigingen, und da haben wir uns wieder das erste Mal gesehen. Meine Frau war herzleidend und bekam auf ärztliche Anweisung die Bewilligung zur häuslichen Pflege, und so konnte sie in der Wohnung bleiben.
Sie brachte mir später eine Decke, Rucksack mit etwas Wäsche, Eßschale und Löffel. Jetzt konnte ich mich beim Schlafen zudecken, Wäsche wechseln und mit dem eigenen Geschirr essen. Bisher mußte ich immer warten, bis mir ein guter Nachbar die Eßschale und Löffel borgte.
Es war unglaublich, Tag und Nacht ist man aus den Kleidern nicht herausgekommen. Die Lagerstätte war eine sehr große Garage für Panzerautos, der Fußboden war betoniert, und auf ausgebreitetem Stroh lagen wir einer neben dem anderen. Die Frauen mit den Kindern blieben in den Baracken.
Nach zwei Monaten, als wir wieder abends angetreten waren - das Antreten erfolgte täglich, es wurden immer Arbeitssklaven wie auf einem Viehmarkt ausgesucht - rief auf einmal der verhaßte Partisanen-Lagerkommandant: "Alle Lehrer, Beamte und Kaufleute hervortreten!" Selbstverständlich mußte ich auch hervortreten, wir wurden alle aufgeschrieben und nach dem Alter gefragt. 9 Mann der Ältesten, darunter auch ich, wurden beiseite gestellt, angeblich zu alt; und nun hörten wir durchsickern, daß die Ausgesuchten nach Witkowitz ins Eisenwerk als Schwerarbeiter kommen sollten.
Am nächsten Morgen, als sich herausstellte, daß 100 Mann gebraucht wurden und nur rund 60 Mann aus der Gruppe der Beamten, Lehrer und Kaufleute dort waren, mußten auch wir 9 Mann und andere halbwegs Entbehrliche aus anderen Arbeitsgruppen mit. Wir wurden in Lastautos verladen und rasch zur Bahn geführt. Dort sind wir in offene Eisenbahnwaggons umgestiegen und mit diesen nach Witkowitz befördert worden.
In Witkowitz wurden wir von der Werksmiliz empfangen, in die Werkskasernen geführt, in Arbeitskolonnen eingeteilt und am nächsten Tag, unter Aufsicht der Werksmiliz, mit Gewehr bewaffnet, zur Arbeit getrieben. Um 4 Uhr früh war Tagwacht, um 5 Uhr 1/2 Liter Kaffee schwarz, mittags 1/2 Liter Suppe, abends 1/2 Liter Suppe und für den ganzen Tag 300 g Brot. Um 5.30 Uhr sind wir zur Arbeit abmarschiert, um 6 Uhr mußten wir beginnen, und um 2 Uhr nachmittags war die Schicht aus.
Sodann sind wir wieder in die Kaserne marschiert. Dort angekommen mußten wir uns waschen, putzen, Zimmertour machen, Wäsche waschen usw., und da blieb nicht viel Zeit zum Atmen. Einmal in 14 Tagen durften wir eine Karte in tschechischer Sprache an die Familie schreiben. Sie wurde zensiert und falls jemand etwas Unrichtiges schrieb, wurde er verprügelt. Unrichtig geschrieben hieß auch, wenn man über Hunger klagte, daß es ihm nicht gut gehen

würde und man schwer arbeiten müßte.
Ich mußte mit einem zweiten Kameraden täglich innerhalb der Achtstundenschicht 12 Waggon (120.000 kg) Kohle, Kies, Kalkstein, Koks oder Schamott und manchmal auch Eisenerz ausladen. Es war fürchterlich, denn wir waren erstens eine solche Arbeit nicht gewöhnt, und litten zweitens unter der schlechten Kost und dem großen Hunger.
Nach einem Monat wurde ich schwer krank, bekam geschwollene Beine bis herauf zum Magen, die Haut … ist geplatzt. Wasser ist aus Löchern herausgelaufen, Schuhbänder und Sokken sind mir an den Füßen verfault, um die Löcher an den Beinen bildeten sich Geschwüre und Rotlauf.
Zur ärztlichen Visite wurde ich nicht zugelassen. Als ich nicht mehr gehen konnte, bin ich zur Arbeit nicht mehr angetreten und meldete mich krank. Ich hatte riesig aufgeschwollene Geschlechtsteile und Hungerödeme (Wassersucht!). Nach zwei Tagen wurde ich auf einem Handwagen von zwei Arbeitskameraden und unter Bewachung eines Milizmannes mit geschultertem Gewehr ins "Lazarett für Deutsche" nach Mährisch Ostrau geführt.
Dieses Lazarett für Deutsche war ein Schweinestall. Ein demoliertes früher gewesenes deutsches Gasthaus (P.), im Saal aufgestreutes Stroh, und dort lagen die Kranken und Toten gepreßt nebeneinander wie die Heringe. Bei der Einlieferung wurde ich untersucht, und es wurde auch noch neben den aufgezählten Krankheitserscheinungen eine Nierenentzündung festgestellt. Ich war ein Wrack, zum Skelett abgemagert (früher 250 Pfund und damals nur noch 110 Pfund).
Da jeden Tag mehrere gestorben sind, wurde eine Überprüfung des Lazaretts angeordnet, und es kam eine Kommission mit einem Amtsarzt von der Mährisch Ostrauer Polizeidirektion. Der Amtsarzt stellte bei mir fest: "Auf Grund obiger Krankheiten unheilbar und dauernd arbeitsunfähig!"
Infolgedessen wurde ich sofort entlassen und in häusliche Pflege geschickt. Ich hatte immer Fieber und wurde immer elender. Bemerken möchte ich noch, daß ich gleich den zweiten Tag im Lazarett 186 Läuse aus meiner Wäsche herausgeklaubt habe. Diese hätten mich aufgefressen, wenn mich der Arzt nicht mit Quecksilbersalbe eingeschmiert und ich mir ein Lager auf den Sesseln gemacht hätte.
Allgemein wurde verbreitet, daß ich schon gestorben sei, und diese Nachricht wurde auch meiner Frau zugetragen. Endlich, vier Wochen nach der Konstatierung durch den Amtsarzt Dr. Odersky, wurde ich nach Hause geschickt. Zu Hause eingetroffen, bekam ich noch Angina und nach ein paar Tagen eine choleraartige Ruhr mit Darmkrämpfen und Blutabgang. Dieser Zustand währte drei Wochen. Dr. Kiesewetter, welcher heimlich zu mir kam (zu einem Deutschen durfte der Arzt nicht ins Haus kommen!), hatte mich aufgegeben, aber schließlich haben doch seine bescheidenen Mittel geholfen.
Der feste Willen zum Gesundwerden und die gute Pflege zu Hause haben mich alles überstehen lassen. Lange Monate mußte ich liegen, bis ich mich langsam erholte. Danach ging ich in den ersten Wochen immer auf einem Stock gestützt spazieren. Am 12. April 1946 wurde ich schließlich mit einem Transport von 1.200 Personen nach Bayern ausgesiedelt.<<

Verhältnisse im Internierungslager Jägerndorf in den Jahren 1945/46
Erlebnisbericht der A. J. aus Jägerndorf im Sudetenland (x005/219-221): >>Anfang Juni 1945 kamen ganz plötzlich die tschechischen Partisanen, stark bewaffnet, mit der Uhr in der Hand, und brüllten: "Raus, ihr verfluchtes Pakasch, binnen einer Minute auf der Straße antreten oder es wird geschossen!"
Wir hatten das Glück, wenn man es so nennen kann, in unserer Wohnung zu bleiben, hatten jedoch keine ruhige Stunde mehr, da … in unseren Häusern die Russen ein- und ausgingen und im naheliegenden Maschinenamt kampierten. Auch die tschechischen Spürhunde gaben

keine Ruhe und suchten Deutsche, trommelten bei Nacht an Fenster und Türen, schimpften, fluchten und trieben die Menschen bei Nacht aus ihren Wohnungen hinaus.
Am 3. oder 4. August 45, es war ein Samstagnachmittag, klingelte es ganz stürmisch an unserer Wohnungstür. Es war ein ganz einfacher Eisenbahner, ein Tscheche in Zivil schrie meinen Mann an, wieso wir als Deutsche uns unterstehen, noch in der Wohnung zu sitzen. Er würde uns schon helfen, denn er brauchte die Wohnung für zwei Junggesellen. Er hatte ein Staberl in der Hand, riß alle Türen auf, lief von einem Zimmer ins andere und schlug mit dem Stecken auf alle Tische, warf mir die Steppdecke in die Höhe und sagte: "So ein verfluchtes Gesindel hat so eine Decke, ich habe so etwas schon zehn Jahre nicht mehr gesehen."
Da wir beide … genügend Tschechisch konnten, verstanden wir jedes Wort, was er sagte. Daraufhin sagte er: "Jetzt fahre ich mit dem Rad auf die Polizei und hole euch in paar Minuten, wehe euch, wenn ihr einen Fluchtversuch macht. Draußen steht einen Aufpasser, der wird euch schon Luft machen." In unserer Verzweiflung begannen wir uns schnell umzukleiden und brachten drei Koffer, in welche ich unsere besten Sachen gepackt … hatte, … zu einer Tschechin namens Panoch, welche bereits im selben Haus über uns wohnte, eine Kassette mit meinem ganzen Schmuck, ein Kuvert mit 1.800 RM Bargeld und mehrere Paar neue Seidenstrümpfe. Sie versprach uns, die genannten Gegenstände aufzuheben, bis wir zurückkehren würden. Kaum war dies geschehen, war auch schon unser Peiniger da und wir konnten nur das, was wir am Leibe hatten, mitnehmen. So hatten wir nicht einmal ein Handtuch oder ein Stückchen Seife.
Der Kerl … brachte uns in das Jägerndorfer Lager; damals nannte es sich Straflager für politische Häftlinge, später Internierungslager und vor unserer Aussiedlung Arbeitslager. Dort sperrte man uns wie Schwerverbrecher hinter Gitter. … Dort saßen schon mehrere Frauen, auch mit Kindern, bereits seit zwei Monaten. Sie erzählten mir von den ausgestandenen Mißhandlungen und Schrecken. Wir hatten nur vier Strohsäcke, stellten sie in der Mitte der Baracke zusammen auf die Erde, legten bloß die Oberkörper darauf, die Füße mußten auf dem Fußboden bleiben.
Ich konnte vor Schreck und Grauen weder schlafen noch das schäbige Essen hinunterbringen, welches die ganzen 10 Monate morgens aus schwarzem ungezuckerten Kaffee bestand. Mittags (gab es) eine elende Kartoffelsuppe aus Wasser und zerkochten Kartoffeln, ohne Salz und Fett. Abends (bekamen wir) wieder schwarzen Kaffee und 120 g Brot, oft nur 100 g. ...
Eine 55jährige Frau (Lehrerin) ... wurde furchtbar geprügelt. Sie bekam 35 Riemenhiebe, viele Ohrfeigen - eine Zahnprothese wurde ihr dadurch beschädigt - und das Haar wurde ihr ganz kurz geschoren, so mußte sie sich vor dem Stacheldrahtzaun zur Schau stellen. Ich sah noch die Striemen und darauf die dicken Krusten auf ihrem Oberkörper; die Striemen waren noch nach zwei Monaten deutlich erkennbar.
Neben unserer Baracke ... befand sich der Prügelraum. ... Wir hörten, wie die Schläge und Fußtritte hageldicht fielen. ... Die Geprügelten durften keinen Ton von sich geben, sonst erging es ihnen noch schlechter. Uns standen vor Schreck und Grauen die Haare zu Berge. Als dann endlich die 5 Schergen herauskamen, wischten sie sich den Schweiß vom Gesicht, Hals und Kopf. So erging es noch vielen im Lager. ...
Am 5. Tag meiner Gefangenschaft … wurden ich und andere mit Eskorte zur Polizei zum Verhör gebracht. Da ich jedoch nichts verbrochen hatte und nicht in der Partei war, wurde ich … ins Freilager entlassen. Doch hier begann erst die richtige Hetzjagd.
Täglich um 7 Uhr früh war ... großer Sklavenhandel. ... Da suchten sich die Tschechen (Arbeitskräfte) zum Rackern aus. ... Viele wurden zu schwerer Arbeit ins Innere der CSR verschickt. Fiel ein unterernährter Mensch um, kam der tschechische Arbeitgeber ins Lager, um sich zu beschweren, so daß es abends beim Appell noch Ohrfeigen und Kinnhaken gab. Die alten Männer fielen um wie die Mehlsäcke. ...

Hudec, der damalige Kommissar, war ein Sadist der schlimmsten Sorte. Hudec ersann stets neue Teufeleien, um uns zu quälen und ließ uns fast keine Minute in Ruhe. Mich schickte er mit meinen 60 Jahren im Oktober Kartoffeln klauben. Ich hatte einen furchtbaren Katarrh, die Kälte schüttelte mich und die Nase floß … Im Winter verbot Hudec, … warmes Wasser aus Küche und Waschraum zu holen. Die Kleinkinder sollten im beschädigten Waschraum im eiskalten Wasser gebadet werden. … Diesen Tyrann holte eines Tages die Kriminalpolizei ab, da er das den Deutschen gestohlene Gold unterschlagen hatte. Er … wurde jedoch nach einigen Wochen freigelassen und ist später Direktor im Schlachthaus geworden.
Nach 10 Monaten Lagerhaft wurden wir am 8.6.46 ausgesiedelt. …<<

Verhältnisse im Kreis Jägerndorf in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht der Bäuerin Elisabeth P. aus Seifersdorf, Kreis Jägerndorf im Sudetenland (x005/223-228): >>Das Vieh wurde … zusammengetrieben. Es wurde im Lager gefüttert und gemolken. Eine Stunde pro Tag hatten wir dann Erlaubnis, zu Hause das Kleinvieh zu füttern. Man näherte sich furchtsam seiner Behausung, denn alle Haustüren mußten offen sein, der Schlüssel mußte dem Kommissar abgegeben werden.
Bei uns hatten auch in der vergangenen Nacht die Russen fürchterlich gehaust, das geheilte Pferd war weg, auch ein Kalb, das Kabel vom Elektromotor und die Kalesche. In Küche und Haus sah es schrecklich aus. Die Geldtasche, die mein Mann versteckt hatte, lag leer herum. Man hatte sie gefunden. Die letzte Butter, die ich noch gemacht hatte, war auch verschwunden. Wir waren noch ein- bis zweimal zu Hause, dann wurde es verboten.
Es wurden überall die Häuser nach Waffen durchsucht. Wir schafften unsere Kleider und die Wäsche zu unserer Schwiegermutter, die als 82-jährige kränkliche Frau zu Hause bleiben konnte. Zwölf Tage mußten wir im Lager bleiben, dann konnten die meisten nach Hause gehen, bis auf einige Männer, die dann ins Gefängnis eingeliefert wurden. Unter ihnen war auch mein Mann. Weshalb, das weiß ich bis heute nicht, ist er doch niemals verhört oder vor ein Gericht gestellt worden.
Zu Hause hatten wir vor allem Ordnung zu machen. Es war ja alles auf den Kopf gestellt. Dann wurde das Vieh verteilt, das die Russen übriggelassen hatten. Wir bekamen nur 2 Kühe.
...
Es war nun höchste Zeit, Gras und Klee zu mähen, doch es gab keine Zugtiere. Ich mußte mit geborgten Ochsen und Pferden mähen und einfahren. Wir mußten halt immer warten, bis jemand die Zugtiere entbehren konnte. ... Nun kamen einzelne Tschechen, um den Hof zu besichtigen. Sie fanden alles "prima", wie sie sich ausdrückten. Ich mußte sie immer gut verpflegen.
Eines Abends kamen dann zwei, Vater und Sohn, die blieben gleich über Nacht und die ganze Woche. Ich mußte ihnen alle Felder zeigen, bis dann die Frau kam und der Kommissar uns abends um 9 Uhr sagte, daß ich mit den Kindern bei der Schwiegermutter wohnen müsse und den Hof jetzt diese Leute übernehmen würden, alles andere wäre im Auszughaus vorhanden. Nun war es so weit, nun konnten wir gehen! Was blieb uns anderes übrig? So räumten wir unsere Habseligkeiten vollends hinüber, ahnten nicht, daß wir in zwei Tagen auch dort hinausgesetzt werden würden.
Wir waren gerade beim Mittagessen, als mehrere ... Tschechen kamen. Sie sagten, daß dies Haus jetzt ihnen gehören würde und wir uns hinausmachen sollten. ... Meiner Schwiegermutter sagten sie, es gäbe genug Lager für uns. Unsere Nachbarn nahmen uns gerne auf, leider mußten wir das meiste in dem Haus zurücklassen. Nur wenige Kleider, Wäsche, Schuhe, etwas Geschirr und ganz wenige Betten, auf vieles Bitten für die Schwiegermutter das Bettgestell, gaben sie uns heraus. Alles andere blieb im Haus zurück. Sie versprachen uns, sobald der Kommissar hier gewesen wäre, mehr zu geben. Ich hatte mich an ihn gewandt mit der

Bitte, mir meinen Wintermantel herauszugeben und Strümpfe und Pullover für die Kinder, doch ich habe nichts erreicht.
Nun kamen öfters Gendarmen oder Kommissare und Tschechen unsere Habe besichtigen und durchsuchen, ob wir nicht am Ende noch viele Lebensmittel, besonders Fleisch und Speck hätten, unsere Besatzung hatte scheinbar noch zu wenig vorgefunden. Man kam überhaupt nicht mehr zur Ruhe und mußte schon in der Frühe Angst haben, was der Tag wieder bringen würde. Nach kurzer Zeit mußte ich noch einmal zu einem anderen Nachbarn übersiedeln. Es hatte sich auch hier ein Liebhaber gefunden, der bald einziehen wollte.
Wir arbeiteten in der Ernte auf unseren Feldern. Unser Getreide (es war in diesem Jahre besonders schön) erntete ein anderer "Herr".
Am 20. August erhielt unser ältester Sohn, ein 14jähriger, nicht besonders starker Junge, abends die Aufforderung, sich am nächsten Tag mit Rucksack und Arbeitskleidung bei der Gendarmerie zu stellen. ... Wir gaben ihnen dann noch ein Stück das Geleit. Ich war nicht die einzige, die ihrem Jungen nachweinte. ...
Nach längerer Zeit kam Post. Der Junge schrieb, daß er in einer Kohlengrube in Mährisch Ostrau unter Tage arbeiten mußte. Sie arbeiteten von früh um 6 Uhr bis 2 Uhr nachmittags, dann gab es Essen, nachher arbeiteten sie noch im Lager bis abends. Ich fragte mich nur immer, ob er das aushalten würde, und betete täglich zu unserm Herrgott, er möge ihn nur gesund erhalten.
Von meinem Mann bekam ich nun auch Nachricht. Er war auch in Mährisch Ostrau, in einem anderen Lager. Er arbeitete abwechselnd bei der Bahn oder auf Bauten.
Nun gesellte sich zu den Sorgen um Mann und Kind noch eine andere, nämlich die Sorge ums tägliche Brot, hatte ich doch noch drei schulpflichtige Kinder zu versorgen. Ich mußte mir deshalb Arbeit verschaffen, wo ich Geld verdienen konnte. Ich ging deshalb auf die Försterei, um im Wald zu arbeiten. Dort wurde ich aus Mitleid aufgenommen, doch mußte von unserem Kommissar die Einwilligung geholt werden. Dieser schlug sie mir kurzerhand ab, er meinte: "Ihr werdet jetzt genug Arbeit auf der Straße bekommen."
Am Abend wurde ich aufgefordert, mich nächsten Morgen um 7 Uhr mit Hacke und Schaufel im Oberdorf einzufinden. Hier war eine ganze Kolonne von Frauen und Männern beschäftigt. Wir mußten Rasen hacken und hauptsächlich Steine klopfen. Die Straße war löcherig und mußte gebessert werden.
So ging das einige Wochen, dann wurde gesprochen, daß wieder ein Transport aus unserem Dorf fortkomme. Wir fragten unseren Straßenmeister. Er meinte, das wären junge Leute für einen Arbeitseinsatz. Ich ging nächsten Morgen ruhig zur Arbeit, als ein Bote auf mich zukam und mir ein Schriftstück reichte, wo neben vielen anderen Namen auch der meine und der meiner Kinder stand.
Wir sollten uns in zwei Stunden am Dorfausgang einfinden mit Rucksack, Decken und Verpflegung für zwei Tage. Nun mußten wir auch fort. Wir packten in Eile … einen Rucksack, dann noch Decken und ein kleines Polster, auch ein Eßgeschirr, was man eben tragen konnte. Das andere mußten wir zurücklassen; es wäre ja auch zwecklos gewesen, mehr mitzunehmen, weil doch im Lager das Beste weggenommen wurde. Unsere Hausfrau wollte mir die meisten Sachen nachschicken, doch schon am nächsten Tag kam leider ein Gendarm und der Tscheche unseres Hofes holte alles weg, was wir zurückgelassen hatten, auch die Betten. Nun hatten sie alles, was sie wollten.
Nach einem Tag im Lager in der Kreisstadt Jägerndorf wurden wir am Abend in Kohlenwaggons geladen und abtransportiert. Niemand wußte, wohin es ging. Am nächsten Tag erfuhren wir in Olmütz, daß es gegen Kolin in Böhmen gehen sollte. Der Zug stand oft Stunden und halbe Nächte. So sind wir 3 Tage gereist. Von Kolin ging es noch weiter bis Kohl Janowitz, wo wir an einem Sonntag im strömenden Regen ankamen. Es ging jetzt zum Arbeitsamt.

Die Kinder und ich kamen auf einen Gutshof. ... Naß bis auf die Haut, zogen wir unserem Arbeitsplatz entgegen. Unsere Rucksäcke wurden auf einem Wagen verstaut, obenauf stand ein Kinderwagen unserer Verwandten, die ein 4 Wochen altes Kind bei sich hatten. Endlich waren wir am Ziel. ...
Der Wagen wurde vor einer Tür angehalten, aus der es nach Hühnerdreck und Mist roch. Hier sollten wir wohnen. Seit dem Morgen waren schon 3 Mädchen in dem Stall beschäftigt, den Dreck zu beseitigen, doch es war ihnen bis zum Nachmittag noch nicht gelungen. Wir halfen, so gut wir konnten. ... Es gab Flöhe, ... auch Wanzen gingen an den Wänden spazieren. Diese Räume hatten vor uns Karnickel, Hühner und Gänse beherbergt. Der Fußboden wurde gewaschen, dann wurde ein Lager aus Stroh bereitet, auf das wir uns müde ausstreckten. Wir hatten ja 3 Tage nicht geschlafen.
Am nächsten Tag wurden ein paar Bettstellen aus rohen Brettern angefertigt, so daß wir nicht mehr auf dem Boden liegen mußten. Die Mäuse rannten uns über das Gesicht, sie sind später sogar in die Betten gekommen. Es wurden uns auch Kleider zerfressen.
Auf dem Hof gab es viel Arbeit, es war Ende September, da lag noch Mischling und Senf, das meiste Grummet (Gras) war noch nicht gemäht … Dann kamen erst die Kartoffel und Rüben dran, gesät war auch noch nichts. So ist es Dezember geworden, bis der Kartoffelacker reingeackert wurde, und bei einem Schneewetter, daß man keine drei Schritte sehen konnte, mußten wir die Kartoffel herausklauben. Ich habe mich nur gewundert, daß wir nicht krank geworden sind.
Es war Winter geworden. Wir hatten keine Federbetten und nicht viel warme Kleidung. Die Post brauchte sehr lange, bis man Antwort ... aus der Heimat erhielt. Es sollte ja alles tschechisch geschrieben werden. Wir konnten es aber nicht. Oft waren wir ganz verzweifelt. ... Wir sollten uns ohne dringenden Grund ... nicht aus dem Gehöft entfernen, das "N" auch bei der Arbeit tragen, und schreiben durften wir bloß einmal im Monat. ... –
Solange es halbwegs ging, mußten wir draußen arbeiten. Als die Abende länger wurden, mußten wir noch Federn bis nach 22.00 oder 22.30 Uhr schleißen. Die Beleuchtung war eine schlechte Petroleumlampe. In unserer Stube hatten wir meistens gar kein Licht. Petroleum war sehr knapp. Die Kinder mußten deshalb immer in der kalten, finsteren Stube sitzen und waren oft schon vor Langeweile ohne Nachtmahl eingeschlafen. Die 13jährige Tochter stopfte oder strickte jeden Tag für die "gnädige Frau". Manchmal mußte sie auch beim Dreschen helfen.
Unser Essen war fast ganz fleisch- und fettlos, auch sehr wenig Zucker gab es. Früh erhielten wir Kaffee mit 2 Schnitten Brot, mittags meistens Kartoffeln mit einer fürchterlichen Soße, abends Kartoffeln mit Wassersuppe ohne Brot. Von dem, was die Herrschaft aß, will ich lieber schweigen. Das Weihnachtsfest stimmte uns sehr traurig. Die einzige Freude war, daß ich am Heiligen Abend von meinem Mann Post bekommen hatte. ...
Ganz unerwartet bekam ich ... von meiner Schwester ein Telegramm, ich möchte schleunigst zurückkehren, denn die Familien würden zwecks Ausweisung zusammengeschlossen. Das Arbeitsamt erteilte die Bewilligung zur Bahnfahrt und Heimreise, so fuhren wir am 19. Februar früh ab und kamen abends ... in Freudenthal an. ... Ich borgte mir ... bei Verwandten in der Stadt einen Handwagen aus. Nun fuhren wir im Schneegestöber 2 Stunden oder länger nach Milkendorf, wo meine Mutter und Schwester wohnten. Gleich am Anfang hörten wir schon, daß die Gemeinde mit Slowaken besetzt und der größte Teil der deutschen Bevölkerung schon ausgewiesen worden war.
Wir wohnten nun im Hause meiner Mutter. Die Schwester gab mir von dem wenigen Hausrat, was sie noch an Betten und sonstigen Sachen hatte. Sie hatte ja auch fast alles verloren. Andere Verwandte teilten ebenfalls mit uns, obwohl sie es jetzt selbst nötig brauchten. ... Mein Mann kam zurück. Er war durch ein Telegramm angefordert worden. Es fehlte noch der Junge, denn er wurde nicht freigegeben. Aus seinem Lager wurde niemand entlassen. Wir ent-

schlossen uns deshalb, selbst ... dort hinzufahren. Dazu mußte man eine Bewilligung haben. Diese war schwer zu bekommen. Mit viel Mühe und Ausdauer erreichten wir es doch, und wir 4 Mütter fuhren ins Lager, um unsere Jungen zu besuchen. Hofften wir doch, sie mitnehmen zu können.
Das Lager war sehr streng bewacht. So durfte mein Mann, der ihn zweimal besuchen wollte, nicht mit ihm sprechen. Ich wurde in die Kanzlei geführt und durfte im Beisein des Tschechen mit dem Jungen sprechen. Er war ganz erstaunt, mich hier zu sehen. Ich erklärte ihm nun schnell den Sachverhalt. Dann fragte ich den Beamten, ob es möglich wäre, den Jungen freizugeben. Er schickte mich zum Arbeitsamt, das eine Stunde entfernt war. Als ich dort ankam, war es geschlossen.
Es dunkelte bereits, als ich im Lager war. Im Lager bat ich, mich dort nächtigen zu lassen. Ich wußte nicht wohin. Nach vielen Bitten führte man mich zu den Küchenfrauen, die mir gerne ein Bett überließen. Mitten in der Nacht wurde an die Tür geschlagen. Alle wurden ausgefragt, ob man nicht bemerkt hätte, daß Leute durchgegangen wären. Ich sah dann den Jungen abends beim Essenholen und früh um 4 Uhr. Dann mußte er in den Schacht fahren. ...
Die Kleider der Jungen (hatte man) vorn und hinten mit einem großen "N" bemalt und ihnen die Schuhe abgenommen. Die Behandlung war schlecht, es wurde bloß gebrüllt. Mein Weg führte dann noch einmal zum Arbeitsamt, wo ich meine Bitte vortrug. Man schickte mich von einem Zimmer ins andere, bis ich im 2. Stockwerk mit einem schroffen "Nein!" entlassen wurde. Das drang mir tief ins Herz. Sollte ich denn meinen Jungen wirklich zurücklassen müssen? Es war unmöglich.
Wir machten dann noch verschiedene Gesuche und ruhten nicht eher, bis ein Bekannter, der Tschechisch konnte, den Jungen Ende Mai heimbrachte, so daß endlich die gesamte Familie zusammen war.
Wir mußten nun zusehen, wo wir etwas Geld verdienen konnten. Ich ging mit den Kindern in der Baumschule arbeiten, mein Mann mußte auf dem Besitz meiner Schwester das Feld bestellen, ackern und säen, weil der erste Slowake schon abgehauen war, nachdem er das Haus vollends ausgeplündert hatte. Beinahe hätte mein Mann gar nichts für diese Arbeit bekommen. Wir sollten als Entschädigung von unseren Sparbüchern Geld abheben können. Das ging jedoch nicht, weil wir in einer anderen Gemeinde waren. So mußte ihm doch etwas bezahlt werden.
Nach der Erntearbeit haben wir auf den Bahnhöfen Holz verladen, wobei wir etwas mehr Geld verdienten, so daß wir uns Geschirr für die Aussiedlung kaufen konnten. Ich war zwar, so schwer es mir auch wurde, zu den Tschechen auf unseren Hof gegangen, um einige Sachen zu bitten, doch was sie uns gaben, war nicht der Rede wert.
Wir wurden dann im Juni ausgewiesen und mußten unsere geliebte Heimat verlassen, die uns kein anderes Land ersetzen konnte.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Freiwaldau im Mai 1945, Zustände in den tschechischen Arbeitslagern Adelsdorf und Thomasdorf sowie im Internierungslager Troppau

Erlebnisbericht des Dr. W. M. aus dem Kreis Freiwaldau im Sudetenland (x005/228-233):
>>Am 8.5.1945 sind die ersten russischen Truppen in Freiwaldau eingezogen, die der Bevölkerung vom ersten Tag an durch gelegentliche Verhaftungen, Plünderungen und Schändungen einen Vorgeschmack der völligen Rechtlosigkeit und Vogelfreiheit beibrachten.
Schon drei Stunden nach dem Erscheinen der Truppen sind zwei russische Kommissare in Begleitung mehrerer Frauenspersonen in die Wohnung meiner Schwiegermutter am Ringplatz in Freiwaldau gekommen, die Männer, in stark alkoholisiertem Zustand, haben sich mit ihren Freundinnen - sagen wir - mehr als ungeniert benommen, der eine zwei Stunden lang in einem Zimmer eingesperrt; und nur dem mutigen, anständigen Verhalten einer der Frauenspersonen

war es zu danken, daß die ganze Gruppe nachher unter Mitnahme von Damenkleidern, einer Taschenuhr, einem Präzisionsfernglas, einem Necessaire und derlei Kleinigkeiten abgezogen und meine Familie persönlich unbehelligt geblieben ist.
Die im Laufe der nächsten Wochen anfangs nur zögernd folgenden, später die ganze Gegend überflutenden Tschechen haben sofort Internierungslager für Deutsche (aus der Stadt Freiwaldau und die umliegenden Gemeinden) in Ober-Thomasdorf und Adelsdorf und in Jauernig errichtet. Am laufenden Band wurden Verhaftungen, zunächst nur männliche Einwohner, vorgenommen und Wohnungen samt der Einrichtung beschlagnahmt. Den ... Beraubten wurden unzulängliche Wohnräume angewiesen und viele Familien auch wiederholt im Ortsgebiet umgesiedelt. ...
Gelegentlich der fortwährenden Militärstreifen und Hausdurchsuchungen (einmal nach Waffen, dann wieder nach Ferngläsern, fotografischen Apparaten und dgl. oder zur zwangsweisen Rekrutierung von Arbeitskräften, namentlich weiblichen für alle möglichen, meist schweren und erniedrigenden Verrichtungen) ist von der Soldateska, was ihr in den durchsuchten Wohnungen gefiel, samt den zur bequemeren Wegschaffung dienlichen Koffern, Aktentaschen und derlei Behältnissen, einfach mitgenommen worden.
Alle Deutschen, männlich und weiblich, sind verpflichtet worden, weiße Armbinden mit einem "N" (Nemci = Deutsche) zu tragen und jeden uniformierten Tschechen zu grüßen. Es ist ihnen verboten worden, irgendwelche Verkehrsmittel (auch Pferdefuhrwerke und Fahrräder) zu benützen. Die Fahrräder mußten abgeliefert werden. ...
Ferner ist den Deutschen ohne Ausnahme untersagt worden, nach 9 Uhr, später sogar 8 Uhr abends, auf Straßen oder öffentlichen Plätzen zu verweilen. In allen gewerblichen Betrieben wurden sofort sog. Nationalverwalter eingesetzt. Nur die deutschen Eigentümer und Angestellten, soweit sie zur Weiterführung der Geschäfte absolut unentbehrlich schienen, sind geduldet worden. ... Auf die fachliche Eignung der neuen Verwalter kam es dabei nicht an, im Gegenteil.
Im August 1945 mußten alle Barbeträge in Reichsmark abgeliefert werden, und sie sind in der Folge pro Kopf und Monat und auch dies nur unter Schwierigkeiten und Schikanen freigegeben worden. Bei den Hausdurchsuchungen und bei der Beschlagnahme von Wohnungen sind schon vorher ansehnliche Barbeträge und Einlagebücher völlig willkürlich kassiert worden.
Die ... Internierungslager haben sich rasch mit Häftlingen aller Altersklassen und Berufsstände gefüllt, wobei die nackte Habsucht nach dem deutschen Besitz mit den nichtigsten Vorwänden bemäntelt wurde. Trotz drakonischer Maßnahmen ... sind sehr bald Nachrichten über die dort herrschenden fürchterlichen Zustände durchgesickert. Das ... Thomasdorfer Lager war binnen kurzem für die Bevölkerung ein grauenvoller Begriff, in dem die Häftlinge von der Lagerwachmannschaft brutal mißhandelt, einige in der unmenschlichsten Weise zu Tode gequält und sang- und klanglos verscharrt worden sind.
Entsetzliche Martern hatte ein ehemaliger Ortsleiter der NSDAP zu erdulden, der darüber wahnsinnig geworden und schließlich bestialisch erschlagen worden ist. Dabei hatte die allerdings fanatische Gesinnung des Betreffenden vorher ausschließlich deutschen Volksgenossen viele Unannehmlichkeiten bereitet. Sicherlich haben darunter aber keine Tschechen gelitten, die es während der ganzen Amtsführung des so unmenschlich Behandelten in Freiwaldau kaum gegeben hat. Ein anderer Häftling, der auch eine Zeitlang Ortsleiter war ... und auch ... keinem Tschechen etwas zuleide getan hat, ist ohne ersichtlichen Grund beiseite geräumt worden.
Ein Rechtsanwalt, als Antifaschist und Verteidiger in Volksgerichtsprozessen bekannt, ist in das Internierungslager gebracht worden, da in der zu seinem Haus gehörigen Garage deutsche Polizeiwaffen gefunden worden sind. Diese Garage war viele Monate vorher von der deutschen Polizei beschlagnahmt worden, deren Angehörige bei dem fluchtartigen Verlassen von

Freiwaldau den Garagenschlüssel mitgenommen hatten, so daß der verhaftete Rechtsanwalt von dem Vorhandensein der Waffen in seiner Garage überhaupt nichts wissen konnte. Mehrere Wochen nach der Internierung ist er mit fünf anderen Lagerinsassen, deren angebliche Verfehlungen mir nicht bekannt sind, eines Tages aus dem Lager weggeführt und im Wald umgebracht worden.
Von den Tschechen in den Abend- oder Nachtstunden veranstaltete Schießereien, haben zum Anlaß und zur Begründung der gegen die Bevölkerung und die Lagerinsassen verübten Brutalitäten, Bedrohungen und Schikanen gedient. Etwa im August 1945 ist das berüchtigte Thomasdorfer Lager aufgelassen und mit dem Lager in Adelsdorf vereinigt worden, was damals von der Bevölkerung schon als eine Erleichterung empfunden worden ist, obwohl auch dort eine rohe und brutale Behandlung vorherrschte und die Lagerinsassen ohne Rücksicht auf ihr Alter und ihren körperlichen Zustand zu den schwersten Arbeiten gezwungen wurden. Die Wegnahme von guten Kleidern und Schuhwerk und die Ersetzung durch gänzlich minderwertige und unzulängliche Kleider war allgemein üblich.
Erst im Spätherbst 1945 haben sich nach der Übernahme der Lagerleitung durch einen Gendarmerieoffizier etwas gemäßigtere Formen der Menschenbehandlung herausgebildet, es ist aber trotzdem noch im April 1946 vorgekommen, daß Häftlinge aus Irrtum, übler Laune oder Mutwillen mit Fußtritten oder Faustschlägen ins Gesicht traktiert worden sind.
Die im November 1945 noch erträgliche, für Schwerarbeiter aber auch damals schon völlig unzureichende Kost hat sich dann von Monat zu Monat rasch verschlechtert, so daß alle Lagerinsassen in erschreckendem Maße abgemagert sind und nach der Entlassung ein gefährliches Untergewicht aufwiesen. Die sanitären Verhältnisse waren niederschmetternd. Bei dem mangelhaften Ernährungszustand war die Anfälligkeit gegen entzündliche Eiterungen ... sehr groß, die besonders an den Händen oft aufgetretenen Phlegmonen konnten mangels der erforderlichen Hilfsmittel nicht fachgemäß behandelt werden und haben in zahlreichen Fällen zum Verlust von Fingergliedern geführt.
Schon im Herbst 1945 ist auch ein Internierungslager für weibliche Häftlinge eingerichtet worden, dessen Angehörige unter der Unterbringung an sich, durch die Heranziehung zu schwerster Arbeit, unter der Kälte und schlechter Ernährung unbeschreiblich zu leiden hatten und grausamen Mißhandlungen ausgesetzt waren, so daß man die Betroffenen oft weithin schreien und stöhnen hörte.
Für die Richtigkeit dieser Angaben, die teils auf meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, zum Teil auf Mitteilungen verläßlicher Leidensgefährten beruhen, übernehme ich persönlich die volle Bürgschaft.
Vom Lager in Jauernig ist mir bekannt, daß auch dort ein von Haß und Grausamkeit erfüllter Geist geherrscht hat, der sich oft über den unglücklichen Lageropfern austobte, ohne daß ich davon Einzelheiten berichten kann.
Ich selbst bin am ... 13.12.45 in das Arbeits- oder Interniertenlager nach Troppau überstellt worden. ... Die für die Unterbringung von rd. 1.200 Personen verwendeten Holzbaracken waren räumlich gänzlich unzureichend und völlig verwanzt. Ich selbst habe mit 7 Zimmergefährten ... allnächtlich 300 bis 800 Wanzen erledigt. Die meist mit Holzwolle gefüllten "Strohsäkke" waren überwiegend schlecht gestopft, hart und entsetzlich unsauber. Eine Reinigung oder Nachfüllung war praktisch unmöglich. ...
Bis zum Neujahr 1945/46 stand für mehrere hundert Personen ein Wasserhahn mit der dazugehörigen Ausgußschale als einzige Waschgelegenheit zur Verfügung, die vor dem Appell am Morgen natürlich umdrängt war und dem einzelnen kaum mehr Reinigungsmöglichkeit bot, als sich mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und Gesicht und Finger damit zu benetzen. Die Toiletten waren ständig in einem skandalösen Zustand, der auch durch die Unzulänglichkeit dieser Vorkehrung bedingt war. Erst zu Beginn des Jahres 1946 ist durch die Bereitstel-

lung einer neuen Baracke mit mehreren primitiven Klosettanlagen und einem Dusch- sowie 3 Waschräumen - sogar mit heißem Wasser - eine Besserung eingetreten.
In den überaus engen, von den zweistöckigen Bettgestellen gänzlich ausgefüllten Zimmern gab es keinerlei Schränke, so daß der Strohsack auch für die Unterbringung der wenigen Habseligkeiten (Rucksack, Schachtel, Koffer) und der Brotration dienen mußte. Die Kost bestand morgens und abends aus einer Schale schwarzen Kaffees, mittags aus einer kleinen Schüssel dünner, ... unappetitlicher Kartoffelsuppe und täglich (gab es) 250 g Brot. ... Die seltenen Abwechslungen des Speisezettels ... waren gefürchtet und wurden trotz quälenden Hungers oftmals stehengelassen. Winzige Stückchen Margarine und einige Zuckerwürfel waren die einzigen ... Lichtpunkte. ...
Diejenigen Lagerinsassen, deren Akten bereits bei dem tschechischen Volksgericht waren, sind ... in einer separierten Baracke mit winzig kleinen Fenstern, völlig getrennt von den übrigen Lagerinsassen, in überfüllten Räumen unter ständiger Bewachung gehalten und nur morgens zu den Waschräumen und lediglich einmal am Morgen und am Abend zu den Klosetts geführt worden, während sonst für 50 oder mehr Personen ein Eimer ausreichen mußte. Diese mit einer Armbinde gekennzeichneten Internierten sind ohne Rücksicht auf Alter, Krankheit oder körperliche Behinderung zu den schwersten und widerwärtigsten Arbeiten herangezogen worden.
Im Januar 1946, während der kältesten und schneereichsten Zeit dieses Winters, sind wir auf dem Zentralfriedhof in Troppau mit der Aushebung eines großen 3 ½ m tiefen Ehrengrabes für die im Landkreis Troppau gefallenen russischen Soldaten beschäftigt worden. Was dabei an Pietätlosigkeit gegen die umliegenden Grabstätten, an sklavenhalterischem Antreiben der fast ausnahmslos aus Beamten, Lehrern, Ärzten, Büroangestellten und Handwerkern bestehenden Erdarbeiter im Durchschnittsalter von 50-55 Jahren seitens der Lagerwachen und der eigens zu diesem Zwecke abkommandierten russischen Soldaten, meist 20jährige Burschen, geleistet worden ist, spottet jeder Beschreibung.
Ich selbst stand einen ganzen Nachmittag buchstäblich nur in Särgen, die an der tiefsten Stelle des Grabes so dicht nebeneinander lagen, daß inzwischen kaum eine Handbreit Erdreich sichtbar war. Dazu das eisige Sickerwasser und für mehr als 100 Erdarbeiter (gab es) nur 2 Krampen, so daß der gefrorene und steinharte Boden nur mit Schaufeln geharkt werden konnte, was natürlich nur langsam vor sich ging und die Wachposten zu wüsten Beschimpfungen und Drohungen veranlaßte.
Die sanitären Zustände waren trostlos, ein hoher Prozentsatz der Lagerinsassen (war) von der Krätze befallen und mit Kleiderläusen behaftet, gegen die man sich bei den Wohnverhältnissen nicht erwehren konnte. Ganz besonders berüchtigt war in dieser Beziehung die Marodenabteilung. Den behandelnden Ärzten fehlte es an Heilmitteln und an Verbandsstoffen, so daß die mit offenen Wunden oder Geschwüren Herumgehenden meist Verbände und Umschläge von ekelerregendem Aussehen tragen mußten.
Während meiner Anwesenheit im Lager Troppau sind, soviel ich weiß, keine Mißhandlungen mehr vorgekommen, ich kann aber nach den unzweifelhaft verläßlichen Aussagen von Verwandten, Freunden und Bekannten berichten, daß in den Monaten von Juni bis August 1945 im Lager und im Gerichtsgefängnis unzählige unschuldige Menschen in der brutalsten Weise mit Knüppeln blutig geschlagen, ohne jeden Grund geohrfeigt, mit Faustschlägen ins Gesicht bedacht oder bis zur Erschöpfung herumgejagt worden sind.
Ich habe im Jänner/Feber (1946) auf der Marodenabteilung des Lagers Verletzungen gesehen, die einige Lagerinsassen durch unmenschliche Prügeleien insbesondere am Rücken und in der Steißbeingegend davongetragen hatten, die noch nach 6 Monaten als unverheilte eitrige Wunden zur Behandlung standen oder durch die Verkürzung von Muskeln und Sehnen zu einer kaum noch ... heilbaren Behinderung der Bewegungen des Oberkörpers und des Gehens ge-

führt haben. ...
Am 29. April 1946 bin ich zur Aussiedlung aus dem Lager Troppau entlassen worden. ... Im Gespräch mit ... Tschechen ... (konnte ich) feststellen, daß die unmenschliche und unwürdige, jedem Rechtsempfinden hohnsprechende Behandlung aller Deutschen durch die herrschende Schicht von vielen einsichtigen, maßvollen Tschechen entschieden verurteilt wurde, ebenso wie die Aussiedlung. Diese Leute haben ... mir durch verschiedene Freundlichkeiten und Guttaten zu beweisen versucht, wie sehr sie das uns widerfahrene Unrecht bedauerten.<<

Zustände im Internierungslager Wagstadt im Juni 1945, Kriegsgefangenschaft in der UdSSR und Rückkehr im September 1946

Erlebnisbericht des L. R. aus der Stadt Wagstadt im Sudetenland (x005/234-237): >>Am nächsten Tage meldete ich mich auf der Gemeinde. Nun kamen wieder Verhöre, Wegnahme des letzten Gepäcks, und gefesselt wurde ich im Kotter hinter dem Rathaus eingesperrt. Hier gab es ein Wiedersehen mit meinem Wandergenossen H., der noch am Sonntag aus Klantendorf eingeliefert worden war. Auch eine Anzahl Brosdorfer teilten den Haftraum.
Drei Tage verbrachten wir hier und erhielten täglich eine Scheibe Brot und einen halben Liter Suppe. Die Notdurft verrichteten wir auf einem Kübel, der im selben Raum stand und einmal täglich entleert wurde. Dann kamen wir ins Männerlager in der Oberschule, das unter der drakonischen Herrschaft des Führers der Stráz K. stand. Wir lagen bis 60 Mann in einem Schulzimmer in dreistöckigen Betten. Es gab Strohsäcke, aber keine Decken.
Furchtbar eng wurde es, als eine Anzahl von Männern zurückkehrte, die einen Pferdetransport nach Osten gebracht hatten. Um 6 Uhr früh wurde geweckt, im Hof wuschen wir uns, um 1/2 7 Uhr gab es einen dünnen Kaffee und eine Scheibe Brot. Um 7 Uhr standen wir in den Gängen, und K. teilte die Arbeiten zu.
Ich kam zur Firma S. zur Sortierung des Eisenlagers. Es war eine schwere Arbeit. In der Mittagszeit gab es nichts zu essen. Die anderen Arbeitspartien, die in Privathäusern Möbel räumten oder bei Bauern beschäftigt waren, wurden dort verpflegt. Um 5 Uhr wurden wir vom Brigadier ins Lager gebracht, dann erfolgte die Zählung und die Ausgabe von 3/4 Liter Suppe und einer Scheibe Brot.
Manche mußten nun noch zusätzliche Nachtarbeit verrichten. Ich gehörte zu ihnen. Die erste Nacht verluden wir bis Mitternacht Heu am Bahnhof. In der zweiten Nacht mußten ich und D. einen gefallenen deutschen Soldaten in einem Privatgarten ausgraben und auf den Friedhof bringen. Nachdem wir nur eine einzige Schaufel hatten, mußten wir den halbverwesten und furchtbar schweren glitschigen Körper mit unseren Händen aus der Grube heben und auf ein Wägelchen laden. Das war die körperlich schwerste Arbeit.
In der dritten Nacht mußten wir Waggons mit Mehl am Bahnhof entladen und ins Gebäude der Kreissparkasse schaffen. Die Tschechen befürchteten, daß die abziehenden Russen das kostbare Mehl requirieren könnten.
Lagen wir um Mitternacht endlich auf unseren Strohsäcken, dann ertönte fast jede Nacht der Ruf "SA ven!", "SS ven!" ("SA raus!", "SS raus!"). Die angetrunkene Wache holte sich zu ihrem Spaß Männer aus den Zimmern, die im Keller verprügelt wurden. Ihr Wehgeschrei hallte durch das ganze Haus. Um 6 Uhr mußte man wieder raus (zur Zwangsarbeit).
Die Wache bestand nicht aus Wagstädter Tschechen. Es waren Jugendliche und Knechte aus Zeiske, Wischkowitz ... usw. Nur der Kommandant war ein Wagstädter. Warum der so wütete, ist mir bis heute noch unklar. Er hatte den ganzen Krieg in Wagstadt unbehelligt verbracht, war in den Witkowitzer Werken beschäftigt und hat bestimmt keine Not gelitten. Seine Schwester war im Protektorat beschäftigt, sein Bruder Dolmetscher an einer deutschen Dienststelle. Schlecht ist es ihm bestimmt nicht gegangen.
Zweimal war auch ich nachts im Keller, aber beide Male wurde ich vor den gröbsten Miß-

handlungen bewahrt, denn ein Wagstädter Tscheche schritt gegen die Mißhandlungen ein. Allerdings wurde ich dabei ganz ausgezogen und verlor meine Kleider mit sämtlichen Ausweisen und Zeugnissen. Ich bekam eine zerlumpte Hose und eine Jacke.
In diesem Straflager waren Deutsche aller Stände, die der NSDAP angehört hatten oder die sich den Unwillen der Tschechen zugezogen hatten. Aber auch Tschechen waren unter den Insassen, die der Kollaboration beschuldigt wurden. Kollaborateure waren auch Tschechen, die irgendwelche Arbeiten gegen Bezahlung ausgeführt hatten, die der Kriegsführung oder dem Luftschutz gedient hatten.
Daneben gab es noch ein Lager in den Baracken des Arbeitsdienstes. Dort waren die Lebensbedingungen und die Behandlung etwas besser. Die Frauen durften ihre Männer am Lagerzaun sehen und sprechen. Die Frauen und Kinder wohnten zusammengepfercht in den abgelegenen Gassen der Stadt. Auch sie mußten sich jeden Morgen beim Arbeitsamt melden und wurden zum Schutträumen und zu Erdarbeiten sowie Reinigungsdiensten eingeteilt.
Sonntag kam. Um 6 Uhr wurde geweckt, und fast alle Männer des Lagers wurden auf die Straßen geschickt, um diese zu reinigen. Weil ich bei dieser Sonntagsbeschäftigung lächelte, sprang mir K. an die Kehle und würgte mich.
Ein Gefangenentransport von deutschen Zivilisten kam durch die Stadt. Der Kommandant der russischen Wachmannschaft kam ins Lager und verlangte 17 Männer, weil diese fehlten. K. suchte diese Männer aus. Es waren sogar mehr Männer, und der Russe besah uns. Dann fragte er, ob ... Männer über 50 Jahre wären. Es meldeten sich einige, und K. mußte sie austauschen. Bei mir und O. bestand er darauf, daß wir mitmußten.
Wir verbrachten die Nacht in einem kleinen Kohlenkeller, und am nächsten Tag gingen wir, über 100 Mann, in zerlumpten Kleidern, viele ohne Eßgeschirr, nach Osten. Im Transport waren auch einige Kriegsgefangene aus der Ukraine, denen wir auf Befehl der Wachsoldaten das erbeutete Gepäck tragen mußten.
Über Mährisch Ostrau, Teschen, Skotschau ging es nach Auschwitz. Besonders zwischen Teschen und Skotschau kamen Polen und deren Frauen an die Straßen, um den bemitleidenswerten Männern Lebensmittel und Wasser zu reichen. Ich kam aber kein einziges Mal zu einem Bissen Brot, denn die Jüngeren ... waren viel rascher. ... Ich wurde dann mit ungefähr 2.000 Häftlingen nach Leningrad verschleppt. ... Wir hatten das 2 Männern, die dem "Freien Deutschland" angehörten, zu verdanken. Der verseuchte Transport wurde vor Petersburg aufgehalten und mußte ins Waldgebiet. Ich verbrachte meine russische Zeit im Lager Kascharowo bei Wyschnij Wolotschjek. Es waren schwere Zeiten, wir hatten viel Hunger, viel Not, aber der Russe prügelte selten.
Im September 1946 war ich wieder in Wagstadt. Mit einem Entlassungsschein aus dem Brünner Quarantänelager war ich mit der Bahn um 4.30 Uhr früh in der Stadt eingetroffen. Es war noch dunkel, aber es kam mir alles bekannt vor. Wie sonst kamen die Arbeiter mit Rädern von den Dörfern herein ... und eilten zum Bahnhof. Sie fuhren zu ihren Arbeitsplätzen in Ostrau und Witkowitz. Als sich dieser Strom verlaufen hatte, fragte ich in dem Fahrradgeschäft am Bahnhof nach der Besitzerin. Ich erhielt eine tschechische Antwort, daß Frau L. nicht mehr da sei.
Unser Haus in der gleichen Straße war verschlossen. An der Haustür hing ein handgeschriebenes Schild, daß ich mit "Volkseigentum" übersetzte. In der Stadt klopfte ich noch an die Fenster zweier Häuser, in denen früher Kollegen gewohnt hatten. Sie standen jedoch leer. Dann legte ich mich im Wald schlafen. ... Später traf ich eine ehemalige Schülerin. Sie führte mich ins Haus und ihre Eltern gaben mir zu essen.
Ich meldete mich ... im Rathaus. Der Entlassungsschein wurde mir abgenommen. Ich erhielt Lebensmittelkarten und eine Wohnungseinweisung in das frühere Arbeitsdienstlager. Dort gab es eine Menge bekannte Leute, die auf den nächsten Aussiedlertransport warteten. Schon am

nächsten Tag arbeitete ich in der städtischen Sandgrube. Die Arbeitslöhne waren hoch, die Arbeiter erhielten täglich 80 Kc. Geld konnte ich gebrauchen, hatte ich doch seit 1945 kein Geld mehr in der Hand gehabt. Bei der Lohnauszahlung erlebte ich eine Enttäuschung. Da wurde mir nur ein Drittel des Lohnes ausbezahlt. Der städtische Baumeister verweigerte die volle Auszahlung des Lohnes, weil ich kein Recht auf Arbeit in einem städtischen Betrieb hätte.
Bei einer späteren Einvernahme sollte ich Aussagen über die Lagerverhältnisse im Jahre 1945 machen. Ich wurde gefragt, ob ich die Leute kenne, die geprügelt hätten. ... Ich machte keine Aussagen, denn erstens kannte ich die Leute der ehemaligen Wache nicht, ... und dann hätte es mir leicht passieren können, daß ich als Zeuge länger festgehalten worden wäre.
Ins Lager kamen immer wieder Leute, die Arbeitswillige suchten. Ich ging nach Groß Olbersdorf in die Kartoffelernte. Die deutschen Bauern waren weg. ... Mein Bauer war ein früherer Ostrauer Arbeiter. Ich bekam außer der ausreichenden Verpflegung 50 Kc täglich. Die Arbeitszeit dauerte von 8.30 Uhr früh bis 21.00 Uhr abends, mit einer halbstündigen Mittagspause. Die Behandlung war gut.
An Essen bekamen wir ein Frühstück, Kaffee und Brot, mittags Suppe, Fleisch und Kartoffeln, nachmittags ein Stück Brot mit Quark oder Wurst, abends gab es Kartoffeln und Milch. Nach dem langen Hungerdasein konnte man sich wieder richtig satt essen. ... Jeden Abend bat der Bauer, ja morgen wieder zu kommen und womöglich mehr Arbeitskräfte mitzubringen. Die Ernte war damals sehr reichlich, aber es fehlte an Pferden und Wagen. ... Der Bauer hatte eine klapperdürre Mähre. ... Fuhrwerke borgte man sich gegenseitig aus.
Im Lager herrschte frohe Stimmung, weil die Aussiedlung bevorstand.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Neu Titschein von Juni bis August 1945
Erlebnisbericht des Pfarrers J. K. aus Deutsch Jasnik, Kreis Neu Titschein im Sudetenland (x005/237-240): >>Solange die bekannten Tschechen maßgebend waren, war das Verhältnis zu mir nicht übel. Bald bekamen (jedoch) die Fremden die Oberhand. Es bildete sich ein Mistni Narodni Vybor (MNV) = Ortsnationalausschuß mit einem Vorsitzenden an der Spitze. Der hatte die Machtvollkommenheit wie ein Bürgermeister und Ortsgruppenleiter.
Sie forderten von mir, daß von nun an in der Kirche alles tschechisch und nichts mehr deutsch sein müsse. Mein Vorschlag, getrennte tschechische und deutsche Gottesdienste zu halten, wurde abgelehnt. Mein Einwand, eine so wesentliche Änderung der Gottesdienstordnung könnte nur vom Bischof eingerichtet werden, wurde mit der Antwort abgetan, auch (der Bischof in) Olmütz müsse sich jetzt fügen.
Vom 10.6.1945 an war in der Kirche alles tschechisch. Kein Evangelium, keine Vermeldung durfte deutsch gelesen werden, kein Lied, kein Vaterunser, ... nicht einmal bei Begräbnissen, obwohl noch alle deutschen Pfarrkinder da waren und kein tschechisch verstanden. Ferner führte ich allen Amtsverkehr und alle Bücher in tschechischer Sprache. Doch das war nicht genug. Der Pfarrer war noch ein Deutscher, deshalb wollte man mich entfernen und in die Kohlengruben abführen. Durch Vermittlung des Herrn Dechant durfte ich zwar bleiben, aber es mußte ein tschechischer Kaplan kommen. Er kam im September.
Er wurde von uns behandelt, verpflegt, bedient, verköstigt wie ein geistlicher Gast, damit er zufrieden war. Ich überließ ihm die Ordnung des Gottesdienstes, den öffentlichen Amtsverkehr, die Betreuung der tschechischen Pfarrkinder, wie wenn er Pfarrer wäre. Das war noch nicht genug. "Die Pfarrei muß 100 % tschechisch sein", sagte der Herr Predseda.
Am 30.11. abends kam der Predseda, rief mich ins Kaplanzimmer, und da, im Einvernehmen mit dem Kaplan wurde mir im herrischen Ton befohlen, die Pfarrei, Amtsbücher, Schlüssel, kurz alles dem Kaplan zu übergeben. Ich dürfe nichts tun, als Brevier beten und privat die Messe lesen. Ich protestierte, daß das ohne Auftrag von Olmütz (Bischof) nicht geschehen

kann. Der Protest wurde abgetan mit der Antwort, sie wären selbst in Olmütz beim Konsistorium gewesen und wüßten, wie die sich dazu stellen.
Noch abends gegen 10 Uhr wurde mein Wohnzimmer dem Kaplan übergeben, mir wurde ein anderes angewiesen, meine Wirtschafterin mußte aus ihrem Zimmer heraus in eine Kammer. Die Zimmereinrichtung aber mußte zurückbleiben. Noch um 10 Uhr abends holten Predseda mit dem Kaplan eine tschechische provisorische Wirtschafterin.
Am 1.12. kam ein Gendarm mit einem Mann vom Vybor (Ausschuß) und nahmen alle Pfarreinrichtung, alles lebende und tote Inventar, alle Speisevorräte auf, alles wurde mir abgesprochen und dem Kaplan überwiesen, seinem Gutdünken blieb es anheimgestellt, was er uns zur Benutzung überlassen wollte. Ich erstattete durch Vermittlung eines mir gut bekannten tschechischen Priesters über alles Bericht nach Olmütz ans Konsistorium und forderte eine Entscheidung, ob es diese rechtswidrige Handlungsweise für recht halte. Habe bis heute noch keine Antwort von Olmütz darauf erhalten.
So war ich vom Mistni Narodni Vybor im Einvernehmen mit dem Kaplan auf gewaltsame, allem Recht hohnsprechende Weise, durch Stillschweigen dazu vom Erzbischöflichen Konsistorium gebilligtes Vorgehen aller meiner Pfarrechte und meines privaten und pfarrlichen Eigentums beraubt. Doch das war nicht der Schluß.
Wir hatten nun keine Vorräte mehr. Nur die Kartoffeln, die wir eingekellert hatten, konnten wir benutzen. Sonst hatten wir nur das, was auf die Lebensmittelkarten zu haben war, und das war im Winter 1945/46 nicht viel. Den Weizen, den wir auf unserem Feld gebaut und geerntet hatten, nahm der Kaplan, ließ ihn gegen schönes Weizenmehl eintauschen, wir bekamen davon kein Stäubchen. Er schlachtete eine Ziege, die wir teuer gekauft hatten und fett gefüttert hatten und die 12 Liter Ziegenfett hatte, wir bekamen nichts davon. Von unseren Hühnern bekamen wir kein Ei.
Das Mitbenutzen der Küche war uns unmöglich gemacht. In der Kammer der Wirtschafterin stellten wir einen ganz kleinen eisernen Ofen auf, auf dem gerade ein Topf zum Kochen Platz hatte. Wenn sich die Wirtschafterin einen Topf aus unserer Küche, wo doch alle Küchengeräte unser waren, holte, um kochen zu können, lief schon der Kaplan oder seine Köchin zur Gendarmerie klagen, daß die deutsche Pfarrwirtin ihnen alles aus der Küche stehle. Alle Zugänge zur Pfarrei verschloß er mit Vorhängeschlössern, so daß wir nicht fort konnten und niemand zu uns herein konnte. Nur die eine Tür zur Kirche konnte ich benutzen. Dadurch waren alle, die zu uns kommen wollten und die fortgingen unter Kontrolle.
Obwohl wir alle Vorräte abgegeben hatten, schickte er immer noch die Gendarmen auf uns, zu kontrollieren und Vorräte suchen, "weil sie immer noch essen". Die ständige Beunruhigung durch die Gendarmen, unter Drohen mit Lager und Volksgericht hatte uns schon ganz verängstigt und krank gemacht. Meine deutschen Pfarrkinder und die mir guten altbekannten Tschechen hätten mir ja gern geholfen, aber das wurde nicht zugelassen.
Am 6.1. gar vermeldete der Kaplan in der Kirche, die Leute sollten nicht zu mir auf die Pfarrei kommen! Die Schikanierung wurde dem Herrn Dechant bekannt, der dann in Olmütz darauf drang, daß dem ein Ende gemacht werde. Ende März wurde der Kaplan versetzt.
Es kam ein anderer Kaplan, der sich persönlich gegen uns anständig benahm, aber das wesentliche der Entrechtung als Pfarrer blieb bestehen, bis ich dann ausgesiedelt wurde.
Die Deutschen mußten auf der linken Seite der Brust ein Abzeichen tragen, und zwar in einem weißen runden Fleck von 15 cm Durchmesser ein "N" aus schwarzem Stoff. Wurde jemand ohne das "N" angetroffen, wurde er grob bestraft. Deutsche durften ohne besondere Erlaubnis den Ort nicht verlassen. ...
Zu bestimmter Abendstunde durfte sich kein Deutscher mehr abends außer Haus zeigen. ... Deutsche durften kein Fahrrad, Motorrad, Bahn oder Kutsche fahren, durften keine Geschäfte, öffentliche Plätze und Anlagen besuchen. Sie durften Geschäfte nur zu bestimmter Stunde

betreten. Fleisch, Milch, Eier und viele andere Lebensmittel waren nur ... für Tschechen. Von den Sendungen der UNRRA haben die Deutschen nichts bekommen. Grund und Boden, Haus und Hof, lebendes und totes Inventar, Wohnung und Einrichtung, Kleidung, Wäsche, Betten, Papiere, Gelder in jeder Form, alles wurde den Deutschen weggenommen. ... Die Deutschen mußten ohne Entlohnung oder für ganz minimale Bezahlung, oft auch ohne hinreichende Kost, für die Tschechen arbeiten.<<

Lebensverhältnisse in Bodenstadt von Juni 1945 bis Mai 1946

Erlebnisbericht der Studiendirektorin Marianne B. aus Bodenstadt im Sudetenland (x005/240-245): >>8.6.45. Die erste Landwirtschaft wurde besetzt. ... "Treuhänder" wurde Adolf D., ein Tagelöhner ... mit seiner 9köpfigen Familie. Er brachte einen alten Schrank, ein Pack Betten und eine Kiste für Kaninchen mit. Mit ähnlichen Nichtfachleuten, Drahtbindern, Hausierern, die vielfach vorbestraft waren, wurden nach und nach alle Landwirtschaften besetzt, obzwar das Gesetz zur Beschlagnahme landwirtschaftlichen Eigentums erst einige Wochen später in Kraft trat.

Im Laufe des Jahres zeigte es sich bereits, was es bedeutete, wenn Nichtskönner vor landwirtschaftliche Aufgaben gestellt werden. ... Die landwirtschaftlichen Geräte, welche der deutsche Bauer ... immer geschont und gepflegt hatte, wurden unsachgemäß beansprucht und allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, so daß sie bald unbrauchbar wurden. Wären die deutschen Bauern nicht zur Hilfeleistung herangezogen worden, so wäre weder die Ernte hereingebracht, noch die Saat durchgeführt worden.

Im Frühjahr 1946 blieben bereits 15 % der Ackerfläche unbestellt, weil der deutsche Bauer wegen des Abschubes nicht mehr mitarbeitete. ... Die Ablieferung erfolgte sehr säumig und schlecht. Die Listen, welche die Bestlieferungen erfaßten, nannten an erster Stelle und bis zu 50 % deutsche Bauern, obzwar nur mehr ein Drittel und zwar die ärmlichsten Wirtschaften in deutschen Händen waren. Die restlichen Bauern, die noch keinen Treuhänder hatten, mußten alles abliefern, durften keine Selbstversorger sein und erhielten für ihre schwere Arbeit nur die Normalverbraucher-Lebensmittelkarten.

Der tschechische Treuhänder war mit hohen Sätzen Selbstversorger. Der Erlös, den der deutsche Bauer aus seinen Ablieferungen erhalten sollte, wurde in einen Fonds angelegt, aus welchem er in den seltensten Fällen kleine Beträge für notwendigste landwirtschaftliche Anschaffungen erhielt.

Die Arbeit des tschechischen Besitzers litt aber nicht nur unter seinem Nichtkönnen, sondern auch unter der großen Trunksucht, der 5/6 aller Treuhänder ergeben waren. Sie verschleuderten das ihnen anvertraute Besitztum und setzten es in Alkohol um.

War aus einer Wirtschaft nichts mehr herauszuholen, so wurde eine andere besetzt. Im Mai 1946, nachdem sie zehn Monate ohne irgendeine Verrechnung nach ihrem Gutdünken in ihre Taschen gewirtschaftet hatten, wurden ihnen wohl Bescheide über Zahlungen an den Staat zugestellt, doch bis zu unserem Abschub wissen wir von keinem, der diesem Zahlungsbescheid nachgekommen wäre, obzwar die verrechneten Summen in keiner Weise dem Werte entsprachen und lächerlich niedrig waren.

10.6.45. Alle Deutschen mußten ihre Fahrräder, Radios, Schreibmaschinen, Fotoapparate ... und ähnliche wertvolle Geräte abliefern. Sie erhielten über die Abgabe weder eine Bestätigung noch ein Entgelt. - Im Februar 1946 wurde von Amts wegen nach dem Verbleib der abgegebenen Schreibmaschinen geforscht. Da sie zum Großteil verschoben waren, wurde diese Aktion abgebrochen.

20.6.45. Unter Strafe wurde jeder Deutsche verpflichtet, auf der linken Brustseite ein großes "N" zu tragen.

21.6.45. Ein junges tschechisches Ehepaar aus Kremsier fährt auf Anweisung des damaligen

Kommissars R. Vratny vor dem Haus Nr. 22, Hans J., vor und räumt die neuen Möbel aus zwei Zimmern und die ganze Ausstattung von Tochter und Schwiegertochter aus. … In den folgenden Tagen blieb fast kein Haus von ... Beraubungen verschont. ... Diese Beraubungen wurden als "amtliche Hausdurchsuchungen zur Sicherstellung deutschen Eigentums" aufgemacht, bei denen aber jeder beliebige Tscheche sich um das bereichern konnte, was ihm gefiel. Das Gesetz über die Konfiskation deutschen Besitzes kam erst im November 1945 heraus, die Bescheide darüber wurden von erst im Juni 1946 geschrieben und den Deutschen nicht mehr ausgehändigt! ...

4.7.45. Alle Deutschen mußten um 7 Uhr früh am Marktplatz antreten, auch Greise und Kranke. Ein tschechischer Kommissar suchte (dort) Arbeitskräfte aus. Für 300 Kronen konnte sich jeder Tscheche einen Dienstboten kaufen. ... Diese Dienstboten wurden dann in den meisten Fällen nicht entlohnt, denn 50 % des Lohnes bekam der "Nationalfonds", 20 % entfielen für den Abschub, und den Rest steckte der tschechische Bauer wieder ein, angeblich um damit die Versicherung zu bezahlen.

Dieser Arbeitskräftemarkt wiederholte sich etwa alle 6 bis 8 Wochen, sonst mußten die Deutschen um 6 Uhr morgens zum täglichen Arbeitseinsatz antreten. ... Neben Aufräumungsarbeiten wurden die Frauen zu den schwersten und oft auch unsinnigsten Arbeiten herangezogen. ... In den ersten 8 Wochen war immer eine tschechische Aufsicht mit Gewehr oder Maschinenpistole anwesend.

Am 9.7.1945 waren wir mit den Sortierungsarbeiten der geraubten Sachen beschäftigt. Der Verkaufserlös sollte dem "Nationalfonds" zufließen, ein Drittel war bereits an gute Freunde verteilt oder überhaupt nicht abgeliefert worden, das restliche Minderwertige wurde nur in der halben Anzahl inventarisiert, so daß praktisch nur ein Drittel zur Verrechnung für den Fonds kam. Dabei wurde der Verkaufspreis so unter Wert gehalten, daß alles verschleudert wurde. …

29.7.45. Alle jungen Burschen zwischen 14 und 17 Jahren wurden nach Weißkirchen gebracht, dort anfangs eingesperrt, dann in ein Arbeitslager eingewiesen, wo sie bis zur Aussiedlung blieben. Sie hatten sich nämlich des Lachens nicht erwehren können, als ein tschechischer Festredner behauptete, Bodenstadt sei immer tschechisch gewesen. Über diesen Vorfall logen die tschechischen Zeitungen, daß geschossen worden sei und daß es mehrere Tote gegeben hätte. Eine böswillige Behauptung, weil alle Waffen bereits längst abgegeben waren, denn niemand wollte es auf eine Hausdurchsuchung ankommen lassen, bei welcher immer Räubereien von Kleidern und Wäsche vorkamen.

2.08.45. Reichsmark wurden in Kronen umgewechselt, 1:10. ... Fleisch, Milch, Eier, Fische, Marmelade, Käse, Süßwaren, Tee, Kaffee usw. waren nur für Tschechen. Dabei erhielten die Tschechen noch die reichen Zuteilungen aus den Lagern der UNRRA. Dazu wäre noch zu bemerken, daß die Tschechen im Sudetengau während des Krieges die gleichen Lebensmittelkarten und somit Rationen erhielten wie die Deutschen.

Den Deutschen war es auch verboten, öffentliche Verkehrsmittel zu benützen und Kinos zu besuchen. Benötigten die Tschechen aber unsere Arbeitskraft, dann erlaubten sie uns gnädig, das "N" abzunehmen und als Tschechen zu gelten.

So z.B. auch Frau R., wenn sie allmonatlich die Lebensmittelkarten von Weißkirchen holte, eine Arbeit, die der Sekretär keinem Tschechen anvertrauen wollte.

Auch den Wohnort durften die Deutschen nur mit einer Bescheinigung verlassen. Die Ausstellung dieser Bescheinigungen wurde im Februar und März 1946 gänzlich eingestellt, so daß wir Deutschen überhaupt im Haus gefangen waren, das wir nur in der Zeit von 5 Uhr früh bis 19 Uhr abends verlassen durften.

19.8.45. Für 4 Wochen wurde während des Gottesdienstes die deutsche Predigt und der deutsche Kirchengesang und Gebete verboten.

Am 28.8. und 5.9.45 war ein Teil der am 19.6. abgeführten Männer zurückgekehrt, wurde aber sofort wieder abgeführt und in einem Internierungslager in Weißkirchen oder Leipnik festgehalten. Somit fehlten im Ort alle arbeitsfähigen Männer und fast alle Mädchen und Burschen.
1.10.45. Alle Deutschen müssen (für ihre eigenen Häuser) Miete bezahlen. ... Der nunmehrige Besitzer, der tschechische Staat, (übernahm) ... auch keine Versicherungskosten, die mußte nach wie vor der ehemalige deutsche Eigentümer bezahlen.
10.10.45. Alle Deutschen mußten sämtliche Bücher abgeben. Bis zu der Aussiedlung waren wir ... ohne Zeitung, Radio, Musikinstrumente und ohne Bücher, zu bloßem Vegetieren und Sklavenarbeit bestimmt. ...
18.2.46. Das "N" wird durch eine gelbe Armbinde ersetzt. ...
22.2.46. Alle Kriegsversehrten, fast alle schon mehrere Jahre von der Wehrmacht entlassen, wurden 9 Monate nach Kriegsende zu Kriegsgefangenen erklärt, verhaftet und in ein Lager nach Brünn gebracht. Einige andere Wehrmachtsangehörige, welche wegen dringender Arbeit im Heimatort bleiben konnten und nicht im Lager saßen, mußten dem zuständigen Lager pro Tag 30 Kronen Verpflegungskosten bezahlen, obwohl sie zu Hause verpflegt wurden.
12.3.46. ... Es wurden nun neben den Landwirtschaften auch schöne Wohnungen besetzt und mußten binnen weniger Stunden von den bisherigen Eigentümern geräumt werden. Das ging immer so vor sich, daß alle Tschechen, die ein Interesse an der Wohnung hatten, ganz einfach, ohne zu grüßen oder ohne den Grund ihres Kommens zu sagen, durch alle Räume stürmten und wieder verschwanden. Das wiederholte sich so oft, bis einer als Treuhänder blieb und der eigentliche Besitzer weichen mußte. ...
10.4.46. ... Wir sollten das Gemeindekassenbuch von 1945 abschließen, 3 ½ Monate später als das neue Rechnungsjahr angelaufen war. Die ehemalige Gemeindekassiererin, Frau R., kam aus dem Entsetzen nicht heraus. Der größte Teil der Belege war selbst erstellt und unterschrieben. Zweimal war ein großer Betrag doppelt verbucht. Außerdem sollte der Abschluß so erfolgen, daß er einen Passiva-Betrag aufweisen sollte, um eine größere Subvention vom Staat herauszuschlagen.
Da aber der Gemeindehaushalt auf Grund von Reserven der vorhergehenden Jahre aktiv war, so wurde der Passivstand dadurch erzielt, daß ganz einfach ein aus der Luft gegriffener Betrag eingesetzt wurde. Da diese Art der Buchführung uns zuwiderlief, zögerten wir mit der Reinschrift bis knapp vor unserem Abschub und wissen daher nicht, wie sich diese Manipulation ausgewirkt hat.
Auch in anderen Dingen wurde es nicht genau genommen. Unterschriftsfälschungen kamen sehr oft vor. Wir mußten oft selbst Viehzählungsbogen, Grundbucherhebungsbogen mit den Unterschriften tschechischer Bauern versehen. Sehr ungenau war auch in der Weißkirchener Ausgabestelle die Lebensmittelkartenverrechnung. Frau R., die dann die Ausgabe in Bodenstadt unter sich hatte, stellte immer Fehler in der Lieferung fest. Da bei einer so kleinen Kartenanzahl ein immer wiederkehrender Irrtum nicht anzunehmen war, lag der Fehler, so wie in vielen anderen Dingen, an den wenig geschulten, nachlässig und verantwortungslos arbeitenden tschechischen Kräften.
22.4.46. Ostermontag. Die deutschen Frauen (Männer sind ja keine da) mußten einen Waldbrand bekämpfen, während die Schüler der tschechischen Gendarmerieschule spazierengingen und zusahen.
7.5.46. Deutsche dürfen endlich von ihren Spareinlagen 10 % beheben, doch monatlich für den Haushaltsvorstand höchstens 500 Kronen und für die Familienmitglieder 250 Kronen. Ob diese Beträge aber ausgezahlt wurden, hing allein von dem Direktor der Sparkasse … ab. Jedesmal betrug die Gebühr 2 % der Behebung.
28.5.46. Wahlen: Da wir die Wählerverzeichnisse führten, wissen wir, daß 205 Wähler einge-

tragen waren. Für 27 Wähler wurden Legitimationen zur Wahl in anderen Orten ausgestellt. Ebenso viele Wähler wählten aus anderen Orten in Bodenstadt. Amtlich wurden aber 252 abgegebene Stimmen ausgewiesen. Wo kamen die 47 Stimmen her? ...
Ende Mai 46. Beginn des Abschubes. Bei der Abschubliste wurde von den Tschechen darauf gesehen, daß in die ersten Transporte auch alle jene Deutschen kamen, denen die Tschechen verpflichtet waren, Unterstützungen zu zahlen, z.B. war lt. tschechischem Gesetz der Treuhänder Krasnak dem W. T. verpflichtet, das Ausgedinge zu geben. Er tat dies aber nicht, und Vorsprachen der Frau T. bei den zuständigen Behörden blieben erfolglos. Sie wurde aber daraufhin dem 1. Transport zugeteilt, obwohl beide Eheleute schon über 70 Jahre alt waren. ...<<

Zwangsarbeitseinsatz bei tschechischen Bauern im Bezirk Groß-Meseritsch von Oktober 1945 bis zur Ausweisung im August 1946

Erlebnisbericht der Bäuerin Anna B. aus Langenlutsch, Kreis Mährisch Trübau (x005/245-247): >>Am 10. Mai kamen die Russen und haben schrecklich gehaust. Einige Tage später kam ein tschechischer Kommissar, H. von Markt Türnau, der schützte die Deutschen, wo er nur konnte, leider mußte er seinen Posten bald verlassen, es kam ein anderer.
50 Partisanen sollen es gewesen sein, ich habe sie aber nicht gezählt. Es wurden einige Bauernhöfe besetzt, denn die GPU hatte viele verschleppt. Auch der zweite Kommissar blieb nicht lange, dann kam ein dritter, Kotschera von Opatowitz, danach ging die Hölle los. Die Partisanen quälten die Menschen, wie und wo sie konnten. Die ganzen Nächte wurde geschossen, und bei Tag wurde … ein Bauer hinter dem anderen vollends ausgeplündert. Was die Russen nicht gefunden haben, fanden die Tschechen, und die Prügelei ging los.
Wir wurden am 10. August 45 enteignet, unser Verwalter Anton (den anderen Namen konnte ich nicht aussprechen) aus Chrudin bei Prag tat uns nicht viel zuliebe und nicht viel zuleide. Die Arbeit mußten wir machen, bekamen dafür zu essen, wenn wir arbeiteten. Sie haben letzten Endes auch meinen Mann bezahlt.
So kam der 16. Oktober 45. In der Nacht um l Uhr wurden wir mit Poltern und Schießen geweckt. Gegen 2 Uhr kamen sie, sieben Mann mit Gewehren, um meinen Mann zu holen. Er war Kriegsversehrter aus dem Ersten Weltkrieg. Sie nahmen ihn gleich mit. Früh um 7 Uhr trug ich ihm Kleider nach ins Gasthaus Schuster. Da (waren) zirka 80 Personen, Männer und Frauen. Als mich die Wache erblickte, bearbeitet sie mich mit Stiefel ins Kreuz, daß ich kaum gehen konnte.
Um 9 Uhr hörte ich, wie sie mit Schießen und Schreien die Menschen forttrieben. Ich trat zu meinem Mann in die Reihe und verabschiedete mich. Da sprach mich Frau Maria H. an, und dies sah der Tscheche Gritzbach, schlug mich … und warf mich in einen Dornenstrauch, wo ich erst später zum Bewußtsein kam. Mein Mann kam abends zurück.
Donnerstag wurde ich abends von einem Tschechen mit Gewehr geholt … Der gab mir noch Ratschläge, was ich sagen sollte … Um 2 Uhr nachts wurden wir, ich denke 22 Personen, in einen kleinen Kohlenkeller gesperrt, unter lauter Qual und Kränkung seitens der Bewachung wurden wir um 8 Uhr auf die Straße gejagt, von zwei Posten bewacht. Dann ging es nach Mährisch Trübau. Dort (wurden) von einem jungen Arzt zirka 400 Menschen arbeitsfähig geschrieben, dann auf Lastwagen geladen, mit MP bewacht. Dann ging es nach Brünn, alles ohne Essen.
Die jüngeren Menschen waren bald verteilt, vier oder fünf junge Frauen mit zwei Kindern, eine ältere mit einem Mädel und wir vier älteren Frauen kamen weiter nach Groß-Meseritsch ins KZ und mußten dort bleiben, bis wir wieder … zu Bauern kamen. Von den Jungen hörte ich nichts mehr. Wir: Theresa I. kam zu Herrn C.; Anna B., Eierhändlerin, 60 Jahre, kam zu Herrn L. H., Emilie M., 54, kam zu Herrn J. P., lauter gute brave Tschechen; Anna P., 54 Jahre mit 8jährigem Mädel, kam zu Herrn J. S. und ich, 54 Jahre, kam zu Herrn J. T., … Horni

Hermanice. Frau P. war bald kaputt und wird wohl Ende 46 gestorben sein. Im Stall bei Pferden und Kühen ging es bergab mit ihr.
Solange es meine Kräfte aushielten, ging es ja so halbwegs. Anfang Januar war ich erstmals krank. Nicht das übrige Essen und schwere, sogar Männerarbeiten haben mich auch bald zum Krüppel gemacht. Wenn ich krank war, hieß es, ich wollte nicht arbeiten. –
Daheim in Langenlutsch wurde derweil mein Mann blutiggeschlagen. Am 27. Januar 46 folgte er mir freiwillig mit 62 Jahren in die Zwangsarbeit. Mein Mann hatte in Groß Meseritsch gute Tschechen getroffen, die verkauften ihm Kleidersachen, Brot bekam er geschenkt.
März 46 bekamen wir keine Post mehr, sogar einen eingeschriebenen Brief schickten sie zurück. … Im Frühjahr bekam ich ein Telegramm: Mutter schwer krank; ich durfte nicht fahren. Das zweite Telegramm bekam ich nicht.
Ende April kam mein Mann vom Feld … Zwei Polizisten warteten auf ihn, einer ohrfeigte ihn. Mitte Juli 46 kam mein Mann ins Krankenhaus. (Am) sechsten Tag kam (er) wieder zurück, arbeitsfähig. Drei Tage später kam ich für acht Tage ins Krankenhaus nach Trebitsch. Herzprobleme, Magensenkung und Magenerweiterung, trotzdem (wurde ich) für leichte Arbeit geschrieben …
Am 6. August kam ein drittes Telegramm: Mutter tot; wieder erhielten wir keinen Urlaub.
Mein Bruder Josef und seine Tochter Elisabeth boten alles auf, uns aus diesem Jammer zu befreien.
Am 21. August 46 konnten wir und Theresisa I. heimfahren, die anderen Zwangsarbeiter mußten noch bleiben und wurden von dort gleich ausgesiedelt.
Als wir endlich in Langenlutsch ankamen, wurde Kommissar Kotschera wild und schrie: "Ihr seid ausgesiedelt, was wollt Ihr mehr hier!" Traurig gingen wir zu meinem Bruder, Schwägerin und Tochter Elisabeth nach Langendon, Gemeinde Hinter Ehrnsdorf. Dort wurden wir gut aufgenommen. Der Bürgermeister gab uns eine Unterkunft. Ein Tscheche sagte uns, wenn wir bis 23. August nicht hiergewesen wären, hätte er uns selbst zur Aussiedlung abgeholt.
Ein älterer Tscheche hat geholfen, wo er nur konnte. Beide (waren) aus Albendorf bei Gewitsch. Sie gaben uns ein scharf abgefaßtes Begleitschreiben nach Langenlutsch mit dem Befehl, uns unser Aussiedelgut herauszugeben, was Kotschera dann bewilligte.
So konnten wir Anfang September aussiedeln. Wir wurden von den guten Hinter Ehrnsdorfer Tschechen begleitet, weil wir das schlimme Langenlutsch mit der bösen Horde passieren mußten. In Zwittau … war noch eine schlimme Kontrolle. Alles Geld, was sie fanden, bis auf 2 Reichsmark, wurde uns abgenommen und jedes Papier, was nur irgendeinen Wert hatte.<<

Tod eines Ehemannes als Folge der durch Tschechen erlittenen Mißhandlungen

Erlebnisbericht der Bäuerin Anny J. aus Kornitz, Kreis Mährisch Trübau (x005/247-248):

>>Bei Olmütz war Waffenstillstand! Am 9. 5. 1945 am Abend kamen die Russen in unser Dorf.
Ihnen schlossen sich gleich die habgierigen und rachsüchtigen Tschechen aus den umliegenden Dörfern an. Unter Schutz eines oder mehrerer Russen kamen sie auf unseren Hof und plünderten Lebensmittel, rissen Schränke und Laden auf und raubten uns Kleider, Wäsche, Schuhe, Wertsachen, Musikinstrumente, alles, was ihnen so paßte. Dessen nicht genug, kamen Tag und Nacht Partisanen, Burschen von 15-20 Jahren, und mit größter Brutalität durchstöberten sie das ganze Haus und nahmen, was ihnen paßte.
Dieses Vorgehen dauerte an, bis ein Verwalter, spravce" genannt, auf den Hof kam. Mein Mann und ich mußten trotz meiner drei Kinder, das Kleinste 1 1/2 Jahre, unentgeltlich Dienstbotenarbeiten verrichten. Dieser Verwalter, der Arbeiter an der Reichsautobahn war und von der Wirtschaft gar nichts verstand, richtete, was noch in der Wirtschaft blieb, zugrunde.

Am 11. August 1945 wurde plötzlich mein Mann, geboren am 29. 4. 1902, der gar nicht eingerückt war und sich an nichts Politischem beteiligt hatte, ins Gewitscher Lager abgeführt, ohne ihm irgend einen Grund anzuführen. Dort mußte er bei sehr schlechter Kost schwere Arbeit verrichten, und nachts wurden die dortigen deutschen Männer, so auch mein Mann, von 18jährigen Aufsichtsorganen tüchtig verprügelt. In dieser Weise zeichneten sich ein gewisser Reich und Masál besonders aus. Durch diese Vergehen trug mein Mann innere Verletzungen davon.
Er fing an zu kränkeln, wurde aber, trotzdem er nicht mehr konnte, bei einem Bauern, namens Viktor Bubenik, in Gewitsch zu schwerer Arbeit eingesetzt. Dieser Bauer ging dann nach vier Tagen zum Lagerkommandanten Neeral, der überall als Schrecken der Deutschen und als gieriger Blutmensch galt, beschwerte sich über die Faulheit des deutschen Schweines. Der Lohn für geleistete Arbeit war, trotzdem er große Schmerzen hatte und ohne Befragen eines Arztes war, eine ausgiebige Tracht Prügel und Mißhandlungen, die nicht mehr menschlich waren. Als man sah, daß der Zustand meines Mannes hoffnungslos war, schickten sie ihn nach Hause und nach 14tägigem Verbluten bei Mund und Nase und langsamem Dahinsiechen, starb mein Mann am 7. 12. 1945 im Alter von 43 Jahren, ein Opfer tschechischer Grausamkeit.
Mittlerweile kam auf meinen Hof der dritte Verwalter; die Wirtschaft litt sehr und ging bergab.
Am 14.6.46 wurde ich mit meinen Kindern und Schwiegereltern im Alter von 76-84 Jahren mit wenig Habe ausgesiedelt. Das letzte bißchen Geld und … gute Sachen wurden uns noch von den Tschechen geraubt.<<

Verurteilung zu einer mehrjährigen Gefängnishaft im August 1946

Erlebnisbericht des Bürgermeisters Franz H. aus Mährisch Trübau im Sudetenland (x005/248-250): >>Allmonatlich tagte eine Woche hindurch das Volksgericht, dessen Urteile hart waren und das sogar 2 Todesurteile fällte.
Am 28.8.1946 wurden wir 120 Internierten und noch nicht abgeurteilten Männer in 3 Autoladungen nach Mürau überführt. Hier wurden wir ... in der Strafanstalt untergebracht und zu Arbeiten in der Anstalt herangezogen. Am 12.9. begann abermals eine Tagung des Volksgerichtes in Trübau. Die Verurteilten wurden gleich nach Mürau gebracht und die für den 13.9. Bestimmten, darunter auch ich, ins Lager nach Trübau mitgenommen.
Als wir morgens fertig waren, sagte uns der Gendarm: "Burschen, jetzt gehen wir zum Theater." Auch diesem Hüter des Gesetzes erschien also das ganze Volksgericht als Theater. Wir 6 Kandidaten wurden nicht mehr gefesselt, ... sondern gingen ganz gemütlich in Begleitung zweier Gendarmen vom Lager ... zum ehemaligen Landratsamt. In der Küche des früheren Hauswartes F. mußten wir unter Bewachung durch einen Gendarmen warten, bis einer nach dem anderen aufgerufen wurde. Als letzter kam ich dran; durch das mir so gut bekannte Gebäude wurde ich in den Verhandlungsraum, den früheren Sitzungssaal, geführt.
Der hohe Gerichtshof saß an einem langen Tisch. ... Vorsitzender war ein älterer Berufsrichter, ihm zur Seite saßen die drei Beisitzer, darunter eine Frau, Staatsanwalt und ex offo Verteidiger hatten an je einem Tisch unten vor dem Podium ihren Platz. Ich als Angeklagter saß zwischen zwei Gendarmen in der ersten Stuhlreihe. Zu meinem Erstaunen gab es nur wenige Zuhörer, ein Beweis, daß diese Schauprozesse um diese Zeit keine Sensation mehr bei dem schon etwas beruhigten tschechischen Volk erregten.
Der Vorsitzende beginnt mit der üblichen Personalienaufnahme und verliest die umfangreiche Anklageschrift, darunter einige Protokolle aus der Zeit vor Oktober 1938 - von damaligen "Geheimen" der tschechischen Staatspolizei, des damaligen Gendarmen S. -, die mich vieler gegen den tschechoslowakischen Staat gerichteter Handlungen beschuldigten.
Die Verhandlung wurde in tschechischer Sprache geführt, obwohl ich diese Sprache nur man-

gelhaft beherrschte. Der Vorsitzende bezichtigte mich ... verschiedener staatsgefährlicher Handlungen als Bezirksleiter der Sudetendeutschen Partei. Als mir dies zu bunt wurde, bat ich ums Wort und sagte, daß diese Anschuldigungen nicht zu recht bestünden, da die Sudetendeutsche Partei, doch eine von der tschechoslowakischen Regierung zugelassene Partei war, ... daß alle Veranstaltungen stets von Regierungsvertretern überwacht wurden, daß man sicherlich gegen mich eingeschritten wäre, wenn ich mich vergangen hätte.
Meine Tätigkeit als Bürgermeister, meine Mitgliedschaft bei der Heimat-SS gaben dem Vorsitzenden Anlaß, mich zum größten Feind des tschechischen Staates zu stempeln. Sogar dem Staatsanwalt scheint dieses SS-Kapitel schon nichtssagend zu sein, da er einige Male erklärt, daß ich lediglich ehrenhalber, sozusagen nur als Uniformträger gelte, da ich als Bürgermeister eben eine Uniform haben mußte.
Unter anderen Zeitungsausschnitten muß ich eine von mir im November 1938 in der Schönhengster Zeitung erschienene Notiz verlesen. Ich forderte darin die Bevölkerung auf, nach nun erfolgter Eingliederung ins Reich die damit verbundenen Feiern zu beenden, wieder an die Arbeit zu gehen und alle Kräfte dem deutschen Vaterland zu widmen. Mir wird zur Last gelegt, den Artikel schon vor Oktober 1938 geschrieben zu haben.
Nach ungefähr einer halben Stunde zog sich der Gerichtshof zurück, erschien nach kurzer Zeit wieder und verkündete das Urteil: 8 Jahre schweren Kerker, jeden Monat ein hartes Lager und 12 Jahre Ehrverlust. Der Vorsitzende begründete das Urteil, erklärte, daß eine höhere Strafe beantragt war und dieses milde Urteil nur auf Grund der mich entlastenden Aussage des tschechischen Pfarrers Dr. Simon erfolgte. ...<<

Mißhandlungen im Bezirksgerichtsgefängnis und Haftbedingungen im Internierungslager Prager Straße in Zwittau

Erlebnisbericht des Kaufmanns Dr. Robert S. aus der Stadt Zwittau im Sudetenland (x005/-250-255): >>Ich wurde in Zwittau am 14. Mai 1945 ... zur Einteilung einer Arbeit ins Bezirksgericht geführt. Kaum war ich eingetreten, richteten sich 3 Gewehrläufe auf mich, und ich wurde tschechisch aufgefordert, die Hände hochzuheben. Tschechische Partisanen und ein gewisser Tomala nahmen mir Brieftasche, Uhr, Ehering, Brille, kurz alles ab. Ich erhielt sofort einige Hiebe auf den Kopf und Fußtritte und wurde in ein Zimmer gesteckt, wo sich ca. 45 Häftlinge befanden. Am Abend bekamen alle zusammen ein Laib Brot.
Gegen 18 Uhr kam ein Ostarbeiter mit der tschechischen Wache und suchte sich einige Leute heraus, darunter den Bäckermeister J. aus ... Zwittau, dann einen gewissen V., der bei mir Weber war und als etwas verrückt galt und noch einige andere. Über unserem Arrest wurden diese geprügelt und wir hörten alle das Schreien und die dumpfen Schläge. Blutüberströmt kamen sie dann wieder herunter. V. wurde alle 6 Stunden, 2 Tage lang, diesen Folterungen unterzogen, bis er der Wache angab, ihr das Versteck zu zeigen, wo er Schnaps und Zigaretten aufgehoben hatte. Nach der letzten Folterung ... ersuchte er um einen Verband, bekam aber keinen. Kopfhaare und Rock waren ganz mit Blut verklebt.
Am 15.5.1945 wurde abends ein ... Angestellter eingeliefert. Er wurde bei seiner Einlieferung ca. 3-4 Stunden lang ständig aufgefordert, ein Geständnis abzulegen und dabei jedes Mal mit einem Regenschirmgriff ins Gesicht geschlagen. Gegen Mitternacht mußte er sich gegen die Wand stellen und bis frühmorgens stehenbleiben, obwohl er sich vor Schwäche nur noch mit Mühe aufrecht halten konnte.
Am 16.5. begingen 2 Mithäftlinge, und zwar der Oberlehrer St. und ein gewisser Schulrat K. aus Troppau, Selbstmord - vermutlich – mit Blausäure. ... Daraufhin kam der Wachkommandant herein und drohte, jeden Dritten zu erschießen, wenn noch ein Selbstmord vorkäme. Dabei hatte er uns tags zuvor gesagt, daß bei uns nur die Frage offenstehe, ob wir gehenkt oder erschossen werden sollen.

Am 16.5. früh um 4 Uhr, wir wurden fast alle zwei Stunden aufgejagt, blieb der Stadtrat B. liegen. Als wir ihn aufwecken wollten, merkten wir, daß er ohnmächtig in einer Blutlache lag. Der Wachkommandant war furchtbar erbost, gab einigen Fußtritte und erteilte mir und dem Willibald R. den Befehl, ihn hinauszutragen und auf den Misthaufen zu werfen. Aus den Fenstern sehend merkten wir, daß er noch lebte. Als es wärmer wurde, jammerte er um Wasser. Er hatte mit einer in der Asche gefundenen Rasierklinge versucht, sich die Handschlagadern zu durchschneiden.
Unter der Wachmannschaft befand sich auch ein gewisser Baca oder Moravec, der mich von früher kannte, da er von Rohozná oft Webware in die Fabrik zum Rauhen brachte. Ich ersuchte nun diesen, er möge dem Wachkommandanten doch zureden, dem B. Wasser zu geben und aus der Sonne bringen. Der Wachkommandant drohte mir mit ein paar Ohrfeigen, ich erhielt auch einen Schlag auf den Kopf, und er erklärte: Dieses deutsche Schwein wollte ja verrekken, also soll es verrecken, der Misthaufen ist der richtige Platz für ihn.
Umschwärmt von Fliegen lag B. durstend den ganzen heißen Tag, von ca. 4 Uhr früh bis nachmittags 3 Uhr am Misthaufen. Es durfte ihm weder Wasser gegeben werden, noch eine Decke zum Zudecken. Um halb drei kam die andere Wache. Kommandant war ein Lehrer aus Rohozná namens Cupal. Der schüttelte den Kopf. Ich bat ihn, dem B. zu helfen. Er verständigte die Rettung, ließ ihn waschen und gab ihm zu trinken und verständigte, wie ich glaube, auch seine Frau. B. kam wieder auf die Beine. Zeugen führe ich für diese Vorfälle meine Haftgenossen an …
Am 13.5., als ich noch frei war, sah ich einen Wagen (Tischwagen) mit Leichen beladen … Es waren Frauen und Männer. Die Schuhe waren meist ausgezogen, und manchen fehlten die Kleider. Sie wurden auf den Friedhof geführt. Eine Begleitung war verboten.
Am 25. Mai wurde ich mit einem anderen Häftling zur Reinigung der alten Arrestzellen befohlen. Diese Kerker ... dienten (schon während der österreichischen Monarchie) als Kohlenkeller. Der Fußboden war verfault. ... In diese Keller kamen wir dann. ... Diese Zellen mit 10 qm wurden mit minimal 17, maximal 33 Menschen belegt. ... Ein Liegen war nicht immer möglich. Das Essen bestand ... eine Zeitlang aus 2 Kartoffeln zu Mittag und einer Schnitte Brot zum Nachtmahl.
Eines Tages wurden aus Stangendorf drei Burschen, darunter ein gewisser W., ein gewisser K. und noch ein Unbekannter eingeliefert. K. hatte einen Steckschuß im Knie und mußte nach drei Tagen mit einem bis zur Kopfesdicke geschwollenem Knie die 4 km lange Strecke nach Zwittau gehen. Er wurde buchstäblich geschleift und stöhnte vor Schmerzen. Die Wache in Stangendorf hatte sich, wie mir W. erzählte, angesoffen und sich dann mit den drei Gefangenen belustigt. Sie mußten auf der Straße laufen, und sobald ein Schuß fiel, "Nieder" machen. Beim nächsten Schuß wieder "Auf" machen und laufen. … Sie blieben noch zwei Tage dort, bis sie am dritten Tag nach Zwittau kamen.
Da ich in der Zelle Capo war, ersuchte ich den Wachkommandanten, K. ins Spital bringen zu lassen. Der Kommandant bezeichnete das als nicht nötig. Nach meiner Untersuchung war das Kniegelenk zertrümmert. Am Nachmittag ereignete sich folgender Vorfall. Ein 17jähriger Holländer, der bei der unzulänglichen Kost oft Ohnmachtsanfälle bekam, stürzte so unglücklich auf den Verwundeten, der am Ellenbogen aufgestützt gegen die Wand lag, daß er ihm den Oberarm brach. Ich ersuchte nochmals die Wache um Hilfe. … Ein anderer Kommandant verständigte die Gendarmerie und gegen Abend wurde der Verletzte, nunmehr auch mit gebrochenem Oberarm, ins Spital geliefert.
Ein Mann aus Boskowitz verlangte die Gefangenen zu sehen. Er fragte jeden, was er sei und verabreichte nach Willkür jedem zweiten bis dritten Häftling eine Ohrfeige. Dann ließ er uns nochmals antreten und fragte, wer bei der Polizei oder SS war. Ein Polizeibeamter wurde dann von ihm geohrfeigt. Ein 17jähriger Bauernbursche, der zu 70 % invalid und (nur 3 Mo-

nate) bei der SS war, ... wurde von diesem Mann mit Fußtritten und Stockschlägen schwerstens mißhandelt. Nachts wiederholten sich diese Szenen. Der Junge hieß Erwin E. und wohnte in Greifendorf. ...
Bei den Verhören wurde im allgemeinen immer geprügelt. Meist kamen die Verhörten mit blutig unterlaufenen Augen oder blutenden Nasen und Mund wieder zurück. Ich wurde zweimal von Tschechen und einmal von einem Russen verhört. Beim russischen Verhör wurde mir zwar mit Dunkelarrest gedroht, wenn ich die Unwahrheit reden würde, aber das Verhör ging ordentlich vor sich.
Beim ersten Verhör wurde ich gefragt, wie viel Leute ich in Zwangsarbeit geschickt hätte. Da ich weder in einem Amt war, noch sonst eine Funktion ausgeübt hatte, noch je auswärtige Arbeiter beschäftigt hatte, war mir diese Frage unverständlich. Mir wurde gedroht, daß man Mittel habe, mich zum Reden zu bringen.
Bei einem anderen Verhör durch einen tschechischen Richter beim Bezirksgericht, wurde ich gefragt, ob ich eine Frau hätte, ob die hier sei und wo die Kinder wären. Ich antwortete, daß meine Frau hier in Zwittau sei. ... Daraufhin drohte mir der Richter, meine Frau einzusperren, wenn ich nicht gleich reden würde.
Der Kerkermeister kam auf mich zu und durchstöberte meine Taschen. ... In einer inneren Westentasche hatte ich ein kleines Etui mit dem Bild meiner Frau und meiner Tochter, das man bei meiner Verhaftung übersehen hatte. Er betrachtete die beiden Bilder und fragte mich: "Wer sind die Huren?" Ich sagte ihm, das sind keine Huren, sondern meine Frau und meine Tochter. "Was, Sie werden noch frech!", schrie er mich an. Die Schreiberin schloß von selbst die Fenster. Der Kerkermeister packte mich bei der Gurgel und schlug mir einige Male mit der Faust ins Gesicht. Mir schwanden die Sinne, und ich spürte nur noch einige Fußtritte.
Als ich zu mir kam, war ich mit Wasser angeschüttet, ein Posten nahm mich am Arm und führte mich in ein anderes Zimmer, wo ich auf einer Bank sitzend eine Zeitlang wartete und dann wieder in den Arrest kam.
Etwa einen Monat später wurde ich von einem gewissen Dr. Taub oder Traub aus Brünn verhört, der mit mir deutsch sprach, nur allgemeine Fragen stellte und ganz korrekt vorging. Ich wußte wirklich nicht, was man von mir wollte. Er fragte mich, warum ich beim früheren Verhör die Aussage verweigert hätte. Ich sagte ihm, wie es vor sich gegangen war. Er fragte mich, ob die zwei Bilder mir gehörten. Ich bejahte das und bat ihn um Rückgabe. Er gab sie mir. Dieser Dr. Traub war eine Ausnahme. Sonst kamen alle mehr oder minder angeschlagen vom Verhör.
Zwischen dem 10. und 20. Juli "turnte" ein gewisser Sacha (Kapo) im Kerker ... mit den Arrestanten. Es mußten Paare antreten, die er kommandierte. Diese standen in 2 Reihen. Die eine Reihe bekam einen Gummischlauch. Es mußte gerufen werden: "Es lebe Präsident Benesch!" und dabei dem Gegenüber ein Schlag mit dem Gummischlauch ins Gesicht gegeben werden. Dann wurden die Rollen getauscht und "Es lebe Stalin!" gerufen und wieder mußte der andere geschlagen werden. Wer nicht ordentlich "turnte", wurde über einen Sessel gelegt und fürchterlich geprügelt. Den Invaliden Erwin E. ließ er "turnen", indem er sich von einer Ecke des Hofes zur anderen wälzen mußte, "weil er ja invalid sei". Dabei gab er ihm Beschleunigungstritte ins Kreuz.
Es wurden auch Frauen eingeliefert, darunter die halblahme alte Wirtin H. aus … Greifendorf, und der Agent Sch., ein ca. 73jähriger alter Mann mit Blasenleiden. Eines Tages wurde aus dem Arrest vom Gericht zum Abtransport nach Brünn eine gewisse A., gebürtig aus Greifendorf gebracht, der man die Haare kahlgeschoren hatte.
Im Lager bei der Prager Straße ließ der Lagerkommandant Lippert einen "Bunker" bauen, 3 Zellen im Ausmaß 60 x 120 x 120 cm mit betoniertem groben Boden und lichtloser Tür. Das war die Strafzelle. Die erste, die hineinkam, war eine gewisse Frau J. aus Rotmühl. ...

Die Lagerwache war ... angesoffen und verlangte, daß die jüngeren Frauen ihnen Gesellschaft leisten sollten. Diese Frau ... weigerte sich jedoch beharrlich, worauf sie die Nacht im Bunker verbringen mußte - ... und zwar ohne Mantel. ...
Ein weiteres Opfer war Ingenieur K., Leiter des Gaswerkes in Zwittau. Er erzählte mir folgendes: Sein Schwiegervater war Juwelier und wurde vollkommen von den Russen ausgeraubt. Eines Tages fiel es den Tschechen ein, daß vielleicht noch etwas bei ihm zu holen wäre. Es war aber nichts. Da K. sein Schwiegersohn war, fielen eines Abends die Partisanen bei ihm ein und verlangten die Ausfolgung des Schmuckes. Sie begannen vor ihm die Frau zu mißhandeln und zu prügeln. Er mischte sich ein, worauf es auf ihn losging. …
Er und fast das gesamte deutsche Personal des Gaswerkes wurden verhaftet, geprügelt und ins KZ eingeliefert. K. mußte gleich in den Bunker. Heraus mußte er getragen werden. Dann mußte er von 7 Uhr früh bis 6 Uhr abends unterunterbrochen, stets angetrieben von der Gendarmerie, Steine klopfen, bis er buchstäblich die ganzen Handflächen blutig hatte.
Er schlief in der Nacht neben mir und war ganz verschüchtert und fürchtete sich vor dem nächsten Tag. Am nächsten Tag mußte er wieder beginnen. Da kam der Lagerarzt vorbei, sah das und drohte mit Anzeige. Friedrich K., Kaufmann aus Zwittau, war auch mit uns im gleichen Zimmer ...
Der Gendarm fand während einer Leibesvisite ein Stückchen Zeitung. ... Wir bekamen nämlich alle 14 Tage von unseren Frauen über die Lagerleitung die Wäsche eingepackt und lieferten die Schmutzwäsche ab. Von diesem Papier hatte ich eben einen Fetzen, da Klosettpapier sehr wenig zu haben war.
Ich wurde dann auf die Lagerwache geführt, wo ein ca. 17jähriger Gendarm von mir wissen wollte, was in den Zeitungsfetzen stehen würde. Ich wußte aber überhaupt nicht, ob es eine deutsche oder tschechische Zeitung war. Ich wurde alle Minuten gefragt und bekam jedesmal eine Ohrfeige. Dann zog er die Pistole, entsicherte sie und sagte noch einmal, ich solle ihm sofort ein Geständnis ablegen, sonst würde er mich wie einen Hund niederknallen. ... Darauf bekam ich 4 Ohrfeigen. Da das Mittagessen fertig war, sagte er, daß er in einer Stunde mit mir weiterreden werde.
Ich wandte mich an den Kapo, den Tschechen H., (den man interniert hatte), weil er eine deutsche Frau hatte und sich nicht scheiden lassen wollte, der dann Ordnung schaffte.
Im Oktober oder November gingen wir zur Arbeit. Wir sahen bei einem Lager einen Zug von weinenden kleinen Kindern und Müttern. Wir erfuhren, daß "aus Menschlichkeitsgründen" kleine Kinder nicht im KZ sein dürften und deshalb habe man je zehn kleine Kinder mit einer Mutter den Weg nach dem Dorf Pohler antreten lassen. Sie wurden erst nach Brüsau gebracht, traten dann den Fußmarsch nach Pohler an, wo die verbliebenen Deutschen keine Lebensmittel für sie hatten, die Tschechen sich aber weigerten, sie aufzunehmen.
Nach drei Tagen kamen sie krank und verhungert in Zwittau wieder an, wo sich noch in Wohnungen lebende Deutsche der … fremden Kinder annahmen, während die Mütter getrennt im KZ blieben. Aus Menschlichkeit!
Ich … war ich wiederholt Zeuge, daß Familien mit den Kindern oft stundenlang klitschnaß im Regen stehen mußten, weil die Baracke noch nicht fertiggestellt war. … Die Familien wurden oft in Baracken ohne Fenster und Türen eingewiesen.
Ich habe nur Tatsachen angegeben, die ich selbst gesehen habe und die ich zu beeiden bereit bin.<<

Zwangsarbeitseinsatz in den Kohlengruben des Ostrauer Reviers

Erlebnisbericht des Bauern Hans H. aus Freihermersdorf, Kreis Freudentha1 (x005/261-262):

>>Am 25.8.45 wurden wir verständigt, daß wir am 27.8. um 7 Uhr früh bei der Gemeindekanzlei gestellt sein müssen. Mitzubringen sind: Essen für drei Tage, Rucksack, Eßnapf, eine

Decke.
Keiner wußte wohin es geht, und viele wußten nicht, daß sie nicht mehr zurückkommen werden. Am 27. früh erwartete uns ein Aufgebot von Gendarmerie und Partisanen. Nach Feststellung der Anwesenheit wurden wir zum Bahnhof getrieben, im Wartesaal eingesperrt, trotz großer Hitze durfte kein Fenster geöffnet werden, auch durfte keiner austreten.
Als der Zug einfuhr, raus im Laufschritt in die Waggons. In der Bezirksstadt Benisch waren aus dem ganzen Kreis Freudenthal Kinder von 14 Jahren bis 65jährige Männer zusammengetrieben. Die ärztliche Untersuchung ergab wenig Geeignete für Grubenarbeit. Da das Kontingent nicht aufgebracht wurde, wurden wir ohne Rücksicht auf Eignung in offene Kohlenwaggons hineingepfercht und wie Vieh abtransportiert. Was ins Ostrauer Revier ging, wurde von Polizei, was nach Prag kam, von tschechischem Militär eskortiert. ...
Der Verfasser wurde ins Zwangsarbeitslager Radwanitz bei Mährisch Ostrau geschafft.
Wir waren zirka 500 Zivilisten im Lager.
Am 1. November kamen 200 SS-(Leute) und am 26. Dezember 1945 800 Mann Wehrmacht, die vom Russen entlassen, von den Tschechen aber zur Zwangsarbeit verschleppt wurden. Die 200 Mann SS waren Jungen von 17 bis 18 Jahren, die zum Schluß zur SS gemustert wurden. Sie kamen vom Arbeitseinsatz bei tschechischen Bauern und waren gut beisammen. Auf sie stürzten sich die Wachen wie die Aasgeier, sie wurden splitternackt ausgezogen, und blutige Wäsche und blutige Uniformen von der deutschen Wehrmacht und ein paar Holzschuhe war ihre Kleidung. Von ihnen starben die meisten an Hunger, der Großteil stammte aus dem Altreich.
Die Verpflegung bestand durch Monate hindurch aus täglich: 150 g Brot, Rübenschnitzel, früh bitterer schwarzer Kaffee, abends fast leere Suppe. Dafür mußten wir täglich acht Stunden unter Tage und drei bis vier Stunden über Tage schwer arbeiten. Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie die Jungen Kartoffelschalen aus der Latrine mit den Händen herausfischten, abwuschen und kochten, weil sie der Hunger so quälte. Wurden sie von der Wache erwischt, schlug man sie, bis sie bewußtlos waren. Von ihnen starben die meisten. In der Totenkammer lagen oft fünf bis sechs nackt übereinander geworfen. In der Nacht wurden sie fortgefahren, ob verbrannt oder wo verscharrt, niemand weiß es.
Vom Ungeziefer wurden wir fürchterlich geplagt. Zweimal kamen wir nach Ostrau zur Entlausung. Dort waren deutsche Frauen und Mädel als Helferinnen, und wir standen nackt unter ihnen und sprachen uns Trostesworte zu. Die sanitären Einrichtungen waren geradezu fürchterlich.
Auf der Marotka war ein tschechischer Sanitäter, ein Rohling ohnegleichen. Ihm zugeteilt war ein deutscher Medizinstudent, er tat alles Menschenmögliche, um uns zu helfen, doch waren ihm beide Hände gebunden und lief er Gefahr, erschlagen zu werden. Mit Brüllen und Ohrfeigen begann die Untersuchung, und mit einem Fußtritt wurde sie meistens beendet. Der Lagerführer Pawelek war nicht der Schlechteste, er konnte sich aber nicht durchsetzen. Der Küchenchef Watzlawick hat uns bestohlen wie noch nie. Er hat viele, die an Hunger starben, auf dem Gewissen.
Die Wache und ihre Familien lebten auf unsere Kosten gute Tage. Kanjae hieß der Hauptschläger. Jeder zitterte, wenn er ihn sah. Er hat seine eigene Frau so geschlagen, daß sie daran starb.
Anfangs 1946 durften uns unsere Angehörigen Pakete schicken. Sie wurden von der Wache geöffnet, was ihnen gefiel, nahmen sie heraus, für den Rest mußten wir 5 Kc bezahlen. Das Ärgste waren die Schikanen im Lager. … Wenn wir von der Nachtschicht kamen, (mußten wir) schnell Kaffee holen, dann alles heraus zum Morgensport. Laufen, Kriechen, Froschhüpfen, auf und nieder, begleitet von Fußtritten und Kolbenschlägen.
Der Arbeitsleistung nach waren wir in drei Gruppen l, 2, 3 eingeteilt. Wenn der erste Sturm

vorbei war, konnten wir Einser abtreten in eine Baracke ohne Fenster, nach einer halben Stunde kamen die Zweier. Der Schluß bei den Dreiern war der Wassertümpel im Lager. Dort wurden sie mehrere Male durch das eiskalte Wasser gejagt, war er zugefroren, soweit belastet, bis sie einbrachen, dann (mußten sie) auf dem Hof solange still stehen, bis die Kleider gefroren waren; abends (ging es) wieder auf Schicht.
Die Zweier und Dreier waren nicht faul oder arbeitsscheu, es waren jene, die infolge Unterernährung nicht mehr konnten. Über unsere Entlohnung und die Abrechnung im Lager lege ich ein Original bei, aus dem zu ersehen ist, daß der tschechische Unternehmer bezahlen mußte, aber die von dem damals demokratischen Benesch-Regime ins Leben gerufenen Einrichtungen um vieles teuflischer waren, als die von den Kommunisten unterhaltenen.
Wir konnten arbeiten und verdienen, was wir wollten, wir bekamen pro Schicht nur 5 Kc ausbezahlt, obwohl der Schacht für uns pro Schicht rund 91 Kc bezahlen mußte. Seife, eventuell eine alte Hose, Schuhreparatur wurde uns außerdem abgerechnet. Für eine Postkarte, amtlicher Tarif 1,20 Kc, mußten wir 2 Kc bezahlen. Die Abzüge unter "fond" wurden jedem auf ein Konto bei einer Bank in Ostrau eingelegt. Wir sollten bei der Entlassung das Geld bekommen. Als ich am 8. Mai 46 zwecks Aussiedlung freigelassen wurde und wegen meinem Geld, das zirka auf 6.000 Kc angewachsen sein mußte, (fragte), sagte man mir, daß es an den Narodni Vybor meiner Heimatgemeinde überwiesen wird.
Da es sich als Betrug herausstellte, schrieb ich an die Schachtverwaltung und erhielt ich postwendend Bescheid, daß ich an die Scivnosta Bank Mährisch Ostrau schreiben soll, sie verständigen die Bank, daß ich aus dem Lager freigelassen wurde, zweimal schrieb ich, keine Antwort, der Narodni Vybor erklärte sich als nicht zuständig, die 60 km bis Ostrau konnte ich zu Fuß nicht zurücklegen, da mein Körpergewicht von 75 auf 54 kg abgesunken war. Mit der Bahn durften die Deutschen nicht fahren, die Räder hatte man uns geraubt. So waren für mich die 6.000 Kc, für die ich mir so manches hätte kaufen können, weg. So erging es allen Deutschen, die in den 44 Schächten im Ostrauer Revier arbeiteten, in jedem Schacht arbeiteten etwa 600 Deutsche.
Um der Wahrheit gerecht zu werden, will ich noch kurz folgendes berichten: Der erste Monat im Schacht war für uns Lehrzeit. Wir wurden tschechischen Arbeitern zugeteilt. Der meine hieß N. und begrüßte mich folgend: "Ich Kommunist, du jetzt mein Bruder. Ich 2 1/2 Jahre strafweise in Sachsen in einem Bergwerk. Hitler-Deutschland ganz prima, fest arbeiten, viel Essen, Zigaretti, Schnaps und viel Geld. Du gut bei mir haben."
Er lehrte mich alle Arbeiten, war gut zu mir. Ich wurde nach einem Monat als Hauer eingesetzt, obwohl ich das erste Mal in einer Kohlengrube und 51 Jahre alt war. Steiger und Obersteiger waren anständige Menschen. Der Betriebsingenieur kam alle 8-10 Tage einmal durchs Flöz. Er sprach jedesmal bis zu einer halben Stunde mit mir über vieles, besonders interessierte er sich für die Verhältnisse im Lager.
Da ich mich sehr zurückhaltend darüber äußerte, sagte er zu mir: "Haben Sie keine Angst, ich verrate Sie nicht, alle Tschechen sind nicht schlecht."
Er hielt Wort. Wenn wir vom Lager zum Schacht marschierten, so reichten uns tschechische Frauen manche Schnitte Brot, die wir untereinander teilten. An zwei Sonntagen mußten wir die Fußwege mit Schlacke bestreuen, da kamen tschechische Frauen und ließen beim Vorübergehen Brotschnitten fallen, damit es die Wache nicht sah.
Es gibt also keine Kollektivschuld für ein Volk, ganz gleich welche Sprache es spricht.<<

Lebensverhältnisse in Trautenau von Mai bis August 1945, Internierung und Zwangsarbeit in Eipel ab September 1945

Erlebnisbericht des Pfarrers Hermann S. aus der Stadt Trautenau im Sudetenland (x005/264-272): >>9. Mai 1945. Um 18 Uhr rollen die ersten russischen Panzer in Trautenau ein. Es

herrscht Ruhe und Ordnung, kein Schuß fällt. Trautenau wird unter tschechische Verwaltung gestellt. Um 19 Uhr halten wir in der ... Kirche wie üblich die Marienandacht. Die Kirche ist fast leer.
Die nun folgenden Tage sind gekennzeichnet durch Plünderungen. Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen von 14 bis 70 Jahren. Selbstmorde häufen sich. Abends ist die Kirche überfüllt mit verängstigten Frauen und Mädchen, die hier übernachten wollen. Die Russen haben Kirche und Pfarrhaus tatsächlich in Ruhe gelassen. Der Gottesdienst kann regelmäßig gehalten werden. Tschechische "Soldaten" beginnen ... bald damit, deutsche Männer und Frauen, Burschen und Mädchen auf dem Weg zum Sonntagsgottesdienst aufzuhalten, um sie während des Sonntags zur Zwangsarbeit in die Kasernen zu schaffen. Dadurch wagen es viele Leute nicht, am Sonntag das Haus zu verlassen.
13. Mai. Unsere Erzdekanalkirche wird von tschechischen Polizisten nach Waffen und versteckten Soldaten durchsucht. Selbstverständlich ergebnislos.
17. Mai. Nach einer Anordnung der tschechischen Behörden müssen alle Reichsdeutschen innerhalb von 48 Stunden das Gebiet des Trautenauer Bezirkes verlassen. Viele Flüchtlinge aus dem Rheinland und anderen Gebieten werden davon betroffen. Den Leuten wird fast alles weggenommen. Nur in wenigen Fällen wird ein längerer Aufenthalt bewilligt.
Alle Deutschen, mit Ausnahme der deutschen Bolschewiken (Kommunisten), müssen ihren Radioapparat, Photoapparat, Vervielfältigungsgerät, Feldstecher usw. abliefern. Kein Deutscher darf mit der Eisenbahn fahren.
25. Mai. Frau Elfriede J., mein Geschwisterkind, muß innerhalb von drei Stunden ihre Wohnung - Schuldienerwohnung in der Lehrerbildungsanstalt - räumen. Sie ist Kriegswitwe mit drei kleinen Kindern. Wenn sie nicht fristgerecht geräumt hat, wird ihr alles, was sie noch in der Wohnung hat, weggenommen.
27. Mai: Um 11 Uhr ist in unserer Kirche der erste tschechische Gottesdienst. Knapp 200 Menschen waren gekommen, darunter viele Neugierige.
2. Juni. Prälat Dr. Doskocil ist zu Besprechungen wegen Übernahme der kirchlichen Vermögenswerte in Trautenau eingetroffen. Wir erhalten Augenzeugenberichte über die unmenschliche grausame Behandlung deutscher Verwundeter durch die Tschechen; besonders im Lager in Jungbuch geschehen furchtbare Grausamkeiten.
10. Juni. Erstkommunionfeier mit 60 Kindern. Den Unterricht haben wir während der ganzen Revolutionszeit in der Sakristei gehalten. Einige russische Soldaten waren bei der Feier in der Kirche. Sie benahmen sich sehr anständig.
8. Juni: Jeder Deutsche muß eine weiße Armbinde mit dem schwarzen "N" am linken Unterarm tragen (N = Nemec, Deutscher).
15. Juni. Viele Frauen aus Trautenau werden von der tschechischen Polizei auf Autobusse verladen und weggeschafft; angeblich zu Arbeiten aufs Land. Die Leute dürfen fast nichts mitnehmen. Man erklärt ihnen, daß sie nach wenigen Tagen wieder in die Heimat dürfen. Das war eine gemeine Lüge. Viele können nie mehr in ihre Wohnungen zurück. Die Wohnungen werden ausgeraubt.
Täglich kommen Leute zu uns, die über die Schandtaten der tschechischen Räuber berichten und in der Aussprache mit dem Seelsorger etwas Trost suchen. Von den Zwangsaussiedlungen werden oft unsere besten katholischen Familien betroffen, die politisch durchaus einwandfrei sind. Interventionen sind aussichtslos. Nur ehemalige Sozialdemokraten und vor allem Kommunisten genießen einen gewissen Schutz. Sie dürfen eine rote Armbinde tragen und erhalten die gleichen Lebensmittelzuteilungen wie die Tschechen. Die übrigen Deutschen bekommen die sog. "Judenrationen". Fleisch gibt es für Deutsche überhaupt nicht.
23. Juni. Viele Trautenauer werden in ein Barackenlager nach Ober Altstadt geschafft, wo ein regelrechter Sklavenmarkt aufgezogen wird. Tschechische Bauern und Fabrikanten suchen die

arbeitsfähigen Menschen heraus und nehmen sie mit. Familien werden rücksichtslos zerrissen. Wer sich von den Angehörigen nicht trennen will, wird geschlagen und roh mißhandelt.
30. Juni. Wir erfahren, daß Pfarrer Anton R. aus Gießhübel im Adlergebirge von tschechischen Soldaten ermordet wurde. Die näheren Umstände dieses Verbrechens sind uns bis heute nicht bekannt.
9. Juli. Kanonikus Skerik von Königgrätz übernimmt im Auftrage des Bischofs die Vermögenswerte des bischöflichen Generalvikariats in Trautenau.
13. Juli. Die SNB rückt in Trautenau ein. Diese tschechische Polizeiformation entpuppt sich nach und nach als typische SS-Mannschaft des tschechischen Bolschewismus. Gerade diese Truppe ist berüchtigt geworden durch Raubgier, Vergewaltigungen, Roheiten und Morde. Zumeist sind es junge Burschen, auch uniformierte Mädchen sind dabei.
14. Juli. Alle Zugänge zur Stadt sind durch SNB gesperrt. ... Hausdurchsuchungen sind an vielen Stellen im Gange. Den SNB-Männern geht es hauptsächlich darum, möglichst viele Wertsachen für die eigene Privatkasse zu rauben. Das große Fabrikgebäude der AEG und die sog. "Kluge-Villa" sind als Konzentrationslager eingerichtet worden. - Diese beiden Gebäude haben furchtbare Grausamkeiten gesehen. ... Hoffentlich bietet die Zukunft Gelegenheit zu einem "Friedensverbrecherkongreß", der auch diese gemeinen Morde einer gerechten Sühne zuführt.
29. Juli. Im Sklavenlager in Ober Altstadt, das eigentlich für 500 Menschen eingerichtet ist, sind jetzt 2.000 Deutsche untergebracht. Die Hitze und die Wanzenplage sind furchtbar.
30. Juli. In offenen Kohlenwagen wurden heute über tausend Deutsche aus dem Lager Ober Altstadt fortgeschafft. Niemand wußte, wohin der Zug fuhr. - Später erfuhren wir, daß diese Armen an die sächsische Grenze gebracht und dort ihrem Schicksal überlassen wurden.
7. August: Das erste Ordinariatsblatt ... kommt mit einem Hirtenbrief des tschechischen Diözesanbischofs Dr. Mauritius Picha. Vielleicht wird dieses Blatt einmal als amtliches Dokument für das Versagen des tschechischen Katholizismus in der Zeit größter Not gelten. Ein überspannter Nationalismus hat bis in die höchsten kirchlichen Kreise das tschechische Volk erfaßt.
Es ist niederdrückend, daß gerade katholische Priester und katholische Laien das Treiben der tschechischen Bolschewiken mitmachen und billigen. ... Zeitschriften wie z.B. ("Novy narod"), die der christlichen Richtung angehören wollen, sind stolz darauf, in der Hetze gegen alles Deutsche an der Spitze zu stehen. Es ist eine himmelschreiende Schande, daß 2 katholische Priester (Sramek und Hala) als Minister in der bolschewistischen tschechischen Regierung sitzen und die Regierungsmaßnahmen gegen die Deutschen voll und ganz mitverantworten. – Die tschechoslowakische Regierung der Nationalen Front setzte sich aus Vertretern der kommunistischen, sozialdemokratischen, nationalsozialistischen und christlichen Partei zusammen -.
... Die Maßnahmen gegen die Deutschen sind klar und eindeutig gegen das Naturgesetz, gegen die göttlichen Gesetze, gegen jede Menschlichkeit und Kultur. Die Tatsache, daß tschechische Priester in führender Stellung die furchtbaren Roheiten und Gemeinheiten der bolschewistischen Revolution billigen, gehört zu den traurigsten Erscheinungen der tschechischen Geschichte.
Meine Mutter, Frau Maria S., aus dem kleinen Dorf Hintermasting, wurde am 7. August ausgesiedelt. 38 Jahre lang hatte sie als Fabrikarbeiterin treu und schlicht ihre Pflicht getan. 31 Jahre hatte sie als Kriegswitwe in schwerer Arbeit ihr kleines bescheidenes Elternhaus für ihre Kinder erhalten und betreut. Sie war als offene Gegnerin des Hitlerismus bekannt. Nie kam ein Hitlerbild in unser Haus. Die tschechische Raubgier machte auch vor dieser armen Arbeiterin keinen Halt. Mit etwa 500 anderen Leuten, meist Fabrikarbeiterinnen und alten Leuten, mußte sie den Marsch ins Lager antreten. Von den wenigen Habseligkeiten, die sie in einem

alten Koffer und einem selbstgemachten Rucksack mitschleppen konnte – sie war 57 Jahre alt – wurden ihr im Lager Arneu in der Nacht einige Kleidungsstücke durch die tschechische SNB gestohlen.
8. August: Die Mutter ist mit den anderen Deutschen in das Lager nach Hohenelbe gekommen. Ich fahre mit dem Rad hin und verhandele mit den dortigen tschechischen Behörden. Eine ganz junge Beamtin schreit mich tschechisch an: "Alle Deutschen gehören in die Gaskammer; alle Deutschen sind Mörder" usw. Endlich erreiche ich mit Hilfe eines Bekannten die Entlassung meiner Mutter aus dem Lager. Ich darf sie mit zu mir nach Trautenau nehmen. Meine 72jährige kranke und vollständig blinde Tante muß ich im Lager lassen. Ich bekomme sie nicht frei. Der tschechische Amtsarzt ... sagt mir im Lauf einer kurzen Unterhaltung: "Sie werden als katholischer Priester bei uns Tschechen wenig Arbeit haben".
9. August. Heute bin ich mit der Mutter nach Trautenau gegangen. Koffer und Rucksack hatte ich aufs Rad gebunden. 35 km war der Weg lang; leere Personenzüge fuhren an uns vorüber, aber der Deutsche darf nicht mit dem Zug fahren. Meine Mutter wohnt nun mit mir in meinem Kaplanzimmer.
14. August. Unser tschechischer "Kommissar" ist angekommen: Kaplan Josef Novak, etwa 27 Jahre alt, bisher als Kaplan in Eipel tätig. Er hatte schon in der letzten Zeit die tschechischen Gottesdienste gehalten. Wir haben bald gemerkt, daß dieser junge Priester seinen Mangel an Anstand und Bildung durch Aufgeblasenheit zu ersetzen suchte. Er mag vielleicht ein Psychopath sein. Bisweilen macht er wirklich einen guten Eindruck; plötzlich packt ihn aber der tschechische Fanatismus wieder, und er vergißt sein Amt und seine Würde.
Der hochwürdigste Herr Erzdechant, Prälat Richard Popp, hatte den Bischof von Königgrätz dringendst gebeten, im Interesse der Seelsorge nicht den Kaplan Novak, sondern einen anderen tschechischen Seelsorgepriester als Kaplan nach Trautenau zu senden. Der Bischof und sein Konsistorium kannten den Kaplan Novak, es standen ihnen fähige Priester zur Verfügung; trotzdem haben sie gerade diesen Mann mit der Seelsorge für die Tschechen der Stadt Trautenau betraut. Die bischöflichen Behörden von Königgrätz haben dadurch bewußt mitgeholfen, die blühende Trautenauer Seelsorgsgemeinde zu zerstören.
18. August. Das bischöfliche Konsistorium von Königgrätz schickt uns die neue Gottesdienstordnung für die Erzdekanalseelsorge Trautenau. Es sind in unserer Pfarrgemeinde immerhin noch wenigstens 8.000-10.000 deutsche Katholiken und etwa tausend tschechische Katholiken. Von den Tschechen gehen an Sonntagen knapp 100 in die Kirche, an Wochentagen etwa zehn bis fünfzehn. Trotzdem soll jetzt bevorzugt tschechischer Gottesdienst gehalten werden. Der Gottesdienst für die deutschen Katholiken ist gerade noch geduldet.
24. August. Konsistorialrat Karl Ezer, Bürgerschulkatechet i.R., 70 Jahre alt, ist in Trautenau ausgesiedelt worden und kam in das Massenlager nach Ober Altstadt. - Später wurde er als Hilfsarbeiter in einer tschechischen Fabrik in Schwadonitz beschäftigt. Knapp vor Weihnachten durfte er wieder nach Trautenau zurück. Am 27. August ist seine Wohnung ausgeraubt worden. Der tschechische Kaplan hat einige Sachen "gerettet".
25. August: ... Der tschechische Kaplan will die Staatsfahne und die Sowjetfahne auf der Kirche hissen. Ich habe eine erregte Auseinandersetzung mit ihm. Die Sowjetfahne bleibt unten.
27. August: ... Dechant C. B., Pfarrer von Merkelsdorf, ist ... von tschechischen Soldaten erschossen worden. Angeblich mußte er sein Grab selbst schaufeln. Als seine Wirtschafterin und 2 andere Personen, die ebenfalls erschossen wurden, weinten und nicht mitgehen wollten, sagte er: "Kommt nur, wir gehen ja heim!"
Erst später erfuhren wir, daß (auch) ... 2 Patres des Benediktinerklosters Braunau von tschechischen Soldaten ermordet wurden: ... Sie wurden aus der Schönauer Pfarrei in den Wald geführt, erschossen und verscharrt.
31. August: Zeitig in der Früh wird unsere Nachbarschaft ausgesiedelt. Ich verabschiede mich

von den Leuten und gehe zur hl. Messe. Nach dem Gottesdienst kommt die SNB ... und verkündet uns, daß wir alle um 10 Uhr ... (abmarschbereit) sein sollen. Damit erhalten wir den Aussiedlungsbefehl. Schnell packen wir unter SNB-Aufsicht unsere vorbereiteten Sachen zusammen. Der hochwürdige Herr Prälat spricht einige Abschiedsworte und erinnert daran, daß er 35 Jahre lang in der Seelsorge in Trautenau gearbeitet hat und nun wie ein Hund aus dem Pfarrhaus gejagt wird. Wir empfehlen uns in einem gemeinsam gesprochenen Gebet dem Schutz Gottes und der Gottesmutter. Weinende Kirchenmitglieder begleiten uns (zum Sammelplatz). ... Dort ist die erste flüchtige Leibesvisitation und Gepäckkontrolle. ...
Im überfüllten Autobus fahren wir auf den Sklavenmarkt nach Ober Altstadt. Spöttische Bemerkungen der SNB-Führer empfangen uns. Wieder wird unser Gepäck untersucht, und einzelne SNB-Führer werden etwas reicher.
Vor dem eigentlichen Lager (in Ober Altstadt) ist eine Wiese; dort stehen oder sitzen die Neueingelieferten: Tschechische Bauern und Fabrikanten betrachten prüfend das frische Material. Es erregt allgemeines Aufsehen, als der Lagerführer den ehrwürdigen Herrn Prälaten wie einen Schulbuben anbrüllt. ... Ein Tscheche will einen Mann haben, aber nicht das Kind. Schreiend hängt sich das Kind an den Vater. Der Lagerführer schlägt beiden wütend ins Gesicht. Man weiß anscheinend noch nicht, was man mit uns Priestern anfangen soll.
Nach längerem Hin und Her werden wir einer kleinen tschechischen Firma in Eipel zugesprochen. Der Ort ist 11 km von Trautenau entfernt im ehemaligen Protektorat. Die Firma Josef T. übernimmt alle Ausgesiedelten aus der Erzdechantei, dazu noch sechs Personen aus Trautenau. Am späten Nachmittag werden wir auf ein altes Lastauto verladen und nach Eipel geschafft.
Wenn ein Bauer ein Stück Vieh kauft, hat er den Stall dazu vorbereitet. Der Betriebsausschuß der Firma Temin übernahm Menschen als Arbeitssklaven, hatte (aber) überhaupt nichts vorbereitet. Wir kamen gegen Abend nach Eipel. ...
Nicht weit von der Fabrik war ein altes Magazin; ein ziemlich großer Raum, angefüllt mit alten Farbfässern, verrosteten Maschinenteilen, Bienenstöcken und anderen Sachen. Die Fenster waren z.T. zerschlagen, die elektrischen Leitungen abmontiert. In einer Ecke hatte man einen Gänsestall für 6 wohlgenährte Gänse eingerichtet. Dieses Magazin wurde nun unser Lager. ... Zwischen Fässern und Maschinen versuchten wir, auf dem Betonfußboden einen Platz für unsere schwach gestopften Strohsäcke zu finden. Die Frau des nebenan wohnenden Fabrikschlossers duldete es nicht, daß wir uns dort Trinkwasser holten. Wir mußten in der Nachbarschaft um Trinkwasser betteln. ... Das einzige Klosett war ebenfalls in einem äußerst verwahrlosten Zustand. Wir nannten das Lager "Villa Rattenheim".
1. September. Es ist Samstag. Wir haben frei. Die Bestimmungen für das Lager sind noch nicht eingetroffen, Lagerwache ist noch keine dort, so können wir ausgehen. Unser erster Weg führt uns in die Kirche. Wir feiern das heilige Meßopfer. Der Pfarrer, ein lieber, älterer Herr, nimmt uns gütig auf, voll Entsetzen über das Schicksal, das der tschechische Bolschewismus uns bereitet hat. Ein Neupriester ist Kaplan im Ort als Nachfolger des berüchtigten Novak. Auch der Kaplan ist voll Güte und priesterlicher Hilfsbereitschaft. - Später müssen beide Priester auf Grund verschärfter Bestimmungen notgedrungen Abstand halten.
3. September. Erster Arbeitstag. Die Firma hat zwei kleine Fabriken, nämlich eine Garnbleicherei mit Färberei und eine Mangel mit Apparatur. Die Belegschaft hat eben ihren Urlaub, so sind wir Deutschen fast allein im Betrieb. Später werden wir in bestimmten Abteilungen eingesetzt. Der Herr Prälat wird Hilfsarbeiter in der Mangel, ebenso Kaplan N., ich komme als Hilfsarbeiter in die Garnbleicherei.
10. September: Wir lernen die tschechische Belegschaft kennen. ... Politisch sind es 2 größere Gruppen: Kommunisten und Nationalsozialisten. ... Der einfache Arbeiter ist durchaus nicht so gehässig wie der kommunistische Bonze. ... Der Tscheche hat heute nicht viel mehr Mei-

nungsfreiheit wie der Deutsche in der Gestapozeit. Überall sind Spitzel. Die Arbeiter haben auch Anweisungen erhalten, wie sie sich uns Deutschen gegenüber zu verhalten haben.
Wir erhalten nun unser Mittagessen in der Werkküche, die in einem Gasthaus untergebracht ist. Frühstück und Abendessen haben wir im Lager. Das Essen ist verhältnismäßig gut und reichlich. Wir haben die Schwerarbeiterzulage. Gegenüber den großen Lagern haben wir den Vorteil, daß wir die Karten in die Hand bekommen und selbst kochen können. So werden wir nicht betrogen.
12. September: Wir übersiedeln aus der "Villa Rattenheim" in die "Villa Mäuseloch". Gleich neben der Fabrik steht ein altes kleines Steinhaus. ... Die Wände sind sehr dick und durch und durch feucht. ... Der Ziegenstall und der Pferdestall werden etwas hergerichtet. Wir räumen den Mist heraus. An die Stelle der Dielen kommt ein Betonboden. So entsteht aus dem Ziegenstall eine Art Waschküche und aus dem Pferdestall ein Schlafzimmer für die Männer. Im Winter sind wir in dieses Schlafzimmer übersiedelt, da es beheizbar war.
16. September. Ein herrlicher Sonntag. Wir erhalten viele Besuche aus Trautenau. - Schon in der folgenden Woche kamen aber sehr strenge Bestimmungen für alle Internierungslager in Eipel. Wir erhielten einen Lagerführer in der Person des Fabrikpförtners. Es war ein verbissener Kommunist und Deutschenhasser. Besuche durften nur mehr in Gegenwart des Lagerführers bei höchstens 15 Minuten Sprechzeit empfangen werden. In unserem Lager wurden nur 5 Minuten Sprechzeit gewährt. Am Sonntag darf niemand das Lager verlassen.
23. September. Der erste Sonntag ohne hl. Messe, da niemand das Lager verlassen darf. In der Stube haben wir gemeinsam die hl. Messe deutsch gebetet. Zwei Kerzen brannten, ein Kreuz stand am Tisch und Blumen schmückten den armseligen Notaltar. - Bis zum 18. November hatten wir keine Möglichkeit, am Sonntag die hl. Messe zu feiern. Am 18. November konnten wir zum ersten Mal im Lager selbst in einer kleinen neuen Baracke zelebrieren.
28. September. Die Tschechen hatten Feiertag - St. Wenzelsfest. P. N. und ich müssen im Fabrikhof ein Lastauto Kleinholz abladen und das Holz aufräumen. Post kommt jetzt sehr wenig. Sie muß durch die Zensur. Auch wir müssen unsere Post durch die Zensur leiten. Alles muß tschechisch geschrieben sein.
In einem Brief vom 14. Oktober, den ich durch die Zensur gegeben habe, hatte ich den Satz geschrieben: "Heute früh hatten wir wieder eine schöne Andacht, da wir nicht in die Kirche zur hl. Messe gehen konnten. Es ist das zwar schwer für uns, daß wir nicht einmal am Sonntag die hl. Messe haben, aber der Herrgott weiß, warum er das zugelassen hat."
Dieser Satz mißfiel dem obersten Führer der Eipeler Internierungslager, dem ehemaligen Hilfsarbeiter Josef P. Er bemühte sich persönlich in unseren Betrieb und gab mir eine scharfe Zurechtweisung. Ich habe von der Zeit an keinen Brief mehr durch die Zensur gehen lassen; aber geschrieben habe ich noch sehr viel.
Wie ich auf Umwegen erfahren habe, hat der tschechische Kaplan von Trautenau Briefe, die noch an mich nach Trautenau kamen, unterschlagen.
2. Oktober. Zwei Damen aus Trautenau, Fräulein Annalene K. und Fräulein Helene T., wollten uns besuchen. Da sie keine vorschriftsmäßige Erlaubnis hatten, wurden sie von unserem Lagerführer bei der Polizei angezeigt. Acht Wochen wurden diese beiden Damen im Gefängnis in Eipel eingesperrt.
23. Oktober. Wir haben Zuwachs ins Lager bekommen. Ein Schlosser aus Eipel - ein Deutscher - darf nicht in seinem eigenen Haus bei seiner schwer kranken tschechischen Frau bleiben, sondern muß während der Nacht ins Lager. Etwa 200 m vom Lager entfernt steht sein Haus.
1. November. Es wird uns mitgeteilt, daß wir von nun an pro Kopf monatlich 200 Kc Lagermiete zu zahlen haben. So kommt die Miete des Hauses auf monatlich über 3.000 Kc.
4. November. Sonntag. Auf Befehl der Kommunisten wird im ganzen Staat in allen Betrieben

"zum Dank für die Verstaatlichung der Großbetriebe" gearbeitet. Dafür bekommen die Tschechen in unserer Werkküche zum Mittagessen Gänsefleisch.
28. November. Zwangsweise müssen wir Deutschen abends nach der Arbeit ins Kino, wo uns ein russischer Propagandafilm über einen Prozeß gegen deutsche Soldaten vorgeführt wird. Der Film macht als gar zu deutliches tendenziöses Machwerk überhaupt keinen Eindruck. Wir freuen uns nur, daß wir auch die anderen in Eipel internierten Deutschen - es sind einige Hundert - wieder einmal sehen können.
23. Dezember. Sonntag vor Weihnachten. Wir haben früh in der kleinen Baracke die heilige Messe gefeiert. ... Da kommt der Befehl: "Alle Männer und alle jungen Frauen gehen nach Schwadonitz zum Bahnhof; es muß ein Schotterzug ausgeladen werden." ... Den ganzen Tag schinden wir uns auf der Strecke. Wir tragen das Collare (vorn geschlossener, steifer Halskragen der Priester), jeder kann sehen, daß deutsche Priester am Sonntag vor Weihnachten zum Schotterschaufeln eingesetzt werden. Es hat sogar unter den tschechischen Katholiken böses Blut gemacht. Wir bekommen kein Mittagessen. Um 14.30 Uhr (gibt es) ... nur eine fast leere Suppe.
Wir durften in die Kirche gehen und haben dort unsere heilige Messe gefeiert. ... Über der Krippe ... wehen - die Fahnen der Alliierten, auch die Sowjetfahne. Das haben wir als die tiefste Erniedrigung empfunden, die je einer Krippe zugefügt wurde. Die Fahne Sowjetrußlands auf der Krippe des Heilands in einer katholischen Pfarrkirche. So tief ist der tschechische Nationalismus gesunken. ...
Wir erfahren, daß in Trautenau deutsche Menschen auf dem Weg zum Weihnachtsgottesdienst von SNB-Männern geschlagen wurden.
4. Januar 1946. Kaplan N. wird aus dem Lager entlassen und kommt als Administrator nach Kleinaupa.
4. Februar. Unser Lager wird aufgelöst. Zwei Tage zuvor hatten wir es erfahren. Um 8 Uhr kommt unverhofft die Polizei und führt eine gründliche Revision unseres Gepäcks durch. Der Abschied von den Arbeitern war herzlich.<<

Ereignisse in Wustung nach dem Einmarsch der Roten Armee bis zur Ausweisung im Mai 1946

Erlebnisbericht des Lagerverwalters Franz L. aus Wustung, Kreis Friedland im Isergebirge (x005/272-277): >>Bald bildete sich wie in anderen Dörfern auch in Wüstung ein "antifaschistischer Ausschuß", um die Ordnung in die Hand zu nehmen. Anfangs war es nicht schlecht gedacht, denn der russische Kommandant war ein ziemlich rücksichtsvoller Mann.
Doch als die Russen die Befehlsgewalt den Tschechen übergaben und sich in das kunstvoll erbaute Holzbarackendorf im Wustunger Tiergarten in der Nähe des Arnsdorfer Jägerhauses zurückzogen, war dieser Antifa-Ausschuß nur befehlausführender Teil des Narodni Vybor. Unter tschechischer Leitung wurde jeder Deutsche auf die Gemeinde geladen und nach allen Regeln der Kunst ausgefragt. Das Tragen der weißen Armbinde wurde eingeführt, ferner das Ausgehverbot in Dunkelheit und dergleichen mehr.
Jetzt verlangten auch die damaligen Verwalter der Wustunger Zigarettenfabrik die gestohlenen Tabakbestände und Zigaretten von der Bevölkerung. Jetzt war auch die Zeit der Denunzierungen gekommen, Hausdurchsuchung folgte auf Hausdurchsuchung, und auch ich hatte sehr darunter zu leiden, weil ich samt der Mutter in der Zigarettenfabrik beschäftigt war. Als erstes wurden sämtliche Reichsdeutschen, die in der Gemeinde wohnten, mit dem, was sie gerade tragen konnten, über die nahe Grenze gejagt.
Am 15. Juni, eine Stunde vor Mitternacht, wurden die ersten Gemeindeangehörigen aus dem Bett geholt und mußten um Mitternacht beim Spritzenhäusel sein.
Es waren etwa 20 Dorfangehörige, darunter auch mein jetziger Schwiegervater Josef W. und

Ernst H., der mit im Haushalt der Mutter lebte. Sie wurden in die Weigsdorfer Jute getrieben, am nächsten Tag in Waggons gepfercht, nachdem man ihnen noch die schönsten Sachen abgenommen hatte. Dann schob man sie per Bahn über die Grenze in das nun von Polen besetzte Gebiet und jagte sie zwischen den Dörfern "Roamrtz" und "Nickrsch" aus den Wagen in die Hände der lauernden Polen, die den Flüchtlingen noch ihre wenige Habe raubten.
So bitter es klingen mag im Augenblick, aber als man von den furchtbaren Mißhandlungen in anderen Dörfern hörte und auch einige Tschechen des Kreises von dem örtlichen Narodni Vybor die Auslieferung der "Nazi" verlangten, so konnten doch diese darauf hinweisen, daß man diese schon über die Grenze geschoben hatte, und so blieb den armen Menschen doch noch die gröbste Mißhandlung erspart.
Am 15. Juli, es war ein Sonntag, wurde die Hälfte der Einwohner unseres Dorfes sowie der umliegenden Ortschaften "ausgesiedelt". Binnen zwei Stunden mußten die betroffenen Familien und Einwohner auf den Bahnhof Weigsdorf gestellt sein. Tschechische Flintenweiber und Gendarmen durchsuchten das wenige Gepäck der Betreffenden, zogen die Menschen bis auf die Haut aus und nahmen alles, was ihnen irgendwie in die Augen stach. Besonders Lebensmittel und Kleidungsstücke, Bettzeug und Schmuck wurden auf einen Haufen geworfen und mit einem Pferdefuhrwerk weggefahren.
Meine spätere Ehefrau Helga, welche bei dieser Flüchtlingsgruppe dabei war, erzählte mir unter anderem: Unser kleiner Leiterwagen, mit denen wir unsere wenigen Habseligkeiten zum Bahnhof gefahren hatten, wurde uns vor den Augen zerschlagen, als täglich die tschechischen "Hauskäufer" ankamen und sich die schönsten Häuser und Höfe der Dörfer aussuchten und dann hineinzogen. Es kam sehr oft vor, daß diese Tschechen vielfach umsiedelten und die zurückgelassenen deutschen Möbel und Kleidungsstücke zusammenstahlen und immer wieder das Schönste für sich verwendeten. Sie übertrafen sich im Bestehlen, unsere "böhmischen Brüder", und es gab sehr wenige, die vernünftig handelten und dachten.
Der Landwirt Ernst P. aus Wustung Nr. 10 wurde, als er der ersten Aufforderung nicht Folge leistete, von tschechischen Soldaten buchstäblich mit Frau und Tochter aus seinem Hof herausgeprügelt. Als ich ihn später in seiner Notunterkunft besuchte, saß er auf einem Stuhl und starrte unentwegt vor sich hin. Er starb wenige Jahre nach der Aussiedlung in Sachsen.<<

Lebensverhältnisse von Mai bis August 1945, Internierung in Gefängnissen und Konzentrationslagern bis zur Ausweisung im Oktober 1946

Erlebnisbericht des Professors Dr. Emil H. aus der Stadt Tetschen im Sudetenland (x005/278-281): >>Am 22. Mai mußten alle Schieß- und Stichwaffen abgeliefert werden. Auch ich trug meine Jagdgewehre aufs Polizeiamt. Der Besitz von Waffen wurde mit Erschießen bedroht.
Am 4. Juni mußten die Radioapparate abgeliefert werden. Jetzt waren wir von der Welt abgeschlossen und nur auf Gerüchte angewiesen. Nun begannen die Verhaftungen. Der Narodni Vybor amtierte, eine Kundmachung folgte der anderen. Schon ahnten wir, was mit uns geschehen würde. Doch die Latrinengerüchte nährten noch immer Hoffnung, bald Verzweiflung. Es hieß, daß die Amis alle Gebiete bis zur Elbe besetzen. Das war freilich ein trügerischer Trost. In meinem Haus ... hatten sich 2 tschechische Partisanen einquartiert, ihre Frauen kamen nach, um zu plündern. ...
Am 18.6. wurde die Nachbarin ... aus ihrem Haus gewiesen, ein Los, das nun allen bevorstand.
Am 19.6. hatte ich die erste Hausdurchsuchung. "Hinauf, Du deutsches Schwein", deutsche Hure", und ähnliche Ausdrücke gab's zu hören. Nun wußten wir Bescheid. Die Tschechen kamen ohne alles, schwer bepackt zogen sie (aber später) mit Koffern und Taschen durch die Straßen. Die Häuser durften nicht verschlossen werden, und so gab es ein Beutemachen nach Herzenslust für unsere Befreier.

Am 21. Juni begannen in Tetschen straßenweise die Vertreibungen. Am 23.6. saß auch meine 76jährige Schwiegermutter, die in meinem Haus wohnte, auf der Straße mit Richtung zum Schützenhaus. Auf Umwegen brachte ich sie in unsere Wohnung in der Lausitzer Straße und von da abends nach Bünauburg zur Schwägerin in der Nadelfabrik, dort beschützten gefangene Franzosen die Familie in der ersten Zeit nach dem 8. Mai. Am 25. Juni folgte die Ausweisung der Dr. Hibsch-Straße, am 26. Juni war wieder die Altstadt daran.
Am 26. Juni war wieder die Altstadt dran. Im Schützenhausgarten war Gepäckrevision. Man beließ den Armen fast nichts. Was schön und wertvoll schien, mußte dableiben. Die Ausgeplünderten wurden auf die Straße nach Herrnskretschen getrieben und dort nochmals ausgeplündert. Das war ein trauriger Zug, es war zum Weinen. Wie Verbrecher wurden sie, "die deutschen Schweine", aus der Heimat verjagt. In Sachsen staute sich die Menschenflut.
Am 28. Juni begannen die Antifaschisten mit ihrer Aktion. Es gab wenig Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft, manche Radikale zeigten Rachgefühle und Schadenfreude. Die Vertreibungen gingen schonungslos weiter. Die wenigen Deutschen, die einen roten Schein hatten und als unentbehrlich noch bleiben konnten, wurden aus dem Haus getrieben oder bei Tag und Nacht von Wohnungskommissionen heimgesucht. Viele Familien gingen freiwillig und warteten die Evakuierung gar nicht mehr ab.
Trotzdem ich in der Centra-Fabrik beschäftigt war, mußte ich jeden Tag mit der Evakuierung rechnen. Seit 16.7. war ich mit meiner Familie reisefertig. ...
Am 25.7. wurde mir das Betreten des Gartens verboten. Die Tschechen pflückten Kirschen, Johannisbeeren und ernteten im Garten. Wir mußten ... durch das Fenster alles ansehen. Die Straßen wurden ständig von Vertriebenen bevölkert. ... Alle Deutschen sollten hinaus, das war uns bekannt.
Wir hatten Sperrstunden, mußten weiße Binden tragen, durften den Gehsteig nicht benützen. ... Die Einkaufszeiten waren für Deutsche auf 3-5 Uhr festgesetzt, aber auch dann mußten die Tschechen bevorzugt bedient werden. Am Sonntag war für die Deutschen Ausgangssperre, da schafften die Tschechen gern ihre Plünderware ins Tschechische.
Am 21. August war meine Hausverweisung und Verhaftung. Schon vormittags hatte mich ein gewisser Ingenieur Fort ... ausgehorcht. Ich kam gegen 14.30 Uhr nach Hause und wollte gerade essen. Da kamen (Angehörige der) Wohnungskommission ... und wiesen meine Familie und mich aus dem Haus. Wir durften nur das Wichtigste zusammenraffen. ...
Als ich noch verhandelte, kamen 2 Gendarmen, die mich angeblich zu einem kurzen Verhör abholten. ... Gegen 6 Uhr abends stand ich ... mit dem Gesicht zur Wand auf dem Korridor des Tetschener Gefängnisses. ... Ein Partisan ... jagte mich dann über den Gefängnishof. ... Mit erhobenen Händen, mit dem Gesicht zur Wand, stand ich auf der Stiege, die schon übervölkert war. Unerwartet (stieß mich plötzlich jemand von hinten), ich schlug mit der Nase gegen die Wand, so daß meine Nase blutete. Die ganze Wand war schon mit Blut beschmiert. 2 Schläger ... bearbeiteten mich. Ich wurde niedergeschlagen und bekam Fußtritte. Gesicht und Augen waren verschwollen und blutunterlaufen, als ich mich wiederfand.
In der ersten Nacht mußte ich mit dem Gesicht zur Wand auf den Stiegen stehen. In der folgenden Woche lag ich ohne Decke und Mantel ... auf der kalten Kellerstiege. Der Chlorkalk aus den Latrinenkübeln verursachte eine tränende Augenentzündung. Nach 8 Tagen kam ich in eine Zelle mit ca. 19 qm, in der wir 28 Mann auf dem blanken Boden lagen, der von Flöhen wimmelte. Die tägliche Verpflegung bestand aus 135 g Brot und Kartoffelsuppen - oft mit den Kartoffelschalen. Nach 8 Tagen hatte ich bereits geschwollene Beine (Ödeme). ...
Das Gefängnis war überfüllt. Es hatte normalerweise Platz für ca. 40 Häftlinge, nun waren mehr als 600 Personen hineingepfercht. Eine Entlastung erfolgte nur durch Abtransporte ins KZ Rabstein bei Böhmisch Kamnitz. Viele Landsleute waren vor Hunger wieder über die Grenze zurückgekommen, sie wurden geschnappt und kamen auch ins Gefängnis und hernach

ins Lager oder als Arbeitssklaven ins Innere von Böhmen, wobei meist die Familien zerrissen wurden. Immer kamen neue Verhaftete zu uns, darunter Otto P. aus Bensen und Rudolf G. aus Ober-Wellhotten. Die Schläger hatten beide besonders zugerichtet.
Früh wurden im kleinen Gefängnishof die Arbeitspartien zusammengestellt. Nach 10 Tagen durfte auch ich mit auf Arbeit gehen. Nun bekam ich auch Verbindung mit meiner Familie, die in der Fleischgasse eine Notwohnung gefunden hatte. Ich kam zum Abräumen der Panzersperren bei der Nordbahnbrücke, zum Barackenbau am Quaderberg und in Altstadt, zum Ausräumen der Lehrkanzeln an der Hochschule in Liebwerd, zum Distelstechen in Liebwerd und unter Führung unseres Dr. K. (Bensen) zum Sortieren der geplünderten Textilien bei P. und M.
Am 29. September brachte mich ein Gendarm nach Friedland. Er war sehr human, denn er gab mir zu rauchen und kaufte mir am Bahnhof in Böhmisch Leipa ein Mittagessen. Er versprach mir, meine Familie zu verständigen, daß ich mich in Friedland befinde. Er hielt auch Wort! Bei meiner Einlieferung ins Friedländer Gefängnis, wo bereits 19 Kameraden erschlagen wurden, bekam ich aber keinen Schlag. Auch das verdankte ich meinem humanen tschechischen Gendarmen.
Etliche Wochen lag ich mit vielen Friedländern im Keller auf muffigem Stroh. Später kam ich in eine trockene Zelle auf einen Strohsack, eine wirkliche Flohkiste. In unserer Kaserne herrschte eine große Kameradschaft, besonders denke ich an unsere Ärzte Dr. M. und Dr. H. (Rückersdorf). Die ersten 14 Tage in Friedland hatte ich drei Verhöre zu überstehen. Es ging aber bei mir ohne Schläge ab.
Am 13. Oktober kam ich mit Furunkulose ins Krankenhaus - Gefangenenabteilung -, wo ich 14 Tage verblieb. Gegen die Verpflegung im Gefängnis war das Essen sehr gut, nur zu wenig. Ein Kamerad hatte einen zerschlagenen Fuß, der andere eine abgeschlagene Gesäßhälfte. Der fauligsüßliche Geruch zwang uns, tags und nachts zu lüften. Die beiden Kameraden waren aus Arnsdorf und hießen T. und L. Am 29. 10. kam ich zurück ins Gefängnis.
Am 5.11. (kam ich) in das KZ Reichenau bei Gablonz. Ich bekam einen Zebra-Anzug. Mit Ingenieur Walter R. baute ich Wege. Wir lagen in Baracken mit 3 Stockwerken. Die Verpflegung war ganz ungenügend. Vostrak (der Lagerkommandant) machte uns das Leben schwer. Unsere Kartoffeln bekamen die vielen Schweine, die er füttern ließ. Den Schweinen stahl ich gelegentlich die heißen Kartoffeln, wenn sie auch in der Hosentasche brannten.
Der Velitel nannte uns nur die Himmelhunde. Einmal ließ er uns fast 3 Stunden im Regen auf dem kotigen Platz zwischen den Baracken marschieren. Er war ein Sadist. Er ließ uns nationalsozialistische Lieder und tschechische Spottlieder auf uns selbst singen.
Am 17.11. kam ich wieder zurück ins Friedländer Gefängnis, wo ich bis zum 20.12. verblieb. Am 17.11. hatte ich ein kurzes Verhör, am 28. und 29. aber schwere Verhöre mit viel Prügel mit Fäusten und Händen von dem Gendarmen Cimerman und einem mir aus der Zeit vor 1938 bekannten Gendarmen. Gegen 4 Wochen hatte ich heftige Schmerzen in der Brust, die durch innere Blutergüsse verursacht wurden. Gefängnisleiter war ein Herr Dlouhý, der zu meiner Zeit schon etwas gemäßigter war.
Ich arbeitete nur leicht, denn ich bekam öfters starke Herzanfälle. Ich arbeitete nur leicht, denn ich bekam öfters starke Herzanfälle. Vor allem war ich beim Straßenkommando, einige Tage auch in der Infektionsabteilung im Krankenhaus. Eine tschechische Krankenschwester überließ mir ihr gutes Mittagessen, und ich vermittelte ihr die Übersetzung ihrer Liebesbriefe ins Französische.
Am 20.12. kam ich wieder nach Reichenau in das Internierungslager, wie es nun hieß. Am 22.12. kam ich mit einem Transport ins Arbeitslager ... nach Albrechtsdorf bei Tannwald. Der Lagerkommandant war ein sehr vornehmer Mensch, was von unserem deutschen Lagerleiter nicht gesagt werden konnte. Ich fing als Kloaufsicht an, wurde Kartoffelschäler, später sogar

Kommandant der Verwaltungsbaracke.
(Am) 9. Oktober 1946 (wurde ich) ... nach Mecklenburg ausgesiedelt ... Mein heutiges Leiden, eine beiderseitige Lähmung der Beine ... führe ich auf die Mißhandlungen im Jahre 1945 zurück.<<

Die Internierung der männlichen Bevölkerung von Komotau am 9. Juni 1945 durch Formationen der Svoboda-Armee, Ermordung von deutschen Männern auf dem Jahnturnplatz

Erlebnisbericht des Reichsbahnoberinspektors Eduard K. aus Komotau (x005/292-294):
>>Am Morgen des 9.6.1945 - es war ein Samstag - waren in der 35.000 Einwohner zählenden Stadt Komotau rot gedruckte Plakate ausgehängt, in denen die gesamte männliche Bevölkerung der Stadt vom 13. bis 65. Lebensjahr aufgefordert wurde, um 10 Uhr vormittags am Jahnturnplatze sich zu versammeln. Mitzubringen sei: eine Decke und Mundvorrat für 3 Tage, jedoch kein Fett und keine Butter. Nichtbefolgen dieser Anordnung würde mit dem Tode bestraft.
Als ich mit zwei bekannten Männern um 1/2 10 Uhr am Jahnturnplatz ankam, waren schon einige Tausend versammelt. Aus den großen Betrieben, wie Mannesmannwerke, Poldihütte, Heinrich Franck Söhne usw. wurden die Arbeiter von Polizei und Militär eskortiert zum Jahnturnplatz getrieben. Der Platz selbst war von tschechischem Militär … mit zahlreichen Maschinengewehren bewacht, die zum Teile auf Lastautos aufgestellt waren.
Die ankommenden Deutschen mußten sich in Dreierreihen formieren. An einer Stelle wurde ihr Gepäck revidiert, wobei alles außer der Decke und dem Brot weggenommen wurde. Auch die Taschen wurden untersucht und die Rauchwaren und vor allem die Taschenmesser weggenommen, die in großen Körben gesammelt und in die Turnhalle geschafft wurden. War etwas besonders Schönes dabei, holten es sich russische Soldaten blitzschnell hinter den Zaun, wo sie unbewaffnet diesem Treiben zusahen.
Die so bestohlenen Deutschen mußten sich dann in Reih und Glied mit dem Gesicht zur Jahnturnhalle aufstellen. Vor der Turnhalle leitete ein mir unbekannter tschechischer Zivilist das ganze Werk, wobei er sich mit den um ihn herumstehenden tschechischen Zivilisten - es waren auch Frauen darunter - und Soldaten, Gendarmen und Staatspolizisten lustig unterhielt. Nur einen von den Zivilpersonen kannte ich dem Namen nach. Es war ein Ingenieur namens Kovárik …
Über die noch aus der Reichszeit stammenden Lautsprecher wurde wiederholt gegen die Deutschen gehetzt, wobei auch der Vorfall von Lidice erwähnt wurde. Dann wurden einige Namen von Männern verlesen, die in lebenswichtigen Betrieben beschäftigt waren. Sie mußten sich auf einem etwas tiefer gelegenen Platz hinter der Turnhalle aufstellen. Es waren ihrer ungefähr 100-120 Mann. Die Namen wurden so schnell verlesen, daß wohl mancher von ihnen es nicht hörte. Ich selbst wurde zwar nicht verlesen, stellte mich jedoch zu ihnen, weil ich sah, daß eine weitere Kontrolle nicht stattfand und weil ich ahnte, daß man den Deutschen etwas Schreckliches zugedacht hatte.
Als alle aufgestellt und gesiebt waren, erscholl durch die Lautsprecher das Kommando: "Oberkörper entblößen!" Auf dieses Kommando mußten die vor der Turnhalle stehenden Deutschen Rock, Weste und Hemd ausziehen. Hierauf mußten sie das Deutschlandlied anstimmen, was bei den Tschechen schallende Heiterkeit auslöste. Hierauf mußten die Deutschen rufen: "Wir danken unserem Führer." Als den lachenden Tschechen dieser Ruf nicht laut genug erschien, mußten ihn die Deutschen wiederholen.
Dann erscholl das Kommando: "Hände hoch!" Hierauf gingen tschechische Soldaten, Gendarmen und Staatspolizisten unter Führung eines Offiziers die erste Reihe der deutschen Männer und Knaben ab. Plötzlich packten sie einen deutschen Mann, zwei Soldaten drehten

ihm die Arme seitwärts und rissen ihn aus der Reihe. Die übrigen Soldaten schlugen mit Gewehrkolben und Knuten mit Bleikugeln auf den wehrlosen Mann ein. So wurde er auf einen freigelassenen Platz getrieben und geschlagen, bis er tot zusammenbrach. Hierauf wiederholte sich der eben geschilderte Vorgang noch mehrmals. Unter den auf so viehische Weise zu Tode geprügelten Deutschen befand sich auch ein Kriegsinvalide, dem beide Vorderarme fehlten.
War einer nach dem Zusammenbrechen noch nicht tot, schütteten die tschechischen Henker zwei Kübel kaltes Wasser auf ihn, worauf sie ihn vollends totprügelten. Auch traten sie den am Boden liegenden Opfern in die Geschlechtsteile.
Während mir noch heute die Schmerzensschreie der so bestialisch Gemarterten in den Ohren gellen, konnten sich tschechische Frauen, die bei der Turnhalle diesem Abschlachten von Wehrlosen zusahen, nicht genug darüber freuen. Sie klatschten mit den Händen, lachten und riefen: "Uz zase jednoho maji" - "Sie haben schon wieder einen" -, wenn die Soldaten des Generals Svoboda ein neues Opfer aus den aufgestellten Reihen der Deutschen rissen.
Nachdem auf diese schreckliche Weise 14 (nach Angaben anderer Augenzeugen auch 16 wehrlose deutsche Männer abgeschlachtet waren, durften wir abseits stehenden 100-120 Männer heimgehen.
Unsere weißen Armbinden wurden zuvor mit zwei roten Stempeln versehen. Während der Abstempelung warf ich noch einen Blick auf den Leichenhaufen - besser gesagt auf den Haufen blutigen Fleisches, um den die Henker herumstanden, während ein Tscheche auf den Leibern stand, mit einer Knute auf den oben liegenden Körper einhieb und dabei brüllte: … "Drehst Du Dich um!" Anscheinend war dieser Mann noch nicht ganz tot.
Nach unserem Weggehen mußten sich die zurückbleibenden Deutschen wieder ankleiden. Sie wurden vom tschechischen Militär über Görkau und Ober Georgenthal nach dem ca. 5-6 Stunden von Komotau liegenden Grenzort Katharinaberg getrieben.<<

Zwangsarbeitseinsatz deutscher Frauen aus Komotau auf einem Gutshof bei Kladno
Erlebnisbericht der Kontoristin M. M. aus Komotau (x005/294-295): >>Am 22. Juni 1945 versetzten überall im Stadtgebiet angeklebte Plakate die deutsche Bevölkerung von Komotau in Schrecken. Alle Frauen und Mädchen im Alter von 15 bis 45 Jahren wurden durch die erwähnten Plakate unter Androhung strengster Bestrafung im Fall der Weigerung aufgefordert, sich zu einer mir nicht mehr bekannten Zeit am Nachmittag des gleichen Tages auf dem "Jahnspielplatz" einzufinden und Verpflegung für einen Tag mitzubringen.
Während ein Teil der Mädchen und Frauen, die in gewissen Betrieben beschäftigt waren, wieder umkehren konnten, wurde der andere Teil - darunter auch meine damals 15- und 17jährigen Schwestern und ich selbst - in Marschkolonne zum Bahnhof geführt, eskortiert von bewaffneten tschechischen und russischen Uniformierten. Der Marsch zum Bahnhof, die anschließende Verladung in Viehwaggons und der Transport zum bis dahin unbekannten Ziel verliefen ohne nennenswerte Zwischenfälle.
Auf jeden Waggon waren meines Wissens mindestens 4 bewaffnete Wachposten verteilt. Wir kamen gegen 19 Uhr am Bahnhof an. Etwa um 22 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, ohne daß uns Ziel und Zweck der Fahrt bekannt waren. Gegen 6 Uhr früh hielt der Zug, und wir konnten an verschiedenen Schildern feststellen, daß wir uns in Kladno befanden. Von hier aus wurden alle Angehörigen des Transportes auf einen mir nicht bekannten großen, freien, umzäunten Platz geführt, auf dem sich auch ein Internierungslager für deutsche "politische Häftlinge" befand. Nach genauer Registrierung wurde der Transport in Gruppen von 20 bis 30 Frauen und Mädchen aufgeteilt. Ich selbst wurde mit meinen beiden Schwestern und etwa 20 weiteren Personen auf Lastwagen geladen und zur Schule des Dorfes Unhost bei Kladno gefahren.

Ein Klassenzimmer dieser Schule, in dem Strohsäcke am Boden ausgelegt waren, wurde uns als Aufenthalts- und Schlafraum angewiesen. In der Schule, in der als Lagerleiter ein deutscher Internierter fungierte, befanden sich bereits etwa 50 Internierte - darunter auch Kinder und alte Leute -, die auf der Flucht vor den anrückenden Russen aufgegriffen worden waren. Wir wurden bereits am nächsten Morgen und dann die ganze fernere Zeit auf einem nahegelegenen Gutshof zu Feldarbeiten (Rüben hacken, Getreide ernten) eingesetzt, wobei wir stets von bewaffneten Uniformierten bewacht wurden.
Die Verpflegung war nicht gut und oft auch nicht ausreichend. Der größere Teil der Frauen litt schon bald unter starkem Durchfall und schweren Hauterkrankungen vor allem an den Beinen. Ich selbst blieb von beiden Mangelerscheinungen nicht verschont, ebenso wenig vor den rasch im Lager verbreiteten Läusen. Die ärztliche Betreuung durch einen tschechischen Arzt war ordentlich; die sanitären Anlagen waren sauber und im allgemeinen ausreichend. Zu arbeiten hatten wir täglich 11 bis 14 Stunden.
Die Behandlung war im großen und ganzen den Verhältnissen entsprechend erträglich. Schwerste seelische Belastungen brachten jedoch die Ungewißheit über das fernere Schicksal und die ständige Angst vor Übergriffen betrunkener russischer Soldaten, die selbst die tschechischen Wachposten bedrohten. Mir ist bekannt, daß mindestens 3 Frauen von Russen vergewaltigt wurden. Das Bewachungspersonal brachte diese Frauen sofort zum Arzt.
Meine Schwestern und ich befanden uns von Juni bis Mitte Oktober im Lager Unhost. Durch Vermittlung eines mit meinem Vater seit vielen Jahren bekannten Tschechen wurden wir vorzeitig entlassen und konnten zu den Eltern nach Komotau zurückkehren. Es war uns gelungen, über eine Österreicherin den Eltern unseren Aufenthaltsort mitzuteilen. Über das Schicksal der übrigen Lagerinsassen ist mir nichts bekannt.<<

Haftbedingungen im Gefängnis von Komotau von Juni bis September 1945
Erlebnisbericht des Arztes Dr. W. K. aus der Stadt Komotau im Sudetenland (x005/296-297):
>>… Da zur Zeit ein fühlbarer Ärztemangel herrschte, wurde ich ohne Vergütung gegen Verpflegung eingestellt. Das Krankenhaus bildete in diesen etwas turbulenten Zeiten immerhin einen einigermaßen ruhigen Pol, da die ärztliche Versorgung vorerst mit deutschen Ärzten sichergestellt werden mußte.
Im Verlauf der Zeit wurden die deutschen Ärzte durch Tschechen ersetzt, meist erfolgte kurz vorher die Verhaftung eines deutschen Arztes. ... Ein Teil des Krankenhauses (war) noch mit verwundeten deutschen Soldaten belegt, da es vorher z.T. Lazarett gewesen war. Eines Tages wurden die Soldaten von der tschechischen Verwaltung ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand auf die Straße gesetzt. Die gleiche Aktion führte man später an deutschen Zivilkranken durch. Als Krankenhausarzt war ich einer Aktion am 9.6.45 entgangen, bei der sämtliche Männer, von geringen Ausnahmen abgesehen, in ein Arbeitsverpflichtungslager verschleppt wurden.
Am 10.6.1945 wurde ich am Vormittag ohne Angabe des Grundes verhaftet. Bei meiner Einlieferung ins Polizeigefängnis wurde mir alles, was ich bei mir trug, abgenommen. ... Ich sollte die Sachen nie wiedersehen. ...
Ich teilte den 2,5 x 2,5 m großen Raum zeitweilig mit 15 anderen Häftlingen. Nachts erschienen öfters tschechische Zivilisten und Uniformierte, um wahllos mit Peitschen und Knüppeln auf die Häftlinge einzuschlagen. Nachdem ich 3 Tage in einer Zelle des Polizeigefängnisses zugebracht hatte, wurde ich mit 10 anderen Häftlingen, darunter 2 Frauen in das Konzentrationslager Komotau-Glashütte überführt. Schon der Empfang dort war sehr niederdrückend.
Wir mußten uns alle splitternackt ausziehen und die Taschen entleeren. Wer nur einen Papierfetzen vergaß, wurde unbarmherzig ausgepeitscht.
Ein Teil meiner Leidensgenossen war bereits von den Nächten vorher arg zerschlagen. Wer

Striemen aufwies, wurde gleich neuerlich verprügelt. Als wir wieder angezogen waren, wurden wir in einen 6 x 10 m großen Raum gejagt. Dieser Raum sollte etwa 80-100 Mann für die nächsten 3 Monate als Unterkunft dienen.
Mit mir wurde ein ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS eingeliefert. Man sagte ihm gleich, daß er den nächsten Tag nicht mehr erleben werde. Er wurde später dann in einen Nebenraum geführt und gepeitscht. Man hörte die Schläge und sein Wimmern und Schreien noch einige Stunden. Dann knallte es ein paarmal, und dann war Ruhe. Wiedergesehen haben wir ihn nicht mehr.
Als erster mußte sich der Fleischermeister M. aus Komotau entkleiden. Er wurde solange auf den Rücken gepeitscht, bis dieser nur noch ein blutiger Fleischklumpen war, dann mußte er sich auf den Rücken legen, und er wurde über Brust, Bauch und Hoden geschlagen. Als er ohnmächtig geworden war, wurde ein mit Benzin getränkter Papierknäuel unter seinen Hoden entzündet, und als er wieder hochkam, wurde er mit Wasser begossen. Anschließend wurde er wieder zu Boden geworfen, und ein tschechischer Zivilist schnitt mit einem Taschenmesser ein Hakenkreuz in seinen Rücken und streute Salz darein.
Bisher mußten die Häftlinge alle zusehen. Nun wurde ihnen befohlen, das Blut aus dieser salzigen Wunde zu lecken. Dabei wurde mit Peitschen auf sie eingeschlagen. Der M. lebte noch etwa eine Woche. Ähnliche Prügelszenen wiederholten sich bei ihm täglich.
Im Verlauf meine Haft wurden noch mehrmals Leute eingeliefert, die die Blutgruppe unter dem linken Arm eintätowiert hatten. ... Mit geringen Modifikationen gingen sie denselben Weg. ... Die geringsten Vergehen wurden mit Prügelstrafen geahndet. Auch auf Frauen wurde keine Rücksicht genommen. ... Etwa 20 Jungen, im Alter von 12-18 Jahren, die als Werwölfe verdächtigt und verhaftet worden waren, wurden unmenschlich geschlagen und gefoltert (mit glühenden Schüreisen gebrannt und Nadeln unter die Fingernägel getrieben), um irgendwelche Geständnisse von ihnen zu erpressen. ... Kenntnis von all diesen Dingen erhielt ich, weil die betroffenen Personen infolge ihrer Verletzungen meine ärztliche Hilfe in Anspruch nahmen.
Die Wachmannschaft bestand aus uniformierten Tschechen, die sich als Partisanen bezeichneten. Verantwortlich für dieses Lager zeichnete in dieser Zeit Gendarmeriewachtmeister Pruha.
Die Verpflegung bestand in den ersten 3 Monaten aus 100 g Brot und einem halben Liter Suppe. Wer sich nicht auf der Arbeitsstelle etwas Eßbares besorgen konnte und dabei eben täglich 25 Peitschenhiebe riskierte, mußte verhungern.
Im August 1945 vor Gericht gestellt, erwies sich meine Verhaftung als Folge einer üblen Denunziation, die auf der Stelle geklärt werden konnte. Ich sollte sofort auf freien Fuß gesetzt werden und mit dem nächsten Transport nach Deutschland fahren. Der Lagerkommandant vernichtete meine Entlassungspapiere, und es gelang mir erst nach fast drei Monaten nachdem die Lagerführung gewechselt hatte, meine Freilassung zu erreichen, da sich das Gericht auf den Standpunkt stellte, daß ich schon längst in Deutschland sei.
Die Zahl der Toten im Lager betrug nach vorsichtiger Schätzung etwa 200, vier oder fünf starben eines natürlichen Todes, da sie den Strapazen nicht gewachsen waren (genauere Zahlen hierzu fehlen mir). Im September 1945 übernahm die Staatspolizei das Lager, und seither trat eine Besserung der Behandlung ein.
Vorgänge aus dem Lager, die mir nur dem Hörensagen nach bekannt wurden, möchte ich der Objektivität halber weglassen.
Die hygienischen Verhältnisse im Lager waren kurz folgende: Gearbeitet wurde 12-14 Stunden täglich (Aufräumungsarbeiten, Erdarbeiten, Erntearbeiten). Waschen war infolge Seifenmangels fast unmöglich. Die Angehörigen, wer noch welche dort hatte, durften nach 4 Wochen erstmalig frische Wäsche bringen. Die Sachen kamen nur zum Teil an. Eine Besserung trat ebenfalls mit dem Wechsel der Lagerleitung ein.

In diese Zeit fällt: bessere Verpflegung, bessere Unterbringung, wöchentlicher Wäschewechsel, die Möglichkeit, alle 14 Tage ein Brausebad zu nehmen, und richtiggehende ärztliche Betreuung. Wie sich die Verhältnisse im Winter entwickelten, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich am 13.11.45 das Lager verließ.<<

Internierungsaktionen in Saaz im Juni 1945, Lebensverhältnisse in den Jahren 1945/46

Erlebnisbericht des Studienrats Dr. Hans E. aus der Stadt Saaz im Sudetenland (x005/298-306): >>Am 3. Juni 1945 wurden ... alle männlichen Personen (auch Jungen von 12-13 Jahren und ältere) der Stadt ... von mit Gewehr und Peitschen ausgerüsteten Svoboda-Soldaten zusammengetrieben und in Reih und Glied am Ringplatz aufgestellt. Bald darauf marschierten wir (rd. 3.000-4.000 Mann) geschlossen nach Postelberg (13 km entfernt).

Von den rund 3.000-4.000 Mann wurden nach dem Abmarsch außerhalb der Stadtgrenze ein Teil der ältesten Männer und die Kriegsbeschädigten zur Umkehr aufgefordert und geschlossen in die Baracken der SS-Kaserne zurückgeführt, wo sie untergebracht wurden. An diesem Sonntagvormittag marschierten wir, sommerlich leicht bekleidet, ohne jede Proviantmitnahme ... nach Postelberg in die alte Kavalleriekaserne. –

Die Oberleitung der ganzen Aktion hatte ein tschechischer Polizist namens Marek, der aufgrund seiner sadistischen Anwandlungen und persönlichen Racheakte oft rein willkürliche Anordnungen gegen die ihm ausgelieferten Männer, Frauen und Kinder erließ, so daß er in den kommenden Monaten eine traurige Berühmtheit erlangte. –

3 Tage waren wir in den Kasernengebäuden ... ohne feste Nahrung. Nur Wasser durften wir uns holen. In der ersten Nacht schliefen wir mitten auf dem Kasernenweg. In der folgenden Nacht wurden wir wahllos in die einzelnen Ställe getrieben und so zusammengepfercht, daß ... man die Nacht stehend in der stickigen Stalluft verbrachte.

Frühmorgens wurden wir von bewaffneten Posten wieder hinausgetrieben, wobei, wenn es nicht rasch genug ging, ... auf die Männer geschossen wurde. Dabei gab es Verwundete, die man auf den Kasernenhof schleifte, ... wo sie früher oder später zugrunde gingen. In der ersten Nacht mußten wir uns, als wir im Hof (der alten Kavalleriekaserne) in Reih und Glied angetreten waren, auf die Erde niederlassen, mit dem Befehl, den Kopf nicht zu erheben, sonst würde der Betreffende sofort erschossen.

In der ersten Nacht mußten wir uns, wie wir auf dem Hof in Reih und Glied angetreten waren, auf die Erde niederlassen, mit dem Befehl, den Kopf nicht zu erheben, sonst würde der Betreffende sofort erschossen werden. In den folgenden Nächten hörten wir von Zeit zu Zeit die ganze Nacht hindurch Gewehrschüsse von den an den Stalltüren stehenden Wachtposten, die wahrscheinlich, das konnten wir nicht feststellen, nur willkürlich als Alarmschüsse in die Nacht abgefeuert wurden, oder, wie ich von anderer Seite gehört habe, gegen Deutsche gerichtet waren, die sich von ihrer Schlafstelle zur Latrine begaben.

Tagsüber war die Methode der Behandlung die folgende: In Gruppen von je 200-300 Mann zu zwei Reihen angetreten, mußten wir tagsüber stehen oder abwechselnd auf der Erde sitzen. Jetzt begann die sogenannte Sichtung.

An jedem der folgenden Tage wurden Gruppen von stark oder minder belasteten Deutschen zusammengestellt (dabei war der Vorgang der Sichtung ein rein willkürlicher, da der tschechischen Sichtungskommission unter dem Vorsitz des bekannten Marek ein geringer Bruchteil der anwesenden Deutschen (und) nur vom Hörensagen bekannt war), indem aufgerufen wurde: "Wer bei der Wehrmacht war, oder bei dieser oder jener Gliederung, hat sich hier aufzustellen!"

Dabei wurden Kalenderdaten rein willkürlich angegeben, die die an sich ganz verschüchterten Deutschen in vollkommene Verwirrung setzten, da sich die meisten unter ihnen, die sie plötzlich vernahmen, kaum mehr genau erinnern konnten, inwieweit diese Zeitangaben für sie Gel-

tung hatten. Daß dabei viele der anwesenden Deutschen ganz verwirrt von der einen Gruppe zur anderen liefen, weil sie oft nicht wußten, wie es gemeint war, war einzusehen. Die jeweils zusammengestellte Gruppe wurde dann vom Platz weg entweder für einen Transport in das Straf- und Arbeitslager nach Brüx oder in die Bergwerke nach Kladno oder anderwärts bereitgestellt.
Am dritten Tag wurden wir durch Svoboda-Soldaten und kommunistische Partisanen gezwungen, ... Geld, sämtliche Wertsachen, wie Uhren, Ringe ... abzugeben, die in aufgestellte Körbe und Schachteln geworfen wurden. Selbst goldene Brillen wurden ihren Trägern von den Nasen genommen. Viele der abgegebenen (geraubten) Sachen wurden bei den Wachmannschaften beliebte Feilschobjekte.
5 Burschen im Alter von 14-16 Jahren, die man beschuldigte, Gemüse aus dem nahen Kasernengarten gestohlen zu haben, bekamen vor unseren Augen 25 Peitschenhiebe auf den nackten Körper; nach einer Viertelstunde wurden sie an einer Mauer, 100 Schritte vor uns, erschossen.
Während der folgenden Tage wurde aus einer Gruppe ehemaliger Wehrmachtsangehöriger immer jeder Zehnte an die Wand gestellt und auf diese einige Zeit hindurch Anschlagübungen mit geladenem Gewehr gemacht. Einige von den ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, darunter (war auch) ein Hauptmann, der gegen die Behandlung protestierte, wurde vor unseren Augen von Marek selbst erschossen. Bestattungskommandos zu je 4 Mann hatten die Ermordeten am Kasernenhof in Müllhaufen zu verscharren. ...
In einem Stall, wo so viele hineingepfercht wurden, daß die meisten von ihnen stehend die Nacht verbringen mußten, kam es bei vielen zu organischen Erkrankungen und nervösen Störungen infolge Frischluftmangels (das eine kleine Fenster, das vergittert war, durfte nicht geöffnet werden). Die Tür zu diesem Stall zu öffnen, war den Eingeschlossenen verboten, da der davorstehende Posten nur bei dem geringsten Versuch zu öffnen schoß.
Während die übrigen Häftlinge teils in Straflager und Bergwerke, teils zur Arbeit bei Bauern abtransportiert wurden, marschierte meine Gruppe am 9. Juni ... nach Saaz zurück. ... Wer auf dem Rückweg nicht mehr konnte, blieb im Straßengraben liegen. Unter ... (ihnen) war auch Pater G., der infolge eines Herzleidens die Strapazen des Marsches nicht aushielt, aus der Reihe trat und sich in einem Straßengraben niederließ. Bei unserer Ankunft in Saaz erfuhren wir, daß er erschossen wurde.
Wir wurden in 3 Lagern untergebracht und z.T. schwerster manueller Arbeit zugewiesen. ... Wir bekamen zu Mittag fast täglich Kartoffelsuppe mit kleinen Brotrationen. Die Eintönigkeit des Lageressens verursachte Magen- und Darmerkrankungen.
Man wollte an uns den Betrieb eines KZ-Lagers ausprobieren und schikanierte uns neben schwerer Tagesarbeit oft mit mehrmals am Abend durchgeführten Appellen, bei denen sich neben dem Lagerkommandanten, einer Person höchst zweifelhafter Herkunft, auch ein Kommissar der Saazer Kriminalpolizei, einst ein Deutscher namens Ströbel, jetzt eifriger Kommunist, hervortat. Er erschien fast täglich bei den Appellen, nahm sich die Leute heraus, die er angeblich von früher her kannte, warf ihnen ihre Vergangenheit vor und traktierte sie vor uns mit Schlägen ins Gesicht, mit Kostentzug und ließ sie einsperren, während wir in strammer Haltung stehen mußten.
Ständig wurden wir nach angeblich versteckten Waffen durchsucht; wurden bei diesen ... Leibesvisitationen nur ein Bleistift oder ein Taschenmesser gefunden, so wurde der Besitz dieser Dinge vom Lagerkommandanten mit einer Ohrfeige oder mehreren Ohrfeigen ... bestraft. Hatte der Betreffende einen Brief oder eine beschriebene Postkarte bei sich, so bezahlte er diese Tatsache mit Faustschlägen in den Magen oder mit den beliebten Fußtritten ...
Ich sah Gerichtshäftlinge, die als Parteiangehörige besonderen Haßorgien der Tschechen ausgesetzt waren, wie sie halbverhungert im Laufschritt zur Arbeit getrieben wurden. Wenn sie in

unserer Nähe waren, erhielt ich von ihnen persönlich Berichte über die grausame, sadistische Behandlung in den Strafzellen. Am ganzen Körper voller Verletzungen, durch nächtliche Verhöre seelisch vollständig zermürbt, erbettelten sie oft etwas Brot von uns. Ich habe meine Wohnung, die ich am 3. Juni 1945 früh verlassen hatte, nie wieder mehr betreten.
Meine Frau und meine Tochter verließen unsere Wohnung endgültig am 13. Juni, nur mit dem notwendigen Handgepäck, das kaum wenige Kilogramm betrug. Der Auszug erfolgte keineswegs freiwillig, sondern wurde von den tschechischen Organen auf folgende Weise erzwungen. Am 13. Juni, zeitig früh, wurden die bisher noch in den Wohnungen verbliebenen Frauen und Kinder durch in den Häusern verteilte Flugzettel aufgefordert, sich zwecks Arbeitszuweisung mit dem notwendigsten Gepäck und Proviant für 3 Tage in die ehemalige SS-Kaserne zu begeben und sich dort zu melden.
Außerdem war angeordnet worden, neben Geld, Schmuck und anderen Wertgegenständen auch die Wohnungsschlüssel, mit genauer Adresse versehen, mitzunehmen. Letztere wurde den Familien in der Kaserne abgenommen und bald darauf allen jenen Tschechen, die aus den verschiedensten Teilen des Landesinnern nach Saaz als sog. Neusiedler kamen, ausgehändigt. Diese bezogen dann im Einvernehmen mit dem Narodni Vybor (Nationalschuß bzw. der revolutionären Oberbehörde der Stadt) die ehemals deutschen Wohnungen der Stadt.
Paßte einem der tschechischen Neusiedler die Wohnung nicht mehr, so trug er die ... von den Deutschen zurückgelassenen Kleider, Wäsche und Bedarfsartikel jeglicher Art, die ihm passend und geeignet erschienen, in schweren Koffern verpackt aus dem Haus und ließ sich eine ihm geeignet erscheinende neue Wohnung zuweisen. Auf diese Art und Weise brachte man den deutschen Besitz, ... ohne an eine Entschädigung auch nur zu denken, mit einem Schlag in tschechische Hände.
Die deutschen Frauen und Kinder saßen als Bettler in den sog. Arbeitslagern, von ihren männlichen Angehörigen getrennt, die teils in den 3 anderen Lagern der Stadt untergebracht waren, teils in Brüx oder Kladno als billigste Arbeitskulis buchstäblich ihr nacktes Leben bei elender Kost zu erhalten suchten. Das war eine der üblichen Arten der Plünderung.
Viele Wohnungen und die in ihnen verbliebenen Frauen und Kinder, deren Männer ja schon in den Lagern arbeiteten, waren aber schon vor dem 13. Juni 1945 Plünderungen bzw. persönlichen Behandlungsweisen ausgesetzt, die vielfach an die barbarischen Methoden früherer Jahrhunderte erinnerten.
Am 3. Juni erschienen ... Gruppen von plündernden Svoboda-Soldaten unter dem Vorwand in unseren Wohnungen, noch eventuell versteckte männliche Personen aufspüren und mitnehmen zu müssen. Dabei wurden die meisten weiblichen Bewohner in der gemeinsten Weise mit Waffen bedroht. Wurde die Tür nicht sogleich von den geängstigten Frauen geöffnet, so feuerte diese Soldateska mit ihren Handfeuerwaffen einfach durch die Tür, so wurde die Augenärztin Frau Dr. H. ... durch einen Lungenschuß ernstlich verletzt. ...
In unseren Wohnungen erschienen nicht nur am 3. Juni, sondern auch an den folgenden Tagen des öfteren kleine Gruppen dieser Marodeure und Plünderer, die die Räumlichkeiten in Anwesenheit meiner Frau und meiner 15jährigen Tochter nach Wertgegenständen, Kleidern und noch vorhandenem Schmuck durchstöberten. Mit einer Axt öffneten sie gewaltsam verschlossene Körbe und versperrte Koffer. Durch wüste Drohungen, anzügliche Redensarten und rüdes Benehmen schüchterten sie nicht nur meine Frau und Tochter ein, sondern sie zwangen auch die übrigen Frauen im Haus zur Flucht aus ihren Wohnungen.
Völlig verängstigt und mit ihren Nerven vollständig fertig, kehrten nach längerer Zeit die Frauen nur zögernd in ihre Wohnungen zurück und warteten in banger Furcht und mit angespannten Nerven auf das mögliche Kommen neuer Plünderertrupps.
Das Lagerleben der in der ehemaligen SS-Kaserne untergebrachten weiblichen Insassen, deren Zahl anfänglich wohl einige Tausend betrug, bot keineswegs auch nur halbwegs geordnete

Lebensbedingungen.
Die hygienischen Einrichtungen des Lagers waren unzulänglich, weil keine ausreichenden Latrinenanlagen für so viele Menschen vorhanden waren; es kam vor, daß Personen beiderlei Geschlechts die halbverfallenen Latrinen der Wehrmachtszeit benützen mußten. Manche nicht ausgebaute und daher unbewohnbare Baracke konnte vor üblem Geruch kaum in der Nähe umgangen werden. Dabei die sommerliche Hitze, Scharen lästiger Insekten und Fliegen quälten die Menschen, besonders bei der Einnahme der Mahlzeiten.
Infolge der unzureichenden Kost - es gab meist flüssige Nahrung und schlechtes Brot in kleinen Rationen - bereiteten die Frauen über improvisierten Koch- und Feuerstellen mannigfache Kartoffelspeisen zu (die Kartoffeln wurden tagsüber von den auf den Feldern arbeitenden Frauen mit ins Lager gebracht). Manche verkochten auch noch die spärlichen Reste ihrer Nahrungsmittel, die sie beim Abzug aus ihrer Wohnung noch gerade mitnehmen konnten.
In den folgenden Wochen, besonders zur beginnenden Erntezeit, wurden immer mehr Frauen mit ihren halbwegs zur Arbeit tauglichen Kindern in Gruppen zusammengefaßt und zur täglichen Arbeitsleistung von früh 7 Uhr bis abends 18 Uhr bei den Bauern der umliegenden Dörfer eingesetzt. Nur wer vom Arzt als krank anerkannt war, durfte tagsüber in der Baracke zurückbleiben.
In den Baracken hausten die Familien oft mit mehreren Kindern in großen Räumen, die meistens keine Fensterscheiben besaßen, so daß bei eintretender kühler Witterung die dort Liegenden vor Kälte und Zug kaum schlafen konnten. Bettstellen gab es nur in einzelnen Baracken, der Großteil schlief oft nur auf blankem Ziegel- oder Betonboden.
Auch hier fanden tägliche Appelle meist in den Abendstunden statt, die, oft ohne dringenden Grund rein willkürlich angeordnet, als eine absichtliche Belästigung der Lagerinsassen angesehen werden mußten. Auch tauchte nach Wochen der berüchtigte Kommandant des Lagers Postelberg namens Marek auf, der auch hier unter den weiblichen Insassen bald als der bestgehaßteste Mann galt.
Jeden Tag zitterten die Frauen, was für den nächsten Tag an kleineren oder größeren Quälereien auf der Tagesordnung stand. Die Folge davon war, daß sich viele freiwillig zur Abkommandierung aufs Land hinaus meldeten, um diesem Alpdruck des ungewissen Schicksals zu entgehen, der auf der Seele jedes einzelnen lastete.
Der Drang, aus dem Lager herauszukommen, verstärkte sich noch, als eines Tages früh folgendes Vorkommnis bekannt wurde. Bewaffnete Tschechen und Russen erschienen des Nachts in dieser oder jener Baracke, suchten sich unter den dort schlafenden Frauen beim Schein der Taschenlampen ein Opfer aus, das sie dann coram publico vergewaltigten. Eines dieser Opfer ist eine gewisse H. P. aus Saaz, im 16. Lebensjahr stehend, gewesen; das können alle Frauen bezeugen, die zwangsläufig Zeugen dieses Vorganges waren.
Um nur eine oder die andere Tagesszene aus diesem äußerlich scheinbar eintönigen, aber doch so nervenzerrüttenden Lagerdasein herauszuheben, sei hier folgendes angeführt: Die Lagerleitung war auf den Gedanken gekommen, die Kinder von den Frauen zu trennen. Man begründete diese Absicht damit, daß jetzt auch alle Mütter zur Arbeit herangezogen werden müßten und die Kinder deshalb, um sie besser beaufsichtigen zu können, von ihren Müttern getrennt in besonderen Baracken allein untergebracht werden sollten.
Diese fadenscheinige Begründung sollte nur als Beruhigungspille wirken, die Wahrheit war, die Kinder unter diesem Vorwand wegzulocken und sie anderwärts zu deportieren. Schon wollten tschechische Soldaten dieses Vorhaben ausführen, hatten bereits die den Müttern geraubten Kinder zu einer gesonderten Gruppe zusammengetrieben, als unter dem Entrüstungssturm der standhaften deutschen Mütter und dem geängstigten Aufschreien ihrer bereits von ihnen getrennten Kinder das wahnwitzige Vorhaben des berüchtigten Lagerkommandanten ein vorschnelles Ende fand. Denn einige Mütter hatten sich bereiterklärt, eher (sich) selbst er-

schießen zu lassen, als diesem grausamen Verlangen stattzugeben.
Ein anderes Ereignis, das in seinen Auswirkungen weiter über Saaz hinausging, als es seinen Urhebern lieb war, sei hier vermerkt. Die Art und Weise seines Verlaufes übertraf selbst in dieser Zeit der sogenannten "Revolution" alles bisherige, was ein abnormales Gehirn an Widerwärtigem ersinnen mochte.
An einem Sonntagmorgen Ende Juni 1945 wurden sämtliche weiblichen Lagerinsassen mit ihrem noch vorhandenen Gepäck zum Appell befohlen. Ohne Frühstück eingenommen zu haben, warteten die in Sechserreihen Angetretenen auf weitere Anordnungen. Bald wurde bekannt, daß immer Frauengruppen von 60-70 Personen mit den Kindern in den großen Küchenraum beordert wurden, wo sie von einer aus 8 Mann bestehenden, stark angeheiterten (es wurde aus Biergläsern Sekt getrunken) Soldatengruppe unter Führung eines Leutnants namens Farkas und des übelbekannten Marek einer Leibesvisitation unterzogen wurden, um ihrer noch vorhandenen Geldmittel, Schmuck oder Wertgegenstände, die noch verborgen gehalten wurden, beraubt zu werden.
Die Frauen mußten sich dabei in Anwesenheit ihrer Kinder bis an die Grenze des Möglichen entkleiden (selbst die Unterwäsche wurde von den visitierenden Soldaten genauestens untersucht), während die Soldaten ohne Rücksicht auf das Schamgefühl der Frauen ihre öffentliches Ärgernis erregende Tätigkeit mit höhnenden und anzüglichen Redensarten begleiteten. Um diese Szenen noch eindrucksvoller zu gestalten und gleichzeitig die verängstigten Frauen einzuschüchtern, wurden zwischendurch Pistolenschüsse abgefeuert und auch dem Alkohol kräftig zugesprochen.
An dem wenig Wertvollen, das die Familien noch besessen hatten, bereicherten sich diese ehrenwerten Männer. Eine Frau, bei der im Rucksack ein alter Ehering gefunden wurde, der aus dem Schmuckpaket, das sie schon abgegeben hatte, unversehens herausgerutscht war, bedrohte man mit Erschießen, indem ein Soldat auf sie den Revolver anlegte. In ihrer Todesnot bekam die Frau einen Schwächeanfall.
Das Letzte an Wert- und Gebrauchsgegenständen hatte man den Deutschen abgenommen; es war so weit, daß viele Familien nicht mehr über ein Messer verfügten, um die Brotrationen untereinander aufzuteilen. Die Letzten wurden gegen Abend visitiert; solange dauerte diese Aktion. An diesem Tag hatte keine Person des Lagers eine Mahlzeit aus der Küche erhalten, da auch das gesamte Küchenpersonal zur Visitation mit angetreten war.
Die weiblichen Lagerinsassen der ehemaligen SS-Kaserne in Saaz wurden im Spätherbst und Winter 1945/46 teils in einer Schule, teils im Lager "Schwimmschule" untergebracht, während man die männlichen des letzteren mit ihren Familien in einer großen Baracke zusammenpferchte.
Infolge der einseitigen, meist flüssigen Nahrung und der nicht immer einwandfreien hygienischen Einrichtungen waren Bauchtyphus und Ruhrerkrankungen aufgetreten. (So waren in das Epidemiespital in Saaz allein aus dem Dorf Potscherad bei Saaz über 30 Fälle von Bauchtyphus, meist Frauen und Kinder, eingeliefert worden.) Ich selbst erkrankte an der Ruhr und lag zwei Monate im Krankenhaus, während meine Familie (Frau und Kind) bald da, bald dort als Tagelöhner bei Tschechen arbeiten mußte.
Nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus arbeiteten meine Familie und ich während der Monate September und Oktober im Einverständnis mit der tschechischen Lagerleitung als Taglöhner bei einem tschechischen Großgrundbesitzer in der Nähe von Saaz, und wir waren froh, wenigstens auf diese Weise dieser lebendigen Gefangenschaft entkommen zu sein.
Auf Grund eines Ansuchens meines Schwiegervaters, der als Österreicher sein Haus und Garten vor dem Zugriff tschechischer Behörden retten konnte, kamen wir nach Radonitz, Kreis Kaaden (unseren Heimatort!), wo wir Wohnung und Unterkunft fanden. Ich selbst war von November 1945 bis zum August 1946 beim Forstamt der Herrschaft Wuteritz als Waldarbei-

ter beschäftigt.
In dem genannten Städtchen Radonitz amtierte als Deutschenschreck der neuernannte Gendarmeriekommandant des Ortes mit Namen Machatschek, der als Vertreter der staatlichen Obrigkeit die Konfiskationsmaßnahmen alles privaten Eigentums der ansässigen deutschen Bevölkerung in dem Sinne erledigte, daß er die Wohnungen begüterter Familien vorher aufsuchte und die für seinen Bedarf passenden und geeigneten Einrichtungsgegenstände ausmusterte. Als er für sich und seine Familie die geeigneten Wohnräume durch Delogierung einer deutschen Familie sichergestellt hatte, ließ er durch Deutsche die für die Neumöblierung seiner Wohnung notwendigen Gegenstände bei den oben erwähnten Haushalten, soweit sie noch als solche anzusprechen waren, nach Bedarf abholen.
Es konnte durch Augenzeugen festgestellt werden, daß die Wohnungseinrichtung des obersten Hüters der Ordnung im Städtchen aus verschieden zusammengewürfelten Möbelstücken mehrerer deutscher Familien bestand. In ähnlichem Sinne betätigten sich die übrigen Gendarmen (es waren ihrer für den kleinen Ort und seine Umgebung 8-10 Mann), indem sie kurzerhand die Wohnung ganz beschlagnahmten, sofern sie einem Deutschen mit kompletter Einrichtung gehörte, und die ausgeraubte Familie mit anderen, die das gleiche Schicksal hinter sich hatten, in irgendeinen größeren Raum, der noch frei war, zusammenpferchten.
War infolge des ständigen Zuzuges tschechischer Neusiedler (die Leute entstammten meistens den niederen Schichten, den tschechischen Arbeiter- und Kleinhäuslerkreisen, die mit wenig Gepäck ankamen, aber am nächsten Tag schon das Glück hatten, einen Hof, eine Wirtschaft, ein Haus oder zumindest eine deutsche Wohnung ihr Eigentum zu nennen; diese ganze Aktion kam natürlich dieser fanatischen hussitisch-revolutionären Einstellung dieser Kreise sehr entgegen und konnte auf ihr Verständnis und Zuspruch rechnen) wieder eine Wohnung notwendig oder gefiel eine bereits gewählte nicht mehr, so mußten einfach die deutschen Familien, soweit sie ein Hindernis für diese "Beschlagnahme" bildeten, noch einmal übersiedeln, und zwar wieder unter Verlust dieses oder jenes Eigentums.
Es gab in diesem Ort (und man hatte sichere Nachricht, daß es anderwärts genauso gehandhabt wurde) deutsche Familien, die 3-4mal "herausgestellt" (wie diese amtliche Delogierung deutscherseits bezeichnet wurde) und in andere Räume eingewiesen wurden, bis sie soweit mürbe waren, daß sie sich, um diesem Ungewissen Schicksal endlich zu entgehen, für den nächsten Aussiedlungstransport einfach freiwillig meldeten; und damit glaubte man auch tschechischerseits, den Endzweck dieser Aktion erreicht zu haben.
Dabei mußten alle Deutschen männlichen wie weiblichen Geschlechtes vom 15. bis 55. Lebensjahr (im Frühjahr, Sommer und Herbst auch sonntags) bei den neuen tschechischen Siedlerfamilien, die jetzt als neue Herrn in deren Haus und Eigentum schalteten und walteten, als Knechte und Taglöhner arbeiten, wobei sie oft den Launen, Schikanierungen und einer willkürlichen Arbeitsentlohnung ausgesetzt waren.
Nur die Deutschen, die als Arbeiter in den Kohlengruben beschäftigt waren, bekamen Schwerarbeiterkarten und Sonderzuteilungen an Lebensmitteln, Alkohol und Zigaretten, da man für die Kohleförderung von tschechischer Seite nicht genug Arbeitskräfte aufbrachte. Die neue Tschechoslowakei wird wohl einer der wenigen Staaten der Welt sein, die den deutschen Normalverbrauchern, mit Ausnahme der Schwer- und Schwerstarbeiter, amtlich den Bezug von Fleisch, Milch und Eiern (nur Brot, Zucker, Kaffee-Ersatz, eine geringe Menge Mehl und etwas Fettstoff) bis zur Aussiedlung vorenthielt.
Ob die Lebensmittelzuteilung für die noch in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen nach dem vorläufigen Abschluß der Aussiedlung eine für diese günstigere Wendung genommen hat, entzieht sich augenblicklich meiner Kenntnis.
Es war den Deutschen z.B. verboten, von einer Ortschaft in die andere zu gehen. ... Manche Kommissare verboten den Deutschen in ihren Gemeinden den Kauf von Obst oder Gemüse.

Dabei schwelgte die neu angesiedelte tschechische Bevölkerung infolge der guten Obst-, Gemüse- und Getreideernte des Jahres 1945 im Überfluß; viel Obst blieb unter den Bäumen liegen, das Gemüse blieb teilweise ebenfalls auf den Feldern liegen, Hackfrüchte wie Kartoffeln und Zuckerrüben blieben infolge des Mangels an Arbeitskräften - der Großteil der Deutschen war ausgesiedelt - auf den Feldern, wurden nur teilweise eingebracht oder wurden umgepflügt.
Die Fahrt mit der Eisenbahn war für Deutsche verboten. ... Mußten Deutsche zu einem Spezialarzt in die nächste Stadt oder waren dorthin vor ein tschechisches Amt geladen, so mußte die Strecke von dem Betreffenden zu Fuß zurückgelegt werden, mochte sie auch viele Kilometer betragen. Auch das Zeitunglesen kam für die Deutschen nicht in Betracht, da deutsche Zeitungen nicht erschienen. Auch der Besuch von Gaststätten war verboten.
In manchen Orten kamen ... Fälle von Gräberschändung vor, wie z.B. in Liebotitz, Kreis Kaaden. So wurden Kreuze von Grabsteinen gebrochen, Schrifttafeln aus Glas oder Marmor mit schweren Gegenständen zertrümmert, ganze Grabsteine umgelegt, Grüfte beschädigt. In manchen Gegenden, wo die Zahl der Deutschen nur noch gering war, wurden die Verstorbenen irgendwo in einer Ecke des Friedhofes bestattet, obwohl die eigenen Begräbnisstellen (Grüfte) vorhanden waren. Kommunistische Kommissare duldeten dieses Treiben tschechischer Elemente.<<

Internierungsaktionen in Saaz im Juni 1945, Zustände und Ereignisse im Internierungslager Nr. 28 in Oberleutensdorf bei Brüx von Juni bis Ende August 1945

Erlebnisbericht des Kaufmanns E. M. aus der Stadt Saaz im Sudetenland (x005/307-313):

>>Am Sonntag, dem 3. Juni, ab 7 Uhr früh sprengten tschechische Reiter durch die Stadt und trieben die gesamte männliche Bevölkerung, gleich ob Krüppel oder Kranke, alt und jung, auf den Marktplatz. Zu einer Kundgebung, wie es hieß. Mit Gewehrkolbenhieben, MP-Schüssen und Peitschenschlägen wurden wir empfangen. ... Es gab die ersten Toten.
Nach Formierung eines Zuges in Sechserreihen zogen etwa 5.000 Männer von 13-65 Jahren aus unserer Stadt. Nur die wenigsten sollten sie wiedersehen, keiner mehr aber seine Wohnung. Damals ahnte noch niemand von uns, daß mit dem Marsch nach Postelberg die "humane Aussiedlung" ihren Anfang nahm.
Nachdem in Postelberg die Funktionäre der NSDAP, Angehörige der SA, SS, NSKK, Wehrmacht, Polizei, Gendarmerie, Hilfspolizei usw. herausgezogen waren, um einer "besonderen Behandlung" zugeführt zu werden, wurden einige hundert Spezialisten für lebenswichtige Betriebe nach Saaz, die übrigen in Arbeitslager gebracht.
Wir kamen am 6.6.1945 mit etwa 800-1.000 Kameraden, darunter auch 13jährige, in das Arbeitslager Nr. 28. ... Lagerkommandant war Karel Vlasak, ... ein ehemaliger Bergarbeiter aus Maltheuern bei Brüx.
Das Lager beherbergte früher Fremdarbeiter des Hydrierwerkes aus Brüx. ... Die Einrichtungen waren gut. (Es gab eine) moderne Küche, einen Speisesaal, Gartenanlagen, Wasserleitung, Brausebad und ein Waschhaus.
Als wir die Autobusse verließen und in das Lager einmarschierten, hagelten Schläge mit Gewehrkolben, Peitschen und Gummikabel auf uns nieder. Die tschechischen Posten, besonders die "Zivilgarde", benahmen sich wie Rasende.
Wir waren starr vor Schreck. ... Warum das alles? Was hatten wir verbrochen? Wir waren Deutsche, und das genügte!
So gingen wir durch das Tor des Lagers 28, das ungezählte Kameraden nur mehr als Tote verlassen sollten. "Bis der Kistendeckel auf die Nase drückt", wie uns gleich bei der Abnahme unserer Kleidung, die wir nie wiedersahen, angekündigt wurde. Ausgeplündert hatte man uns bereits in Postelberg. ... Wir erhielten Sträflingskleidung, alte Uniformen; als diese nicht mehr

ausreichten, wurden Anzüge mit gelber Ölfarbe beschmiert (Hakenkreuze und KT 28 = Straf- bzw. KZ-Lager 28). ... Später wurden wir alle kahlgeschoren, oder durch Haarschnitt arg entstellt ("Autobahnen", "Hundefrisur" usw.). ...
In unserem Lager befanden sich jetzt etwa 1.500 Mann aus Saaz, Brüx und Umgebung. ... Unser Lager wurde zu einer traurigen Berühmtheit, so wollte es der Ehrgeiz des Kommandanten Vlasak. Es herrschte ein System der Vernichtung durch Arbeit, Hunger und Mord.
Ich kam nach einiger Zeit in die Sanitätsbaracke. Meine Aufgabe war es dort, die zusammengeschlagenen Menschen zu reinigen und die Ruhrkranken zu waschen. Zu diesem Zwecke hatten wir 2 große Holzbottiche aufgestellt, die als Badegelegenheit dienten. ...
Besonders roh war die Behandlung in den ersten 4 Wochen durch die Zivilgarde. Ohne besonderen Anlaß wurden die Menschen schwerstens mißhandelt. So wurden eines Nachts alle Richter des Kreisgerichtes Brüx aus den Baracken geholt und mit dem gefürchteten Gummikabel (ca. 3 cm stark und 60 cm lang) geprügelt. Darunter 70jährige Männer (Landgerichtspräsident i. R. Bernhard K., Landgerichtsrat B., Landgerichtsdirektor K., Zentraldirektor K. u.a.). Ein alter Mann aus Brüx, der wegen seines langen weißen Bartes von uns "Nikolaus" oder "Vater Jahn" genannt wurde, erhielt von einem Tschechen, ohne Vorwarnung, einen so heftigen Schlag ins Gesicht, daß er taumelte. Dann wurde ihm der Bart abgeschnitten. Kurze Zeit darauf starb "unser Nikolaus".
Bei schweren Mißhandlungen waren nicht immer Zeugen dabei. ... Dazu waren die Bunker, Luftschutzstollen und vor allem die Nacht da. Wir sahen aber dann die Folgen: Auf Tragbahren wurden Kameraden gebracht, noch blutend, bewußtlos, mit bis zur Unkenntlichkeit verschwollenen Gesichtern, mit Rippenbrüchen und verletzten Nieren. ... Die Rücken zeigten blutige Muster von der Bearbeitung mit Stahlruten. ... Mehrmals kam es vor, daß Posten nachts in die Sanitätsbaracke kamen und einen Menschen holten, den sie vorher halbtot geschlagen hatten. Solche Kameraden sahen wir dann nie wieder. Auf den noch blutfeuchten Holzwollesack wurde schon vormittags ein anderer Kamerad gelegt.
Ein etwa 50jähriger Mann, Josef K. aus Saaz, der die Tschechen wegen seiner Beleibtheit gereizt hatte, wurde Tage hindurch ... geprügelt. ... Er starb. ...
Die Zivilposten, alle mit MP bewaffnet, nahmen sich das Recht, in der Krankenbaracke selbst Visite zu machen. Dann holten wir so rasch wie möglich unseren deutschen Lagerarzt. ... Ein Posten (ließ sich) die Tuberkulosekranken zeigen und fragte, ob diese arbeiten könnten. Als der Arzt verneinte, befahl er kurz: "Fertigmachen!" Dazu kam noch ein 60jähriger Mann, der infolge Prügel an Gleichgewichtsstörungen litt und den Verstand verloren hatte. Sie wurden aus dem Lager geführt. ... Gegen Abend wurden diese armen Menschen erschossen und außerhalb des Lagers verscharrt.
Der Herr Kommandant machte daraus gar kein Geheimnis und drohte manchem von uns, der nicht schnell genug arbeitsfähig werden "wollte", mit einer unmißverständlichen Bewegung des rechten Zeigefingers. ...
Das Lager war ziemlich groß und bestand aus weitverteilten Objekten. Ein Beisammenstehen oder Umhergehen im Lager war strengstens verboten. Es wurden uns daher nicht alle Ereignisse und Todesfälle bekannt. Viele schwere Mißhandlungen wurden aus Angst vor weiteren (Gewalttaten) verschwiegen. Mußten sich die Kameraden an den Arzt um Hilfe wenden, so gaben sie Kohlenverschüttungen oder Ähnliches als Ursache der Verletzung an. Besonders, als die Prügel mit dem Gummikabel offiziell verboten war.
Kameraden, die außerhalb der Sanitätsbaracke starben, zu Tode geprügelt oder erschossen wurden, kamen ... nicht auf den Friedhof, sondern sie wurden außerhalb des Lagers, an der Südwestecke, verscharrt. Wir wußten gut zu unterscheiden, was in der Nacht Schreckschüsse oder "Liquidierungen" waren. Übrigens sahen wir dann am frühen Morgen, an genannter Stelle, das Graben von Gruben.

Den Mannschaftsstand kannte nicht einmal der Kommandant genau. Er war Herr über Leben und Tod von ca. 1.500 Deutschen. Kleinste Verfehlungen wurden manchmal mit Erschießen bestraft. So nahm ein Mann einmal ein Stückchen Leder aus dem Werk mit in das Lager, um seine Schuhe zu flicken. Bei der üblichen Leibesuntersuchung wurde es gefunden. Der Mann mußte sich vor angetretener Mannschaft nackt ausziehen, auf einen Sandhaufen knien und wurde erschossen.
Arbeit und Arbeitszeit: Geweckt (wurden wir um) 4 Uhr früh, oft schon um 1/2 4 Uhr, Schlafenszeit (war) ab 22 Uhr! Während dieser Zeit wurden die Menschen gejagt, mußten stundenlang stehen oder wurden gequält, niemand durfte auf seiner Pritsche liegen.
Der etwa 4 km lange Marsch in das Hydrierwerk und zurück bedeutete eine weitere Qual. (Das Hydrierwerk Maltheuern war Anfang des Krieges erbaut worden. Für die hier von deutscher Seite eingesetzten "Fremdarbeiter" und Kriegsgefangenen wurden in der Umgebung mehrere Arbeitslager errichtet). Die Lederschuhe waren uns abgenommen worden, die Holzschuhe verursachten schmerzhafte Wunden.
Ohne Rücksicht auf Alter und Gebrechen mußten wir im Gleichschritt marschieren. Dazu mußten deutsche und auch tschechische Lieder gesungen werden. Wer nicht mitsingen konnte, besonders bei den tschechischen Liedern, wurde mit Gummikabeln, Peitschen und Gewehrkolben "behandelt". Geprügelt wurde bei dem Einmarsch in das Werk, während der Arbeit im Werk, bei dem Rückmarsch und im Lager erst recht. Einfach immer. Tag und Nacht. Kopfbedeckung war weder bei Sonnenglut noch Regen erlaubt, (obwohl wir) kahlgeschorene Köpfe hatten!
Die Arbeiten im Werk wurden gruppenweise ausgeführt und waren zum großen Teil recht schwer. (Wir mußten z.B.) ... Verladearbeiten, Kabelverlegungen, den Abtransport von Maschinen, Arbeiten mit Teer und auch die Ausgrabung von Bombenblindgängern durchführen. ... Oft trieb man uns mit dem Gummiknüppel an.
An Sonn- und Wochentagen (dauerte die) Arbeitszeit von 6 Uhr früh bis 12 Uhr und von 13 Uhr bis 18 Uhr. Nach Rückkehr von der Arbeit (führte man) die gefürchteten Leibesvisitationen durch, die (meistens) ... mit Prügel und Auspeitschungen verbunden waren. Später mußten 3 Deutsche, die zur Lagerpolizei gehörten, die Auspeitschungen vornehmen. ...
Dauerläufe und im Lager umhermarschieren, oft unter Absingen von Liedern, füllten die Zeit vor und nach der Essenausgabe aus. Der vorhandene große Speisesaal durfte nicht benützt werden. ... Bei Wind und Wetter standen wir hinter dem Speisesaal im Freien und verschlangen hungrig das magere Essen aus dem Blechnapf. Dafür spielte im Speisesaal ab August eine kleine Kapelle. Die Musik war bis auf die Straße zu hören.
Für die Reinigung des Körpers oder der einzigen Garnitur Wäsche, die jeder seit der Einlieferung auf dem Körper trug, blieb natürlich keine Zeit, so daß Verlausung die Folge war. Erst im August wurden eine Wäscherei und eine Entlausungsanlage eingerichtet. Es fehlte aber an Wäsche. Zahnbürsten und Seife waren uns fast 8 Wochen lang unbekannte Gegenstände. Daß (man während) der gefürchteten Nachtkontrollen unter solchen Umständen immer Anlaß fand, wegen Unsauberkeit der Füße oder Wäsche zu prügeln, war selbstverständlich.
Invaliden und arbeitsunfähige Kranke wurden mit leichter Arbeit im Lager beschäftigt. In den Baracken lagen auch drei 80jährige Männer aus Brüx.
Verpflegung: Abwechselnd 200-300 g Brot, 1/2 Liter schwarzen Kaffee morgens, Dörrgemüsesuppe mittags, Dörrgemüsesuppe abends. ... Der Hunger und die ... (ungenügenden) Lebensverhältnisse führten zu einem rapiden Kräfteverfall aller Lagerinsassen. Männer, die sich zu den Latrinen begeben wollten, brachen auf dem Weg dorthin zusammen. Es waren wandelnde Skelette, die sich aus den Krankenbaracken über den Platz schleppten.
Als sich die Leitung des Hydrierwerkes aus Leistungsgründen für eine bessere Verpflegung einsetzte, und zweimal eine russische Kommission erschien, war die Verpflegung für einige

Tage besser. Auch unser Lagerarzt Dr. G. richtete ohne Rücksicht auf seine Person eine ... Eingabe an das Militärkommando und erklärte, daß in naher Zeit die Hälfte der Männer zugrunde gehen würde, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern würden.
Daraufhin wurden den Suppen Frischgemüse, zerkleinerter Weizen und auch neue Kartoffeln zugegeben. Meistens aber blieb es bei alten, angefaulten Kartoffeln, die ungeschält in Streifen geschnitten in die Suppe getan wurden. Wir suchten uns vom Müllhaufen Abfälle, aßen Kaffeesatz, Löwenzahnpflanzen und ähnliches Unkraut. Nach der Eingabe unseres Arztes erhielten die Kranken, d. h. also die Arbeitsunfähigen, zweimal wöchentlich etwas Margarine, auch wurden 50 g Fleisch pro Woche versprochen. ... Ab Mitte August wurde die Verpflegung etwas besser.
Besondere Roheiten waren Schläge mit dem Gummikabel auf die Halsmuskeln oder Fußtritte in die Geschlechtsteile. Ein Brüxer Eisenbahner wurde so heftig getreten, daß in der Schambeingegend eine 10 cm lange und l cm tiefe Wunde entstand. Bei Bewußtlosigkeit half der Wasserkübel.
Bei der Abfuhr der Fäkalien mußte das Faß gestrichen vollgefüllt werden. Den Wagen zogen 4-5 Mann an einem Seil, 6 Mann mußten rückwärts anschieben. Die Straße aus dem Lager war ziemlich ansteigend. Unter Gebrüll der Tschechen und Schießen mit der Maschinenpistole wurde nun Laufschritt kommandiert: In großem Bogen ergoß sich die Jauche auf die rückwärts anschiebenden Kameraden. Es gab keine Seife, kein Handtuch, nur die Wäsche und die Kleidung, die jeder auf dem Körper trug.
Gefürchtet waren auch Dauerläufe auf Händen und Füßen unter dauernder Mißhandlung mit Fußtritten und Schlägen; ebenso dabei Dauerlauf durch das Lager, das Schießen vor, hinter, auch in die Kolonne. Wurde ein Mann getroffen, schrie der Posten nur: "4 Mann!" Diese trugen den Verletzten zum Arzt.
Der Empfang für Neuankommende bestand in der Regel darin, daß sich die Kameraden mit erhobenen Händen und mit dem Gesicht einer Mauer zugewendet in die Sonne stellen mußten. Stundenlang. Vorbeigehende "Soldaten", auch der Herr Velitel (Kommandant), stießen je nach Laune mehr oder minder heftig mit der Faust gegen den Hinterkopf des Häftlings. Die Folge waren gebrochene Nasenbeine und heftige Blutungen. Bei Bewußtlosigkeit half der Wasserkübel. Mancher Soldat mit englischen, russischen, amerikanischen Entlassungspapieren in der Tasche erfuhr solch eine Behandlung.
Krankheiten: Folgen nach schweren Mißhandlungen, z.B. Rippenbrüche, Nierenschäden, Herzschäden, eiternde Wunden, Wasserbeine; Folgen allgemeiner Erschöpfung, Phlegmonen, Hungerschäden, Ruhr, Furunkulose.
Der Kräfteverfall war bei der langen Arbeitszeit und der schlechten Ernährung rapid, zumal es sich bei den Lagerinsassen um solche Deutsche handelte, die wehruntauglich oder nicht mehr wehrpflichtig zu Hause geblieben waren. Also alte und kranke Menschen. Ruhende Tbc-Fälle wurden aktiv.
Ärztliche Versorgung: Die Sani-Baracke mußte erst wieder eingerichtet werden. Die 3 deutschen Ärzte gaben sich die größte Mühe, mit den vorhandenen Mitteln zu helfen. Es fehlte aber praktisch an allem. So mußte z.B. als zusätzliches Verbandsmaterial ... altes Zeitungs- und Packpapier verwendet werden, das erst auf dem Lagerhof zusammengesucht wurde. Bis Mitte August wurde mit Rasierklingen operiert, da kein geeignetes Messer vorhanden war. (Wir hatten) ein bis höchstens 3 Thermometer für etwa 250 Kranke. (Mehr durften nicht krank werden, oder es mußten dafür andere gesund werden. Diese Zahl bestimmte der ... Kommandant). Zum Pulszählen mußte ein Pendel - eine 1 m lange Schnur, daran wurde ein Stein befestigt - benützt werden. 2 Ausschläge zählte ich als eine Sekunde und danach den Puls.
Bezeichnenderweise besaß unter den 1.500 Deutschen keiner mehr eine Uhr. Erst ... Anfang Juli 1945 konnten (einige) Schwerkranke ... in das Krankenhaus nach Brüx gebracht werden.

...
Die Behandlung im Brüxer Krankenhaus durch die deutschen Ordensschwestern und auch weltlichen Schwestern war rührend gut. Aber auch die der tschechischen Ärzte, das müssen wir ausdrücklich hervorheben, war trotz besonderer Vorschriften gut und menschlich.
Mitte Juli wurde dem ehemaligen katholischen Priester aus dem Gebirgsneudorf im Erzgebirge gestattet, vor dem offenen Leichenwagen, der jeden Abend die Toten abholte, Gebete zu sprechen. Der Leichenwagen war ein rotgestrichener alter Postwagen. Darauf stand mit Kreide geschrieben (in tschechischer Sprache): Beerdigungsanstalt. Dahinter (stand) ein großes Fragezeichen! ...
In dem ehemaligen großen Speisesaal hatten wir einen Altar errichtet. Der Priester durfte dort ab Mitte Juli an wenigen Sonntagen für die Kranken die heilige Messe lesen. Ein Posten benahm sich während der Messe und auch gegenüber dem Priester in der ordinärsten Form. Später mußte der Priester die Rot-Kreuz-Binde ablegen und ebenfalls im Werk schwer arbeiten.
Fast täglich wurden Deutsche, die teils auf der Straße oder in den Städten zusammengefangen wurden, in das Lager gebracht. ...
Inzwischen war die Zahl der vollkommen Arbeitsunfähigen auf 200 angewachsen. Ende August ging der erste Transport Kranker, Amputierter, Schwerkriegsbeschädigter in Autobussen an die Grenze. Dort wurden wir, vollkommen erschöpft, völlig mittellos, in alten Uniformen, in Sträflingskleidung, zerrissenen, mit Ölfarbe beschmierten Kleidern, noch ein Stück vor der Grenze landeinwärts getrieben, immer mit dem Knüppel bedroht. Todkranke und Sterbende mußten mitgeschleift werden, weil wir selbst zu schwach waren, um sie zu tragen.
Dann verließ uns der tschechische Soldat. Wir waren ausgesiedelt! "Human ausgesiedelt", wie von höchster tschechischer Stelle wöchentlich wenigstens einmal der Welt versichert wurde. Benes: "Die Aussiedlung der Deutschen erfolgt mit der gewohnten Rücksicht";
Pierlinger (Ministerpräsident): "Die Grenzen der Humanität werden nicht überschritten."[1]
Als wir bei dem Ausmarsch aus dem Lager 28 noch einmal den Blick zurückwendeten, konnten wir über dem Torbogen in großen Buchstaben den Wappenspruch der Tschechen lesen: **"Pravda vitezi" ("Die Wahrheit siegt")**. Zu beiden Seiten wehten tschechische Staatsfahnen.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Neudek, Mißhandlungen durch ein Partisanenkommando im Juni 1945 und Flucht in die amerikanisch besetzte Zone Westdeutschlands

Erlebnisbericht des Lehrers Willibald U. aus dem Kreis Neudek im Sudetenland (x005/316-320): >> Die Bevölkerung meiner Heimatstadt war im Krieg von 9.000 bis zu 14.000 angewachsen. Dieser Zuwachs kam von den Evakuierten aus dem Ruhrgebiet, aus Leipzig und Berlin und von der Verlegung einiger Rüstungsbetriebe aus dem Altreich, ferner Kriegsgefangenen und Ostarbeitern.
Zuletzt kamen auch noch Evakuierte aus Ober- und Niederschlesien dazu. Die Leute waren unterzubringen, und die NSV trug einen Großteil dieser Aufgabe. Als Lehrer wurde ich nicht mehr in Anspruch genommen. Zuerst gab es ja nur manchmal Kohleferien. Als aber die Schulen als Flüchtlings- und Durchzugslager eingerichtet werden mußten, hörte der Unterricht ganz auf.
Gegen Ende April hatten die Amerikaner Karlsbad und Graslitz besetzt. Durch Neudek kamen täglich nur Streifen in ihren Jeeps. Ein amerikanischer Offizier hielt auch einmal eine Ansprache auf dem Marktplatz. Zum Zeichen der Ergebung mußten alle weiße Fahnen hissen. Die Eisenbahn von Karlsbad über Neudek nach Schwarzenberg verkehrte noch.
Kurz vorher waren kleinere Wehrmachtsteile durch unsere Gegend zurückgeflutet, noch in guter Ordnung; dann aber auch Versprengte, einzeln und in Trupps. Diese strebten zur Eisenbahn nach Sachsen und berichteten schon, daß sie von tschechischen Partisanen beschossen

worden seien. KZler aus Sachsen durchzogen die Stadt in Richtung Osten, kriegsgefangene Russen und ukrainische Ostarbeiter wurden dorthin abgeschoben. Aus dem Osten kamen neue Trecks: schlesische Bauern mit bei ihnen beschäftigt gewesenen französischen Gefangenen, denen vor den Russen graute. Die NSV beriet, vermittelte, unterstützte wahllos alle, die in stetigem Strome vorsprachen, Landratsamt und Rotes Kreuz taten desgleichen.
In dieser Zeit kam auch meine Tochter Gertrud aus Bautsch im Ost-Sudetenland, wo sie als Lehrerin wirkte, heim. Sie kam zu Fuß von Karlsbad nach Neudek, weil der dortige Bahnhof durch Bombenangriff zerstört war. Ihre Habseligkeiten, als Reisegepäck aufgegeben, waren verloren. Bald darnach flüchtete auch mein Schwager Edi T. aus Fischern, das die Ami den Russen überlassen hatten, zu mir nach Neudek. Er berichtete von Gewalttaten der Russen besonders gegenüber Frauen. Etwa eine Woche zuvor hatten die im Erzgebirge um Neudek liegenden Wehrmachtsteile befehlsgemäß vor den Amerikanern in Neudek kapituliert. Dabei verteilten die in Gefangenschaft abgehenden deutschen Soldaten an Kinder und Frauen Schokolade und Eßwaren.
Die Schulküche in Neudek war der NSV zur Verfügung gestellt worden, um die im Gebäude der Mädchenschule untergebrachten Evakuierten und Flüchtlinge zu speisen. Am Tage der Kapitulation übernahmen die Kommunisten die Wahrung der Ordnung in der Stadt, an ihrer Spitze ein Herr E., ein Herr H. und ein tschechischer ehemaliger Fleischergeselle. Eine Verpflegungsstelle der kapitulierenden Wehrmacht hatte einige Schweinehälften, die ja nicht mehr verbraucht werden konnten, der NSV-Küche zugefahren. Nun wiesen die Kommunisten sofort die Lagerinsassen, darunter alte Leute und Frauen mit Kindern, aus dem Haus, nahmen die Küche mit allen Vorräten und den Schweinehälften in Beschlag und kochten für sich und ihre Wachmannschaft. Einspruch zu erheben wäre vergeblich gewesen.
Gleich in den nächsten Tagen wurden die ehemaligen Amtswalter der NSDAP und ihrer Gliederungen und Verbände durch Boten aufgefordert, am anderen Tage um 8 Uhr morgens vor der Polizeiwache (Altes Rathaus) zu erscheinen. Dort fanden wir den Fleischergesellen in HJ-Uniform mit umgeschnalltem Revolver als Polizeigewaltigen und Herrn E. ebenfalls mit Revolver. Der rief unsere Namen auf, und dann wurden wir von Kommunisten, mit Gewehr, aber in Zivil, zur Arbeit geführt. Zuerst mußten wir einen Löschteich ausfüllen und den Platz ebnen, später Luftschutzgräben wieder einebnen.
Einmal war auch ein Müllplatz zu säubern und zu ebnen. Dabei fand ich unter leeren Konservenbüchsen auch eine volle. Sie hatte ein kleines Loch, und meine Kameraden meinten, sie sei verdorben. Ich nahm sie aber doch mit heim. Beim Öffnen entwickelte sie einen argen Gestank. Aber es war Schweineschmalz. Mit starkem Zusatz von Zwiebeln und Erhitzen ergab es doch ein genießbares Fett, und wir bekamen auf unsere Lebensmittelkarten damals doch nur l g täglich! Und mein jüngster Sohn war aus einem Lazarett über Bodenbach her zu Fuß heimgekommen. Tschechische Partisanen beraubten ihn um seine einzige Fleischkonserve.
Doch wieder zu unserer Zwangsarbeit. Wir bekamen nun ... angekommene tschechische Partisanen als Wächter. Es ging aber mit diesen Partisanen. Es scheinen Studenten in deutschen Afrika-Uniformen gewesen zu sein, die stolz mit ihren umgehängten Maschinenpistolen spielten.
Unter ihrer Aufsicht wurden wir aber einmal zu schrecklicher Arbeit angehalten. Wir mußten früher antreten, und ein Lastauto stand bereit. Auch war eine besondere Auswahl unter uns getroffen. Scheinbar warteten unsere Wächter auf einen höheren Befehl. So wurden wir erst einige Zeit auf dem städtischen Bauhofe beschäftigt. Dann hieß es aber auf einmal, schnell aufs Auto, und fort ging es nach Bärringen. Dort hieß es wieder warten. Zum Zeitvertreib durften wir die Straßen kehren.
Im "Bärringer Hof" bekamen wir ganz unerwartet ein Mittagessen. Es gab Kartoffeln mit Spinat. Dann hatte es große Eile. Wir bekamen Schaufeln und Spitzhacken (Krampen). Ich war

mit 62 Jahren der Älteste und schulterte eine Spitzhacke in der letzten Reihe. Man führte uns im Eilschritt vom Wege ab, geradeaus den Berg hinauf. Da ich nicht recht mitkam, erhielt ich von hinten einen Tritt. Der Tritt kam von einem ... Partisanen, den wir noch nie gesehen hatten. Auf einer Waldwiese mußten wir aus einem Massengrab Leichen ausgraben, KZler, die von der SS während eines Transportes erschossen worden waren. Schaufeln und Krampen (Spitzhacken) durften wir am Anfang benutzen, dann mußten wir mit bloßen Händen graben und die Leichen herausheben und in bereitstehende Särge legen.
Es war ein heißer Tag. Dann mußten wir die Särge zu vieren einige hundert Meter zum Lastauto tragen. Dabei versagten mir die Kräfte, und ein anderer mußte mich ablösen. Wohl durften wir nach dieser Arbeit unsere Hände in Lysolwasser waschen, als aber einige von uns um Trinkwasser baten und der Führer, anscheinend ein Medizinstudent, Wasser herbeiholen ließ, schlug der ... schon erwähnte fremde Partisan ... unserem Kameraden das gefüllte Wasserglas aus der Hand. ... Dann wurden wir wieder nach Neudeck gebracht.
Für einen wurde dieser Tag zum Verhängnis. Für Oberlehrer Adolf M. Er war ein in der ganzen Gegend hochangesehener Mann und 5 Jahre älter als ich, also 67. Deswegen erschien er an diesem Tage nicht zur Arbeit. "Dem werden wir helfen", sagte Ebert. Nach einigen Tagen wurde das Haus des Oberlehrers durchsucht und er mit einem Hitlerbild um den Hals zwischen Partisanen auf dem Marktplatz herumgeführt. Danach kam er nach Neu Rohlau ins KZ und wurde dort zu Tode gequält.
Ich wurde nun nicht mehr zu Zwangsarbeiten geholt, kam auch sonst fast nicht mehr in die Stadt und blieb in meinem außerhalb gelegenen Häuschen. Es kam von Pokau bei Aussig her im Fußmarsch meine älteste Tochter Berta und berichtete von fürchterlichen Greueln, die sie seit dem Einmarsch der Russen dort gesehen, und zuletzt erschien, erschöpft und abgerissen, meine Schwägerin Friedl Sch. Sie war der Prager Hölle entflohen, dann über Pilsen und durch Bayern nach Eger und dann nach Neudek gewandert, über den Verbleib ihres Mannes war sie ganz im unklaren.
Von den Ereignissen in der Stadt und in der Welt erfuhr ich nur durch meine Frau, wenn sie mit anderen Frauen um die wenigen Lebensmittel anstehen mußte. Aus diesen Schlangen holte sich Herr Ebert diejenigen heraus, die er zu Abortwaschen und anderen erniedrigenden Arbeiten brauchte.
Wir waren nun acht Erwachsene im Haus. Die eingelagerten Kartoffeln waren verzehrt, im Garten gab es im April/Mai im Erzgebirge noch nichts, auf den Wiesen höchstens Knöterich und an Zäunen Brennessel. Um ihren Hunger zu stillen, ging eine Tochter - die Lehrerin - als Dienstmädchen zu einem Fleischer in Gibacht, die älteste als Magd zu einer alten Bäuerin nach Thierbach, und der Sohn ging als Knecht zu einem Bauern nach Scheft.
Eine Tochter war im Arbeitsamt beschäftigt, das wunderbarerweise wie auch die große Kammgarnspinnerei in Betrieb blieb.
Durch nächtliche Streifen der Partisanen wurde die Bevölkerung in Furcht versetzt. Auch wir wurden mehrmals betroffen, wobei uns die tschechische Sprachfertigkeit der Prager … sehr zustatten kam. Doch fehlte dann immer etwas aus dem Kleiderschrank oder aus dem Keller. Der schon früher erwähnte Polizeigewaltige, der tschechische Fleischergeselle, hat sich aus einem anderen Haushalt auf die Weise einmal mit Wäsche, Kleidern und Stiefeln sehr ausreichend versorgt.
Als die Amerikaner den Russen Fischern, links der Eger, überlassen hatten, erschienen in Neudek Anschläge zum Lob der Roten Befreiungsarmee in deutscher Sprache, und es mußte nun anstatt weiß rot geflaggt werden. Das konnte nur so geschehen, daß aus den vorhandenen NSDAP-Fahnen das Hakenkreuz herausgetrennt wurde. Viele taten es, ließen es aber bei der weißen Fahne, weil das Hakenkreuz in den roten unverblichen hervortrat.
Nun zog im Bürgermeisteramte auch ein tschechischer Bürgermeister ein. Der sperrte in der

städtischen Sparkasse und in der Kreditanstalt der Deutschen sofort alle Guthaben. Ich konnte also von meinen Guthaben nichts mehr beheben, und wenn meine Töchter nicht einiges Geld mitgebracht hätten, wären wir nicht einmal in der Lage gewesen, die wenigen erhältlichen Lebensmittel einzukaufen.
Von unserem hochgelegenen Häuschen konnten wir an einem Spätnachmittag den Einzug, vielmehr Durchzug der Russen auf der Straße gegen Graslitz beobachten. Er vollzog sich sehr lärmend. Ein Troß mit mitgeführten geraubten Kühen lagerte auf einer Wiese. Ob es während dieser Nacht zu den befürchteten Ausschreitungen einquartierter Offiziere kam, weiß ich nicht. Am anderen Morgen zogen sie weiter. Die Lage wurde aber immer beängstigender.
Da entschloß ich mich, … für einige Tage zu entschwinden. Auf Seitenwegen und durch Wald wanderte ich nach Sauersack. Ich sah nirgends Russen. Bei Neuhaus war wohl ein Schlagbaum, aber ohne Bewachung. In Sauersack gab es nur Tschechen, wie mir meine Tante sagte. Zu einem alten 80jährigen Onkel wagte ich mich gar nicht hin, weil in der Nähe die Tschechen lagen.
Mit einer Flasche Milch versehen, wanderte ich am anderen Tage zu einem Vetter in Silberbach-Nancy. Von dem erfuhr ich, daß in Silberbach Russen seien und auf der Straße nach Graslitz eine russische und gleich danach eine amerikanische Sperre. Ich umging diese Sperren über den Hausberg und war dann bei meiner Schwiegertochter und meinen beiden Enkeln. Von ihr und ihren Eltern erfuhr ich, daß in Graslitz wohl die Tschechen die Stadtverwaltung übernommen hätten, aber großen Respekt vor den Amis zeigten und Übergriffe gegen Deutsche unterließen.
Am übernächsten Tage marschierte ich über Ober-Rothau und Heinrichsgrün (von der russischen Besatzung sah (ich) nichts) nach Neuhäuser bei Bleistadt zu einem anderen Vetter. Hier wurde mir klar, daß die Amis das Zwodautal mit der links abzweigenden Straße nach Falkenau besetzt hielten.
Als ich am nächsten Tage bei meinem Bruder in Köstldorf eintraf, erwartete mich, wie verabredet, dort meine älteste Tochter. Die erzählte mir, daß in den vergangenen zwei Tagen plötzlich alle Frauen und Kinder von SS-Leuten, alle Staatsbeamten, darunter die Lehrer, sich mit einer Frist von 10 Minuten zur Abreise bereitmachen mußten und dann auf Lastautos in Richtung Gottesgab zur sächsischen Grenze abtransportiert wurden.
Weil wir das auch bestimmt zu erwarten hätten, seien von meinen Töchtern und meiner Frau schon Rucksäcke genäht worden und gepackt. Wenn wir Neudek schnell freiwillig verließen, könnten wir doch einige Habseligkeiten retten. In der Gaststube war auch ein aus Karlsbad geflüchteter Beamter anwesend, der bestätigte, daß das in Karlsbad, das in diesen Tagen von Amis den Russen überlassen wurde, auch geschehen sei.
So kam es, daß wir am nächsten Tag - einem Sonntag Mitte Juni - früh am Morgen mit einem gebrechlichen Handwagen, beladen mit einigen Rucksäcken unser liebes Blockhaus und die Vaterstadt verließen. Über Köstldorf kamen wir nach Sponsl. Ein befreundeter Gastwirt gab uns auf dem Strohboden seiner Scheuer Quartier.
Am nächsten Tage wurde uns klar, daß wir ohne Passierschein nicht in die amerikanische Zone gelangen könnten. Ich und zwei meiner Töchter marschierten vier Stunden nach Falkenau und erbettelten denselben. Mittlerweile standen unser Gastwirt und meine Leute Todesängste aus, die erst schwanden, als wir am nächsten Tag wohlbehalten zurückkamen. Nun war der Weg frei in die amerikanische Zone. In Graslitz blieben wir fünf Monate. Als die Amerikaner auch Graslitz räumten, stahlen wir uns bei Nacht fort aus dem Heimatland.<<

Lebensverhältnisse in Theusing von Mai bis Juni 1945, Internierung im Arbeitslager Kolin und Zwangsarbeit ab August 1945

Erlebnisbericht des Fabrikanten Ludwig K. aus Theusing, Kreis Tepl (x005/320-324): >>Man

wartete täglich auf das Eintreffen von Besatzungstruppen, wohl befürchtend, es könnten die Russen sein, denen ja ein schlechter Ruf vorausging. ...
Am 8. Mai (kamen) endlich amerikanische Panzer, denen in Kürze der amerikanische Troß nachfolgte. Sie belegten die Turnhalle und die besseren Häuser. Auch in meinem Haus sollten 21 Mann Platz finden. Nachdem sie sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatten, begnügten sie sich mit einem Raum für 5 Soldaten. Ihre erste Tätigkeit waren Hausdurchsuchungen, angeblich nach Waffen, wobei sie aber auch Goldwaren mitgehen ließen. Ansonsten waren die Amis zur Bevölkerung anständig und es waren besonders die Kinder, die rasch Freundschaft schlossen und an den Proviantverteilungen gern und zahlreich teilnahmen.
Es folgten die Tage, wo wir trauernden Herzens zusehen mußten, wie ununterbrochene Reihen Lastautos, beladen mit unseren braven Soldaten, durch unsere Stadt fuhren, um in einer hoffnungslosen Verfassung in die Gefangenschaft abzugeben. Am Vorstadtplatz mußten sie die noch im Besitz habenden Waffen und sonstigen Kriegsgeräte abwerfen, die sich bald zu großen Haufen türmten.
Es war für die zahlreich anwesenden Polen ein Vergnügen, sich um die abgeworfenen Revolver zu raufen und für uns eine Befürchtung, daß sich damit bewaffnete Banden bilden werden. Daß sich bei dem Streit um die Revolver ein Pole aus Unvorsicht selbst erschoß, sei nur nebenbei bemerkt.
Nach dem halbwegs guten Einvernehmen zwischen der amerikanischen Besatzung und der Bevölkerung wirkte die Nachricht, daß sich die Amis zurückziehen, um den anrückenden Russen Platz zu machen, wie ein kalter Wasserstrahl. Es wurde Wahrheit, russische Fußtruppen, ca. 300 Mann marschierten ein, während die Amerikaner nahe des Waldrandes in Zelten Platz nahmen. Die Russen quartierten sich im Schloß ein, das Kommando belegte die Bürgerschule.
Es kam nun täglich und besonders in den Nächten zu häßlichen Szenen, und oft genug mußten amerikanische Streifen eingreifen, wenn weibliche Hilferufe in der Nacht widerhallten. Tagsüber konnte man täglich mit dem Besuch der Russen rechnen, oft gemeinsam mit den Polen, die vor allem Wodka und Spiritus suchten. Oft genug stürmten sie im betrunkenen Zustand die Geschäfte und nahmen einfach mit, was ihnen passend schien. Ich sah Russen, die an beiden Armen 2 oder 3 Armbanduhren trugen. Das Unangenehme war, daß die Russen viermal die Truppen wechselten und die Neuangekommenen abermals auf Beutezüge nach Waren und Frauen gingen. ...
Es erschienen tschechische Truppen, ... die nun ihren Rachegefühlen freien Lauf ließen. Jahrelange Unterdrückung hatte bei ihnen eine Unmenge Haß aufgespeichert, und wir Sudetendeutschen sollten nun diese entfesselte Wut zu spüren bekommen. Noch am gleichen Tag wurden sämtliche Parteigrößen verhaftet. Spitzel besorgten, daß alle ihnen unbeliebten Männer in Haft genommen wurden. Hausdurchsuchungen kamen nun nicht mehr von der Tagesordnung. Die noch vorhandenen jungen Leute, junge Mädchen und Frauen mußten sich täglich ... zur Arbeit melden. Es regnete Verordnungen, deutsche Aufschriften mußten verschwinden, die Gassen erhielten neue Namen. Die Ablieferung der Radios, Musikinstrumente, Fotoapparate, Büchersammlungen usw. folgte.
Die Geschäfte hatte man nach der Warenbestandsaufnahme geschlossen. Es sollte jeder Privatbesitz in das Eigentum des Staates übergehen, was aber nicht verhinderte, daß es die führenden Macher schafften, sich in den Besitz dieser oder jener Waren zu bringen. Verhaftung über Verhaftung erfolgte. Man war sich oft nicht klar, warum dieser oder jener fortgeholt wurde. Man wußte an keinem Tag, ob man die folgende Nacht noch in seinem Bett schlafen würde. ...
Es wurden Kleidersammlungen für die armen Opfer von Lidice durchgeführt. Es wurde den aus den KZ entlassenen Juden gestattet, in die besseren Häuser zu gehen und sich daselbst

Anzüge und Wäsche auszusuchen. ... Es durfte kein Deutscher nach 20 Uhr auf der Straße sein. Die Deutschen bekamen nur die minderen Lebensmittelkarten, ohne Fleisch und ohne Fett. Wenn ein Deutscher ohne weiße Armbinde angetroffen wurde, kostete es 50 Mark Strafe oder es gab Ohrfeigen.
Es tauchten Gerüchte auf, daß die Tschechen Evakuierungen vornehmen werden. Man schenkte diesen Gerüchten noch keinen Glauben. Doch als man hörte, daß in Karlsbad bereits mehrere Gassen evakuiert wurden, mußten wir uns mit dem Ernst der Lage befassen. Wir trafen Vorbereitungen, ... um vor Überraschungen sicher zu sein. ...
Am 9. August 1945, frühmorgens um 5 Uhr, erschienen tschechische Organe, d.h. Zivilisten mit Gewehren in den Wohnungen mit dem Befehl, die Wohnung bzw. das Haus sei binnen einer Viertelstunde zu räumen. Sammelpunkt (war die) Turnhalle. Mit der Uhr in der Hand wurde auf die Einhaltung der Viertelstunde gedrängt. Eiligst wurde das Dringendste zusammengerafft, wobei es unvermeidbar war, daß oft Unwichtiges eingepackt und Wichtiges vergessen wurde.
In der Turnhalle erfolgte eine gründliche Leibes- und Gepäckrevision. Den Leuten wurden wahllos Sachen weggenommen und zu Bergen aufgeschichtet. Von den wenigen Sachen, die man mitgenommen (hatte), wurde das Beste geraubt, so daß mancher mit halbleerem Koffer oder Rucksack abziehen mußte. Meine Tochter bekam Ohrfeigen, weil sie deutsch sprach und doch tschechisch sprechen sollte. ...
Wir wurden sodann in Lastautos nach Petschau gebracht, dort in offene Viehwaggons verladen und nach Karlsbad gefahren, wo wir den Tag und die folgende Nacht in den offenen Waggons zubrachten. Wir hatten noch immer die Hoffnung, wieder zurückzukommen, doch wir täuschten uns.
Im strömenden Regen landeten wir nach einer endlosen, immer wieder unterbrochenen Fahrt in der Bahnstation Luzna-Lischan. Hier wurden unter nicht zu beschreibenden Szenen die Frauen und Männer getrennt. Die jüngeren Männer kamen in ein Kalkwerk bei Prag, während die älteren Männer, zu denen auch ich gehörte, ... nach Kolin bei Prag kamen. Die Frauen mit Kindern kamen zu landwirtschaftlicher Arbeit in tschechische Dörfer. Sie kamen vorher in ein Lager nach Rakovnik, wo die Frauen von den Bauern aus der Umgebung wie auf einem Viehmarkt begutachtet und zur Arbeit ausgesucht wurden. Ältere Frauen und Frauen mit Kindern wurden verschmäht und blieben übrig, wodurch meine Frau ... mit anderen wieder heimfahren konnte.
Auch diese Heimfahrt vollzog sich bei strömendem Regen in offenen Waggons. Tschechische Organe wollten sie aber nicht in die Stadt hereinlassen. Erst nach langen Beratungen ließ man die vollständig durchnäßten Frauen und Kinder in die Stadt, um sie aber nicht in die eigenen, sondern in fremde Wohnungen einzuweisen. Mein Haus war in Zwischenzeit (bereits) von 2 Gendarmeriefamilien besetzt.
Wir älteren Männer fuhren in offenen Waggons und landeten ... bei ununterbrochenem Regen in den Morgenstunden des dritten Tages in Kolin. ... Wir wurden vom Bahnhof, begleitet von den verächtlichen Blicken und höhnischen Zurufen der Bevölkerung, in das Arbeitslager geführt, wo wir noch am gleichen Tage mit der Arbeit beginnen mußten. Das Bargeld, daß wir bei uns hatten, mußten wir sofort abliefern. Mancher hatte ein kleines Vermögen bei sich. Wehe, wenn einer etwas verheimlichte. Wir bekamen davon nichts mehr zu sehen. Wir besaßen also keinen Pfennig und bekamen aber auch keinerlei Bezahlung für unsere Arbeit, die darin bestand, daß wir 72 Stunden in der Woche, sonntags bis 2 Uhr, mit Schaufel und Spitzhacke Aufräumungsarbeiten in einem durch Bomben vollständig zerstörten ... Werk besorgen mußten.
Wir waren in diesem Lager zirka 500-600 Mann aus Theusing, Petschau, Karlsbad, Joachimsthal, Platten, Rumburg und Warnsdorf, zumeist Kaufleute, Gewerbetreibende, Lehrer, Advo-

katen und Pensionäre usw., die nun ... ungewohnte Arbeit verrichten sollten. Dafür gab es als Entgelt Hungerrationen. Wir lernten hungern. Wie oft sah ich, daß junge Menschen, vom Hunger getrieben, aus den Abfalltonnen Kartoffelschalen heraussuchten und gierig verschlangen. Es gab abwechselnd Kartoffeln, Kartoffeln und Kartoffeln. Die Folge waren viele Erkrankungen mit Durchfall, so daß die Latrine unter ständiger Belagerung stand. Es gab zahlreiche Sterbefälle und Selbstmorde.
Ein sadistisch veranlagter Kommandant, stets mit einer Hundepeitsche und Revolver bewaffnet, ersann immer neue Quälereien. ... Er befahl, daß wir beim Antreten tschechische Lieder singen mußten. ... Der Kommandant war mit diesem Gesang (jedoch) unzufrieden, also mußte weiter geprobt werden. ... Der von uns verehrte Direktor der Petschauer Musikschule stand auf einer Kiste und mußte den Gesang dieser tschechischen Hetzlieder dirigieren.
Beim Abmarsch zur Arbeit mußten wir täglich (tschechische) Lieder singen. Bei der dünnen Schnitte Brot und etwas Kaffee im Magen war uns ... nicht zum Singen zumute. Aber wehe, wenn es nicht nach Wunsch ging, (dann mußten wir) umkehren und (alles) wiederholen, oder es gab ½ Stunde lang tiefe Kniebeugen. Wir waren bloß Nummern, die wir auf der linken Brustseite und am rechten Hosenbein gut sichtbar tragen mußten. Unsere briefliche Verbindung mit unseren Angehörigen, alle 14 Tage eine Karte, durfte nur tschechisch geschrieben sein, bekam einer von uns etwas deutsch geschrieben, wurde ihm nur das leere Kuvert ausgefolgt.
Beim Appell kam es vor, daß bei der Zählung, die 2mal am Tag stattfand, die Ergebnisse nicht stimmten: Es gab dann Strafen für alle Lagerinsassen. Es kam vor, daß der Fehlende am nächsten Morgen in einer Ruine gefunden wurde, wo er sich aufgehängt hatte. Ich entsinne mich eines ... jungen Mannes aus Nordböhmen, der das Austreten versäumte. Er wurde vom Kommandanten so oft mit der Faust zu Boden geschlagen, daß er am nächsten Tag ... verstarb.
In einem anderen Fall trieb der Kommandant einen Professor aus Joachimsthal, der wegen einer Krankheit allein auf dem Dachboden schlief und die Zeit des Appells verschlafen hatte, mit der Hundepeitsche über die Treppen. Die Aufsicht bei den Arbeiten versahen bewaffnete Soldaten, die abends beim Appell nachlässige Arbeitsgruppen meldeten. ... Der betreffende Gruppenführer ... mußte dafür büßen, indem er 15-20 Stockhiebe auf den Hintern bekam.
Es war für uns alle ein trostloses Leben, und nur die ständige Hoffnung, unsere Heimat und unsere Familie wiederzusehen, verlieh uns Kraft und Ausdauer. Unser Lagerarzt Dr. L. aus Theusing, tat das Möglichste, um gewisse Härten zu mildern. Bei vielen von uns, die durch Entkräftung, Erschöpfung und seelische Zermürbung nicht mehr konnten, sorgte er dafür, daß sie im Lager bleiben konnten. Er zog sich allerdings durch den erhöhten Krankenstand den Unwillen des Kommandanten zu. Eines Tages wurde er mit anderen verhaftet und in das Koliner Stadtgefängnis abtransportiert. ...
Es war für uns Freude und Jubel, als es hieß, daß unser ... Kommandant wegen Unterschlagung abgesetzt wurde. Sein Nachfolger war das Gegenteil, ein Mensch mit Herz. Wir genossen nun verschiedene Vergünstigungen, erhielten z.B. am Sonntag frei und bekamen reichlich Kostaufbesserung, was wir besonders begrüßten.<<

Zwangsarbeitseinsatz in Strojetitz, Zustände und Ereignisse im Internierungslager Auschowitz bei Marienbad von August 1945 bis Ende September 1946
Erlebnisbericht der Therese R. aus Einsiedl bei Marienbad im Sudetenland (x005/325-327):
>>Am 16. August 1945 mußte ich mit 28 Frauen und Mädchen aus Einsiedl bei Marienbad nach Strojetitz bei Saaz. ... Wir wurden nachts um 23.00 Uhr auf 2 Leiterwagen verladen und unter tschechischer Bewachung nach Marienbad zum Bahnhof transportiert. ...
In Strojetitz ... lagerten wir den ganzen Nachmittag auf einem freien Platz. ... Die deutsche Bevölkerung durfte nicht mit uns sprechen. Unsere traurige Lage kam uns so richtig zu Be-

wußtsein, denn wir fühlten uns wie auf einem Sklavenmarkt. Die Kommissare, ausschauend wie Räuber, kamen, schätzten uns ab, suchten sich die ihnen passenden Frauen und Mädchen aus. Wir wurden in 7 Gruppen geteilt ... und durften uns später nicht treffen. ... Als wir einmal vom Felde heimgingen und die 14jährige Ilse S. infolge der Hitze die Weste mit der gelben Armbinde über dem Arm trug, so daß die Binde gut sichtbar war, stürzte sich ... ein tschechischer Soldat auf sie und schlug ihr ins Gesicht.

Als wir den 31. August Mittag aus der Hopfenernte zurückkamen, wurde ich nachts um 10 Uhr sowie noch eine Frau, 7 Mädchen, 5 Männer, darunter der 83jährige Franz Z. (der durch die Folgen der Haft und der unmenschlichen Behandlung bald starb), der 13jährige Willi B. und die 14jährige Ilse Sch. verhaftet. Wir wurden in der Nacht ins KZ Auschowitz ... eingeliefert, und es begann die Hölle auf Erden. In einem 7 qm großen Raum waren 28 Frauen interniert. Man konnte kaum atmen und mußte auf Brettern schlafen.

Schon bei der Einlieferung bekamen wir ohne jeden Grund Schläge mit dem Gummiknüttel und der Peitsche ins Gesicht, auf den Kopf und Rücken, so daß wir nach Wochen noch die Striemen hatten. Als ... (sie) die mit uns eingelieferten Männer unmenschlich schlugen, ... sie mit Füßen stießen und auf ihnen herumtrampelten, mußten wir an der Wand stehen und zusehen. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß es solche Menschen geben kann und hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte. ...

Als wir am 2. September ... von der Arbeit ins Lager kamen, stürzte sich der Kommandant Latke ... auf unsere Arbeitsführerin Frau L. und schlug ihr derart ins Gesicht, daß sie zusammenbrach. Dann mußten alle Männer, an die 400, antreten und wurden von dieser Bestie und 2 seiner Posten der Reihe nach niedergeschlagen. 50, 80 oder über 100 Hiebe mit einem armstarken Gummiknüttel, wo ein Draht durchgezogen war (erhielten manche Männer).

Waren dieser Sadist und seine Henkersknechte von ihrer bestialischen Arbeit ermüdet, dann mußte ein Kamerad den anderen schlagen. Wehe, wenn dieser nicht fest genug hinschlug. Dann riß Latke ihm den Knüttel weg und er bekam selbst das 3- und 4fache der Hiebe. Diese Schlägerei, wo einige Gummiknüttel in Stücke gingen, dauerte von 5 bis 10 Uhr. Nun mußten die ... zerschlagenen Männer noch bis 12 Uhr exerzieren und tschechische Lieder singen. Wer nicht sang, bekam die Peitsche. ...

Am 4. September schlug Latke ein Fräulein Sch. aus Jauer fast tot und legte sie in Ketten. Am ganzen Körper hatte sie keinen heilen Fleck mehr. In unsere Zelle kam er hereingestürmt und brüllte Fräulein R. auf tschechisch an. Da sie diese Sprache nicht beherrschte, konnte sie keine Antwort geben. Darauf schlug er ihr 2mal ins Gesicht und mit dem Gummiknüppel über den Rücken sowie noch weitere 10 Frauen und Mädchen, darunter auch mich und eine 68jährige Frau. (Er schlug uns) mit solcher Gewalt, daß wir fingerstarke Schwielen hatten und 3 Wochen nicht auf dem Rücken liegen konnten.

Einige Tage später hat sich aus Einsiedl A. H. im Waschraum erhängt. Zuvor ist er auf der Wachstube halbtot geschlagen worden. Ich sah ihn aus der Wachstube heraustaumeln, wo er noch mit Fußtritten bearbeitet wurde. Er konnte nicht mehr aufrecht gehen. Es war um 12 Uhr nachts. Habe die Schläge bis in unsere Zelle gehört.

Anfang Oktober hat L. Frau U. mit Sohn, die über die Grenze wollten, aufgegriffen und ins KZ eingeliefert wurden, so geschlagen, daß die Hand und der Arm geschwollen war wie zum platzen, Rücken und Brust ganz mit Blut unterlaufen, das Gesicht zerschlagen, die Augen waren noch verschwollen und blau, als sie nach Wochen zum Verhör gingen. Der Arm war wie gelähmt.

Ebenso ging es Frau B., Marienbad, deren Mann sich vergiftete, als ihn die Tschechen aus seiner Apotheke warfen. Die Besitzerin vom Zoo Marienbad, deren Mann schon im Juli verhaftet wurde, hat sich bei ihrer Verhaftung im November vergiftet. Förster P., Sangerberg, wurde erschlagen, Vater von 3 Kindern.

Von Juni bis Dezember waren täglich diese unmenschlichen Schlägereien. Wievielen wurde das Trommelfell, Augen, Zähne, Kiefer, Rippen zerschlagen. Dr. K. wurde an einem Nachmittag 4mal bewußtlos geschlagen.
Im Oktober, als wir an einem Samstag geimpft wurden, deshalb nicht auf Arbeit, sondern im Lager waren, wurden 6 Männer eingeliefert, darunter R., dem man beide Hände amputiert hatte. In der Wachstube wurden sie fast erschlagen, mit Füßen hinausgestoßen, ein großer Wolfshund auf sie losgelassen, sie konnten nicht mehr gehen, der Hund fiel sie wütend an, Herrn Sch. hat er 7mal ins Bein gebissen. Dann mußten sie bis in die Nacht an der Wand stehen, wo sie immer wieder mit dem Kopf an die Wand gestoßen wurden, daß das Gesicht eine Blutkruste war.
Im Lagerhof waren große Löcher, wievielen Häftlingen wurden bei der Herumjagerei von den Posten das Bein gestellt, daß sie in die Löcher fallen mußten, dann trampelten sie mit den Füßen auf die Köpfe. Es ist unmöglich, alles anzuführen, es gäbe ein ganzes Buch.
Wir dachten, nur in Auschowitz ist ein solcher Unmensch als Kommandant, doch als wir in die anderen Lager kamen, erzählten die Häftlinge von der gleichen Bestialität. In Neu Rohlau war es noch furchtbarer. 5 m außerhalb des Stacheldrahtes, ganz nahe an der Frauenbaracke, waren einige achtzig Erschlagene eingescharrt. Im vergangenen Sommer war der Verwesungsgeruch so stark, daß wir es in der Baracke kaum aushielten. Durch Tausende von Wanzen war es unmöglich, daß ich schlafen konnte.
Gesund wurde ich eingeliefert, durch die unmenschliche Behandlung, Aufregung und das seelische Leid bin ich nun schwer herzkrank. ...
Nach 13monatiger Haft wurde ich wegen Mangel an Beweisen entlassen. Ich mußte unterschreiben, daß ich keine Ansprüche auf Entschädigung stelle. Ich durfte nicht mehr in meinen Heimatort Einsiedl. Ich durfte nicht mehr in meinen Heimatort Einsiedl. Mein jetzt 18jähriger Sohn bekam nie, trotzdem ich schwer krank war, eine Fahrbewilligung. Auch er wurde ohne jeden Grund von den Tschechen so geschlagen, daß er heute noch eine Beule am Hinterkopf hat.
Während meiner Haft waren 5 Hausdurchsuchungen, wo sie Wäsche, Kleider, was ihnen eben gefiel, mitnahmen.
Wir können es heute noch nicht fassen, daß man uns Sudetendeutsche als Bettler aus unserer Heimat jagte, die unsere Ahnen urbar machten, die durch unermüdlichen Fleiß, Genügsamkeit und Kultur zur blühenden Landschaft wurde. Einsiedl feierte 1934 das 500jährige Jubiläum als Stadt, wo bis 1918 nie ein tschechischer Einwohner war. Unser Besitz geht zurück ... bis ins 15. Jahrhundert. Wir haben unserer Heimat die Treue gehalten in guter wie in schlechter Zeit.<<

Zustände, Ereignisse und Zwangsarbeitseinsatz im Kreis Luditz von Juni bis September 1945

Erlebnisbericht der Witwe A. L. aus Buchau, Kreis Luditz (x005/328-331): >>Dann kam die Kapitulation Deutschlands, und das Elend brach über uns herein. Ein fürchterliches Blutbad an der Sprachengrenze begann. In meiner Heimat nahmen sich zehn Personen das Leben, weil sie das Fürchterliche nicht mehr ertragen konnten. - Ich möchte mir wünschen, daß jeder einzelne über seine Erlebnisse berichtet, damit die Welt erfährt, wie es uns ergangen ist.
Wir warteten ständig in Buchau, daß mein Bruder mit seiner Familie käme und wir zusammen fliehen könnten. Unter dem tschechischen Pöbel hatten wir fürchterlich zu leiden, alles wurde uns genommen, sie drangen in die Wohnungen, warfen die Deutschen hinaus, nahmen ihnen alles, trieben sie mit 7,- RM über die Grenze. Ich sah die ersten Deutschen, wie sie ausgewiesen wurden, nur mit Rucksack und Kinderwagen versehen, meist ohne ein bißchen Essen, wurden sie von bewaffneten Soldaten über die Grenze getrieben. Vor der Austreibung hat sich

das Ehepaar R. erhängt.
Meine Mutter war alt und krank, konnte diesen Marsch nie unternehmen, und so beschlossen wir, aus dem Leben zu gehen. Zuvor mußte ich aber Verbindung mit meinem Bruder in Scheles und meiner Schwester in Luditz haben. Aber mein Bruder war bereits tot und meine Schwester irgendwohin fortgetrieben. Fürchterliche Tage hatte ich zu durchleben. Nur mit allergrößter Mühe gelang es mir, meine Mutter für einige Tage vom Selbstmord zurückzuhalten, und ich versprach ihr, meine Schwester zu suchen.
Tatsächlich machte ich mich auf den Weg und schlug mich unter lauter Russentransporten durch bis Rudig und zurück bis Lust. Auf dem … Meierhof in Lust fand ich ihre Spur. Ich verfolgte sie weiter, immer weiter, und in der Ortschaft Tönischen fand ich sie, sie ihrerseits wollte wieder uns suchen, und so trafen wir uns. Ein derartiges Wiedersehen läßt sich wohl nicht schildern. Am nächsten Tage schleppten wir uns heim nach Buchau.
Dann war ich bemüht, Erkundigungen einzuziehen, auf welche Art und Weise mein Bruder ums Leben gekommen war. Er wurde ca. 14 Tage nach der Besetzung, nachdem er alles verloren hatte, von bekannten Tschechen fortgeführt, angeblich zu einem Verhör und kam nie mehr heim. Er wurde … geschlagen und wieder geschlagen, dann starb er daran. Seinem Kind und seiner Frau wurde strengstens untersagt, Trauerkleidung zu tragen; täten sie es trotzdem, so kämen sie auch ins Tschechische. Man nahm meiner Schwägerin sogar den Ehering ab.
Wir Deutschen mußten stets weiße Armbinden tragen, 10 cm breit. In meinem Haus hatte ich dauernd 20-25 Russen, 5 Flüchtlinge aus der Slowakei und meine Schwester mit 3 Kindern. Vor Leid waren wir alle gebrochen.
Einmal nur ging ich ohne Armbinde ins Nachbarhaus, schon stand ein tschechischer Offizier vor mir und fragte, ob ich Tschechin oder Deutsche sei. Und schon sauste etwas Hartes auf meinen Kopf. Ich lag ganz benommen auf den Steinen und schämte mich, ein Mensch zu sein. ... Ich war ganz erschöpft und konnte mich nicht erheben. Da drohte der tschechische Offizier, auf mich zu schießen, wenn ich nicht aufstehen würde. Mühsam raffte ich mich auf und im nächsten Moment sauste wieder der schwere Knüppel auf meinen Kopf. Ich lag abermals auf der Erde. ... So wurden an diesem Tage in Buchau noch viele Frauen geschlagen; dann ging dieser Soldat in die umliegenden Ortschaften und suchte und fand viele neue Opfer. ...
Es wurde immer schlimmer, wir trauten uns nicht mehr auf die Straße. Jeder Tscheche konnte mit uns machen, was er wollte, jeder Tag brachte neue Verbote und neuen Zwang. Essen gab es fast gar nicht. Es war ein Wunder, daß wir noch lebten. Überall waren Tschechen, sie kamen in allerschlechtesten Kleidern. Sie hatten eine alte Aktentasche bei sich, in der gewöhnlich ein Stück Brot, ein Benesch-Bild und ein blau-weiß-rotes Fähnchen waren. So kamen sie in unsere Häuser und sagten: "Jetzt bin ich der Besitzer." Und unsere Leute mußten ihre Häuser räumen. ... Im besten Falle durften sie am eigenen Hofe als Knecht leben.
Ich arbeitete weiter im Geschäft meines Schwagers. Eines Tages wurden wir nach Luditz zum Arbeitsamt gefordert, meine zwei Schwägerinnen, meine Nichte und ich. … In Luditz wurden wir von einigen Tschechen übernommen, mit anderen Deutschen auf den Bahnhof getrieben, in einen vollen Zug gestopft und irgendwohin ins Tschechische geschleppt.
Heute wundere ich mich noch über mich selbst, daß ich nicht den Verstand verloren habe. Ein kleines Kind zu Hause, eine alte kranke Mutter, die Schwester mit drei Kindern unversorgt; wann würden sie aus meinem Haus, dem letzten von vier Häusern, das uns bis dahin verblieben war, hinausgetrieben, und wohin würden sie getrieben werden, was würde mit mir geschehen?
Werden sie uns den Russen ausliefern, wie seinerzeit in Luditz alle Mädchen vom 14. Lebensjahr angefangen? Gibt es einen Herrgott im Himmel, der dies alles geschehen läßt! O, wir wünschen uns alle den Tod - und doch geschieht nichts, nichts als daß die Reise weitergeht, immer weiter.

Wir fuhren durch Scheles, an der Villa meines Bruders vorbei, vorbei an allen Stellen, wo ich bisher mit ihm geschafft hatte, sei es in der Kanzlei oder auf den Feldern. In Plaß bei Pilsen mußten wir aus dem Zug heraus. Gott sei Dank, daß es nicht noch weiter ging, denn hier kannte ich mich noch aus; und langsam begann ich mich irgendwie zu wehren.
Wir wurden in ein von Schmutz starrendes Gasthaus geführt. Groß und klein kam gelaufen, um uns anzustarren. Waren wir doch die ersten Opfer der Verschleppung. Dann wurden viele Russen gerufen, und wir wurden ihnen angeboten. Meine Schwägerin und ich sprachen tschechisch, und sie verurteilten die Tschechen ob ihres Vorgehens.
Man holte Bauern, die uns besehen mußten. Es wollte uns aber niemand haben. ... Wir wurden auf Wagen geladen und von Dorf zu Dorf gefahren und verschachert.
In Bilov bei Scheles kamen wir zu Bauern; hier ging das Leiden weiter. Keine Nachricht erreichte meine Angehörigen. Wir hatten keine Wäsche, keine Seife, keinen Kamm. Die Bäuerin erlaubte mir nicht, mich zu säubern. Ich bekam bei allerschwerster Arbeit oftmals ... nur jeden zweiten Tag ein Mittagessen. Meistens nur ein bißchen Quark und Kartoffeln. Von den Kartoffeln durfte ich nur 2 essen.
Die Arbeit begann um 5 Uhr früh und dauerte bis 22.30 Uhr. Jeden Donnerstag war Versammlung für die Bauern, und von Donnerstag zu Donnerstag wurde es für uns schlimmer. Die Wohnung des Bauern Josef V. in Bilov, wo ich war, und wo ich in einem feuchten Loch schlief, war total versaut. Die Frau hatte viele Läuse und war Bettnässerin. Sie schlief mit ihrem Mann in der Küche in einem Bett. Das Bett durfte nie zum Trocknen aufgehängt werden, ich mußte es immer naß und stinkend wieder einbetten, desgleichen das Bett der Tochter.
Flöhe und Fliegen fraßen uns buchstäblich auf. ... Ich durfte mich nur waschen, wenn ich allein auf dem Feld arbeitete und ein Wassergraben in der Nähe war. Immer arbeitete ich barfuß, auf den Bachwiesen stand meistens Wasser. ..
Ich wurde krank. ... Ich bekam immer mehr Fieber, arbeitete und schlief mit der ganzen Kleidung. Meine Cousine bekam Ausschlag an den Beinen, und ich stellte mit Schrecken fest, daß sich auf meiner rechten Hand ein Ekzem festgesetzt hatte. ... Ich konnte fast nicht mehr aufrecht gehen. ... Nach ca. 6 Wochen (Zwangsarbeit) war ich fast verhungert. ...
Am 16. September taumelten wir ganz einfach davon und wollten nur heim und dann sterben. 2 Tage brauchten wir, um nach Hause zu kommen. Die Angst aufgegriffen und erschossen zu werden, trieb uns weiter. ... Deutsche halfen uns unter Lebensgefahr.
Um 12 Uhr mittags erreichte ich mein Haus, und um 2 Uhr nachmittag kamen schon zwei Männer vom Narodni Vybor und suchten mich wieder. Einer hieß Zajic, und sie suchten sich aus, was ihnen gefiel. Am nächsten Tage mußten wir zum Chefarzt, Dr. Karpathy, nach Luditz, der uns als Todeskandidaten bezeichnete. (Das Attest von Dr. Karpathy befindet sich noch in meinen Händen.) Tatsächlich ist meine Schwägerin nach einiger Zeit auch gestorben. Ich selbst hatte für sieben Personen zu sorgen und mußte mich gewaltsam ans Leben klammern.
Als ich halbwegs konnte, arbeitete ich wieder im Geschäft meines Schwagers, das in der Zwischenzeit enteignet worden war. Mein Haus wurde zwar von den Russen geräumt, aber von den Tschechen sofort wieder genommen. Frau K. nahm mir die letzten paar Möbel, das Haus nahm der Buchauer Kommissar Triska. Kurz darauf stahl er jedoch aus der Buchauer Stadtkirche eine rote Altardecke und ließ daraus eine kommunistische Fahne und ein Kleid für seine Tochter Elinka nähen.
Außerhalb Buchau steht eine sehr alte, aber schöne Kirche, die Jakobikirche, die von den Russen und Tschechen innen fast ganz demoliert wurde, und in der sie ihre Gelage abhielten. Als wir für unsere beiden Brüder, die durch die Tschechen ihr Leben einbüßten, eine Messe lesen ließen, ließ uns Frau K. nicht eine Blume für unser Grab aus meinem Garten nehmen. …<<

Zustände und Ereignisse in der Stadt Mies von August bis Dezember 1945, Zwangsarbeitseinsatz in Böhmen

Erlebnisbericht der Maria S. aus der Stadt Mies im Sudetenland (x005/331-335): >>Der Sommer 1945 brachte uns Tag und Nacht Angst und Schrecken. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen an der Tagesordnung. Alle Deutschen müssen die gelbe Armbinde tragen und erhalten Judenkarten. Meine gesamte Leibwäsche, Bettwäsche, sowie Kleidung, Antiquitäten, Silber und Teppiche usw. hatte ich in einen Bauernhof gebracht, wo ich annahm, daß sie dort sicherer als bei mir aufgehoben seien. Die Bäuerin war Tschechin. Meine Annahme erwies sich als trügerisch. Der Hof wurde als einer der ersten des Dorfes Sittna enteignet, und ich verlor auf diese Weise mit einem Schlag die notwendigsten und besten Wäsche- und Kleidungsstücke.

Eines Tages sahen wir schon um 7 Uhr früh Hunderte von guten Bekannten auf dem Marktplatz stehen, umgeben von Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr, die uns den Zugang zu ihnen verweigerten. Sie halten nur wenig Gepäck bei sich, denn innerhalb 1/2 Stunde mußten sie unter Aufsicht packen und die Wohnung verlassen. So sahen wir am 20. Juli die ersten Mieser Bürger ihre Heimat für immer verlassen, unbekannt wohin. Wir entschlossen uns sofort, das Notwendigste zu packen. Meine Mutter war 75 Jahre alt, die Mädchen 9 und 11 Jahre und ich 43. Wir wußten, daß man auch uns eines Tages auf diese Art und Weise aus unserem Haus in Mies Nr. 15 vertreiben würde.

Am 29. August, um 7 Uhr früh, hörte ich aus dem Schlafzimmer meiner Mutter laute Stimmen. Es war soweit. 2 Tschechen überbrachten uns den Befehl, daß wir bis 7 Uhr abends am Bahnhof sein müssen. Meine Mutter versuchte, auf Grund ihres hohen Alters zu erreichen, daß man von diesem Vorhaben absehen möge. Vergebens! Auf einem kleinen Handwagen packten wir unsere Säcke und Koffer, und als wir so zum Bahnhof zogen, wanderten aus allen Straßen Hunderte von Menschen den gleichen traurigen Weg. In eine Fabrikhalle mußten wir unser Gepäck schaffen, Gold, Silber und Schmuckstücke wurden uns abgenommen. Alte und Kranke lagen auf den Säcken, Kinder schrien nach ihren Betten. Es verging eine trostlose Nacht.

Um 1/2 7 Uhr früh mußten wir unser Gepäck in einen bereitstehenden Zug verladen und fort ging es mit 1.500 Menschen, unbekannt wohin. - Sibirien wurde allgemein angenommen. Wir kamen nach Rokyzan.

Der Zug hielt, Amerikaner prüften die Papiere des Lokomotivführers, es schien etwas nicht in Ordnung zu sein. Unsere Freude war groß, weil nach 3stündigem Verhandeln die Maschine kehrtmachte und wir wieder zurückfuhren. Allerdings nur 2 Stationen.

In Chrast verbrachten wir 30 Stunden im Waggon. Langsam ging die Verpflegung zu Ende. (Wir hatten auch) kein Trinkwasser mehr. Als wir Wasser holen wollten, wurden wir von den Posten mit dem Gewehrkolben verjagt. Die Säuglinge, von denen wir einige im Waggon hatten, schrien, denn was sollte man ihnen geben? Über 3 Kerzen bereiteten wir etwas Tee für sie. Später zündeten wir wie Zigeuner am Bahndamm Feuer an und kochten Suppe. Unser einziger Gedanke aber war ständig, was mit uns geschehen würde. ...

Am 31. August, abends um 6 Uhr, fuhr der Zug endlich in die Richtung nach Mies zurück. In Tuschkau aber hielt der Zug. Tschechen und Amerikaner erwarteten uns. Wir mußten heraus aus den Waggons und uns familienweise zusammenstellen. Viele Frauen bekamen Herzkrämpfe, Wahnsinnsanfälle. Ich bemühte mich zu helfen, wo es ging. Ich besaß eine kleine "Reiseapotheke" und als ausgebildete Krankenschwester konnte ich manchem Linderung verschaffen. ...

Ein tschechischer Gendarm und ein amerikanischer Captain sondierten nun die Masse. Alte, Gebrechliche und kranke Leute, Frauen mit vielen Kindern wurden zurückgestellt. Auch wir gehörten zu den Glücklichen. Wie groß war aber die Verzweiflung derer, die wieder in die

Wagen mußten und abermals ... in Richtung (Deutsches Reich) abfuhren. Meine kleine 11jährige Tochter und ich mußten nun unser Gepäck unterbringen. Es goß in Strömen. Wir waren derart ermattet, hungrig, naß und verzweifelt, daß wir laut weinten. Die übrigen 180 Personen lagen einstweilen in einem Gasthof auf dem Stroh. Um 23.30 Uhr hieß es wieder heraus, Gepäck zum Bahnhof, ab nach Mies.
Dort angekommen, mußten wir bis 4 Uhr früh in der Kälte im Freien auf dem Bahnhof warten, ehe man uns schließlich in einer Fabrik unterbrachte. ... Mittags um 12 wurden wir dann wie Vieh auf Lastwagen gepfercht, Soldaten mit Gewehren sprangen auf, und wie Schwerverbrecher wurden wir abtransportiert. Wir kamen nach Milkau. ... In einer verfallenen Hütte fanden wir ein neues Unterkommen. Täglich mußten wir uns früh um 7 Uhr und um 13.00 Uhr bei dem Vorsteher melden, zur Arbeitseinteilung. Wir mußten schwere Arbeiten verrichten, ohne dafür jedoch Bezahlung oder Verpflegung zu erhalten.
Ständig lebten wir in Angst und Sorgen. ... Was unternahmen wir nicht alles, um über die Grenze zu gelangen, nichts wollte gelingen.
Am 13. Oktober, 4 Uhr früh, klopfte es an unsere Fenster. Wir vernahmen tschechische Stimmen. "Aufmachen! Zum Transport!" ... Die Kinder schrien, meine Mutter bekam einen Herzanfall. Unter der Aufsicht von 4 zweifelhaften Gestalten, mit Knüppeln bewaffnet, mußte ich packen. Nur eine Garnitur Wäsche, ein Kleid und einen Mantel wollte man uns mitnehmen lassen. Auf Leiterwagen wurden wir und unsere Säcke geladen, und fort ging es, wieder nach Mies zum Bahnhof. Viele Familien, die bereits den ersten Transport mitgemacht hatten, waren wieder dabei. ...
In Mies stand ein langer, langer Zug, und viele gute Bekannte (1.600 Personen) fuhren mit ihm abends um 7 Uhr ab ins Ungewisse. ... Diesmal hatte man es jedoch so eingerichtet, daß der Zug nachts ... die Demarkationslinie passierte. (Es wurde) wieder eine traurige, schreckliche Nacht. Kinder weinten, Frauen beteten leise den Rosenkranz. Es regnete durch die Decke und es war bereits empfindlich kalt. ...
Wir kamen nach 24stündiger Fahrt nach Kralupy. Verschlafen, frierend und hungernd saßen wir auf unseren Elendsbündeln, und bald stellten sich die "Käufer" bei dem Viehmarkt ein. Unter Führung des Arbeitsamtes wurde die "Ware" ausgesucht. Wir, meine alte Mutter, meine Kinder und ich, sowie einige alte Leute, Frauen mit vielen kleinen Kindern fanden keinen Absatz.
Man schaffte uns ins Internierungslager. ... Seit Mai 1945 vegetierten hier Bodenbacher und ... gefangene Soldaten. Der Hunger stand allen im Gesicht geschrieben. Die Kinder hatten meist Krätze und waren elend abgemagert. Der Arzt, ein gefangener Rheinländer, war schon ganz apathisch. Zu essen bekamen wir nichts, erst am nächsten Tag (erhielten wir) etwas schwarzen Kaffee und etwas Brot.
Wir lagen auf den Gängen, denn das Lager war total überfüllt. Es war rührend, wie die gefangenen Soldaten uns nachts ihre Betten überließen und selbst auf dem blanken Fußboden die Nacht verbrachten. Um objektiv zu bleiben, muß ich allerdings sagen, daß sich die Leitung des Lagers uns gegenüber ziemlich korrekt benahm. Mittags kamen ein Mitarbeiter des Arbeitsamtes und ein Arzt, die feststellten, daß es sich bei uns um Alte, Kranke und Kinder handle, und daher die Rückkehr nach Mies durchgeführt werden sollte.
75 Personen wurden in je einen Viehwaggon mit ihrem Gepäck verladen (3 Waggons), und zurück ging es nach Mies. Wir konnten weder ordentlich sitzen, noch stehen oder liegen. Zum Unglück bekam meine kleine Tochter hohes Fieber. Ich gab ihr ein Medikament, und es war traurig anzusehen, wie das Kind kein ruhiges Plätzchen finden konnte. Aus dem ersten Transport hatte ich bereits eine Lehre gezogen und einen kleinen Kübel mitgenommen. Es wäre trostlos gewesen, wenn die 75 Personen ohne dieses notwendige Gerät hätten auskommen müssen. Am 20. Oktober kamen wir abends um 6 Uhr wieder glücklich nach Mies. Jeder war

froh, endlich aussteigen zu können.
Doch wer beschreibt unser Entsetzen, als wir den Waggon überhaupt nicht verlassen durften. Unbeschreibliche Szenen spielten sich ab. Fräulein Marie K. riß aus ihren Säcken die Wäsche und Kleidungsstücke heraus und warf alles wahllos umher. Sie war nicht mehr ganz bei Sinnen. Herr H. bekam einen Herzkrampf nach dem anderen. Eine Frau aus Kladrau wurde sterbend herausgetragen.
Ich selbst war am Ende meiner Kraft, und ich hätte wohl meinem Leben ein Ende bereitet, wenn eine Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Wir hatten tagelang nichts richtiges mehr gegessen, spürten auch gar keinen Hunger mehr. Die Kinder waren matt und rührten sich gar nicht mehr. Unsere Verzweiflung war groß. Leute aus der Stadt kamen und wollten Suppe und Kaffee bringen, doch verwehrte man ihnen den Zugang zu dem Zaun. Mir war elend zumute, und ich glaubte, daß ich diese Situation nicht überleben könnte. Da kam der Transportführer, den doch ein menschliches Gefühl leitete, und er vertraute mir an, daß er und der Bahnvorstand an das Innenministerium telefoniert hätten.
Er fuhr also abends um 8 Uhr wieder ab mit uns nach Prag. Wir kamen dort um 9 Uhr früh an, und kurze Zeit schon darauf mußten wir in einen Waggon II. Klasse zur Untersuchung. Es wurde festgestellt, daß es sich bei uns tatsächlich um arbeitsunfähige Personen handelte (86 kleine Kinder, das älteste elf Jahre). Zurück in die Heimat, in die alte Wohnung, und wir sollten einen Schein erhalten, auf dem der Vermerk stehen sollte, daß wir bis zur Aussiedlung nicht mehr aus unseren Wohnungen entfernt werden dürften. Nach acht Tagen bekamen die kleinen Kinder hier endlich etwas Milch, die übrigen Suppe und Brot. Nun waren wir wieder einmal gerettet! Zwei Gendarme mit schriftlichen Weisungen an den Mieser Vybor begleiteten den Heimtransport.
Abends 5 Uhr, am 22. Oktober, kamen wir in Mies an. Niemand kümmerte sich um uns. Nur zwei Beamte standen da am Bahnhof und erklärten, daß wir einstweilen zusehen sollten, daß wir irgendwo übernachten könnten, und den nächsten Tag sollten wir in das Rathaus kommen.
Nach 8 Wochen durften wir wieder in unser Haus zurück. Allerdings erlaubte man uns nur, die Küche zu bewohnen. Viele unserer Leidensgenossen konnten nicht mehr in ihre Wohnungen zurück, denn sie waren bereits von Tschechen bezogen.
So kam Weihnachten, das traurigste Weihnachten unseres Lebens. Die Läden waren angefüllt mit Süßigkeiten, die Schaufenster hell erleuchtet und mit Waren überladen. Für uns und unsere armen Kinder aber gab es nichts zu kaufen. Am 1. Feiertag predigte der Geistliche: "Herr, gib uns die Kraft und den Willen, dieses grausige Weihnachten 1945 zu vergessen!" Wir und unsere Kinder aber werden es wohl nie vergessen.
Ende Januar 1946 begann die Aussiedlung. Wir meldeten uns freiwillig zu dem zweiten Transport, der am 28. Februar zusammengestellt wurde.<<

Heimkehr aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, Zustände und Ereignisse im Internierungslager Dubi bei Kladno von Oktober bis Dezember 1945
Erlebnisbericht des Priesters Dr. Hermann E. aus Ober Lohma bei Eger im Sudetenland (x005/335-339): >>Am 28. August 1945 wurde ich mit vielen Kameraden aus dem russischen Kriegsgefangenenlager Focsani in Rumänien entlassen. Jeder von uns bekam seinen Entlassungsschein, und wir konnten fahren, wohin wir wollten. So fuhr ich mit anderen Kameraden aus meiner Heimat durch Rumänien und Ungarn in die neue Tschechoslowakische Republik. In Brünn wollte man uns aufhalten. Wir wandten uns aber an den russischen Bahnhofsoffizier. Dieser gab den Tschechen den Befehl, in dem Zug nach Prag einen Waggon für uns frei zu machen oder einen anzuhängen. So fuhren wir ungehindert nach Prag. Auch hier konnten wir ungehindert weiter fahren.
Als wir in den Zug nach Komotau – Karlsbad – Eger einstiegen und uns schon zu Hause

glaubten, wurden wir in Kladno angehalten und mußten aussteigen. ... Man gab vor, uns zur Überprüfung unserer Papiere zum russischen Stadtkommandanten zu führen, aber man führte uns statt dessen in das Internierungslager Dubi bei Kladno.
Dieses Lager umfaßte ungefähr 2.000 Menschen. ... Hier waren die Deutschen, die früher in der näheren Umgebung gewohnt hatten, Beamte, Ingenieure und Direktoren der "Poldihütte", mit Frauen und Kindern interniert. Sie besaßen nur noch das, was sie am Leib hatten: Ein Hemd, eine Unterhose, einen Anzug, sonst gar nichts mehr. Da sie diese Sachen dauernd bei der Arbeit anhatten, waren es schon Lumpen, und Ersatz gab es nicht. Die meisten hatten ... keine Socken oder Strümpfe und vollständig zerrissene Schuhe.
Ein Schuster und ein Schneider waren zwar im Lager, aber sie hatten nicht einmal einen Fleck, um etwas zu flicken. Sie arbeiteten fast ausschließlich für das tschechische Wach- und Aufsichtspersonal. Wintermäntel oder warme Winterkleider gab es nicht.
Ferner waren im Lager Leute aus den deutschen Randgebieten (Sudetengau), die man hierher verschleppt hatte. Diese wurden ganz plötzlich von zu Hause weggeholt mit der Bemerkung, sie kämen nur 3 Wochen zum Arbeitseinsatz. Sie kamen aber nie mehr zurück.
In Karlsbad hatte man ganze Straßenzüge ausgehoben mit allem, was drin war: alten Leuten, Krüppeln usw. Im Lager wurde ihnen alles abgenommen, was sie hatten und ihnen nur einige alte Kleidungsstücke gelassen. Geld durfte man im Lager überhaupt nicht haben.
Im Oktober 45 kamen dann auch schlesische Flüchtlinge, die im Kriege in den Sudetengau geflüchtet waren. (Sie hatten nach dem Kriegsende) bei tschechischen Bauern gearbeitet und noch einige Habseligkeiten gerettet. ... Als sie ins Lager kamen, wurde ihnen alles abgenommen. Sogar die Betten der Kinder, Kinderwäsche usw. nahm man ihnen. Im Lager waren auch ungefähr 100 deutsche Soldaten aus dem Reich.
Das Lager bestand aus Holzbaracken und einigen Steinbaracken. Es waren Baracken, in denen während des Krieges auswärtige tschechische Arbeiter gewohnt hatten. Die tschechischen Zeitungen, die wir manchmal heimlich lesen konnten, beschwerten sich darüber, daß die Deutschen zu gut untergebracht seien, da sie in denselben Baracken lebten, in denen "ihre" Leute auch hatten leben müssen.
Dabei verschwiegen diese tschechischen Zeitungen natürlich, daß früher in einem Raum nur 4-8 tschechische Arbeiter ... Unterkunft fanden, während jetzt derselbe Raum (für) bis zu 30 Menschen eine vollständige Wohnung sein mußte. 30 Menschen, mit all ihrem Hab und Gut, ... hausten in einem Raum von ungefähr 25 Quadratmetern!
Als Schlafgelegenheiten gab es Doppelbetten aus Holz, wie sie in Wehrmachtsunterkünften üblich waren. Es waren in jedem Raum aber nur 4-8 ... Schlafstellen mit Strohsäcken. Die übrigen mußten sehen, wie sie unterkamen. Es mußten 2-3 auf einem Strohsack schlafen, die anderen schliefen auf dem Boden. Viele lagen überhaupt nur im Gang. Wenn wir abends von der schweren Arbeit todmüde nach Hause kamen, konnten wir uns in dem Raum kaum umdrehen. Es gab nur 4–5 Sitzgelegenheiten. Öfen waren zwar da, aber (wir hatten) kein Heizmaterial. ... Die kleinsten Kinder mußten das fast alle mit dem Leben bezahlen.
Die Baracken waren außerdem total verlaust. Dazu kam noch eine sehr starke Wanzen- und Flohplage, so daß man bei Nacht überhaupt nicht schlafen konnte. In der Stadt gab es zwar eine Möglichkeit zur Entlausung, aber diese war vollständig ungenügend. Es konnten nur immer einige Lagerinsassen hingehen, so daß die Entlausung wirkungslos bleiben mußte. Man konnte sich dort nicht einmal baden, sondern nur waschen. Dann mußte man unbekleidet auf einem kalten Gang mit Steinboden auf seine Kleider warten.
Die Verpflegung im Lager bestand täglich aus einem halben Liter dünner Kartoffelsuppe, in der kein Körnchen Salz war, 200 g Brot und 2mal (gab es) schwarzen bitteren Kaffee. Wer nicht noch auf eine andere Art etwas bekommen konnte, mußte verhungern. Das betraf vor allem Alte, Kranke und Kinder. Die Arbeitsfähigen bekamen meist an ihrer Arbeitsstelle et-

was zu essen. ...
Die Frauen, die irgendwo privat im Haushalt arbeiteten, hatten manchmal Glück. Sie trafen ... auch gute Leute und konnten dann öfter etwas für ihre Kinder mit nach Hause nehmen. Kinder, auch Säuglinge, bekamen anfangs dieselbe Kost wie die Erwachsenen, so daß die Säuglinge und Kleinkinder restlos starben.
Später bekamen die Kinder ... einige gekochte Kartoffeln und etwas Milch und Margarine. Aber dies reichte natürlich bei weitem nicht aus. So manche verzweifelte Mutter erzählte mir, ... wie sie ihr Kind langsam verhungern sehen mußte. ... (Viele Lebensmittel, die eigentlich für die Lagerinsassen bestimmt waren) wurden für das Essen des Wachpersonals verwendet oder von Mitarbeitern des Küchenpersonals unterschlagen. ...
Als ich ins Lager kam, waren die meisten alten Leute schon gestorben. Durchschnittlich starben ... täglich 1-6 Menschen. Sie starben an völliger Entkräftung. Krankheiten, wie Lungenentzündung, wurden vom Arzt überhaupt nicht behandelt. Sie waren von vornherein dem Tode preisgegeben. Wenn einer krank wurde und nicht mehr arbeiten konnte und von anderen nichts bekam, war er rettungslos verloren. Deshalb hatte jeder Angst vor dem Krankwerden. Ein internierter Arzt war zwar im Lager, aber den nannten die Leute nur "Tierarzt". Es war ein Tscheche. Anzuerkennen war, daß später ein Zahntechniker angestellt wurde.
Männer und Frauen waren getrennt untergebracht und durften nicht miteinander sprechen, auch Männer (durften nicht) mit der eigenen Frau sprechen. Wenn sie es (trotzdem) taten und erwischt wurden, gab es Fußtritte oder Prügelstrafen. Überhaupt wurde die Prügelstrafe bei geringfügigen verbotenen Handlungen, wie z.B. Rauchen oder Lesen, in der rohesten Form angewendet. Sogar gegen Frauen und Mädchen wendete man diese Strafe an. Sämtliche deutschen Bücher, Gebetbücher und Bibeln, sogar Rosenkränze, wurden den Leuten abgenommen. Ich ersuchte einmal den Lagerleiter, im Lager Gottesdienst halten zu dürfen.
Aber die Antwort war eine unflätige Schimpferei auf Kirche und Pfaffen. ... Der Lagerleiter sagte mir wörtlich: "Die Deutschen sind für uns keine Menschen, und sie werden dementsprechend behandelt." Es war mir auch verboten, zu den Sterbenden zu gehen. ...
Die Toten, die jeden Tag "anfielen", wurden in einen größeren alten Sarg gelegt, meist mehrere (Leichen) übereinander, auf einem Handwagen in das etwa 3 km entfernt gelegene Dorf Rapice gefahren und dort in einem Massengrab hinter der Friedhofsmauer "bestattet", d.h. der Sarg wurde einfach umgekippt, auf die Toten wurde etwas Erde geworfen, so daß sie nur etwas verdeckt waren und darauf wurden dann wieder die anderen Toten aufgeschichtet. Der Sarg wurde wieder mit ... nach Hause (ins Lager) genommen. ...
Die Wache des Lagers wurde von einer zivilen Miliz gestellt. Es waren durchweg Kommunisten, die auch bei den anderen tschechischen Arbeitern in dem Ruf standen, daß sie sich aus Arbeitsscheu solche Posten gesucht hätten. Diese mit Gewehren (bewaffneten) Wachen begleiteten jeden Internierten außerhalb des Lagers. ... In der Stadt war es jedem Deutschen verboten, den Gehsteig zu benützen, ein Geschäft zu betreten oder mit jemandem zu sprechen. Oft wurden Deutsche auf der Straße angespuckt oder geschlagen.
Ungefähr im Oktober wurde dann für die Kinder eine Art Schulunterricht eingeführt, d.h. sie sollten vor allem Tschechisch lernen. ...
Zu Weihnachten wurde unter Mitwirkung der Kinder eine sogenannte "Weihnachtsfeier" gehalten. Diese bestand darin, daß sich alle Lagerinsassen unter einem Weihnachtsbaum im Freien zu einer hämischen Rede des Lagerleiters und zu einigen tschechischen Weihnachtsliedern der Kinder versammeln mußten. (Der Höhepunkt) der "Feier" war ein Sprechchor der Kinder, der den Eltern härteste Anklagen in ganz gemeiner Weise entgegenschleuderte. Das war angesichts des Schmerzes ... über den Verlust so vieler Kinder und Angehörigen, sämtlichen Besitzes und der Heimat gerade am Heiligen Abend eine besondere Gefühlsroheit. ...
(Wir mußten) ... in einer Kabelfabrik arbeiten. In dieser Fabrik arbeiteten ungefähr 80 deut-

sche Frauen und Mädchen sowie 20 Männer. Jeden Morgen um 5.30 Uhr wurden wir zur Arbeit geführt. Auf dem Fabrikhof mußten wir antreten. Dann kamen die tschechischen Arbeiter und Meister und suchten sich die "Stückzahl" aus, die sie brauchten. Wir hatten unwillkürlich das Empfinden, auf einem Sklavenmarkt zu sein. Wir Deutschen mußten nur die schwersten und schmutzigsten Arbeiten verrichten. ... Wir mußten ... draußen im Freien stehend essen, auch im Winter. Wir bekamen Tag für Tag trockene Kartoffeln. Während die tschechischen Arbeiter nur 8 Stunden arbeiteten, mußten wir nachmittags meist noch bis spät abends mehrere Waggons Kohlen, Draht usw. abladen oder verladen.
Nach einiger Zeit ... wurde ich Bergmann. ... Die schwersten und schmutzigsten Arbeiten mußten (wieder) die Deutschen verrichten. Während die Schicht der Tschechen nur 8 Stunden dauerte, mußten wir 10 Stunden ununterbrochen im Schacht arbeiten. ... Die Verpflegung bekamen wir im Schacht. Die Verpflegung war etwas besser (als in der Kabelfabrik), aber (es gab) viel zu wenig und (enthielt) fast keine Fettstoffe.
Dazu kamen noch sehr schlechte Arbeitsbedingungen und keine Arbeitskleidung. Die Kleidung waren innerhalb kurzer Zeit vollständig zerrissen. ... Einen Ersatz für zerrissene Kleidung gab es nicht. ... Nach der heißen Dusche mußte man dann oft 30–60 Minuten in der Kälte im Freien um Essen anstehen. Das Essen mußten wir im Freien essen. ...
In jeder Schicht waren etwa die Hälfte der Arbeiter Deutsche. So war es auch in den Schächten ringsherum und in den meisten Betrieben. Bei der Arbeit gab es auch oft Schläge und Fußtritte. Allerdings muß ich anerkennen, daß es unter den Arbeitern auch sehr anständige Menschen gegeben hat, die uns gut behandelt und uns auch hie und da heimlich etwas zu Rauchen oder Essen zugesteckt haben.
Daß ich Ende Dezember 1945 entlassen wurde, habe ich nur dem Umstand zu verdanken, daß ich einen tschechischen Pfarrer sehr gut kannte. Auf seine Vermittlung kam ich frei. Sonst wäre für mich keine Möglichkeit gewesen, herauszukommen. Es hieß immer, daß die Kranken und Alten entlassen werden, aber als ich das Lager verließ, war noch nichts dergleichen geschehen. Die Arbeitsfähigen dürften wohl noch lange in dieser Sklaverei verbleiben müssen.
Die Dinge, die ich hier berichtet habe, habe ich mit eigenen Augen gesehen und erlebt. Sachen, die mir die Leute aus der Zeit vorher erzählt haben, habe ich nicht erwähnt; sie waren noch viel schlimmer.<<

Haft im Kreisgerichtsgefängnis Klattau, in der Strafanstalt Bory und im Internierungslager 27 in Maltheuern

Erlebnisbericht des Rentamtsinspektors Franz L. aus Bistritz , Kreis Markt Eisenstein (x339-349): >>Am 19. Oktober 1945, als ich mittags von der Feldarbeit zum Gutshof Vesely, wo ich zwangsdienstverpflichtet war, kam, stand vor dem Tor der Postenkommandant der Gendarmerie in Janowitz und fragte mich, ob ich L. aus Bistritz sei. Ich bejahte dies und sagte, daß wir drei dieses Namens hier wären, nämlich auch mein Bruder und meine Tochter. Nun sagte er, er müsse einen von uns verhaften, wisse jedoch nicht genau, ob mich oder meinen Bruder, allenfalls müsse ich mit ihm zum Bahnhof gehen. Auf dem Wege dorthin sprach er mit mir deutsch, daß es ihm leid tue und er hoffe, daß ich bald wieder entlassen würde.
Am Bahnhof befahl er mir, dort stehen zu bleiben, bis er genauere Weisungen eingeholt hätte und versprach mir, meinen Bruder und meine Tochter mit Kleidung usw. mitzubringen. Er sprach mit dem Bahnhofspersonal leise tschechisch, und ich glaubte, er hätte den Auftrag gegeben, auf mich aufzupassen. Ich überlegte wohl, ob ich etwa einen Fluchtversuch unternehmen solle, da ich mir aber keiner Schuld bewußt war und Vergeltungsmaßnahmen an meinen Angehörigen befürchtete, blieb ich stehen.
Nachdem mein Bruder und meine Tochter mir mein Gepäck gebracht und sich von mir verabschiedet hatten, führte mich der Gendarm auf die andere Seite des Bahnhofes. Dort standen

bereits etwa 10 Personen, darunter eine Frau, bewacht von beinahe ebenso vielen Gendarmen und Soldaten, die mit Gewehren, Maschinenpistolen und anderen Waffen ausgerüstet waren. Denen wurde ich beigesellt und in den Zug nach Klattau einwaggoniert.
Bei der Ankunft im Kreisgerichtsgefängnis mußten wir mehrere Stunden lang mit dem Gesicht zur Wand im Gang des Gefängnisses stehen. Wer sich dem Nachbar zuwandte, wurde sofort geohrfeigt und mit dem Gewehrkolben oder Gummiknüttel gestoßen, und fortwährend wurden wir als deutsche Hunde und Schweine, Nazi, Mörder usw. beschimpft.
Nach der einzelnen Durchsuchung des Gepäcks und der Taschen, wobei Uhren, Taschenmesser usw. abgenommen wurden, Aufnahme der Personaldaten usw. wurden wir in die Arrestzellen gestoßen. Es dauerte nicht lange, dann kamen Männer in Zivil, die uns anbrüllten, nach Namen und Wohnort fragten, uns abermals beschimpften, einige der Neuankömmlinge über die Stiegen hinunterjagten, in die Korrektionszelle oder in die Wachstube brachten; dort wurden diese Verhafteten von einer Horde besonders haßwütiger Tschechen abermals beschimpft und geschlagen und dann wieder die Treppen hinauf in die Zelle gejagt.
Da ich mich in der Öffentlichkeit nicht auffällig betätigt hatte, kein Treuhänder oder Angestellter eines arisierten oder germanisierten Betriebes war, blieb ich von dieser Prozedur verschont.
In den Gefängniszellen waren je 15 bis 20, in größeren bis 36 Mann untergebracht. Es waren nur wenige Eisenbettgestelle vorhanden, die meisten Häftlinge mußten auf schlecht gestopften Strohsäcken oder am bloßen Fußboden eng aneinander schlafen.
Trotzdem wir vorderhand eigentlich nur in Untersuchungshaft waren, wurden wir schlechter als Schwerverbrecher behandelt. Für sämtliche Zelleninsassen gab es nur eine einzige gemeinsame Waschschüssel und nur einen Eimer Wasser. Da wir damit nicht ausreichen konnten, waren wir gezwungen, den Mehrbedarf an Wasser mit der Eßschale in der Wasserspülung des Klosetts aufzufangen, wozu einige Übung gehörte. Das WC war in manchen Zellen mit einer Bretterwand vom sonstigen Zellenraum abgetrennt; in einigen Zellen nicht. Besonders am frühen Morgen war es schwer möglich, daß alle Zelleninsassen vor dem Antreten zur Arbeit ihre Notdurft verrichten, nebenbei den Waschwasserbedarf decken und ihre Eßschalen reinigen konnten, alles in dem einzigen WC.
Es gehörte dazu eine eiserne kameradschaftliche Disziplin, um Streit und Rauferei zu vermeiden. Wenn es Einzelnen gelang, Zigaretten oder andere Tabakabfälle in die Zelle zu schmuggeln, so wurden sie geteilt. Es wurden daraus, oft nur mit Zeitungspapier, Zigaretten gedreht, und jeder rauchgierige Kamerad durfte davon in der Klosettkabine einen Zug machen. Kam der Aufseher in die Zelle und roch den Qualm, gab es Ohrfeigen. Ich war gottlob Nichtraucher, brachte aber auch Tschiks und Tabakpflanzenteile aus der Arbeit mit ins Gefängnis (in den Socken versteckt).
Jede Zelle hatte einen Stubenältesten (die gebräuchliche Bezeichnung dieses Amtes habe ich vergessen), der für die Ordnung und Disziplin in der Zelle verantwortlich war. In der Regel war es ein ehemaliger Offizier oder Unteroffizier mit tschechischen Sprachkenntnissen. Sobald ein Aufseher oder Beamter des Gefängnisses die Zellentür öffnete, mußte "Pozor!" (Achtung!) gerufen und auf Verlangen stramm angetreten, abgezählt und in tschechischer Sprache Meldung erstattet werden, was täglich mehrmals, häufig auch mitten in der Nacht vorkam. Dabei unterlaufene Fehler wurden mit Ohrfeigen und Schimpf bestraft.
Wer als Nazi angeprangert oder aus anderen Gründen schikaniert werden sollte, dem wurden auf dem Rücken der Montur oder auf den Hosenboden Hakenkreuze aufgemalt. Wer wegen Disziplinverletzung, Fluchtversuch oder sonstigen Handlungen und Unterlassungen straffällig wurde, kam in die Korrektionszelle, wurde dort nackt ausgezogen, blutig geprügelt und mußte mit hochgehobenen Händen stundenlang stillstehen, wenn er umfiel, wurde er mit Wasser beschüttet. Man hörte manchmal das Schreien und Wimmern dieser Unglücklichen.

Am frühen Morgen wurden wir geweckt, mußten schnell Toilette machen, die Strohsäcke aufschichten, die Decken zusammenlegen, Kaffee fassen und nach dem raschen Frühstück hinaus auf den Gang, dort mit dem Gesicht zur Wand stehend warten, bis wir in den Gefängnishof geführt wurden. Dort wurden die Arbeitsgruppen zusammengestellt, jeder Gerufene mußte sich mit "zde" (hier) melden und an dem angewiesenen Platz anstellen.
Wir mußten in Klattauer Betrieben (Lederfabrik, Maschinenfabrik und dgl.) arbeiten, die von der Deutschen Wehrmacht oder von den Amerikanern besetzt gewesenen Hotels, Schulen, Behörden usw. säubern (Fußböden scheuern, Fenster waschen usw.), den zerbombten Bahnhof aufräumen, bei den Behörden Holz hacken, Kohlen schippen, dies auch bei Privaten, oft wurden wir mit Lastautos auf Meierhöfe in der Umgebung gebracht, wo wir Kartoffeln und Rüben ernten und einmieten und sonstige landwirtschaftliche Arbeiten verrichten mußten. Ferner wurden wir bei schweren Steinbruch- und Straßenbauarbeiten eingesetzt.
Auch von der Deutschen Wehrmacht zurückgelassene Magazine, die mit Kleidungs- und Wäschestücken aller Art, Schuhen, Stiefeln, Monturen, Nähzeug, Stoffballen, Leinen, Decken, Leder, Benzintanks, Konserven usw. in Millionenwerten vollgestopft waren, mußten wir räumen, umschichten, verladen. Dabei sahen wir oft, wie die Aufseher sich versorgten.
Die den Deutschen abgenommenen Möbel waren in großen Hallen (z.B. in den Stallungen des Dragonerregiments) gelagert. Auch diese mußten wir mehrmals umschichten, sortieren, verladen und in die Wohnungen der "Erwerber" bringen. Es waren auch Klaviere und sonstige schwere Stücke dabei. Es kam oft vor, daß wir so schwere Möbelstücke über steile Stiegen getragen hatten und infolge zu engen Gemäuers oder zu kleiner Türen nicht weiterkonnten und sie wieder hinunterschleppen mußten. Hierbei gab es oft Schimpf und Schläge.
Die Gefängniskost war besonders anfänglich sehr schlecht und bestand aus einer spülwasserartigen Suppe, einigen Kartoffeln oder Teigwaren und Gemüse. Wenn wir beim Arbeitseinsatz besseres und reichlicheres Essen bekamen, was bei manchen Bauern und Gutsbesitzern der Fall war, so waren wir glücklich. Auch der Arbeitseinsatz bei der amerikanischen Besatzung (Artilleriekaserne) war eine ersehnte Abwechslung, weil wir dort weniger schweren Dienst (Stubenreinigen, Geschirrwaschen, Heizen, Brennholzhacken und dgl.) hatten und von den amerikanischen Delikatessen Überbleibsel bekamen.
Der Verkehr mit unseren Familienangehörigen war sehr eingeschränkt. Wir durften nur selten (ich glaube einmal im Monat) einen Brief schreiben, der streng zensuriert wurde, doch schmuggelten wir in den Wäschepaketen (die Wäsche mußten wir zur Säuberung heimschikken) Zettel hinaus und bekamen solche auf gleichem Weg herein. Oft gab es dafür Schläge; daß solche "Kassiber" manchmal absichtlich geduldet wurden, um Belastungsmaterial zu gammeln, ist anzunehmen.
Auf besonderes Ansuchen der Angehörigen beim Narodni Vybor wurde ihnen der Besuch im Gefängnis in sehr eng bemessenen Grenzen gestattet. Die kurze Aussprache durfte aber nur im Büro in Anwesenheit der Gefängnisaufseher stattfinden. Die sorgevollen und geplagten Frauen brachten dabei gewöhnlich auch die Wäsche- und Lebensmittelpakete mit, aber diese wurden, je nach Laune der Kommandanten (Velitel) und Aufseher, manchmal ganz, manchmal zum Teil beschlagnahmt, was in Anbetracht der damaligen allgemeinen Lebensmittelknappheit eine große Härte war. Wer es sich leisten konnte (z.B. Bauern) schob den Aufsehern selbst Lebensmittel zu, dafür waren sie entgegenkommend. Wer Eßwaren bekam, teilte sie (mit wenigen Ausnahmen) mit seinen Kameraden.
Bei der abendlichen Rückkehr von der Arbeit wurden wir innerhalb des Gefängnishofes untersucht (wir sagten "abgefilzt"), kleine Mengen der mitgebrachten Überreste der auswärtigen Mahlzeit wurden uns belassen. Beim Auffinden eines Nagels, Messers, Tabak, Zündhölzer usw. gab es Schläge.
Da den Deutschen die Benützung der Eisenbahn nur in Ausnahmefällen gestattet war, mußten

die Angehörigen der Häftlinge oft viele Kilometer zu Fuß gehen, um nach Klattau zu kommen. Wenn sie dann nicht vorgelassen wurden, war es ein vergebliches Opfer und eine bittere Enttäuschung. Oft waren die Häftlinge auf weit entfernten Orten im Arbeitseinsatz und kamen erst am späten Abend ins Gefängnis zurück. Die armen Frauen gingen ihnen nach oder warteten den ganzen Tag auf ihre Rückkehr, nur um einige liebe Blicke und Worte mit ihnen tauschen zu können.
Einmal begegnete uns beim Marsch vom Gefängnis zur Arbeitsstelle in der Stadt meine älteste Tochter, die mich ansprach. Dies bemerkte der Aufseher und schlug einen Krach, meine Tochter mußte sich im Gefängnis melden und kam knapp an einer Verhaftung vorbei. Ich wurde bei der Rückkehr ins Gefängnis zum Oberkommandant geführt, der mir nebst einem strengen Verweis einige kräftige Ohrfeigen versetzte.
Zum Essen durften wir keine Gabeln und Messer verwenden. Um Brot usw. schneiden zu können, schärften wir, wenn wir in einer Werkstätte dazu Gelegenheit fanden, unsere Löffelstiele.
Unser Haar wurde uns geschoren, Bärte abrasiert. Rasiert wurden wir sonntags von gefangenen Friseuren. Einseifen mußten wir uns gegenseitig. Ein "Bad" gab es nur selten (etwa einmal im Monat), und zwar wurden die betreffenden Zellen, die an die Reihe kamen, am Sonntag früh aufgerufen. Man mußte sich bereits in der Zelle bis aufs Hemd entkleiden, dann im Galopp ins Kellergeschoß laufen, dort im Vorraum warten, bis die Vorgänger fertig waren, dann schnell hinein unter die Brause und in ein oder zwei Minuten wieder weg, abtrocknen, das Hemd anziehen und in die Zelle zurücklaufen. Es kam auch oft vor, daß die Wasserleitung oder die Heizung nicht funktionierte, so daß das Gerenne umsonst war.
Die Sonntage verbrachten wir in den Zellen mit Reinigen und Ausbessern der Monturen, Füllen der Strohsäcke (wenn nach langer Zeit wieder mal Stroh vorhanden war), Rasieren, Beten und harmloser Unterhaltung. Wir erzählten uns gegenseitig unsere Erlebnisse, hielten auch Vorträge über Jagd, Imkerei und dgl., um die Trübsal zu überwinden.
Wenn die Aufseher ausnahmsweise gut gelaunt waren oder Ausgang hatten, durften wir auch singen. Im Sommer hatten wir die Fenster offen und hörten ein Durcheinander von deutschen und tschechischen Liedern, bis plötzlich "ticho" (Ruhe) geschrien wurde und der Gesang verstummen mußte. Auch Stubentour gehörte zur Sonntagsbeschäftigung. An manchem Sonntag wurden wir auf den inneren Gefängnishof geführt, wo wir im Kreise herumgehen oder turnerische Übungen verrichten mußten.
Etwa einmal im Monat durften wir die hl. Messe im Saal des Gefängnisses besuchen, die ein tschechischer Priester las, der nur tschechisch predigen durfte, auch die Kirchenlieder durften nur tschechisch gesungen werden. Die in Haft befindlichen deutschen Geistlichen (Pfarrer A. aus St. Katharina, Pfarrer Grill aus Depoldowitz und noch ein Dritter, dessen Name mir entfallen ist) durften nur ministrieren. Wir standen während des ganzen Gottesdienstes unter strenger Bewachung.
Die ärztliche Betreuung war sehr mangelhaft. Wer sich krank meldete, wurde in der bestimmten Stunde auf den Gang vor dem ärztlichen Sprechzimmer im Erdgeschoß des Gefängnisses geführt und mußte dort Schlange stehen, bis er als "dalsi" (nächster) an die Reihe kam. Der alte Gefängnisarzt untersuchte sehr schnell und oberflächlich, seine Helferin (eine deutsche Gefangene) mußte das Medikament, Pflaster bzw. das Rezept ausfolgen, den Verband anbringen oder erneuern und gleich wieder "dalsi" rufen.
Ich hatte einmal Schmerzen auf der Brust. Ich wurde mit den Worten abgefertigt: "Damit können Sie noch 50 bis 60 Jahre leben!" Da ich bereits 51 Jahre alt war, hatte ich Aussicht, ein Methusalemalter zu erreichen. Vielleicht machte mich der Optimismus wieder gesund, wie ich mich überhaupt heute noch wundere, was der Mensch alles aushält.
Wie es üblich war, wurde auch ich im November 1945 aus dem Kreisgerichtsgefängnis in das

Barackenlager gegenüber dem Schlachthof, etwas außerhalb der Stadt Klattau, überführt. Dort war das Regime etwas milder, der Kommandant war ein gut deutschsprechender Gendarmeriekreisinspektor oder so etwas ähnliches, kein fanatischer Tscheche. Auch die Aufseher waren, mit einigen Ausnahmen, etwas mäßiger. Wir bekamen auf die Brust Nummern aufgenäht und wurden nach diesen aufgerufen. Von dort aus wurden wir meistens auf den Bahnhof zum Wiederaufbau und in die Lederfabrik Singer auf Arbeit geschickt. Die schweren, stinkigen Häute bereiteten uns viele ekelhafte und schweißtreibende Arbeitsstunden, und mancher Aufseher behandelte uns sehr grob, wenn nicht jeder Handgriff gelang.
Auf der sehr primitiven, für die vielen Gefangenen räumlich nicht hinreichenden Latrine erhängte sich an einem frühen Sonntagmorgen ein alter pensionierter Gendarmeriewachtmeister, den sein trauriges Gefangenenlos trübsinnig gemacht hatte. Der Papierspagat riß, und der Bedauernswerte schwamm in den Fäkalien, aus dem Morast mußten ihn zwei heranbefohlene Mitgefangene herausfischen. Er starb einige Tage später an Entkräftung.
... Hans W. sah ich manchmal vom Kerkerfenster aus am Gefängnishof im Kreis gehen, und seine Zellengenossen - wie auch der inzwischen ebenfalls verstorbene Lehrer und Schriftsteller Hans M. aus Eisenstein - erzählten, daß er sie mit seinem Humor oft aufheiterte.
Mitte Dezember 1945 erhielt ich die Anklageschrift zugestellt. Sie ist vom öffentlichen Kläger beim außerordentlichen Volksgericht in Klattau am 9.12.1945 ausgestellt, trägt den Eingangsstempel des Gerichtes vom 14.12.1945 und als Beschuldigung, daß ich bis 1938 Funktionär der Sudetendeutschen Partei (Rechnungsprüfer) und sodann der NSDAP (Zellenleiter) war, wodurch ich mich des Verbrechens gegen den Staat aufgrund des § 3 Abs. 2 des Dekrets des Präsidenten der Republik vom 19.6.1945 über die Bestrafung nazistischer Verbrechen (Nr. 16/45 Slg.) schuldig und gem. § 5, Abs. 2 des zitierten Dekretes bei Ausspruch des Verlustes der Ehre und Einzug des Vermögens strafbar gemacht habe.
Obwohl mir in der Anklageschrift und bei der am 22. Dezember 1945 stattgefundenen Verhandlung kein einziger Fall einer positiven verbrecherischen Tat vorgehalten, geschweige denn nachgewiesen werden konnte, beantragte der Staatsanwalt eine Bestrafung mit 12jährigem schwerem Kerker.
Nachdem mich einige Zeugen durch Aussagen, daß ich nie gehässig gegen Angehörige anderer Rassen oder Nationen war, vielmehr jedem, wo ich konnte, Gutes getan habe, entlasteten, wurde ich zu 5jährigem Kerker mit Zwangsarbeit und Verlust des Vermögens verurteilt. Dieses Urteil wurde nur mündlich verkündet, schriftlich wurde es mir nicht zugestellt.
Ich hatte keine Gelegenheit, mir einen Verteidiger zu nehmen und eine Berufung einzubringen. Vom Gerichtssaal wurde ich nicht mehr ins Barackenlager, sondern sogleich in eine Zelle des Kreisgerichtsgefängnisses gebracht, in der sich solche Häftlinge befanden, die bereits verurteilt waren oder kurz vor der Verhandlung standen. Die Zahl der Zelleninsassen bewegte sich zwischen 25 bis 36 Mann, so daß wir eng zusammengepfercht waren. Major a.D. Karl B. aus Neuern schlief oft auf der Tischplatte.
Dies waren sehr traurige Weihnachten. Am Heiligen Abend beteten wir und sangen einige Weihnachtslieder, die aber die Stimmung noch mehr drückten. Einige Männer weinten, besonders bitterlich schluchzte der Gendarmerieoberwachtmeister O., dessen Ehefrau kurze Zeit vorher (wegen eines gewöhnlichen Weibertratsches) hingerichtet worden war, er selbst zu 20 Jahren Kerker verurteilt.
Eine hohe Kerkerstrafe (15 oder 20 Jahre?) hatte auch ein K. H., ein einfältiger junger Waldarbeiter aus Eisenstein, dem man das Geständnis erpreßte, er habe dem Werwolf angehört. Der arme Bursche wußte gar nichts von dieser Organisation. Die Mehrzahl der Verurteilten waren "Blockleiter" der NSDAP, deren "Verbrechen", für das sie zu 5 Jahren Kerker verurteilt wurden, darin bestand, daß sie einige Mitgliedsbeiträge einkassiert hatten.
Aus manchen Familien waren mehrere Personen zugleich im Kerker, z. B. Franz R. aus Bern-

hof, er selbst mit Frau und Sohn. L. waren wir vier (mein Bruder Matthias und ich und die Brüder Karl und Franz L. aus Flecken). Das Ehepaar P. aus Böhmisch Hammer, dessen Vater war daheim erschlagen worden. Aus Bärnhof waren zwei Brüder N. dort, Max wurde hingerichtet, Franz wurde zu 20 Jahren Kerker verurteilt. Gehängt wurde auch der brave Bauer R. aus der Seewiesener Gegend.
Anlaß der Einkerkerung unschuldiger Sudetendeutscher waren augenscheinlich folgende Zwecke:
1. Die Befriedigung des durch propagandistische Aufpulverung erzeugten Hasses der breiten tschechischen Massen gegen die Deutschen;
2. die Entfernung der deutschen Männer von ihrem Grund und Boden, Haus und Geschäft, Werkstatt und Fabrik, um diese Güter widerstandslos in Besitz nehmen zu können;
3. die Nutzung billigster, guter, willens- und wehrloser Arbeitskräfte in großen Massen zu Wiederaufbau- und Investitionsvorhaben, nachdem die Tschechen nun Herren geworden und zur Verrichtung gewöhnlicher Arbeit nicht gewillt waren;
4. die Unterbindung einer Widerstandsbewegung, deshalb besonders Verhaftung der deutschen Intelligenz.
Im Frühjahr 1946 begannen die Versetzungen der zu sechs und mehr Jahren Verurteilten in die Strafanstalt Bory nach Pilsen. Im Sommer wurden einige Arbeitstrupps auf Gutshöfe in der Umgebung nach Klattau verbracht, von wo aus manchem Mutigen die Flucht über die Grenze gelang. Über die nach Pilsen Verschickten sickerten verschiedene Nachrichten durch, manche zuversichtliche, daß sie in den Skodawerken bessere Verpflegung erhalten, manche betrübliche über schwere Arbeit bis zur Erschöpfung. Besonders hart ergriff uns die Nachricht des Ablebens unseres ehemaligen Zellenkameraden Franz K., ein Postmeister aus Neuern.
Auch in Klattau kamen nicht nur durch Selbstmord aus Verzweiflung, sondern auch viele Todesfälle an den Folgen der rohen Behandlung vor.
So starb der ehemalige Abgeordnete Wolfgang Z. und sein Sohn Dr. Günther Z. (Landrat), Pfarrer G. aus Depoldowitz, Bürgermeister M. aus D. (Freitod durch Erhängen) und andere, deren Namen mir entfallen sind. Die Vollstreckung eines Todesurteils war für die Klattauer Tschechen eine Sensation zur Befriedigung ihres Hasses. Der Galgen wurde gewöhnlich schon einige Stunden vor der Exekution im Gefängnishof aufgestellt, dann hörte man von unseren Zellen aus viele Stimmen der Schaulustigen lärmen. Wir durften uns während dieser Zeit nicht den Fenstern nähern.
Es kamen auch verschiedene Kommissionen und Visitationen ins Gefängnis, teils solche, die sich an unserem Elend ergötzten, teils Delegierte von Behörden und den amerikanischen Missionen, Journalisten und dgl. Die Antwort auf die Frage nach unserem Ergehen war aber bereits vordiktiert, sie durfte nicht anders lauten als: "Obtizeni nemáme" (wir haben keine Beschwerden).
Ende Juni oder Anfang Juli 1946 wurde auch ich aufgerufen und vernahm, daß ich mit einigen anderen (ich denke wir waren zehn) nach Bory versetzt werde. Wir mußten uns mit unseren verpackten Habseligkeiten am Gang aufstellen, wurden zur Gefängniskanzlei geführt, dort wurden uns die bei der Verhaftung abgenommenen Sachen (Uhren, Messer, Geldbörsen usw.), soweit sie noch vorhanden waren, wieder vorgelegt, wir mußten die Gefangenenmonturen (es waren alte Wehrmachts- und Polizeiuniformen) ausziehen und unsere Zivilkleider anziehen, worüber Protokolle geschrieben wurden. Dann wurden wir paarweise an den Händen zusammengefesselt, zum Bahnhof geführt und nach Pilsen geliefert.
In der Strafanstalt Bory herrschte ein äußerst rauhes Wesen. Wir mußten uns im Gang nackt entkleiden, unsere Kleider und sonstigen Habseligkeiten, die einzeln besichtigt und verzeichnet wurden, in einen Sack stecken, der mit unserem Namen gekennzeichnet wurde, und nachdem wir die Gefangenenkleidung, die aus einem primitiven Hemd und Unterhose, Fußlappen,

einem Rohleinenanzug, ebensolcher Kappe, Schuhen mit Holzsohlen bestand, angezogen hatten, auf den Speicher getragen werden mußte.
Sodann kamen wir je zu zweit in eine Zelle, die normalerweise für einen Mann bestimmt war, aber infolge Überfüllung der Strafanstalt nicht hingereicht hätte. Wir mußten bald wieder antreten, wurden photographiert, dann rasiert und sehr kurz geschoren und nochmals von mehreren Seiten photographiert (Lichtbilder fürs Verbrecheralbum?).
In den ersten Tagen waren wir ganztägig in der Zelle und bekamen fast buchstäblich nur Wasser und Brot, denn die Suppe war nicht viel mehr als Spülwasser, und dazu gab's eine Handvoll ungeschälte Kartoffeln. Unsere Bewegung bestand im Kreismarsch am Gefängnishof, wobei nicht gesprochen werden durfte. Wenn wir auf Arbeit gehen durften, freuten wir uns, weil wir dabei doch miteinander sprechen konnten und, besonders bei landwirtschaftlichem Einsatz, mehr Essen bekamen. Die Gefängnis-Brotrationen waren knapp zur Fristung des Lebens bemessen.
Nach etwa zehntägigem Aufenthalt in Bory wurden wir, eine größere Anzahl von Gefangenen, auf verdeckte Lastautos gebracht, die von mehreren Personenwagen mit dem Aufsichtspersonal begleitet waren. Wir fuhren über Podersam, Saaz, Postelberg und Brüx nach Maltheuern und wurden in einem Barackenlager (Nr. 27) an der Straße nach Oberleutensdorf ausgeladen. Wir zehn Mann kamen in eine Barackenstube, und es war für uns ein Lichtblick, daß wir ziemlich nach Heimatkreisen untergebracht waren.
Wir waren acht Deutsche aus den Gerichtsbezirken Neuern, Hartmanitz und Stubenbach und zwei Tschechen in einer Stube. Die Stube mußte jeden Tag am frühen Morgen oder späten Abend gescheuert werden, zwei Mann mußten den Abortkübel entleeren, zwei Mann den Kaffee aus der weit entfernten Lagerküche holen, alles im Laufschritt. Die Betten mußten in peinliche Ordnung gebracht werden. Dies mußte alles sehr rasch geschehen, damit alle rechtzeitig am Vorplatz zum Abmarsch in das Werk bereitstanden.
Wir waren in dem fast völlig zerbombten Kohlen-Hydrierwerk in Záluzi (ehemaliges Hermann-Göring-Werk in Maltheuern) tätig. Es waren sehr schwere Arbeiten zu verrichten, wozu wir in einer überaus rohen Weise angetrieben wurden.
Zu diesen schweren Arbeiten gehörte: Umschichten ganzer und gebrochener Maschinen und Bestandteile, sehr starker Eisenträger, Rohre usw., Verladen derselben auf Autos und Eisenbahnen, Aufgraben und Fortschaffen von Erde, Steinen, Ziegeln, Bauschutt und anderen Materials, Schleppen und Verlegen von sehr dicken Kabeln, wobei wir in die mit teerigem und öligem Wasser gefüllten Gräben gestoßen wurden, Zudecken dieser Kabelgräben, Anlage von Werkskanälen, Entfernen der zähen Teermasse aus den zerstörten riesigen Rundbehältern (Teerbunkern), Wegschaffen des Teeres mittels Schiebtruhen über Treppen und Mischen mit Kohlengrus, Freilegen der zerbombten Gas- und Teerbehälter, Neuaufbau solcher aus schweren Eisenplatten, Schleppen schwerer Balken und Bretterstöße auf den Schultern usw.
Die Kost war im Verhältnis zur schweren Arbeit am Anfang nicht hinreichend, doch nachdem man einsah, daß nur bei entsprechender Ernährung eine höhere Arbeitsleistung erzielt werden kann, wurden die Rationen erhöht und durch Fleischzulagen verbessert.
Die Aufsicht und Behandlung war besonders durch einige Gefangenenaufseher sehr roh. Beispielsweise kam ein großer, gebräunter, dunkelhaariger Aufseher manchmal nachts zu den Betten und besah sich unsere Fußsohlen. Durch den Umgang mit Teer, der an den Schuhen auch in die Stube gebracht wurde, ließ es sich schwer vermeiden, daß trotz fleißigen Waschens noch eine Spur zu finden war. Der dabei Ertappte wurde zum Waschraum gepeitscht. Auch wenn im Bett ein Taschentuch, ein Fußlappen und dgl. zu finden oder eine Decke nicht haargenau zusammengelegt war, ließ dieser Rohling (wir nannten ihn den "Schwarzen") den Bettinhaber und den Stubenältesten verprügeln.
Kamerad B., Kaufmann und Geschäftsreisender, gebürtiger Tscheche aus Südböhmen, wel-

cher Europa und überseeische Länder bereist hatte, fiel uns durch sein stilles, versonnenes Wesen sehr auf. Er betete und fastete oft. Es war gleich in den ersten Wochen unseres Arbeitseinsatzes im Werk Maltheuern, als wir während des Verladens schwerer Eisenteile auf einen Eisenbahnwaggon plötzlich antreten mußten und abgezählt wurden. Es fehlte ein Mann, dies war B.
Keiner von uns Deutschen wußte von seinem Verbleib, erst nachdem man uns mit Erschießen bedroht hatte, meldeten sich drei Tschechen, mit deren Hilfe er einen Fluchtversuch vereinbart hatte. Sie hatten ihn im Waggon unter den Eisenteilen eingemauert, er hoffte auf diese Weise aus dem Werk hinauszugelangen. Der Aufseher schoß einige Male mit dem Gewehr auf diesen Waggon, dann wurde B. blutüberströmt herausgezogen und vor unsere Füße geworfen. Er bat um einen Gnadenschuß, der ihm aber verweigert wurde.
Mittlerweile waren die einheimischen Arbeiter in großer Anzahl herbeigelaufen und wollten sich auf uns stürzen, beschimpften uns als deutsche Hunde, Schweine, Nazis usw., forderten, man sollte uns erschießen. Besonders auf mich zeigten sie mit den Worten: "Erschießt den Brillenträger!", denn auf Brillenträger, in denen mau die führenden Intelligenzler vermutete, hatten die Tschechen eine besondere Wut. Es kam dann ein Auto, in das der arme B. geschleppt und fortgeschafft wurde. Später verlautete gerüchtweise, er sei in einem Krankenhaus mit dem Leben davongekommen und wieder nach Bory gebracht worden.
Wir mußten sofort unter doppelt strenger Bewachung vom Arbeitsplatz weg ins Lager marschieren, dort lange am Hofe stehen, Strafpredigten anhören und zusehen, wie die drei Helfershelfer unter Schlägen "Auf und Nieder" und sonstige Turnübungen machen mußten, bis sie umfielen. Sie erhielten mehrere Tage schweren Einzelarrest und wurden später besonders gehässige Antreiber bei der Arbeit.
Ein weiteres trauriges Erlebnis war an einem Sonn- oder Feiertag Ende September 1946 (St. Wenzelstag?). Mein Zellengenosse in Bory, Kamerad Karl L., Kaufmann aus Hämmern, der einen schweren Herzfehler hatte, vom Gefängnisarzt in Pilsen jedoch nicht als untauglich für schwere Arbeiten anerkannt worden war, wurde mit mehreren anderen Gefangenen zum Obsternten auf einem weiter entfernten Dorf kommandiert. Man ließ uns auch an Sonntagen nicht rasten, wir mußten meistens den Hof putzen, Steingärten anlegen, Strohsäcke stopfen und dgl. Es war schon dunkler Abend geworden, bis endlich der Arbeitstrupp zurückkam.
Unser Kamerad Peter L., ein engerer Freund des Karl, erzählte uns weinend, daß Karl während der Arbeit unwohl wurde und am Heimweg plötzlich, vermutlich an einem Herzschlag, gestorben sei. Seine Leiche wurde auf einem Handwagen ins Lager gebracht, und wir sahen nichts mehr von ihm, auch nicht von seiner Beerdigung.
Ende Oktober 1946 kursierte die Parole, daß ein Teil der in Maltheuern eingesetzten Gefangenen wieder nach Pilsen zurückversetzt wird, und ganz optimistische Kameraden raunten, es gäbe von dort aus Freilassungen.
Ich denke, es war am 28. Oktober 1946, als wir am Hof des Lagers antreten mußten; der Kommandant verlas Namen, dabei auch meinen. Wir Verlesenen wurden auf Lastautos nach Pilsen zurückgebracht und abermals in die Zellen eingekerkert, jedoch war die Behandlung um einige Grade weniger rauh als früher.
Wir arbeiteten in den Skodawerken, wo wir insbesonders die in großer Unordnung befindlichen Fabrikhöfe und -räume aufräumen und säubern mußten. Auch mußten wir Gießformen für starke Rohre drehen, glühende Maschinenteile aus den Formen schütteln und, nachdem sie einigermaßen ausgekühlt waren, anschichten. Dies erforderte viel Schweiß. Wir bekamen außer unserer Gefängnisration in den Skodawerken gekochte Kartoffeln, womit wir uns sättigen konnten.
Durch Flüsterparolen erfuhren wir von den als Gangwärter und Küchengehilfen tätigen, in Bory schon mehr heimisch gewordenen Kameraden, besonders vom Kameraden P. aus Neu-

ern, daß viele von uns demnächst freigelassen werden sollen, was uns seelisch sehr stärkte und aufmunterte. Dies bewahrheitete sich nach ungefähr zehntägigem Aufenthalt in Bory.
Mit der Entlassung, ungefähr am 10. November 1946, war mein auf 5 Jahre festgesetzt gewesenes Gefängnis-Martyrium bereits nach 13 Monaten beendet.
Die erlittenen Mißhandlungen, die große seelische und körperliche Beanspruchung, Hunger und sonstige Entbehrungen, Nervenzusammenbrüche und Überanstrengungen hinterließen sichtliche schlimme Folgen. Ich leide heute an Schwerhörigkeit, Schwachsichtigkeit und allgemeiner Nervenschwäche, besonders auch an Vergeßlichkeit. Viele meiner Leidensgenossen haben noch schwerere Folgen zu tragen, manche sind inzwischen vorzeitig gestorben.<<

Ereignisse und Lebensverhältnisse im Kreis Kaplitz

Erlebnisbericht des Landwirts Alois R. aus Zettwing, Kreis Kaplitz im Sudetenland (x005/-349-351): >>Als ich am 3. Juni 1945 aus amerikanischer Gefangenschaft in meinem Heimatort Zettwing eintraf, war unser Ort von russischen Truppen schon frei. Diese waren in der Nähe von Kaplitz in einem großen Lager zusammengezogen.
Es gab nur einige tschechische Finanzbeamte, die vor 1938 schon bei uns im Ort waren. Es herrschte allgemein Ruhe, und ich hatte den Eindruck, als ginge es dort weiter, wo wir im Jahre 1938 aufgehört hatten. Auch waren einige Heimkehrer schon zu Hause.
Als ich mich bei dem Gemeindeamt anmeldete, war noch der Gemeindeschreiber im Amt. Als kommissarischer Bürgermeister war der Schmied unseres Ortes, Johann S., der die tschechische Sprache beherrschte, eingesetzt. Dieser ruhige Zustand sollte nicht lange dauern. In den nächsten Tagen kamen tschechische Gendarmerie und Partisanen nach Zettwing.
Tschechische Gendarmerie und Partisanen (kamen) nach Zettwing. Am 13. Juni 45 wurden fast alle Männer verhaftet, die bei der NSDAP und Freikorps waren. Im Saal des Gasthauses mußten wir mit dem Gesicht zur Wand Aufstellung nehmen. Dabei kam es vor, daß der eine oder andere von ... den Partisanen geschlagen wurde. Dann wurde jeder einzeln zum Verhör geführt.
Die Vernehmung wurde sehr genau und umfangreich durchgeführt. Besonderer Wert wurde auf die Zugehörigkeit zum Freikorps und zur Wehrmacht gelegt, die in Prag und anderen Städten des Protektorats eingesetzt war. Bei dieser Aktion tat sich der Kommunist Konrad M. aus Zettwing besonders hervor. Als das Verhör zu Ende war, wurden der Kriegsheimkehrer L. und ich wieder freigelassen. Alle übrigen Verhafteten brachte man ins Internierungslager Kaplitz.
Von diesem Zeitpunkt an wurden die Zustände immer schlimmer. Um 7 Uhr abends durften wir Deutsche nicht mehr auf der Straße sein. Nachts wurden wir von der Kontrolle geweckt, um unsere Anwesenheit im Hause bzw. im Bett festzustellen. Dann wurden unsere Häuser, angeblich nach Waffen, durchsucht. Sämtliche Edelmetalle mußten abgeliefert werden. Desgleichen Radios, Fahrräder, Grammophone, Autos, Motorräder, Ski und anderes. ...
In einigen Fällen waren die Russen bei der Flucht von Deutschen nach Österreich behilflich. Sie taten das gegen Rum, Fleisch und Wertgegenstände.
Neben den üblichen Lebensmittelkarten gab es für Deutsche nicht viel. Fleisch gab es überhaupt nicht. Mit Milch und Butter halfen die Bauern der übrigen deutschen Bevölkerung nach Möglichkeit aus. Der Postverkehr im Inland war gut. Wollte ein Deutscher in eine andere Gemeinde gehen, mußte er einen Passierschein mit Zweck und Datum versehen haben. Für Bahnfahrten mußte eine besondere Genehmigung eingeholt werden.
Die deutschen Schulen waren gesperrt. 14 Tage versuchte ein tschechischer Lehrer die Kinder in Tschechisch zu unterrichten. Das religiöse Leben wurde in keiner Weise beeinträchtigt. Unser Arzt wurde interniert, somit mußten wir nach Österreich zum Arzt gehen, das nicht ohne Schwierigkeit abging. Soziale Fürsorge und Rentenwesen ruhten vollständig.

Das Geld (RM) mußte abgeliefert werden. Für diejenigen, die sich nichts verdienen konnten, gab es dreihundert CK pro Monat, aber nur wenn sie entsprechend Reichsmark abgegeben hatten. Der Bauer bekam für seine Erzeugnisse kein bares Geld. Es gab nur eine Bescheinigung über die Höhe des Betrages. Bei der Bezahlung von Steuern und öffentlichen Abgaben wurde diese Bescheinigung in Zahlung genommen.
Die Antifaschisten bekamen eine Zeitlang die tschechischen Lebensmittelkarten und brauchten keine Robotarbeit zu leisten. Rechte hatten wir Deutsche keine. Die deutschen Namen auf Schildern und Grabsteinen wurden nicht zerstört. Dagegen mußten alle anderen Aufschriften sowie Ortsbezeichnungen in tschechischer Sprache sein. ... Tschechen hatten wir keine im Ort.<<

Maßnahmen der tschechischen Behörden in Znaim nach der Übernahme der Regierungsgewalt, Vertreibung Ende Mai 1945 nach Österreich
Erlebnisbericht des Landgerichtsrats Dr. Heinrich K. aus Znaim (x005/351-353): >>Einige Tage nach dem Einzug der Russen in Znaim (Südmähren), Anfang Mai 1945, wurde die Bevölkerung durch Plakatanschläge verständigt, daß die Regierungsgewalt der tschechische Nationalausschuß übernommen hat.
Dies zeigte sich auch sofort. In den Geschäftslokalen mußte die Bedienung nach der Nationalität durchgeführt werden. Auf der einen Seite hatten sich die Tschechen, die in Znaim wohnten (es waren ihrer 3.000-4.000), aufzustellen, auf der anderen Seite die Deutschen. Es wurden danach die Tschechen nahezu immer sofort bedient, während die Deutschen oft eine Stunde lang warten mußten. Einige Bäcker hatten für die Tschechen allein zu backen. Eine Zeitlang erhielten die Tschechen Brot ohne Lebensmittelmarken und umsonst. Es wurden nur tschechische Zeitungen verkauft.
Die Gesinnung der Tschechen zeigte sich am besten darin, daß in den Zeitungen ausdrücklich erklärt wurde, daß Geschäftsannoncen von deutschen Geschäftsleuten nicht angenommen werden. Partisanen führten Hausdurchsuchungen durch. Man hörte von Einlieferungen in das Konzentrationslager.
Als Konzentrationslager wurden militärische Baracken in Znaim in Verwendung genommen. Namentlich wohlhabende Geschäftsleute kamen in das Lager. Die Geschäfte übernahmen tschechische Handlungsgehilfen, welche an Stelle der eingerückten deutschen Handlungsgehilfen massenhaft in den Geschäften wirkten.
Beunruhigende Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach von Greueln im Protektorate, von der Ausweisung sämtlicher Deutschen aus dem Protektorate. Dann wurden Radiomeldungen weitergegeben. Sie beinhalteten, daß sämtliche Deutschen die Tschechoslowakei und sonach auch Znaim zu verlassen hätten. Diese Meldungen waren unklar. Man glaubte nämlich, daß sich diese Meldungen auf Beamte und sonstige Bevölkerungskreise, die aus dem Altreich stammten, beziehen.
Tatsächlich waren aber die Beamten aus dem Altreich und auch die anderen Bevölkerungskreise, so namentlich die Evakuierten aus dem Altreich, schon vor dem Einzug der Russen aus Znaim geflohen. Auch von den Österreichern hieß es, daß sie Znaim verlassen müßten. Es verließen auch die zahlreichen österreichischen Beamten, die nach dem 1. Juli 1939 nach Znaim gekommen waren, da mit diesem Tage Südmähren in den ehemaligen Reichsgau Niederdonau eingegliedert wurde, mit ihren Familien die Stadt.
Die Radiomeldungen, wonach die Deutschen aufgefordert wurden, die Tschechoslowakei zu verlassen, häuften sich aber, und es begann die deutsche Bevölkerung Znaims selbst Znaim zu verlassen. Die erste Zeit jedoch wurde sie von den in Znaim ansässigen Tschechen noch verlacht, da diese die Radiomeldungen für übertrieben hielten; denn von der entsetzlichen Entwicklung waren auch die einheimischen Tschechen vollkommen überrascht.

So forderte mich der in Znaim wirkende tschechische Anwalt unter Berufung auf meine objektive Amtsführung zur Zeit des früheren Systems auf, mich zum Dienstantritte in der tschechischen Justizverwaltung sobald wie möglich zu melden, was ich auch tat. Doch das Unheil nahm seinen Lauf. Tschechische Polizeistreifen fingen Spaziergänger und andere Leute, die Einkäufe besorgten, zusammen und forderten sie auf, Znaim zu verlassen, da dies so angeordnet sei. So ging es bis Ende Mai 1945.
Ein oder zwei Tage vorher hieß es, daß der Bevölkerung Arges bevorstehe, es komme Polizei aus Mährisch Budwitz, einer schon seit Österreichs Zeiten bekannten fanatischen tschechischen Stadt.
Ende Mai, an einem Mittwoch um 1/2 12 Uhr vormittags wurde auf meine Wohnungstür geschlagen, und als ich diese öffnete, kamen zwei Polizisten, denen man den Fanatismus vom Gesichte ablas, herein und brüllten mich und die Schwester an, daß wir zur Untersuchung unserer Personalpapiere sofort in das Lager kommen sollten. Wir folgten diesem Auftrag und begaben uns auf die Gasse, wo schon der größte Teil der Bewohner dieser Gasse versammelt war. –
Die Bahnhofstraße, wo wir wohnten, war eine der schönsten Straßen von Znaim, und dort wurde mit der Räumung der schönsten Straßen zunächst begonnen. Die Bewohner der Straße wurden in das Lager getrieben, wo eine Polizeikommission tagte. Gegen 7 Uhr abends wurde ich vorgerufen und mir wurde eröffnet, d.h. ich wurde tschechisch angebrüllt, daß ich österreichischer Richter sei und daher schon längst hätte Znaim verlassen müssen.
Meine Einwendung, daß ich Sudetendeutscher sei, wurde nicht beachtet. Im Gegenteil, man teilte mir im schroffen Ton mit, daß ich binnen 12 Stunden das Stadtgebiet und die Tschechoslowakei zu verlassen hätte. Ein junger Fanatiker fand es als richtig, mir noch die Worte zuzuschleudern:
"Wenn Sie in der Frühe Znaim nicht verlassen haben, werden Sie erschossen!"
Zugleich notierte er sich meine Wohnung, indem er mir noch mitteilte, daß er sich von meinem Fortgang überzeugen werde.
So mußte ich in der Frühe vor 7 Uhr Znaim verlassen. Die nach Niederösterreich führende Bahn konnte ich nicht benützen, da Deutschen das Fahren mit der Bahn bereits verboten war. Ich mußte daher zu Fuß gehen und kam nach einem Tagmarsch nach Retz in Niederösterreich. Auf dem Weg dorthin wurde mir meine Schweizer Omega-Uhr von einem Russen geraubt. In einem Rucksack konnte ich nur das Notwendigste mitnehmen, nämlich Wäsche und Lebensmittel. Ich war in Niederösterreich, und zwar in Wien und dann in Laa an der Thaya bis zum Ende April 1946. Dann wurde ich zwangsweise evakuiert und kam nach Wertheim am Main.<<

Mißhandlungen und Ereignisse im Internierungslager Znaim von Mai bis Dezember 1945

Erlebnisbericht des Hauptschulrektors Josef H. aus der Stadt Znaim im Sudetenland (x005/-353-360): >>Ich ging sofort in meine Eigenvilla in der Pasteurgasse Nr. 7. Den Hausschlüssel bekam ich von … Fotograf N., dessen Versteck bei den Kapuzinern ich kannte.
Haus- und Wohnungstür waren von den Russen aufgesprengt, von den Mietern aber wieder verschließbar hergerichtet worden. Die Fensterscheiben auf der Straßenseite waren von einer Bombenexplosion zertrümmert und mit Latten vernagelt.
Meine Frau war am 11. April vor dem Bombenterror geflüchtet und hatte vorher alles Wertvolle wie Wäsche, Kleider, Pelze, Schuhe, Betten, Matratzen, Teppiche, Vorhänge, Bildoriginale, 2 Rundfunkgeräte, eine Schreibmaschine, Wertsachen und Eingewecktes im unteren Hauskeller an der Gartenseite deponiert. Im noch verschlossenen Keller fand ich alles unberührt vor. Die Russen hatten es nicht gefunden und dem tiefen Keller keine Beachtung ge-

schenkt. Nichteingeweihte vermuteten hier nur den Ausgang in den Garten. In den Wohnungen waren die verbliebenen Sachen wüst durcheinander geworfen.
Am 14. Mai 1945, etwa um 14 Uhr, klopfte es an der Haustür. Ich öffnete und vor mir standen etwa zehn Herren mit roten Armbinden unter Führung eines Gendarmeriewachtmeisters. Sie nahmen eine gründliche Hausdurchsuchung vor, bei der nicht das geringste gefunden wurde. Auf ihre tschechischen Fragen, wo alles geblieben sei und wer alles so verwüstet habe, erklärte ich, daß die beiden Wohnungen von den Russen geplündert worden seien. Dem unteren Keller schenkten sie wieder keine Beachtung und hielten die Kellertür für den Gartenausgang. Als sie fertig waren, befahl mir der tschechische Wachtmeister mitzukommen … zur Untersuchung - und damit war ich verhaftet.
Ich nahm meinen Rucksack, der noch ungeöffnet dalag, auf den Rücken und wurde vom Wachtmeister im Militärarrest der Albrechtskaserne … abgeliefert und dem tschechischen Militär übergeben.
Dort fand ich etwa 20 bekannte Znaimer vor … Wir erhielten die Verpflegung aus der Mannschaftsküche. ... Am 16.5.1945 wurden wir frühmorgens in das UvD-Zimmer geführt, wo tags zuvor die große Schlacht mit den Verhafteten stattgefunden hatte. Hier lagen (noch Kaufmann M., Viehhändler R. und Gastwirt K.) blutüberströmt, bewußtlos im Todeskampf auf dem Boden. ... Bei den Schwerverletzten lagen handgelenkdicke, zerschlagene Knüttel. Ein tschechischer Oberleutnant kam, ließ uns Ordnung machen und das eingetrocknete Blut vom Fußboden aufputzen. ...
Abends, etwa um 19 Uhr, ... bat uns der schwerverletzte Viehhändler R., ihm aufzuhelfen und ihn mitzunehmen. Die 2 anderen Schwerverletzten waren bisher nicht zum Bewußtsein gekommen und atmeten nur noch schwach. Wir wurden dann - etwa 30 Mann - in das Arbeitshaus (Strafgefängnis für Arbeitsscheue) geführt.
Hier empfing uns Kommissar Kraus, einen deutschen Tropenhelm auf dem Kopf, einen alten österreichischen Offizierssäbel in der linken Hand und eine russische Peitsche in der rechten Hand, mit einer Schar blutjunger Partisanen zur Seite, die mit Stöcken und russischen Peitschen bewaffnet waren. Vor dem Gebäude stand ein rotgeschmücktes Lastauto. Wir mußten in die Einfahrt, die Tür wurde geschlossen, und nun ging die Schlacht los. Die halbwüchsigen Burschen, sog. Partisanen, suchten sich ihre Opfer aus und bearbeiteten sie mit Stöcken und Peitschen. ...
Als sich die Wut ausgetobt hatte, wurden wir in den Hof getrieben. Dort mußte alles Eigentum bis auf die Kleidung abgelegt werden. Wir wurden visitiert (durchsucht) und in die halb unterirdischen Korrektionszellen abgeführt. Etwa 30 Znaimer waren in einer Zelle (von 3 x 3 m) ... zusammengepfercht. Beim Essen, das wir auf dem Gang erhielten, sahen wir alle Inhaftierten der 6-8 Zellen. Es waren lauter bekannte Znaimer Geschäftsleute, Angestellte, Handwerker, Beamte ... – über 200 Mann.
Die Nacht verbrachten wir auf der Pritsche oder auf der Erde sitzend, teils auch stehend. Um Mitternacht erklang es dumpf im Gang: "Wir grüßen unseren Führer." Die Zellentür ging auf, und herein traten die stark angeheiterten Kommissare Kraus und Böhm. Taschenlampen blitzten auf. Man befahl den ausgesuchten Opfern vorzutreten und bearbeitete die Ausgesuchten mit Peitschen. Dann ging man zur nächsten Zelle und vergnügte sich auf dieselbe Weise.
Am 17.5. wurden wir vormittags einzeln von einem Gendarmeriewachtmeister oder von Kommissar Böhm verhört und die politischen Belastungen aufgeschrieben. Nachmittags wurden wir etwa 30 ältere Männer ausgesucht und in ein großes, leeres Mannschaftszimmer des 1. Stockes geführt. Hier konnten wir nachts wenigstens auf dem Fußboden ausgestreckt liegen, einen Pfosten unter dem Kopf.
Am 18. Mai wurden wir nach dem Mittagessen etwa 30 Mann in das Arbeits- und Konzentrationslager auf der Pragerstraße, in die ehemaligen Militärbaracken geführt. Damit war ich

glimpflich einer Hölle entronnen. Die "robotárna" in der Rapengasse wurde in der Folgezeit die gefürchtetste Hölle. Dort soll es nach Bericht von Augenzeugen nachher schrecklich zugegangen sein, und zahlreiche Erschlagene lagen im Gemüsegarten der Anstalt verscharrt.
An meinem neuen Aufenthaltsort sah und erfuhr ich nun erst, was "KZ" bedeutete. ... Unsere Tagesration bestand aus 100 g Brot, morgens und abends je 1/4 l schwarzen Kaffee, mittags gab es immer nur 1/2 l Krautsuppe ohne Fett, oft auch ohne Kartoffeln. ... Wir hungerten und ich nahm 5 kg ab. Die Bauern bekamen von ihren Frauen viel nachgeschoben, doch verschwand das meiste davon bei der Wachmannschaft. An die hungernden Leidensgefährten wurde jedoch nichts abgegeben. Wer nichts von außen bekam, bettelte nach Möglichkeit bei der Außenarbeit.
Die Behandlung sprach jeder Menschenwürde Hohn, und Menschenrechte existierten überhaupt nicht. Wir waren eine Ochsenherde, die man nur mit Ohrfeigen, Peitschenhieben und Stockschlägen behandelte. ... Wachkommandant Vlcek, ein tschechischer Soldat ohne Charge (Dienstgrad), ein früherer Pferdekutscher, ... tat sich durch besondere Roheit, Wildheit, Unmenschlichkeit, rohes Schlagen und Ohrfeigen hervor. Er war unermüdlich im Erfinden neuer Bosheiten und Mißhandlungen. ...
(In den Zellen) war es so eng, daß man gerade noch zu seinem Bett gelangen konnte. In unserem Zimmer lagen etwa 80 Mann. Die Fenster durften nur ¼ Stunde am Tage ... geöffnet werden. ... Die unentwegten Raucher verstanden es, Rauchmaterial und Streichhölzer ... ins Lager zu schmuggeln und es so zu verstecken, daß es trotz aller unvorhergesehenen Spindvisiten und Bettdurchsuchungen meist nicht gefunden wurde. Im ... Klosett wurde dann morgens oder abends verstohlen geraucht und seinem besten Freund "ein Zug" gelassen.
Wer aber von der spionierenden Wache erwischt wurde - und das war nicht selten - wurde unmenschlich mit Stöcken geschlagen. So erwischten sie auch den Schlosser N., der neben mir lag. Sie schlugen ihn so unmenschlich, daß ... er fieberte und nicht mehr arbeitsfähig war. Da er aber einen sehr guten Dauerarbeitsplatz als Installateur im Magdalenenbad hatte, an dem er sich schonen konnte, schleppte er sich doch zur Arbeit, nur um aus dem Lager zu kommen.
Tagwache war um 5 Uhr morgens oder, wenn die Wache bezecht war, um 4 Uhr. Das militärische Morgenturnen mit nacktem Oberkörper dauerte ½ Stunde. Oft wurden wir wie junge Rekruten herumgejagt. Nachher hieß es Kaffee holen und um 6.30 Uhr auf der Lagerstraße zur Arbeitseinteilung antreten. Um 7 Uhr war Abmarsch zur Arbeit. ... Beim Einrücken (nach der Arbeit) fand vor dem Wachzimmer meist eine Körpervisite nach Rauchmaterial, Wein, Fleisch, Wurst und Kuchen statt, alles Dinge, die die Wachmannschaft haben wollte. Oft wurde aber auch das Brot weggenommen.
Wer Glück hatte, kam zu zweit ohne Wachbegleitung zu gutherzigen Tschechen in Privathäuser, wo man zu essen bekam. Bei größeren Partien waren 2-3 Mann Begleitmannschaft eingeteilt. Hie und da gab es darunter Lümmel, die zur Arbeit antrieben und wohl auch die Leute schlugen. Besonders gefürchtet war die große Arbeitsgruppe von meist über 100 Mann in der Klosterbrucker Kaserne.
Dort kam es sehr oft vor, daß die Leute von der Soldatenwachmannschaft mit Stöcken und Peitschen zur Arbeit angetrieben und manche auch arg mißhandelt wurden. Ich litt in jener Zeit ca. drei Wochen hindurch an Furunkulose im Genick, war ärztlich verbunden und entging dadurch dem schweren Arbeitseinsatz. Gearbeitet wurde auch sonntags im Lagerbereich, nur die Außenarbeit entfiel.
Lagerkommandant war Fähnrich Tojsl, der ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl besaß. Sein Stellvertreter war ein rauher Geselle, der die tägliche Arbeitseinteilung durchführte. Sein Hauptvergnügen war es, jeden ärztlichen Befund des deutschen Lagerarztes durch seine Redensart: "Das habe ich auch!", zu ignorieren und lächerlich zu machen.
(Der) Pfingstsonntag 1945 im KZ wird mir unvergeßlich bleiben. Vormittags war die obligate

Lagerarbeit: Aufräumungs- und Reinigungsarbeiten. Nachmittags kam eine starke Gruppe von sog. Partisanen (Jungen von 15-18 Jahren), ging von Unterkunft zu Unterkunft, suchte sich ihre Opfer oft unter Fingerzeig der Wachmannschaft aus. Sie ließen die alten Leute nackt ausziehen und bearbeiteten sie vor unseren Augen mit der Peitsche. In meiner Unterkunft waren damals nur 7 Mann, sie suchten sich den 70jährigen Lederfabrikanten Ferdinand B. und den Betriebsleiter S. aus. Dann gingen sie weiter. Wir hörten nur die Schläge und hier und da Schmerzensschreie der Opfer.

... Um 22 oder 23 Uhr kam die letzte Visite des Wachkommandanten mit der üblichen tschechischen Meldung, und dann hieß es "spat" ("schlafen"). Nun erst durfte man sein Bett machen und sich auskleiden. Nachts war meistens Ruhe. ...

Ende Mai tagte im Lager ... eine große tschechische Volkskommission unter Führung der Kommissare Kraus und Böhm, bei der über das weitere Schicksal der Inhaftierten (Entlassung oder Weiterverbleib im KZ) ... entschieden wurde. Diese Tagungen fanden bei Wein und Zigaretten statt. Nachmittags war alles angeheitert. ... Ich trat vor, nannte meinen Namen. Einer suchte mein Karteiblatt und las es vor. Es waren genau meine Angaben, die ich beim Verhör im Arbeitshaus gemacht hatte. ...

Obwohl durch tschechische Plakatierung die Bevölkerung amtlich aufgefordert worden war, Anzeigen gegen Deutsche zu erstatten, die sich irgend etwas gegen Tschechen hatten zuschulden kommen lassen, war keine Anzeige gegen mich eingegangen. Kommissar Kraus erklärte: "Sie müssen dafür bestraft werden, daß ihre Regierung die tschechischen Schulkinder germanisieren wollte. Sie bleiben im Lager." Er gab mir mehrere Peitschenschläge über den Rücken und trieb mich zur großen Gruppe der Nichtentlassenen. ...

Ich sah nun dem Schauspiele des angeheiterten sog. Volksgerichtshofes zu. Bei mehreren Vortretenden rief Kommissar Kraus nach Verlesung des Karteiblattes "na lavici" ("auf die Bank"). Die bereitstehende Lagerwache, rohe, wilde Gesellen, ergriff ihn, stieß ihn in einen Nebenraum, und nun hörte man nur die schweren Stock- und Peitschenschläge und Schmerzensschreie.

Wachkommandant Vlcek ... schrieb sich nun von den nichtentlassenen Häftlingen 28 Mann für eine "Strafkompanie" heraus (darunter war auch ich ...) und ließ sie in einen Lagerraum einsperren. Am Abend ließ er sie namentlich rufen, antreten und führte sie in eine leere Baracke und ließ sie dort unter seinem Kommando von 4 Mann mißhandeln. Ich wurde aufgerufen, in einen Barackenraum gestoßen, auf eine Bank gelegt und erhielt mit daumendicken Stöcken von links und rechts je 10 Hiebe über den Rücken. Dann wurde ich durch Fußtritte zur Türe hinausgestoßen, und der Nächste kam dran.

Am nächsten Abend, nach der Rückkehr von der Arbeit, wiederholte sich dieselbe Strafaktion. ... Nur erhielt ich diesmal etwa 15 Stockhiebe von links und rechts auf das Gesäß durch 2 Wachsoldaten. Noch am selben Abend ging ich zum Barackenkommandanten, einem tschechischen Lehrer, der als Kollaborateur im KZ saß, da er in der deutschen Zeit als Lehrer an der Knabenhauptschule (bei Hauptschulrektor Josef N.) unterrichtete. Wir kannten uns also. Ich beschwerte mich und bat, dem Lagerkommandanten Fähnrich Tojsl vorgeführt zu werden. Er versprach mir, mit Tojsl zu reden, und am nächsten Tage sollte ich mir die Antwort bei ihm abholen.

Am nächsten Mittag bekam ich vom Barackenkommandanten nachstehende Aufklärung: Einen anderen unserer Strafkompanie hatten die Rohlinge mit russischen Peitschen, deren Riemen am Ende Eisenhäkchen hatten, bearbeitet, so daß das Gesäß über und über mit Wunden bedeckt war. Der Betroffene war sofort zu Tojsl gerannt, hatte die Hosen herabgerissen und den blutüberströmten Hintern gezeigt. Darauf wurde die Strafaktion Vlceks sofort eingestellt. Meine Vorführung war nun nicht mehr nötig.

Anfangs Juni war ich etwa l 1/2 Wochen Badegehilfe mit Kohlenhändler Sch. und noch einem

Kameraden in der Waschanstalt und dem Bad der Masaryk-Kolonie, Pragerstraße. Der tschechische Verwalter, ein guter Mensch, nahm mich über mein Bitten in mein Eigenhaus mit, um sich einige Kochtöpfe aus Nirosta-Stahl zu holen und ließ mich dann dort zwei Stunden allein. Ich benutzte diese Zeit, um unser Depot im unteren Keller zu visitieren. Ich fand noch alles unberührt vor. Ich nahm auch 2 Paar Socken, 2 Hemden, l Paar Halbschuhe, einige Gläser eingekochte Aprikosen, l Flasche Schnaps mit und deponierte diese Sachen im Bad, da sie mir im Lager abgenommen worden wären.
Als ich dann zur Aprikosenzeit Anfang August 1945 bei dem nunmehrigen neuen Hausherrn Pospichal, unserem ehemaligen Kaminfeger in der Tschechenzeit 1923-1937, gelegentlich eines eintägigen Urlaubes vorsprach, waren meine Sachen aus dem Keller verschwunden. Meine prächtige, gediegene Wohnungseinrichtung, Herren- und Wohnzimmer in Eiche, meine Bildoriginale, Kunstgegenstände, meine Teppiche, Kristall, Porzellan, Küchengeschirr benutzte der neue Hausherr.
Einen Teil meines Eigentums aus dem Kellerdepot (Bettüberzüge, Damenkleider) sah ich bei der Wohnpartei, einem tschechischen Gendarmeriewachtmeister, der scheinbar die meisten Sachen beschlagnahmt, verschoben und gestohlen hatte. Als ich nach meinen Sachen fragte, zeigte er mich bei der Lagerleitung an.
Aus dem Arbeits- und Konzentrationslager kam ich am 28.6. auf Erntearbeit auf das Staatsgut "Vrancer Hof" bei Vöttau mit Bauern und Bäuerinnen aus der Znaimer Umgebung, dem Vorstand des Znaimer Güterbahnhofs W., der Gattin des Schattauer Hauptschulrektors und drei Jugendlichen im Alter von 13 1/2-14 1/2 Jahren.
Auf dem Gutshof waren wir etwa 26 internierte Deutsche. Der Verwalter war ein verbissener Tscheche. Geschlagen wurden wir dort nicht. Nur einmal kamen mit Lastautos tschechische Soldaten (Partisanen) auf den Gutshof und schlugen einen Gefangenen mit russischen Peitschen in roher Weise. Gearbeitet wurde von 6-12 und von 13-18 Uhr, auch sonntags.
Unser Kommandant war ein Tscheche, der als Kollaborateur in der deutschen Zeit jetzt ins KZ gekommen war. Die Behandlung war menschlich, die Zucht nicht so streng wie im KZ, weil ohne Wachmannschaft.
Gearbeitet wurde so, wie es beim Bauern üblich war. Ich holte mir durch die ungewohnte, schwere Arbeit beim Auf- und Abladen der überschweren Garben einen doppelseitigen Leistenbruch.
Es wurde für alle Gefangenen eine eigene Küche von unseren Frauen geführt, mit den reduzierten Rationen, wie sie für Deutsche vorgeschrieben waren. Unser tschechischer Mitgefangener und Kommandant ließ sich aber von unseren Zuweisungen extra und besser kochen, so daß wir durch mehrere Wochen kein Fett im Essen hatten. Aber genügend alte Kartoffeln, die für die Schweinefütterung bestimmt waren, hatten wir wenigstens bis Ende Oktober. Erst dann bekamen wir frische Kartoffeln.
Untergebracht waren wir in einfenstrigen Zimmern zu je 6 Mann. Als es dann im Spätherbst empfindlich kalt wurde, verkühlte ich mich in meinen Hochsommersachen beim Dreschen mit der Dreschmaschine, so daß ich Gelenkrheumatismus bekam. Ich meldete mich deshalb Mitte November krank mit starken Schmerzen in den Armgelenken. Der tschechische Verwalter war darüber so böse, daß er mich am nächsten Tage ins Lager nach Znaim zurückführte.
Der internierte deutsche Lagerarzt erklärte mich wegen Gelenkrheuma für arbeitsunfähig. ... Dann erhielt ich den Befund für leichte Arbeit im Lager. Doch darum kümmerte sich der stellvertretende tschechische Lagerkommandant bei der Arbeitseinteilung nicht mit seiner Redensart: … das habe ich auch. Ich mußte bei Schnee und starker Kälte eine Woche im Znaimer Judenfriedhof arbeiten. Dann ging ich neuerlich zum Arzt und kam wieder einige Tage ins Krankenrevier.
Schließlich kam ich durch geschicktes Verhalten vor die Überprüfungskommission des Kreis-

nationalausschusses in Znaim, die gewöhnlich einmal wöchentlich im Beisein eines Juristen im Lager tagte. Ich wurde schließlich ... am 12.12.1945 aus dem Konzentrationslager entlassen (Grund der Entlassung: "Machte sich keiner strafbaren Handlung schuldig"). ...
Bei der Kommission teilte man mir mit, daß die Grenzen amtlich gesperrt seien und ich müsse … hintenherum, schwarz die Grenze überschreiten. Ich war innerlich still vergnügt. Ich blieb nun noch bis zum Sonntag, den 16.12. im Lager. Samstag, den 15.12. nahm ich mir tagsüber einen Urlaub, um alles bei einer Verwandten zur Abreise vorzubereiten.
Am Sonntagmorgen, nach gründlicher Körperuntersuchung gelegentlich der Abmeldung bei der Lagerwache, schloß sich endlich das Tor des Znaimer KZ für immer hinter mir. Die bitterste Leidenszeit meines Lebens war beendet.
Nach dem Mittagessen bei meiner Verwandten verließ ich Znaim nun endgültig und für immer. Ich hatte kein Geld und besaß nur das, was ich auf dem Körper trug. Einige alte zerrissene Wäschestücke und Kleinigkeiten, die ich im Laufe der 7 Monate "organisiert" oder von gutherzigen Bekannten erbettelt hatte, trug ich in einem alten Sack auf dem Rücken, der mit Draht zusammengebunden war.
Als heimatloser Bettler überschritt ich mitternachts heimlich und "schwarz" auf Umwegen die tschechisch-österreichische Grenze bei Gnadlersdorf und kam ohne Nachtruhe um 9 Uhr früh nach Retz. Endlich war ich nach 7 Monaten wieder in Freiheit. Hinter der Grenze auf österreichischem Boden kniete ich nieder, küßte die deutsche Erde und dankte Gott für die Errettung.<<

Allgemeine Lebensverhältnisse von Mai 1945 bis zur Vertreibung im Jahre 1946

Erlebnisbericht des Oberrechtsrats Dr. Hans von S. aus der Stadt Karlsbad im Sudetenland (x005/649-672): >>Am 29. Mai gab es ... neue Lebensmittelkarten. ... Die Deutschen erhielten besondere Karten mit dem Aufdruck "Deutsche". Diese sahen natürlich viel weniger Lebensmittel vor, als sie die Tschechen und die Antifaschisten erhielten. ...
Die Tschechen behandelten uns nicht, wie die Deutschen die Tschechen im Sudetenland oder im Protektorat behandelt hatten, sondern sie wandten auf uns Grundsätze an, die der Behandlung der Juden durch die Deutschen zugrunde lagen. Die ihrer ganzen Mentalität nach antisemitischen Tschechen haben sich also berufen gefühlt, an den Deutschen zu vergelten, was die Deutschen den Juden zugefügt haben.
Daß die Tschechen große Antisemiten waren, ist mir aus vieljährigen Erfahrungen bekannt. Von 1893 bis 1907 habe ich in Prag studiert. In dieser Zeit habe ich alle deutschfeindlichen Ausschreitungen miterlebt und die Wahrnehmung gemacht, daß alle sich schließlich gegen die Juden wandten. Was deutsch sprach, wurde als Jude betrachtet, obzwar die Juden gerade zum größten Teil beide Landessprachen beherrschten.
Nach dem Mai 1945 wurde Benesch einmal gefragt, wie er sich zur Judenfrage verhalte. Er antwortete: "Bei uns gibt es keine Judenfrage; die Juden haben sich alle zum Deutschtum bekannt, also müssen sie auch als Deutsche behandelt werden. Das war natürlich eine grobe Verdrehung der Tatsachen, wie sie sich ja der sog. Staatsmann Benesch oft geleistet hat. ...
Die neuen Lebensmittelkarten gaben den Deutschen fast gar kein Fett und überhaupt kein Fleisch. Offiziell erhielten wir innerhalb eines Jahres nur einmal Fleisch zugewiesen, aber nur Pferdefleisch. ... Wir mußten ... Wertgegenstände zu Schleuderpreisen verkaufen. ...
Am 22.06.1945 erhielt ich von der Verwaltung der Stadt einen Schutzschein des Inhaltes, daß ich "auf Dauer der Einarbeitung eines tschechischen Beamten im städtischen Dienst unentbehrlich bin". Ich war also nur bis zur Einarbeitung eines Tschechen im Dienst belassen worden, doch wurde mir während des ganzen Jahres, das ich noch unter tschechischer Verwaltung Dienst machen mußte, nie ein Tscheche zugeteilt, den ich hätte einarbeiten sollen.
... Wir hatten kein Verfügungsrecht über unser Eigentum, denn alles, was wir besaßen, war

unter nationale Verwaltung gestellt. Wir waren vollständig rechtlos, es gab keine Instanz, die wir mit Aussicht auf Erfolg um Hilfe hätten anrufen können. Wie Pestkranke, wie Verbrecher wurden wir behandelt, hin- und hergestoßen, beschimpft, lächerlich gemacht, bestohlen, beraubt und zum Schluß noch eingesperrt und über die Grenze gejagt.
... War bisher die Verwaltung von einer kleinen Zahl altansässiger Karlsbader geführt worden, so kamen nun die Menschenmassen herein, die es den Tschechen erst ermöglichten, eine ausgesprochene Terrorherrschaft auszuüben. Es kamen zuerst Polizisten und Partisanen, die sog. SNB, um den Anordnungen und Verfügungen der öffentlichen Behörden den notwendigen Nachdruck zu geben. Es gelang ihnen in kürzester Zeit, alle Gefängnisse zu füllen.
Besonders die SNB verbreitete Angst und Schrecken um sich. ... Es kamen dann alle jene, welche glaubten, in Karlsbad ein dankbares Feld für ihren Betätigungsdrang zu finden: "die Goldgräber" ("Spravce"), um das deutsche Vermögen zu übernehmen. Mit leeren Koffern kamen sie an, mit vollen Koffern zogen sie nach kurzer Zeit wieder ab. Sie setzten sich in die schönen Geschäfte und Restaurants, ließen sich als Verwalter einsetzen, sie wirtschafteten mit dem, was sie vorfanden. War dann alles verkauft, so verschwanden sie wieder, um an einem anderen Ort alles zu wiederholen. ...
Am 26. Juni 1945 war ein besonderer Tag. An diesem Tag wurden nämlich alle Deutschen aus der besten Villengegend ... herausgeworfen. Damit fing die unheilvolle Tätigkeit des von Kommunisten und Dieben besetzten Wohnungsamtes an. Straße auf Straße folgte und mit Bangen warteten wir, bis (wir) ... an der Reihe sein würden.
Für den 27. Juni (wurde ich) ... in die Polizeidirektion "zur Erteilung einer Auskunft" bestellt. ... Wir mußten lange warten. Es hieß, man müsse die Entscheidung des Chefs einholen, der momentan beschäftigt sei. So wurde es Mittag. Endlich kam der Beamte, der mich vernommen hatte, und sagte, er bedauere, mich in Haft nehmen zu müssen.
Eine Kindergärtnerin und ich wurden nun in das Parterre der Polizeidirektion geführt und einem äußerst brutal aussehenden Aufseher übergeben, der uns mit einem zynischen "vorzüglich" in Empfang nahm.
Im Gang des Gefängnisses stand schon eine Reihe von Häftlingen an der Wand. Wir mußten uns dazu stellen, das Gesicht zur Wand und die Hände senkrecht in die Höhe. So mußten wir regungslos stehen; bei jeder Bewegung, besonders beim Umdrehen des Kopfes, beim Sinkenlassen der Hände und sonstigen Ermüdungszeichen gab es Hiebe. Inzwischen kamen andere Häftlinge von der Arbeit zurück und wurden zur Einnahme des Essens in ihre Zellen gesteckt, sofern man die Wassersuppe, die es gab, überhaupt als Mittagessen bezeichnen konnte. Wir ... bekamen nichts zu essen und mußten 3 Stunden lang unbeweglich an der Wand stehen, die Arme nach oben erhoben. ...
Dann kam ein Aufseher und forderte die neu eingelieferten Häftlinge, zu denen auch ich gehörte, auf, ihm zu folgen. Ich nahm an, daß wir zur Arbeit kommen würden. Dies war aber nicht der Fall, wir wurden vielmehr eine steile Treppe hinunter, in einen nach außen hin ganz abgedichteten und künstlich beleuchteten Keller geführt, wo wir uns wieder mit dem Gesicht zur Wand stellen mußten.
Es war ein ekliges Gefühl, weil man nicht wußte, was man mit uns vorhatte. Das zeigte sich aber bald. Einer nach dem anderen mußte sich auf eine Bank legen und bekam nun eine beträchtliche Anzahl von Hieben mit einem Gummiknüttel auf das Gesäß. Dabei mußte man selbst laut mitzählen. Ich erhielt deren 35. Nach Beendigung dieser Aufnahmeprozedur wurden wir wiederum in den Gang des Gefängnisses geführt und mußten uns neuerlich mit erhobenen Händen zur Wand stellen. Abermals mußten wir - ohne irgendeine Nahrung zu erhalten - etwa 2 Stunden stehen. Ein neben mir stehender ... Häftling brach dabei ohnmächtig zusammen. Schließlich wurden wir in die Kanzlei des Gefängnisses geführt, wo die Personalien der Häftlinge aufgenommen und die Häftlinge visitiert wurden. ...

Als diese Prozedur beendet war, führte mich K. zu einer Zelle, öffnete deren Tür und schob mich hinein. Zunächst vermochte ich nichts anderes zu erkennen, als daß ich mich in einem ganz kleinen Raum befand, in welchem eine Unmenge von Leuten standen, die alle stumm und stier vor sich hin starrten. Erst als sich die Tür hinter mir geschlossen hatte, kam Leben in die Männer, und einer von ihnen begrüßte mich mit Händedruck. Ich erkannte in ihm meinen alten Freund, den Amtsgerichtsrat G. Auch ein zweiter Häftling begrüßte mich, Sparkassendirektor L. Von den sonstigen Zellengenossen war mir niemand bekannt.
Nun aber kam die Reaktion auf die Aufregung infolge der Verhaftung und der ausgestandenen körperlichen und seelischen Pein. Es wurde mir flau, kalter Schweiß brach aus, es wurde finster vor meinen Augen, und schließlich brach ich in die Knie. Sofort wurde ich aufgehoben und auf ein Bett gelegt, wo ich mich rasch erholte. Nun hatte ich Gelegenheit, mich ordentlich umzusehen.
Die Zelle maß ungefähr 3,20 m in der Länge und 2,80 in der Breite. An jeder Wand befand sich ein Doppelbett mit einem Strohsack. Das Bett war so breit, daß es 2 Personen ... Platz bot. ... Wenn sich der Zelle Schritte näherten, mußte der Zellenälteste "pozor" ("Achtung") rufen, und wenn die Zelle geöffnet wurde, in tschechischer Sprache die jeweilige Anzahl der Häftlinge melden.
Das war natürlich keine Kleinigkeit, wenn der Zellenälteste ein Mann war, der nicht ein Wort Tschechisch kannte. Nun mußten alle Zellengenossen beim Öffnen der Tür rasch aufspringen, sich mit dem Gesicht zu irgendeiner Wand oder vor ein Bett stellen und vor sich hinsehen. Es wurde mir gleich zu Anfang als Grundprinzip hingestellt, stier vor mich hinzusehen, was auch immer hinter meinem Rücken geschehen würde. "Und wenn's auch kracht, unbeweglich stehen! Nur reden, wenn man angesprochen wird." Hielt man sich nicht daran, konnte es Hiebe geben. ... Als ich in die Zelle kam, waren etwa 10 Mann darin. Abends waren es bereits 22 Gefangene. ...
Etwas später hörte man in anderen Zellen (wieder dieses) Klatschen und Schreien. Es war klar, daß da wiederum eine Aufnahmeprozedur stattfand. Nun kam auch unsere Zelle dran; es hieß: die Neuen heraus! ... Nach mir war noch ein Mann gekommen, der nun an der Reihe gewesen wäre. Der aber fing sofort jämmerlich zu heulen an und bat, ihn zu verschonen, er sei nierenkrank. Der Aufseher ... ließ sich erweichen und ging weiter. Das Klatschen und Schreien wurde schwächer, bis es aufhörte. ...
Am Morgen ... sah (ich) Dr. Visa vor mir, der mich aus der Zelle herausholte und mir die Freiheit wiedergab.
Am 4. Februar, als ich wieder einmal meiner Meldepflicht nachkam, sagte Fiser (ein tschechischer Kriminalpolizist), daß man bei mir eine Hausdurchsuchung vornehmen werde. Er rief einen mir unbekannten Polizeiagenten heran, und wir gingen zu dritt in meine Wohnung, wo meine Frau anwesend war. ... Man wußte bei einer tschechischen Hausdurchsuchung niemals, was dabei herauskommen wird. Manchmal wurden Waffen vorgefunden, die bestimmt vorher nicht dort waren, und das konnte recht schlimme Folgen haben. ... Die Beamten waren bald ihrer wertlosen Arbeit überdrüssig, sie dachten gar nicht daran, die vielen Kästen und Schränke durchzusuchen. ... Dann zogen sie wieder ab.
Der zweite Polizeiagent hatte sich aus dem durchsuchten Material einiges zur Seite gelegt, offenbar, um es mitzunehmen. Aber auch diese Sachen, die sein Interesse erweckt hatten, ließ er beim Fortgehen auf unserem Tisch liegen. Es war also eine recht wohlwollende Hausdurchsuchung. Fiser erwies sich eigentlich mir gegenüber recht anständig, er spielte nur dann manchmal den wilden Mann, wenn Habrda anwesend war, von dem er sich vermutlich bespitzelt fühlte. Am 14. Februar bekamen wir 2 tschechische Untermieterinnen, die wir aufnahmen, weil sie durchaus bei uns wohnen wollten. ... Als sie (später) weggingen, baten sie von meiner Frau Federbetten aus und versprachen uns dafür Fleisch und Orangen. Die Betten

nahmen sie mit, vom Fleisch und den Orangen haben wir nichts zu sehen bekommen. Ich glaube, es war damals bei den Tschechen geradezu verdienstvoll, den Deutschen Versprechungen zu machen und sie nicht einzuhalten.
Am 13. März kam ... Frau K. atemlos in mein Büro und bat mich, gleich nach Hause zu kommen, es sei eine Wohnungskommission bei uns, und diesmal scheine es mit dem Hinauswurf Ernst zu werden. Als wir nach Hause kamen, trafen wir 2 Beamte des Wohnungsamtes an, von denen der jüngere, wohl kaum älter als 25 Jahre, das große Wort führte. Er forderte uns unverzüglich auf, die Wohnung zu räumen. ...
Da wir des ewigen Kampfes um unsere Wohnung schon müde waren, und uns bewußt wurde, daß wir sie auf Dauer doch nicht halten konnten, da die Wohnungskommission gleich die Schlüssel für eine Ersatzwohnung mitgebracht hatte, fügten wir uns in das Unvermeidliche. ... Wir mußten wohl die ganze Einrichtung mit Möbeln, Teppichen, Gemälden, Silber usw. dalassen, hätten diese Sachen aber bei der Aussiedlung ohnehin nicht mitnehmen können. Wir mußten manches noch zurücklassen, was uns wertvoll und unentbehrlich war.
So eignete sich der Wortführer der beiden Beamten sofort meinen besten Anzug an - den er noch an Ort und Stelle in unserem Beisein anzog! Aus der Handtasche meiner Frau stahl er ihre wertvolle Armbanduhr aus Platin und eine wertvolle Brosche aus Platin. Auch eine wertvolle Brosche in Hufeisenform, mit Brillantsplittern besetzt, war unter den Händen dieses Gauners plötzlich verschwunden. Aber sonst konnten wir doch eine ziemliche Menge von Kleidungsstücken, Wäsche, Geschirr und anderen Bedarfsgegenständen herausschaffen. So war bis Mittag unser Auszug aus der Wohnung, die wir 20 Jahre lang innegehabt hatten, beendet. Die Wohnung wurde versiegelt, und wir verzehrten unser Mittagessen in der Wohnung von Nachbarn, die uns schon zum zweiten Male vorläufigen Unterschlupf boten.
Nachmittags ging es an die Besichtigung der Ersatzwohnung. Sie lag ... im Mansardengeschoß und bestand aus Küche und Zimmer, beide allerdings nicht mit einer direkten Tür verbunden. ... Die Zimmer waren klein aber ausreichend und nett möbliert, das ganze machte einen sauberen Eindruck, obwohl es ein altes Haus war. Da wir auch kein Ungeziefer vorfanden, wovor wir große Angst hatten, haben wir uns dort ganz wohl gefühlt. Im selben Haus wohnten noch lauter Deutsche, offenbar hatte man die Wohnungen dieses Hauses als "nicht für Tschechen geeignet" klassifiziert.
Dr. Visa, den ich bat, mich freizugeben, machte mir keine Schwierigkeiten. ... Am 23. April schien sich noch eine große Schwierigkeit zu ergeben. Das Arbeitsamt hatte mich vorgeladen, und es stellte sich heraus, daß ich noch keine Arbeitskarte hatte. Ich war der Meinung gewesen, keine mehr zu brauchen, da ich schon über 60 Jahre zählte, und der Arbeitspflicht nicht mehr unterliegen würde. Im Arbeitsamt wurde mir aber gesagt, daß irgendwann ... die Arbeitspflicht für deutsche Männer bis zum 65. Lebensjahr verlängert worden war. Damals war ich erst 63 Jahre alt. ... Die Leute vom Arbeitsamt machten mir schwere Vorwürfe. Ich weiß nicht, zu welchen Maßnahmen sie gekommen wären, ... wenn ich mich nicht ohnehin schon zur Aussiedlung gemeldet hätte. Da ihnen auf telefonische Anfrage die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigt wurde, sah man von weiteren Maßnahmen ab und stellte mir nachträglich eine Ersatzkarte aus.<<

Lebensverhältnisse in Kaaden von Mai bis November 1945

Erlebnisbericht der Wilhelmine von H. aus der Stadt Kaaden im Sudetenland (x005/683-700):

>>Vom Einzug einiger tschechischer Gendarmen, wenige Tage nach dem Einmarsch der Russen, erhofften viele von uns den Beginn geordneter Verhältnisse. Einer der Männer hatte früher in Kaaden Dienst getan und war der Bevölkerung als rechtschaffener Mann bekannt gewesen. Die Übernahme der Verwaltung durch die Tschechen war jedoch lediglich der Beginn systematischer Grausamkeiten. ... Man kann von den ersten Monaten ohne Übertreibung sa-

gen, daß sich jede Amtsperson als persönlicher Feind eines jeden Deutschen gebärdete.
Wenn die Russen in Häuser eindrangen, hielten sich die Frauen versteckt; man konnte auch manche Habe vor ihnen verbergen. Vor den Tschechen gab es kein Entrinnen. Im allgemeinen vergingen sie sich zwar nicht an Frauen, ... aber die tschechischen Revolutionsgardisten oder Gendarmen raubten nicht nur; sie "fanden" vor allem überall verbotene Dinge, so daß man nach ihrem Besuch sich wenig darum kümmerte, was sie genommen, als was sie vielleicht gebracht hatten: Sie versteckten mit Vorliebe Waffen oder Munition, die im nächsten Augenblick von einem anderen Tschechen aufgestöbert wurden. ...
Dröhnend laut verkündete der Lautsprecher vom Marktplatz aus täglich neue Verordnungen. So war zur Abgabe der Rundfunkgeräte aufgerufen worden, am 27. Mai auch der Ferngläser und Schreibmaschinen. Wir fürchteten diese Bekanntmachungen, ebenso die Anschläge, vor allem wenn sie in deutscher Sprache gehalten waren. So las ich von Erschießungen von 40 Personen im Gerichtsgebäude. Wir hatten oft von dort Schüsse gehört.
Gegen Ende Mai ... rief der Lautsprecher alle Deutschen in dringlicher Form auf den Marktplatz. ... Sieben Männer führte man auf den Platz, den eine große Menschenmenge säumte. In tschechischer und deutscher Sprache wurde von Vergeltungsmaßnahmen gesprochen. ... Maschinenpistolen, von unten nach oben streuend, peitschten gegen die Männer.
Unbeweglich starrte unser Hausgenosse R. auf seinen beinamputierten Sohn, der erst als seine Prothese sank, ... zu Boden fiel. "Ich muß sehen, ob der Junge gleich tot ist", wehrte er seine Frau ab, die ihn wegziehen wollte, als die ersten Schüsse fielen. Auch die junge Ehefrau des Opfers, die ihr zweites Kind erwartete, stand dabei. Manchen Frauen, die sich wegwenden wollten, hielten Tschechen den Kopf fest: "Hinschauen!" Niemand durfte zu den Leichen, niemand wußte, wohin sie geschafft worden waren. Den Friedhof durfte man damals nicht betreten. ...
Öffentliche Erschießungen in Gegenwart der gesamten Ortsbevölkerung (manchmal waren nur die nächsten Angehörigen dazu befohlen) wurden zu dieser Zeit auch in mehreren Gemeinden des Kreises, wie z.B. in Totzau, Tschachwitz, Pokatiz und in zahlreichen Städten und Dörfern des Sudetenlandes durchgeführt. ...
Die Revolutionsgardisten (RG) waren die berüchtigsten und gefürchtetsten Tschechen, welche besonders auf den Dörfern ihr Schreckensregiment führten. Es waren Freiwillige, bunt zusammengewürfelt, sie waren mit beliebigen Uniformstücken der ehemaligen deutschen Formationen bekleidet.
Uns wurde höchst einfach erklärt, daß wir Deutschen überhaupt kein Eigentum hätten. ... Jeder Tscheche konnte uns wegnehmen, was er wollte. Über's Wochenende kamen die sog. "Goldgräber", Tschechen, die mit höchstens einer leeren Aktentasche ... ins deutsche Gebiet kamen, um dort mitzunehmen, was sie "finden" konnten. ...
Auch unsere Revolutionsgardisten ... reisten gerne mit viel Gepäck, wenn sie (meist übers Wochenende) auf Urlaub fuhren. Einmal war ein ganzer Streifenwagen mit Rundfunkgeräten zum Bahnhofsgebäude gekommen. ...
Unsere Besitzlosigkeit wurde uns am deutlichsten daran, daß man uns aus unseren Wohnungen vertreiben konnte. ... Aus Gründen der Sicherheit wurden manchmal ganze Häuserreihen "ausgeräumt". Die Bewohner konnten dabei in der ersten Zeit meist überhaupt nichts mitnehmen. ...
Mit der Zeit hatte das "Herausschmeißen" den Charakter einer legitimen Amtshandlung erhalten. Eine Gruppe von Polizisten und Zivilisten ... betrat die Wohnungen: Wertsachen - bis 17. Juni auch Sparbücher - mußten vorgelegt werden. Fieberhaft suchten die Bewohner noch einige Habe zusammen: ... Je nach Laune der Kommission war die Zeremonie in wenigen Minuten ... beendet. "Heraus!", und die Wohnung wurde abgesperrt.
... (Als ich am 17. Juni auf dem Rückweg von der Arbeit war), rief mir jemand zu: "Bei ihnen

räumen sie aus!"
Unsere Haustür stand weit offen, überall gingen Polizisten herum, meine Mutter war mit Hilfe guter Hausgenossen eilig dabei, Sachen zusammenzuraffen. Sie hatte durch Bitten erreicht, daß wir 2 frühere Abstellräume ... beziehen durften. "Sie haben nur noch 10 Minuten Zeit!" wurde mir gesagt. ...
Das Mädchen mit der Schreibmaschine, ein untrügliches Zeichen des "Ausräumens", war inzwischen eifrig bei der Arbeit gewesen und hatte das Inventar aufgenommen. Polizisten gingen herum, steckten ein oder legten beiseite, was sie sich später holen wollten. So hatte einer einen kleinen Koffer mit Leibwäsche, Stoffen und dergleichen entdeckt, auf den er die Hand legte. In jedem Bett mußte Bettzeug bleiben. ... Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wiesen wir die Polizeiorgane freiwillig auf Verstecke hin, wo wir Sachen vor den Plünderern verborgen hatten.
... In unsere Wohnung zog (später) wochenlang niemand ein. Wenige Tage nachdem wir sie verlassen hatten, beobachteten Nachbarn, daß Leute hineingegangen und mit Koffern wieder herausgekommen seien. ...
Als die Bevölkerung merkte, daß kein Bleiben mehr in der Heimat möglich war, versuchten es manche auf eigene Faust, über die Grenze zu kommen, insbesondere die Bewohner der grenznahen Erzgebirgsdörfer. ...
Die Plünderungen der ersten Wochen sowie das Verhalten der Polizisten beim Räumen deutscher Wohnungen waren natürlich ungesetzlich, aber niemand schritt dagegen ein. Offiziell war es so, daß bei der Übernahme deutschen Hausbesitzes der betreffende Tscheche nur als Verwalter eingesetzt war und auch das Inventar nur kommissarisch übernahm. Natürlich ging man bei der Aufzeichnung des Inventars nur summarisch vor.
Wäsche, Hausrat und was an Möbeln nicht übernommen wurde, schaffte man auf offenen Wagen in das große Franziskanerkloster in unserer Nähe. ... Im Kloster, wo zuerst alles wahllos zusammengeworfen war, wurde ein regelrechtes Warenlager errichtet. Deutsche waren zum Sortieren angestellt. Eine Deutsche zeigte einmal dem Aufseher ihre eigenen Kleider etc., die eben angekommen waren. Er lachte höhnisch. ... Die Möbel standen, aller Witterungsunbill ausgesetzt, im Klosterhof, und was in den ersten Monaten nicht abgeholt worden war, blieb dort stehen. ... Die Tschechen bekamen Bezugsanweisungen für dieses Warenlager.
Wir haben ... sehr gehungert. Schwere Durchfälle mit Fieber herrschten, wir magerten ... ab. Meine Mutter, die früher über 170 Pfund und während des Krieges immerhin noch 145 Pfund gewogen hatte, kam auf 118; ich ... wog 98 Pfund.
... Meine Eltern hatten 2 Hühner, und der tschechische Verwalter rühmte sich anderen gegenüber wegen seiner Großmut, uns die Hühner gelassen zu haben. Mutter hatte auf der Straße einen großen Haufen Getreidekörner zusammengekehrt. Damit konnte sie die Hühner lange Zeit füttern. ... Deutsche dürfen kein Obst essen, hatte man einmal mit Lautsprecher verkündet; aber solange wir allein im Hause waren, half uns das Beerenobst über die ärgste Hungerzeit. ...
Während meiner Beschäftigung auf dem Gutshof konnte ich mir mit Wissen des deutschen Verwalters gelegentlich etwas Weizen oder einige Kartoffeln mitnehmen. Im Spätherbst steckten wir uns regelmäßig Zuckerrüben in die Taschen. ... Anfangs bekamen wir wochenlang kein Salz. Eine gute Bäuerin gab uns etwas Viehsalz, das wir sehr sparsam verwendeten. ...
Man stand in einem Geschäft, in welchem den Tschechen mit Höflichkeit schöne Wurst- und Fleischwaren verkauft wurden, (und wartete) bescheiden, bis kein tschechischer Kunde mehr zu bedienen war und bekam, wenn man endlich an der Reihe war, ... hastig einige Stücke der ... Pferdeknochen hingelegt.
Die Einkaufszeiten für Deutsche waren von 15-16 Uhr. Kamen freilich Tschechen (oder auch

Österreicher) um diese Zeit in die Läden, mußten sie sofort vorgelassen werden. Dankbar erinnere ich mich tschechischer Kaufleute, die auch uns mit freundlichem Lächeln bedienten und die Rechnung regelmäßig um kleine Beträge nach unten abrundeten.
Überhaupt erfuhren wir auch manche Freundlichkeiten von Tschechen. ... Ein seit Jahrzehnten in Kaaden ansässiger schlichter Mann übersetzte z.B. für meinen Vater tschechische Zeitungsartikel. Einmal trafen wir den Sohn eines jüdischen Rechtsanwalts, der lange in Kaaden gelebt hatte. Er war mit knapper Not aus Theresienstadt entkommen. ... Er brachte seine tschechische Frau mit. ... Als wir beide auf der Straße trafen, wollten wir ihnen ausweichen, um ihnen Peinlichkeiten zu ersparen. Sie kamen jedoch quer über die Straße zu uns und gaben uns öffentlich die Hand.
"Der Tscheche reicht dem Deutschen nicht die Hand!", stand auf Mauern und Anschlagtafeln. - Heimlich sprachen auch die Tschechinnen, für die meine Mutter nähte, freundlich mit uns. ... Das war freilich erst im Frühjahr 1946, wo die Tschechen die Furcht vor den "gefährlichen" Deutschen verloren hatten. ...
Am 17. November, abends nach 20 Uhr, klopfte es heftig an unsere Tür: "Polizei! ... Wo sind die Matratzen der Couch?" Ich hob die Kinder aus den Betten und wies auf die Matratzen, auf denen sie gelegen hatten. Befriedigt nahmen die Polizisten sie; aber ihr geübtes Auge sah auch die gepackten Säcke und Koffer. Vergeblich beteuerte ich, daß ich ja keinen Schrank zum Aufbewahren der Sachen hätte. ... 7 Koffer voll Kleidung und Wäsche packten sie ein, was ihnen nicht gefiel, schleuderten sie in eine Ecke. ... Auch die wenigen Lebensmittel, die ich für die Aussiedlung gespart hatte, ... eine kleine Flasche Öl und etwas Büchsenmilch, nahmen sie mit. ...
Als ich später einen tschechischen Rechtsanwalt fragte, wie denn eigentlich die Rechtslage sei – unsere Sparbücher hatte man uns weggenommen und wir bekamen sie nicht zurück – sagte er zu mir: "Für Deutsche gibt es keine Rechtslage! Sie haben nur das Recht, mit 50 kg Gepäck über die Grenze geschickt zu werden." ...
Als rechtlose Deutsche waren wir durch das Tragen von weißen Armbinden gezeichnet. Wir gewöhnten uns daran, sie an allen Jacken und Kleidern angenäht zu haben. ... Einmal kam die Anordnung, daß die Armbinden 7 cm breit sein müßten, kurz darauf 9 cm. Es fehlte nicht an eifrigen Polizisten, die das auf der Straße nachgemessen haben, ja sogar schmutzige Armbinden beanstandeten. Es half also nichts mehr, sich rasch ein Taschentuch umzubinden, wenn man die Armbinde vergessen hatte. Bedenkt man, daß es damals Deutsche gab, die nichts mehr hatten, als sie auf dem Leibe trugen, versteht man, wie schwierig selbst solche Anordnungen zu erfüllen waren. Es waren nur Schikanen örtlicher Stellen. Im Winter mußten (die) Armbinden zum Abstempeln gebracht werden: wer in Arbeit stand, bekam ein "P" darauf gedruckt.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Karlsbad von August 1945 bis Juni 1946
Erlebnisbericht des Josef S. aus dem Kreis Karlsbad im Sudetenland (x010/278-279): >>Als ich am 4. August 1945 ... zu Hause ankam, waren 2 Tschechen in meiner Wohnung, die alles durchwühlt hatten.
Ich wurde sofort aufgefordert, mit ihnen ins Freie zu kommen. Der eine fragte mich, wo ich in der vergangenen Nacht gewesen wäre. Ich antwortete ihm, daß ich gegen 23 Uhr mit dem Rad aus meiner Arbeitsstätte heimgefahren wäre. Daraufhin erwiderte der Tscheche, daß man beobachtet hätte, daß ich dem "Werwolf" Lichtzeichen mit dem Licht meines Fahrrades gegeben hätte. ...
Obzwar ich den ... Tschechen beteuerte, daß ich von einem Werwolf nie etwas gehört hätte, ... brachte (man) mich auf die tschechische Polizei nach Karlsbad. Dort brachte man mich in eine Arrestzelle. Nach einiger Zeit wurde ich in die Wachstube geführt. Ich mußte mich mit dem

Gesicht gegen eine Wand stellen, die Hände nach oben halten und mit der Zunge einen Papierstreifen ... stundenlang festhalten. Fiel das Papier zu Boden, so wurde ich von hinten geschlagen. Gegen Abend wurde ich wieder in die Zelle gebracht. ...
Gegen 9 Uhr wurde ich neuerdings in die Wachstube geschleppt, wo diesmal an die 10 Wachleute versammelt waren. Ich mußte den Oberkörper entblößen, die Arme hochheben und wurde gefragt, ob ich bei der SS gewesen wäre. Als ich ihnen sagte, daß ich nicht in der Partei war und erst recht nicht bei der SS, wurde ich derart geprügelt, daß ich schon nach wenigen Schlägen die Besinnung verlor.
Als ich wieder das Bewußtsein erlangte, befand ich mich in einer anderen Zelle, wo man so viele Internierte eingesperrt hatte, daß wir uns kaum bewegen konnten. Da ich durch die furchtbaren Schläge nicht in der Lage war, mich zu bewegen, wurde ich in die Krankenstube geschafft. Ich mußte außerdem feststellen, daß die tschechischen Wachposten meinen Rock, meine Taschenuhr, 150 RM, das Taschenmesser, Feuerzeug und die Mütze entwendet hatten.
Nachdem ich 4 bis 5 Tage in der Krankenstube gelegen hatte, wurde ich einem tschechischen Kommissar vorgeführt. Dieser sagte wörtlich folgendes zu mir: "Wir werden Sie wieder heimschicken, bei jeder Revolution kommen Übergriffe vor." ...
Nach meiner Ausweisung fuhr ich nach Nürnberg, wo ich mich im Städtischen Krankenhaus bei Dr. S. untersuchen ließ. Er stellte bei mir folgendes fest: Sehkraft geschwächt durch Schläge auf den Kopf, das Trommelfell des linken Ohres verletzt, Wirbelsäule verletzt, der rechte Fuß lahm, an der linken Körperseite bis zu den Füßen ... Lähmungserscheinungen.
Während ich früher immer gesund war, bin ich durch die Mißhandlungen der Tschechen ein Krüppel auf Lebenszeit geworden, bin arbeitsunfähig und auf Fürsorgeunterstützung angewiesen.<<

Lebensverhältnisse im Kreis Jägerndorf von Juni bis Dezember 1945
Erlebnisbericht des Bauern Otto K. aus dem Kreis Jägerndorf im Sudetenland (x010/279-282): >>Um 9 Uhr ... erschien der Partisan Pospisil bei mir und forderte mich auf, ihm zu folgen. ... Ich mußte mit ihm hinter die Scheune gehen ...und mich 3 Schritte vor ihm hinstellen. Er richtete dann seine MP gegen mich und forderte mich auf, einzugestehen, daß ich meine Magd Maria G. einmal geohrfeigt hätte. ... (Er) drohte mir mit der Abziehung der Fingernägel. Da auch das nichts half, wurde ich von ihm ... geohrfeigt. Dann rief er 2 Bauern, die er noch mit starken Knüppeln bewaffnete. Ich mußte mich neben ein bereits ausgehobenes Erdloch legen ... und die Unwahrheit bestätigen, ansonsten hätten mir diese 2 Männer das Kreuz zerschlagen.
Am Nachmittag führte mich dieser Partisan ... in den Stall und fragte die Beschäftigten, ob ich ihnen einen Schaden zugefügt hätte. Eine Magd erklärte, daß ich ihr keine Bezugsscheine gegeben hätte, worauf mich der Partisan ohrfeigte. Als ich fragte, warum er mich immer schlagen würde, (stieß er mir) den Kolben der Maschinenpistole in den Leib, so daß ich an der Hausmauer zusammenbrach.
Als er zum Schlagen mit dem Kolben ausholte, sprang ich schnell auf und bekam wieder mehrere Ohrfeigen. Nun führte er mich zu dem Bauern Gustav H. ... H. sagte die Unwahrheit und beschuldigte mich. Dafür erhielt ich wieder mehrere Ohrfeigen. Danach kam ich in Einzelhaft. Dort "besuchten" mich verschiedene Partisanen. Ich mußte vor ihnen strammstehen, bevor sie mich ohrfeigten. ...
Ich wurde am 17.6.1945 aus meinem Gefängnis geholt und nach Hause geführt. Dort mußte ich in der Scheune den Boden umhacken. ... Andere Partisanen kamen und befahlen mir, ein Grab, 1,80 m lang, 60 cm breit und über 1 m tief, zu graben. Ich mußte mich dann vor das Grab stellen und 2 Partisanen schossen links und rechts an mir vorbei. Schließlich mußte ich das Grab wieder zuschaufeln, Heil Hitler rufen und dann bekam ich wieder Schläge. Danach

führte man mich in den Hof. Dort lag eine Hakenkreuzfahne. ... Ein Partisan ... hängte mir diese Fahne um und trieb mich ... unter Stockhieben durch das Dorf bis zum Partisanenführer. Dort wurde ich unter Hohngelächter wieder geohrfeigt und mit Schlägen hinausgetrieben.
Auf der Straße sprang einer auf mich zu und schlug mir mit der Knebelfaust in das rechte Auge, so daß ich vor Schmerz zusammenbrach. Als dieser Mann mit einem Knüppel zum Schlag ausholte, sprang ich auf und lief ins Lager.
Im Lager führten sie mich wieder durch alle Räume, legten mich schließlich auf den Bauch und gaben mir 25 Stockhiebe. All dies geschah unter fortwährenden Drohungen, daß ich aufgehängt und erschossen werde. ... Gleich darauf trieb man einen jungen Bauern in meine Gefängniszelle, der sich aber schon am nächsten Tag erhängte. ...
Am 20.6.1945 wurde ich während der Heuernte von Partisanen festgenommen, geschlagen, in ein Auto gesteckt und nach Jägerndorf zum Kreisgericht gebracht.
Im Kreisgericht nahm man mir auch noch meine Taschenuhr weg, und ich wurde von neuem geschlagen. Im Gerichtsgang mußte ich ... den Kopf durch eine Stuhllehne stecken und nun bekam ich ... 175 Schläge. ... Man trieb mich ins Bad. ... Dort wurde ich nochmals ... geprügelt und in eine Zelle getrieben, wo schon 22 andere waren, denen es z.T. nicht viel besser ging als mir. ... Hier gab es wenig Essen, dafür täglich 2- bis 3mal Prügel. Als Essen (bekamen wir) in den ersten Tagen Kartoffelschalen und Wassergerichte vorgesetzt. Später erhielten wir etwas Suppe mit einer Kartoffel oder 2 Kartoffeln und eine Scheibe Brot. ...
Am 4. Juli 1945 (wurden wir) zu 145 Mann zur Zwangsarbeit (nach Mährisch Ostrau) verschickt. Kahlgeschoren und weichgedroschen ging es im strömenden Regen zur Bahn, wo wir mit Kolbenschlägen und Gummiknüppeln in die Wagen getrieben wurden. ... Dann mußten wir immer wieder "Deutschland, Deutschland über alles" singen und erhielten dafür wieder Fußtritte und Schläge. Im offenen Wagen standen diese Kerle auf unseren Schultern und hieben mit den Gummiknüppeln auf unsere Köpfe ein. ...
Am 3.12.1945 kam ich mit einem Transport vollkommen verlaust nach Kungendorf zur Zwangsarbeit. Dort selbst war die Losung: "Gebt ihnen weniger zu essen und mehr Arbeit, dann werden sie viel rascher krepieren." Auch hier sind wieder viele gestorben. Ich selbst habe jede Arbeit verrichtet und auf Gottes Hilfe vertrauend, bin ich am 30.7.1946 in die Heimat entlassen worden.<<

Internierung am 7. Mai 1945, Verhältnisse im Internierungslager Fejnice und im Zwangsarbeitslager in Mährisch Ostrau von Mai bis Oktober 1945

Erlebnisbericht des Generaldirektors W. aus Mährisch Ostrau (x010/288-291): >>Am 7. Mai, ca. 18 Uhr, wurden die im Luftschutzkeller anwesenden 36 deutschen Kollegen (darunter 5 Frauen) unter Droh- und Schimpfworten mit erhobenen Händen an die Wand gestellt. ... Um ca. 22 Uhr, als das Stehen mit erhobenen Händen fast unerträglich wurde, wurden wir von den eigenen Beamten, welche durch das Tragen von roten Armbinden und Gewehren nun Nationalgardisten geworden waren, der Polizei übergeben.
Die Polizei führte ... uns danach mit erhobenen Händen durch die Prager Straßen in die Schule in der Leihamtsgasse, die als provisorische Polizeikaserne diente. Unter Schmäh- und Schimpfworten wurde ich an die Spitze des Zuges gestellt. ... Im Luftschutzkeller blieb neben Mantel und Hut auch meine große Lederhandtasche zurück. In dieser Handtasche waren ca. 70.000 Kronen in deutscher und tschechischer Währung, ein goldenes Zigarettenetui, eine goldene Schweizer Reservearmbanduhr, alle Dokumente und Sparbücher etc., darunter auch der letzte Dienstvertrag zu meiner Anstellung als gewerkschaftlicher Generaldirektor. ...
Die Polizei in der Leihamtsgasse nahm mir bei der Einlieferung nur diverse Kleinigkeiten wie Messer, Schere und Füllfeder etc. ab, ließ mir jedoch meine Armbanduhr und einen ... Betrag von ca. 36.000 Kronen. Die Behandlung in dieser Polizeikaserne, in welcher wir bis zum 13.

Mai interniert waren, war niederträchtig. Wir erhielten wenig oder gar nichts zu essen, wobei Prügel und Ohrfeigen an der Tagesordnung waren.
Kameraden und Kameradinnen, welche zu Aufräumungsarbeiten in die Straßen Prags geschickt wurden, kamen total verdroschen, dürftig bekleidet, zerfetzt und barfuß zurück, da ihnen alles andere von Straßenpassanten gestohlen wurde. Einige kamen überhaupt nicht mehr retour, da sie von der erregten Menge erschlagen wurden.
In der Kaserne selbst kam es zu Erschießungen einzelner Personen. ... SA-Brigadeführer B. (wurde) nach einem Selbstmordversuch regelrecht erschlagen und vom Fenster des II. Stocks in den Hof herabgeworfen. ...
Die Leiden in dieser Kaserne waren so unerträglich, daß ich mich am vorletzten Tage unseres dortigen Aufenthaltes, als der Polizeikommandant uns bekanntgab, daß wegen der Flucht eines Gefangenen 10 Häftlinge im Hof erschossen werden sollten, freiwillig zu dieser Erschießung meldete. Die Hinrichtung wurde jedoch wieder aufgehoben, da sich der geflohene Häftling vorher meldete. ...
Am 13. Mai, in den Abendstunden, kam es endlich zum Abtransport aus dieser Hölle, wobei wir vorerst am Prager Hauptbahnhof im geschlossenen Viehwagen (60 bis 70 Personen) verladen wurden. Vor Abgang des Zuges gab man russischen Soldaten noch Gelegenheit, uns zu plündern.
Am 14. Mai, morgens, erreichte der Transport mit ca. 2.000 Personen, darunter befanden sich etwa 50 Personen über 50 Jahre und ca. 300 Kinder, die noch keine 2 Jahre alt waren, eine kleine Bahnstation, ca. 60 km von Prag entfernt. Von dort mußten wir einen Fußmarsch in das ca. 12 km entfernte Internierungslager Fejnice antreten. In glühender Hitze erreichten wir dieses Lager, welches im wesentlichen aus einem kleinen Gutshof und einem dreistöckigen Getreidespeicher bestand.
Der Besitzer des Hofes, Leutnant Kadrzabek, war zugleich unser Lagerkommandant, der uns mit 12 Nationalgardisten in Empfang nahm. In den 3 Stockwerken des Speichers, der nur eine Eingangstür hatte, waren die Schlafräume für uns 2.000 Leute. ... Die äußerst primitiven Latrinen waren ca. 200 m vom Speicher entfernt. Die Küche bestand aus Kesseln mit offener Feuerung, die man am nahen verschlammten Teich aufgestellt hatte. Es mangelte im allgemeinen an allem, so auch an Trinkwasser.
Die Folge der skandalösen Zustände war, daß ... während der 88 Tage, in denen ich dort interniert war, 79 Personen starben. Unter diesen Toten waren 2 Selbstmörder. ...
2 Tage nach unserer Einlieferung wurde uns vom Lagerkommandanten - bis auf 1.000 Kronen pro Familie - alles Geld und der gesamte Schmuck, am dritten Tag alles Übrige abgenommen, so daß wir dort bereits alle zu Bettlern wurden. Diese Maßnahmen wurden damit begründet, daß die Tschechen unsere Sachen gewissermaßen ins Depot nehmen, da infolge der Nähe von russischen Soldaten diese uns eventuell alles stehlen könnten.
Wir erhielten alle 2 bis 3 Tage ... in den Abendstunden Besuch durch je 25 bis 30 russische Soldaten, welche angetrunken und mit offenen Brandfackeln den Speicher stürmten, Frauen und Mädchen an Ort und Stelle vergewaltigten oder für einige Stunden in die Felder verschleppten. ... Hierbei sahen die Nationalgardisten nicht nur untätig zu, sondern sie forderten die Frauen des öfteren auch auf, sich freiwillig hinzugeben. ...
Am 9. Juli wurde ich ... ohne Verhör dem berüchtigten Ostrauer Hanke-Lager übergeben. Dort wurde mir alles inzwischen so mühsam Erworbene und Geschenkte neuerlich abgenommen, wobei ich zur Begrüßung ... mit Gummiknüppeln am Kopf, Rücken, Gesäß und Nieren fürchterlich verprügelt wurde. Dann wurde ich mit ca. 40 anderen Kameraden in einem ehemaligen Pferdestall (ca. 36 qm Fläche), Betonboden ohne Stroh, ... 3 Wochen eingesperrt.
Mitte Oktober 1945 sollte ich wegen meiner Überalterung (62 Jahre) und des hohen Blutdruckes auf 2 bis 3 Monate häuslicher Pflege überstellt werden. Am Tage der Entlassung kamen 2

Nationalgardisten aus dem Eisenwerk Witkowitz, welche mich trotz Protestes des Narodni Vybor ... in das Witkowitzer Internierungslager Rudiste überstellten, wo ich nun ... schwerste Arbeiten (z.B. Erze und Roheisen mit Krampen und Schaufel auf- und abladen) verrichten mußte. Hierbei bin ich vor Überlastung dreimal zusammengebrochen, da die scharf kontrollierenden Nationalgardisten uns keine Ruhepause gestatteten. Außer der andauernden Beschimpfung gab es hier neben der miserablen und völlig unzureichenden Kost nur Prügel und Ohrfeigen. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über die Gewalttaten und Zerstörung der Lebensgrundlagen in Jugoslawien (x006/102E-107E): >>... **Enteignung, Entzug der Bürgerrechte, Maßnahmen der politischen Bestrafung und Verfolgung**

Während noch die Front bei Esseg - Brcko verlief und der Nordwestteil Jugoslawiens noch nicht unter der Herrschaft der Partisanen stand, faßte der "Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens" (AVNOJ), der als provisorische Volksvertretung fungierte und seinen Verordnungen die bundesstaatliche Konstruktion eines neuen Jugoslawiens im Sinne des Nationalitätenprogramms der Partisanenbewegung zugrunde legte, auf seiner Sitzung vom 21.11.1944 in Belgrad den "Beschluß über den Übergang von Feindvermögen in Staatseigentum".

Mit dem Inkrafttreten dieses Beschlusses am gleichen Tage, wurde "sämtliches Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit, außer dem derjenigen Deutschen, die in den Reihen der Nationalen Befreiungsarmee und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens gekämpft haben oder die Staatsangehörige neutraler Staaten sind, die sich während der Okkupation nicht feindlich verhalten haben" (Art. I, 2) konfisziert, wobei der Eigentumsbegriff des Beschlusses schlechthin allen materiellen Besitz samt allen Rechten und Ansprüchen auf Entgelt einschloß (Art. III). Das Vermögen von Flüchtlingen wurde der "Staatsverwaltung für Volksgut unterstellt" (Art. II).

Diese Blankovollmacht zur vollständigen Enteignung aller evakuierten, geflohenen und fast aller daheim gebliebenen Jugoslawiendeutschen gab den Partisanenausschüssen bis zur Aufhebung der Militärverwaltung im Februar 1945, anschließend den staatlichen Behörden, jede Möglichkeit, deutsches Eigentum gleich welcher Art, vornehmlich natürlich den reichen Landbesitz, zu beschlagnahmen und entschädigungslos zum jugoslawischen Staatsbesitz zu erklären.

Für die Verwaltung und Aufsicht über den beschlagnahmten Besitz war sodann eine Abteilung des "Kommissariats für Handel und Industrie" zuständig, die diese wiederum der Staatsverwaltung für Volksgut übertrug (Art. IV, 8).

In den Fällen, in denen noch keine Konfiskation durch irgendeine einzel- oder bundesstaatliche Instanz ausgesprochen oder kein Verfahren anhängig gemacht worden war, galt es als Aufgabe der Kommissionen für Kriegsverbrechen, den Übergang des vom Gesetz bezeichneten Besitzes in Staatseigentum herbeizuführen und gleichzeitig darüber den Beschluß eines Zivil- oder Militärgerichts zu erwirken.

Nach der Formulierung des Gesetzes (Art. IV) war dieser gerichtliche Entscheid als der die Enteignung bestätigende Rechtsakt notwendig. Das jugoslawische Gesetz vom 31.7.1946 über den "Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates" bestätigte noch einmal die Konfiskation alles Besitzes von Deutschen ohne Rücksicht auf deren Staatsangehörigkeit (Art. I, 2), d.h. ausgenommen wurden nur fünf genauer spezifizierte Personengruppen, nämlich Volksdeutsche, die

aktiv am Partisanenkampf teilgenommen oder in der "Volksbefreiungsbewegung" mitgewirkt hatten;

vor dem Kriege assimiliert und während der Besatzungszeit weder dem "Schwäbisch-Deutschen Kulturbund" beigetreten, noch als Angehörige der verschiedenen deutschen Volksgruppen aufgetreten waren;

es während der Besatzungszeit abgelehnt hatten, sich trotz der Aufforderung der Besatzungsbehörden als Angehörige der deutschen Volksgruppen zu bekennen;

eine Ehe mit einem Angehörigen der südslawischen Völker oder anerkannten Minderheiten geschlossen hatten oder

Staatsangehörige neutraler Staaten waren und sich während der Besatzungszeit "gegenüber dem Befreiungskampf der jugoslawischen Völker nicht feindselig" verhalten hatten.
Im Banat und in der Batschka wurde dieser AVNOJ-Beschluß vom 21.11.1944 den Deutschen nicht bekannt gemacht. Die deutsche Bevölkerung bekam seine Konsequenzen zu spüren, ohne von der Anordnung zu wissen und ohne - bis auf wenige Ausnahmen - die Gerichtsbeschlüsse über die Bestätigung der Enteignung zu erhalten. Im Bereich der Volksrepublik Kroatien dagegen sind solche Bescheide in zahlreichen Fällen zugestellt worden.
Die große Agrarreform, die am 23.8.1945 von der Koalitionsregierung der Partisanenführung mit Exilpolitikern, der Tito-Subasić-Regierung, verkündet wurde, wiederholte noch einmal die kollektive Diskriminierungsklausel gegen die deutsche Bevölkerung, indem laut Art. 10 a das gesamte anbaufähige Land von "Personen deutscher Nationalität", die gemäß dem Beschluß vom 21.11.1944 bereits enteignet worden waren, dem Bodenfonds für die Agrarreform zugewiesen wurde; dieser ehemals deutsche Besitz sollte (Art. 18) bevorzugt jugoslawischen Partisanen und Soldaten übertragen werden.
Hier wird deutlich, daß die Liquidierung der deutschen Frage zugleich eine Vorstufe der kommunistischen Landwirtschaftspolitik darstellte.
Die Jugoslawiendeutschen wurden jedoch nicht nur enteignet. Durch den AVNOJ-Beschluß vom 21.11.1944 wurden sie auch pauschal zu "Volksfeinden" erklärt, und zwar im "außergerichtlichen Verfahren", das "hauptsächlich wegen der Konfiskation des Vermögens der Volksfeinde eingeführt wurde". Damit war die Entziehung der bürgerlichen Rechte ... verbunden, die im extremsten Sinn außer der Enteignung auch den Verlust der persönlichen Freiheit, das heißt die Internierung zur Folge hatte und oft auch von Volksdeutschen und unteren Partisanenführern als Entziehung der Staatsangehörigkeit mißverstanden wurde.
Eine Kollektivausbürgerung wie in anderen Vertreibungsländern ist jedoch in Jugoslawien nicht erfolgt, verlor doch auch das Problem der Volksdeutschen nach der Flucht und Evakuierung der Mehrheit, der Enteignung und Internierung der im Lande Verbliebenen für das neue Regime sehr schnell seine Schärfe. Im neuen Staatsangehörigkeitsgesetz vom 23.8.1945 wurden die Volksdeutschen nicht vom Besitz der jugoslawischen Staatsangehörigkeit ausgeschlossen.
Es enthielt eine "Kann"-Vorschrift, die es ermöglichte, Personen deutscher Volkszugehörigkeit durch Entscheid des Innenministeriums die Staatsangehörigkeit zu entziehen. Laut Artikel 16 bis 18 konnte nämlich die jugoslawische Staatsangehörigkeit "jedem" Angehörigen derjenigen "Völker" aberkannt werden, deren Staaten gegen Jugoslawien Krieg geführt hatten, sobald er vor dem Kriege oder während des Krieges "durch illoyales Verhalten gegen die nationalen und staatlichen Interessen der Völker der FVRJ gegen seine Pflichten als Staatsangehöriger verstoßen" hatte.
Der Entzug der Staatsangehörigkeit erstreckte sich auch auf Ehegatten und Kinder, es sei denn, daß sie keine Verbindung mit dem Beschuldigten besaßen oder Angehörige eines der jugoslawischen Völker waren.
Eine Ergänzung zu Art. 35 des Staatsangehörigkeitsgesetzes, datiert vom 1.12.1948, bestimmte, daß alle "Personen deutscher Nationalität" automatisch nicht als Staatsangehörige der FVR Jugoslawien angesehen wurden, wenn sie sich zu diesem Zeitpunkt im Ausland befanden und vor dem Kriege oder während des Krieges "ihre Pflichten als Staatsangehörige" durch illegale Handlungen gegen die Volks- und Staatsinteressen der Völker der FVRJ Jugoslawien verletzt hatten. Damit wurde auf diesen Personenkreis die "Kann"-Bestimmung des Gesetzes vom 23.8.1945, nach der in jedem einzelnen Falle das Innenministerium zu entscheiden hatte, pauschal als "Muß"-Bestimmung angewandt.
Wenn zahlreiche Volksdeutsche nach der Entlassung aus den Internierungslagern der Woiwodina, vor allem seit dem Herbst 1948, zu einer bestimmten Registrierung bei den Ortsbehör-

den aufgefordert wurden, so handelte es sich dabei nicht, wie oft angenommen wurde, um die Wiedererlangung der Staatsbürgerschaft, sondern um ein Registrierungsverfahren. Das Staatsangehörigkeitsgesetz verlangte die Feststellung der Länderstaatsangehörigkeit am Stichtag des 28.8.1945. Sie mußte in die von jeder Gemeinde zu führende Kartei der Staatsangehörigkeit der Volksrepublik eingetragen werden und galt dann zugleich als Beweis für die Bundesstaatsangehörigkeit.
Für Volksdeutsche war die Eintragung in das Staatsangehörigkeitsregister solange ausgeschlossen, wie ihnen die bürgerlichen Rechte entzogen und sie ohne ständigen Wohnsitz waren. Erst die Entlassung aus den Internierungslagern, aus der Kriegsgefangenschaft oder Haft mit der Erklärung zu "freien Bürgern der FVR Jugoslawien" ermöglichte und erforderte die Anmeldung zur Registrierung in der Staatsangehörigkeitskartei.
Dieser Registrierung, die vermutlich in der Regel mit der Anmeldung bei der Behörde des zugewiesenen Aufenthaltsorts verbunden war, konnten sich die Volksdeutschen nur ganz selten entziehen, so daß sie in der überwiegenden Mehrzahl als jugoslawische Staatsangehörige eingetragen wurden.
Im Hinblick auf die ersten Nachkriegswahlen, die am 11.11.1945 abgehalten wurden und denen am 29.11.1945 die Ausrufung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, am 22.12.1945 die Anerkennung der jugoslawischen Regierung durch Großbritannien und die USA folgte, wurde am 10.8.1945 ein Gesetz "über die Wählerlisten" erlassen.
Auch in ihm war eine Reihe diskriminierender Klauseln enthalten, die den Volksdeutschen das Wahlrecht verweigerten. Ausgeschlossen von der Ausübung des Wahlrechts wurden nach Artikel 4 alle Angehörigen des deutschen Militärs, die Mitglieder des "Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes" und "anderer Organisationen der Okkupanten" samt den jeweiligen Familienangehörigen, sowie alle Personen, die im "politisch-polizeilichen Dienst" der Okkupationsmächte gestanden oder diese militärisch und wirtschaftlich unterstützt hatten.
Die Rubrizierung gestattete es, bei entsprechend weitherziger Auslegung das gesamte Jugoslawiendeutschtum, wiederum allerdings mit Ausnahme derjenigen, die den "Volksbefreiungskampf" unterstützt hatten, von der Wahlbeteiligung auszuschließen, denn auch dem letzten, politisch gleichgültigen volksdeutschen Bauern in der Woiwodina ließ sich mühelos zumindest die "wirtschaftliche Unterstützung" der deutschen Besatzungsmacht nachweisen.
Außerdem besaßen jedoch alle diejenigen Personen keine Wahlrechte, die "zum Verlust der politischen Rechte" verurteilt worden waren, so daß der Rekurs (Rechtsbehelf) auf den AVNOJ-Beschluß vom 21. November 1944 eine zusätzliche Möglichkeit geboten hätte, Deutsche von den Wahlen fernzuhalten. All dies sind freilich theoretische Betrachtungen, denn angesichts der allgemeinen Internierung der Deutschen existierte in einem praktischen Sinne ohnehin keine Aussicht, daß Deutsche auf ihrem Wahlrecht hätten bestehen können.
Wenn man sich weiterhin vor Augen hält, daß sich die Jugoslawiendeutschen seit dem Frühjahr 1945 geschlossen in Lagern befanden, wo es für sie um das bare Überleben ging, dann erscheint auch das Gesetz vom 25.8.1945 über "Straftaten gegen Volk und Staat", allenfalls als formalistische Abrundung der antideutschen Gesetzgebung.
Ohne Rücksicht auf den Grundsatz "nullum crimen sine lege" konnten gemäß diesem Gesetz rückwirkend alle möglichen Handlungen von Volksdeutschen als den Interessen des jugoslawischen Staates oder seiner Völker zuwider klassifiziert werden. Ganz gleich, ob sie vor oder nach der Kapitulation vom April 1941 verübt worden waren, der Katalog der aufgezählten Vergehen erschien reichhaltig genug, um die Verhandlungen vor einem Volksgericht auf der Ebene der Bezirks- oder des obersten Republikgerichts zu rechtfertigen.
Dadurch wurden neue Möglichkeiten zur politischen Bestrafung geschaffen, die auch dazu gedient haben, in zahlreichen Prozessen gegen Deutsche hohe Strafen zu verhängen. Für den tiefsten Eingriff in die Rechte der Volksdeutschen: für ihre Internierung und Unterwerfung

unter Zwangsarbeit hat es überhaupt keine gesetzlichen Grundlagen gegeben, als "Volksfeinde" sahen sie sich vielmehr "im außergerichtlichen Verfahren" jahrelang dieser Willkürbehandlung ausgesetzt.<<

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1961 über die Massenverhaftungen, Zwangsarbeit und Lager in Jugoslawien (x006/107E-116E):

>>**Internierung und Zwangsarbeit**

Die allgemeine Internierung aller in ihren Heimatorten gebliebenen Jugoslawiendeutschen, soweit sie nicht schon in die Arbeitslager oder in die Gefängnisse der OZNA, des jugoslawischen NKWD, eingeliefert worden waren, setzte in der nordwestlichen Batschka ein, nachdem bereits im Dezember 1944 die Deutschen in einem Streifen der südlichen Batschka interniert worden waren.

Seit Anfang März 1945 wurde in der nordwestlichen Batschka die deutsche Bevölkerung in den bereits bestehenden Lagern oder in neugeschaffenen Ortslagern konzentriert. Die gleichen Maßnahmen wurden anschließend allgemein in der Batschka und auch im Banat, im Süden um den 26.-27. März 1945, sonst durchweg bis zum 18.-19. April 1945 eingeleitet.

Um die deutsche Bevölkerung in Ortslagern zusammenzufassen, wurde zumeist ein bestimmtes Viertel oder auch nur eine Häuserzeile (Gasse) von allen Bewohnern geräumt und unter scharfe Bewachung durch Partisanen gestellt.

Hier wurden die Internierten zusammengezogen. Die Deutschen waren in den Ortslagern freilich nicht ganz hermetisch abgeschlossen, sondern konnten gewöhnlich noch Kontakte mit der übrigen Ortschaft aufrecht erhalten. Neben den Ortslagern wurden Zentralarbeitslager in den Bezirksorten eingerichtet; sie ergänzten sich aus den Arbeitsfähigen der Ortslager.

Als Motiv dieser Aktion wird man wohl den Beginn der abschließenden Offensive der Partisanenarmeen am 11.4.1945 ansehen können. Im Zusammenhang mit dieser entscheidenden militärischen Operation im Nordwesten Jugoslawiens hielt man es vielleicht für geraten, auch dem letzten Deutschen die ohnehin eingeschränkte Bewegungsfreiheit zu nehmen. Jetzt konnten den Deutschen gegenüber alle Hemmungen fallen, nachdem von den deutschen Truppen kein ernsthafter Widerstand mehr zu erwarten war.

Später hatte sich das System der Lager für die Partisanenverwaltung soweit eingespielt, daß man es auch nach der Aufhebung der Militärverwaltung im Februar 1945 beibehielt, ja, sogar auf alle Deutsche ausdehnte. Damit blieb die beliebig einsetzbare Arbeitsreserve der arbeitsfähigen Deutschen auch den neuen Behörden für ihre vielfältigen Zwecke erhalten.

Schließlich läßt sich die allgemeine Internierung der Deutschen, die zur Räumung ganzer Ortschaften oder Ortsviertel in gemischtsprachigen Wohnorten führte, mit der Beschaffung von Unterkunftsmöglichkeiten für die seit dem Sommer 1945, nach der Verkündigung der Agrarreform, eintreffenden Neusiedler aus den wirtschaftlich rückständigen Gegenden Jugoslawiens in Verbindung bringen.

Hatten sich bisher bei der Behandlung der Deutschen und der Verwaltung der Lager die örtlichen Umstände und persönliche - positive wie negative - Charakterzüge der Partisanenführer geltend gemacht, so beruhte jedenfalls die allgemeine Internierung, die bis Ende Mai 1945 abgeschlossen war, auf einem Plan, der die gesamte deutsche Bevölkerung einbezog und sie ausnahmslos der unmittelbaren administrativen Kontrolle in einer verhältnismäßig geringen und schnell überschaubaren Zahl von Lagern unterstellte.

Der systematische Charakter der Aktion drückte sich auch in der Einteilung der Lager in drei Gruppen: Zentralarbeitslager, Ortslager und Konzentrationslager für Arbeitsunfähige aus. Der Unterschied zwischen den Zentralarbeitslagern, in denen vornehmlich arbeitsfähige Männer zu Gruppen zusammengefaßt und den Arbeiter anfordernden Stellen zur Verfügung gestellt wurden, den Ortslagern, in denen die gesamte deutsche Bevölkerung einer Ortschaft abgesondert wurde, und den Konzentrationslagern für Arbeitsunfähige trat seit dem Herbst 1945 im-

mer schärfer zutage.
Wegen der hohen Sterblichkeitsrate der Zwangsarbeit leistenden arbeitsfähigen Männer und Frauen, der unablässigen Mißhandlungen und mangelhaften Ernährung aller internierten Deutschen schwoll vor allem die Zahl der Arbeitsunfähigen, der Kranken und Verletzten, neben den Alten, Frauen und der Kinder bis etwa zum 12. Lebensjahr stark an. Parallel dazu stieg die Zahl der Todesfälle unter denen, die von Alter, Krankheit und Entbehrung schon besonders geschwächt waren, in allen Lagern steil an.
In den großen Lagern für Arbeitsunfähige, Gakovo, Krusevlje und Jarek für die Batschka, Rudolfsgnad und Molidorf für das Banat, starben Tausende, deren Plätze sogleich wieder Neuankömmlinge einnahmen. In Rudolfsgnad mit durchschnittlich 20.000 Insassen starben von den ca. 33.000 Volksdeutschen, die zwischen dem Oktober 1945 und dem März 1948 in das Lager aufgenommen wurden, fast 10.000, d.h. ein Drittel; der monatliche Höchststand an Todesfällen kletterte im Gefolge einer Fleckfieberepidemie im Februar 1946 auf ca. 1.300. In Jarek wurden mehr als 6.000 Tote registriert; ähnlich wurde in Gakovo und Krusevlje die Zahl der Internierten durch Todesfälle, die durch Hungerödeme, Typhusepidemien, Mißhandlungen verursacht waren, reduziert.
Ärztliche Hilfe konnte in allen Lagern nur unzureichend geboten werden. Die gelegentliche Unterstützung durch jugoslawische Ärzte vermochte den Leiden ebensowenig auf die Dauer entscheidend Abbruch zu tun wie die Inspektionsbesuche von Regierungskommissionen, die dann und wann einmal ein Lager besichtigten.
Auf sanitäre Einrichtungen, Möglichkeiten des Kochens, der Kinder- und Krankenpflege wurde kein Wert gelegt, so daß oft Hunderte von Bauernfamilien in wenigen Höfen und Scheunen oder z.B. Hunderte von Männern in der Molkerei von Groß-Kikinda, die als Arbeitslager diente, hausen mußten.
Die Verpflegung in den Lagern war äußerst mangelhaft. Gewöhnlich gab es Kesselkost, jedoch in sehr geringen Mengen und oft ohne Salz und Fett zubereitet. Die Mahlzeiten bestanden in monotoner Gleichmäßigkeit aus Maisschrot- oder Röstmehlsuppen, Polentabrei, auch aus Maisbrot mit Tee. In Rudolfsgnad wurden z.B. im Dezember 1945 pro Person 2 ½ kg Maismehl, l Krautkopf und 4 dkg Salz ausgegeben, im Januar 1946 nur 223 dkg Maisbrot und 7 dkg Salz.
Im Winter 1945/46 kam es jedoch im gleichen Lager vor, daß fünf Tage lang überhaupt keine Lebensmittel ausgegeben wurden und die Insassen dem Hunger überlassen blieben. Ähnliche Verhältnisse herrschten auch in allen anderen Konzentrationslagern für Volksdeutsche: in Gakovo, Krusevlje, Molin, Mitrovica, Valpovo, Krndija und Jarek.
Die Sterbeziffern wären daher ohne Zweifel noch höher angestiegen, wenn nicht in den Ortslagern ein Teil der aufgespeicherten Ernte - meist trotz strenger Verbote - irgendwie verwertet, bzw. Lebensmittel in die Lager geschmuggelt oder außerhalb erbettelt worden wären.
Inzwischen trafen seit dem Sommer 1945, in stärkerem Maße seit Ende September 1945 Neusiedler in den ehemals volksdeutschen Siedlungen ein, vornehmlich Montenegriner, Likaner und Bosnier, die aus den übervölkerten und verarmten Bergbauernbezirken der westlichen und südwestlichen Landeshälfte stammten, auch einen besonders hohen Anteil an den Partisaneneinheiten gestellt hatten und nun mit Landzuweisungen aus dem Bodenfonds der Agrarreform belohnt wurden. Bis zum Frühjahr 1946 waren alle ehemals von Deutschen bewohnten Ortschaften oder Gehöfte in Streusiedlungen von den neuen Besitzern übernommen.
Manchmal wurden die in Ortslagern internierten früheren deutschen Besitzer der Höfe den Neusiedlern eine Zeitlang zur Seite gestellt, um sie mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen Syrmiens und der Woiwodina, die diesen zumeist völlig fremd waren, vertraut zu machen. Durch die verschiedenen Gesetze über die Agrarreform und den Übergang feindlichen Vermögens in Staatseigentum wurde der Besitzwechsel bis zum Herbst 1946 legalisiert. Ein nicht

näher bestimmbarer Anteil des früheren deutschen Grundbesitzes wurde den Staatsgütern zugewiesen.
Wenn man die Lager für Arbeitsunfähige einmal außer Betracht läßt, in denen die Insassen oft nur noch von Tag zu Tag dahinvegetierten, so sind alle Internierten dauernd zu Zwangsarbeiten verwendet worden.
Die Verwaltung der Lager oblag seit dem Frühjahr 1945 den Abteilungen für Lager bei den Bezirksverwaltungen, die wiederum den Sektionen für Lager in den Innenministerien der Volksrepubliken unterstellt waren. Anstelle der aus Partisanen bestehenden Wachmannschaften traten Milizposten oder Einheiten der Volksarmee unter der Aufsicht von Lagerdirektoren. Schließlich übernahmen die staatlichen Güterverwaltungen die Ortslager, und allmählich lokkerte sich das Lagerleben etwas auf.
Gewöhnlich in Gruppen unter Bewachung bewaffneter Partisanen, später eines Aufsehers, wurden die arbeitsfähigen Männer und Frauen zuerst zu Aufräumungs- und Straßenarbeiten eingesetzt, dann an Fabriken, Staatsgüter und Bauern gegen ein gestaffeltes Entgelt an die Lagerleitung von täglich bis zu 100 Dinar pro Person "ausgeliehen". Für die überwiegende Zahl der Deutschen bedeutete das in den vorherrschend agrarischen Gebieten des Banats, Syrmiens und der Batschka landwirtschaftliche Arbeit, mit der sie vertraut waren.
Auch hier bewährte sich in zahlreichen Fällen die Hilfsbereitschaft der andersnationalen Bevölkerung, die die aus den Lagern gemieteten "Schwaben" freundlich und verständnisvoll behandelte und ihnen reichlich zu essen anbot. Auf diese Weise konnten viele Deutsche nach den Monaten der Entbehrung wieder etwas zu Kräften kommen, anderen Lagerinsassen mit Lebensmitteln helfen und bisweilen auch Vorräte und etwas Geld für die Flucht über die Grenze nach Ungarn sparen.
Es ist schwer vorstellbar, wie die Internierten ohne diese Arbeit auf dem Lande mit ihrer allmählichen und mittelbaren Verbesserung der Lebensbedingungen, so bitter die Anstrengungen und der Knechtsdienst auf früher eigenem Besitz auch empfunden werden mochten, und ohne den seit dem Frühjahr 1946 genehmigten Empfang von Paketen die Härten des jahrelangen Lageraufenthalts hätten überstehen können.
Die demütigende Verpachtung der Arbeitskraft, die scharfen Kontrollen beim Verlassen und Betreten des Lagers, die unerbittliche Bestrafung, wenn das Einschmuggeln von Lebensmitteln entdeckt wurde, all das hat freilich den lastenden Druck des Lagerdaseins nicht schwinden lassen.
Eine der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte der Lager ist die Behandlung der Kinder. Sobald sie das 13. oder 14. Lebensjahr erreicht hatten, wurden sie zur Arbeit eingesetzt. Seit der allgemeinen Internierung wurden auch alle Kinder in die Ortslager getrieben. Oft waren die Väter zum Militär eingezogen oder erschossen, die Mütter nach Rußland deportiert, so daß die Kinder ganz auf sich gestellt waren oder allenfalls von Verwandten betreut wurden.
In den Ortslagern wurden die Kinder jedoch bald rigoros von ihren Angehörigen getrennt und in die großen Konzentrationslager für Arbeitsunfähige überführt, wo sie als sogenannte elternlose Kinder galten (d.h. als Kinder, deren Eltern nicht im gleichen Lager waren, sofern sie überhaupt noch lebten) und ihr Aufenthalt auf eigens abgetrennte Kinderbezirke innerhalb des Lagers eingeschränkt wurde. Krankheit, Hunger und Verwahrlosung forderten einen hohen Todeszoll, zumal da auch mitinternierte Verwandte oder hilfsbereite Lagerinsassen die Kinder abgeben mußten und jeder Kontakt mit ihnen untersagt wurde.
Wenn man sich vor Augen hält, daß am 30.4.1946 die Belegschaft des Konzentrationslagers Rudolfsgnad zu 46 Prozent aus Jungen und Mädchen unter 14 Jahren bestand, läßt sich das Elend dieser hilflosen Kinder erst deutlicher ermessen.
Seit dem Frühsommer 1946, - in Rudolfsgnad z.B. nach der Fleckfieberepidemie im Juli, in Gakovo Ende Juni -, wurden in den Konzentrationslagern, z.T. ganz überraschend, Kinder-

transporte zusammengestellt und der Obhut von staatlichen Kinderheimen übergeben, die verstreut über das gesamte Staatsgebiet in Mazedonien, Montenegro, Slowenien oder Kroatien lagen. Dort wurden die Kinder manchmal noch eine Zeitlang deutschem Pflegerpersonal überlassen, überall vorzüglich verpflegt und ärztlich betreut, dann aber in Unterricht und Erziehung wie die nichtdeutschen Kinder behandelt; jede Verbindung mit Eltern oder Verwandten wurde unterbunden.

Dieser Versuch einer bewußten "Umvolkung" der Volksdeutschen Kinder kam erst zu einem Ende, als Vereinbarungen zwischen dem Roten Kreuz der FVR Jugoslawien und der Bundesrepublik Deutschland auch den deutschen Kindern der staatlichen Heime im Rahmen der Familienzusammenführung die Reise nach Deutschland ermöglichten.

Flucht und Abschub von internierten Volksdeutschen nach Ungarn und Österreich

Da die Internierungslager der Jugoslawiendeutschen keineswegs eigens zu diesem Zweck errichtete und umzäunte Gebäudekomplexe waren, boten sich aller scharfen und auch oft rücksichtslos durchgreifenden Bewachung zum Trotz immer wieder Gelegenheiten zur Flucht. Diese wurden anfangs nur von beherzten Einzelnen ausgenutzt.

Seit der ersten, wenn auch sehr begrenzten Auflockerung der Verhältnisse in manchen Lagern der Batschka und des Banats im Frühjahr 1946 kam es auch häufiger vor, daß ganzen Gruppen die Flucht über die ungarische oder rumänische Grenze gelang.

Wem es glückte, in eines dieser Länder zu entkommen, konnte sich auf die zahlreichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen verlassen, die das jugoslawische Deutschtum trotz der Grenzziehung von 1918 immer noch mit der deutschen Bevölkerung des rumänischen Banats und der ungarischen Batschka und Schwäbischen Türkei besaß, jedoch war auch das Mitleid und die Hilfsbereitschaft der andersnationalen Bevölkerung in ungezählten Fällen so stark, daß den Flüchtlingen, gleich wo sie um Unterstützung baten, fast ausnahmslos weitergeholfen wurde.

Zu Beginn des Jahres 1947 besserten sich die Verhältnisse in den Internierungslagern erneut etwas. Regelmäßiger Post- und Paketempfang wurde gestattet, amerikanische Lebensmittelspenden konnten verteilt werden, DDT-Pulver wurde bereits seit dem Frühjahr 1946 mit spürbarem Erfolg gegen das Ungeziefer der verwahrlosten Lagerräume verwendet.

Die Ablösung der aus Partisanen bestehenden Wachmannschaften durch Miliz oder reguläres Militär trug auch zur Einschränkung der gröbsten Willkür bei, zumal da die physische Mißhandlung der Internierten zu dieser Zeit offiziell verboten wurde, eine Anordnung, die mancherorts auch den Lagerinsassen mitgeteilt wurde.

Dennoch blieb der Entscheidungsfreiheit und dem persönlichen Wohl- oder Übelwollen der Lagerleiter und Wachmannschaften noch immer ein weiter Spielraum; die systematische Quälerei von Deutschen war auch zu dieser Zeit keineswegs ausgeschlossen.

Seit der Besetzung des Landes durch Russen und Partisanen im Oktober 1944 ließ sich jedoch eine deutliche Besserung feststellen, zu der auch die Familienzusammenführung innerhalb des Systems der Internierungslager erheblich beitrug. Allmählich wirkten sich auch die Anstrengungen des amerikanischen Hilfskomitees von P. Wagner, des Hilfswerks der Evangelischen Kirche in Stuttgart und der päpstlichen Aktion zugunsten der Donauschwaben aus.

Zwei Jahre nach dem Kriege begannen die Wiederherstellungs- und Aufräumungsarbeiten an Straßen und Eisenbahnen, zu denen man die internierten Volksdeutschen herangezogen hatte, auszulaufen. Die Neusiedler hatten die Besitzungen der Donauschwaben übernommen, auf Kolchosen und Staatsgütern wurde der Stamm der Landarbeiter aus den verschiedenen Völkerschaften Jugoslawiens gewonnen. Tausende von Deutschen waren über die Landesgrenze abgeschoben worden und geflohen, Zehntausende durch Mißhandlungen, Lagerentbehrungen und Exekutionen umgekommen.

Den jugoslawischen Behörden und Lagerverwaltungen mußte sich die Frage aufdrängen, was

man mit den Überlebenden, die auf mehr als 100.000 Volksdeutsche geschätzt werden müssen, tun solle.
Da man sich zu dieser Zeit offensichtlich noch nicht dazu entschließen konnte, das System der Diskriminierungen der Deutschen abzubauen, wurde seit den ersten Monaten des Jahres 1947 stillschweigend die Flucht aus den Lagern gefördert. Wie bisher flohen Einzelne und Gruppen "schwarz" über die Grenze, vornehmlich nach Ungarn.
Daneben aber bildete sich nun ein System offiziös (halbamtlich) geduldeter Gruppenflucht aus, die von den eingeschüchterten und durch den jahrelangen Lageraufenthalt geschwächten Volksdeutschen bevorzugt wurde. Führer boten sich gegen hohes Entgelt dazu an, Gruppen von 10 bis 100 Volksdeutschen durch das Grenzgebiet mit seinen schwer zu kontrollierenden Wäldchen und Kukuruzfeldern auf ungarischen Boden zu führen. Manchmal steckten diese Führer mit der Lagerleitung und den Wachmannschaften oder auch den Grenzpolizisten unter einer Decke und beteiligten, diese an dem Gewinn des Menschenschmuggels.
Aus dem großen Sammellager Gakovo in der nördlichen Batschka ebenso wie aus dem benachbarten Lager Krusevlje war wegen der Nähe zur ungarischen Grenze der Weg zur Flucht besonders verlockend. In Gakovo kam es bereits im Dezember 1946 schon einmal zu einer Massenflucht, und in den letzten März- und ersten Aprilwochen des folgenden Jahres soll die Zahl der Geflohenen auf ca. 3.000 gestiegen sein. Ziffern von bisweilen 100 Flüchtlingen in einer Nacht werden aus verschiedenen Lagern berichtet. Eine Fluchtbewegung von solchem Ausmaß wäre ohne Wissen und Willen der Lagerleitungen undenkbar gewesen, deren mindestens passive Mitwirkung von einer indirekten Form des Abschubs sprechen läßt.
Zahlreiche Berichte gewähren ein vollständiges Bild von diesen Vorgängen. Wer sich zur Flucht in einer Gruppe entschlossen hatte, nahm Kontakt mit einem der Führer auf und mußte den geforderten Kopfpreis in Bargeld entrichten. Häufig kostete dies die Internierten ihr gesamtes bisher verstecktes oder während der Zwangsarbeit von Freunden zugestecktes und erbetteltes Geld oder ihre letzten verborgenen Wertgegenstände, so daß sie anschließend völlig mittellos auf die Hilfe anderer in Ungarn angewiesen waren.
Wer von jugoslawischen Posten auf der Flucht gestellt oder von ungarischen Grenzwachen zurückgewiesen wurde, hatte zu dieser Zeit nur noch mit einigen Tagen Freiheitsentzug, kaum aber mehr wie bisher mit Mißhandlung oder Erschießung zu rechnen. Jede günstige Situation ausnutzend, versuchten es auch diese beim ersten Fluchtversuch gefaßten Volksdeutschen bald wieder, dem Lager zu entrinnen.
Schätzungen beziffern die Zahl der Flüchtlinge bis zu einem erneuten Umschwung in der Behandlung der Lagerinsassen gegen Ende des Jahres 1947 auf etwa 30.000-40.000.
Jenseits der Grenze sahen sich die Flüchtlinge, waren sie auf eigene Faust oder von einem Führer geleitet entkommen, sich selber überlassen. Manche blieben, z.T. noch jahrelang, in Ungarn; die meisten schlugen sich in wochenlangen Fußmärschen bis zur österreichischen Grenze durch oder benutzten, nachdem sie von Verwandten und Bekannten Geld erhalten hatten oder dies auch oft genug hatten erbetteln müssen, die Eisenbahn bis zu einer Grenzstation. Hier angelangt passierten sie erneut "schwarz" oder mit Führern die Grenze und fanden schließlich in Österreich oder Deutschland ein Unterkommen, nicht ohne daß sie oft noch vielfältige Schwierigkeiten in den Durchgangslagern zu bestehen hatten. ...
Seit dem Ende des Jahres 1947 begann eine neue Phase in der Behandlung der internierten Volksdeutschen. Die bis zum Dezember 1947 geduldete Fluchtbewegung aus den Lagern wurde unterbunden, die Grenze wieder scharf bewacht. Viele jüngere arbeitsfähige Volksdeutsche wurden seither zur Arbeit in den Bergwerken verpflichtet, wo man sie anstelle der deutschen Kriegsgefangenen, deren Zahl sich durch Entlassungen stark vermindert hatte, unter Tage einsetzte. Gleichzeitig wurden die Lager in der Woiwodina bis Ende März 1948 in mehreren Stufen aufgelöst.

Zuerst wurden die noch Arbeitsfähigen gesondert erfaßt, den Staatsgütern und staatlichen Industriebetrieben zugewiesen und von diesen in der Regel für zunächst drei Jahre in ein sogenanntes vertragliches Arbeitsverhältnis übernommen, das aber noch keineswegs volle Freiheit brachte. Ausgangsbeschränkungen, Meldepflicht und Polizeikontrollen gehörten zum Alltag der Entlassenen. Auf den Staatsgütern brachte man die Volksdeutschen in provisorisch errichteten Baracken, in Scheunen oder sogar in Ställen unter. Die Verpflegung war spürbar besser als in den Lagern.
Dafür wurde allerdings auch von der Entlohnung in Bargeld ein hohes Kostgeld abgezogen. Allmählich erhielten dann auch diese in der Landwirtschaft eingesetzten Deutschen Lebensmittel- und Textilkarten. Das durchweg freundliche Verhalten der andersnationalen Bevölkerung und die sich schrittweise verbessernden Lebensbedingungen erlaubten ihnen, sich ihr Leben erträglicher zu machen und die Vorteile der neuen Arbeitsverfassung auszunutzen.
Schwierigeren Aufgaben sahen sich die Volksdeutschen gegenüber, die Industriebetrieben oder Bergwerken - z.B. dem Kupferbergwerk Bor oder den Kohlengruben in Serbien - zur Verfügung gestellt worden waren. Wohnräume waren in den Städten ungleich schwerer zu finden als auf dem Lande. Oft mußten die Volksdeutschen bei entfernten Verwandten oder Bekannten monatelang unterschlüpfen, ehe sie ein Zimmer fanden.
Die Arbeitsbedingungen, vor allem die nach sowjetrussischem Vorbild ausgebildeten Normen und das Stoßarbeitersystem, verlangten äußerste Anstrengung. Unter primitiven Lebensbedingungen suchten sich diese deutschen Arbeiter, z.T. mit ihren Angehörigen, durchzuschlagen und zu einer eigenen kleinen Wohnung zu kommen; die Frauen bemühten sich, als Köchinnen in Betriebskantinen oder Gasthäusern angestellt zu werden oder sonstwie eine Arbeitsstelle zu finden, um Lebensmittelkarten für Arbeitende zu erhalten. Selbst dann noch waren sie darauf angewiesen, durch den blühenden Schwarzhandel die offizielle Zuteilung nach Karten zu ergänzen.
Während die Transporte der Arbeitsfähigen die Lager verließen, wurden auch die Arbeitsunfähigen gesammelt und nach Rudolfsgnad überführt. Dort strömten bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 noch einmal Tausende von neuen Insassen zusammen: zumeist arbeitsunfähige Deutsche aus kleineren Ortslagern. Die Belegschaft von Rudolfsgnad wurde dann wieder aufgeteilt.
Die als arbeitsfähig Erklärten wurden zu neuer Tätigkeit auf Staatsgütern und in Fabriken verpflichtet, die Alten und Arbeitsunfähigen in das Lager Karlsdorf transportiert, das sich seit dem April 1948 zu einem großen Alters- und Krankenheim für Volksdeutsche entwickelte. Die zahlreichen elternlosen Kinder verbrachte man in staatliche Kinderheime. Außer in Karlsdorf wurde im Oktober 1948 noch in St. Georgen im Banat ein zweites Altersheim für Volksdeutsche eingerichtet. Die pflegebedürftigen Alten und Kranken wurden dort im allgemeinen recht human behandelt und genossen ausreichende ärztliche Fürsorge.
Nach der Entlassung aus den Internierungslagern erhielten viele Volksdeutsche in der Woiwodina die Aufforderung, ihre Staatsbürgerschaft bei den jugoslawischen Behörden registrieren zu lassen. Bisweilen wurde sogar die Entlassung von einer solchen Eingabe abhängig gemacht.
In manchen Fällen aber überging man stillschweigend die Vorschriften des Staatsangehörigkeitsgesetzes und behandelte die entlassenen Volksdeutschen ohne weitere Formalitäten als jugoslawische Staatsbürger. Für die jungen Männer bedeutete das auch, daß sie von ihren Arbeitsstellen weg zum jugoslawischen Wehrdienst einberufen wurden und zum Teil ihre Dienstzeit voll ableisten mußten. ...<<
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die Massenverhaftungen und Zwangsarbeit in Jugoslawien (x010/50): >>Anfang Mai wurden die Deutschen in Lager verbracht, wo ebenfalls - wie z.B. in Valpovo - Erschießungen stattfanden.

Aus dem Anfang Mai des Jahres 1945 besetzten Slowenien sind Massenerschießungen im Gebiet der Untersteiermark nach Verhaftungen der dort verbliebenen Deutschen überliefert, und zwar in der Gegend von Rann zusammen mit einer großen Anzahl von Kriegsgefangenen, darunter auch kroatischer und slowenischer Nationalität, am Stadtrand von Cilli und Gonobitz, in Windisch-Feistritz und Mahrenberg, in den Panzergräben bei Marburg-Tetzno, bei einer Massenerschießung von kroatischen Ustaschen sowie in der Männerstrafanstalt Marburg an der Drau; hier wurden am 6.12.1945 als Vergeltung für die Explosion eines Munitionswagens, die als deutscher Sabotageakt ausgelegt wurde, 200 bis 300 Deutsche erschossen.
Die gesamte verbliebene deutsche Bevölkerung war Ende 1945 in Lagern interniert oder in Gefängnissen inhaftiert. Eine gesetzliche Maßnahme für die Internierung war nicht gegeben, sieht man von dem Beschluß des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens (AVNOJ) vom 21.11.1944 ab, der die Ausbürgerung und Enteignung jener Personen deutscher Volkszugehörigkeit vorsah, die nicht in den Reihen der Partisanen gekämpft hatten. Es bestanden Ortslager und Zentralarbeitslager für Arbeitsfähige. Die Gesamtzahl der Lager und Gefängnisse ist mit rd. 1.500 anzunehmen.
Es ... handelte sich bei der Mehrzahl der Lagerinsassen um Frauen, aber auch Kinder und Säuglinge traf das Schicksal der Internierung. Die Lagerverhältnisse entsprachen jenen, wie sie aus den anderen Vertreibungsgebieten beschrieben worden sind. Auch hier fanden nach den Massenliquidationen von Oktober und November 1944 noch einzelne Erschießungen statt. Mißhandlungen brutalster Art durch Auspeitschungen gehörten zum Alltag des Lagerlebens. Die Mehrzahl der Todesfälle war auf unmenschliche Verhältnisse, auf unzureichende Ernährung, mangelhafte ärztliche Betreuung und auf die hierdurch entstandenen Seuchen zurückzuführen.<<

Dekrete und Verordnungen des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens und der jugoslawischen Regierung sowie amtliche Bescheide, Urteile und Bekanntmachungen von 1944 bis 1946

Der Antifaschistische Rat der Nationalen Befreiung Jugoslawiens ("AVNOJ") faßt am 21. November 1944 einen Beschluß über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates und die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen (x006/180E-182E): >>Artikel 1 Mit dem Tage des Inkrafttretens dieses Beschlusses gehen in das Eigentum des Staates über:

1. sämtliches Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Staatsbürger, das sich auf dem Territorium von Jugoslawien befindet;

2. sämtliches Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit außer dem derjenigen Deutschen, die in den Reihen der nationalen Befreiungsarmee und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens gekämpft haben oder die Staatsangehörige neutraler Staaten sind, die sich während der Okkupation nicht feindlich verhalten haben. ...

3. sämtliches Vermögen der Kriegsverbrecher und ihrer Helfershelfer ohne Rücksicht auf ihre Staatsbürgerschaft und das Vermögen einer jeden Person, die durch Urteil der Zivil- oder Militärgerichte zum Vermögensverlust zugunsten des Staates verurteilt wurde. ...

Artikel 3 Als Eigentum ... sind anzusehen: unbewegliches Gut, bewegliches Gut und Rechte, wie Grundbesitz, Häuser, Möbel, Wälder, Bergwerksrechte, Unternehmungen mit allen Einrichtungen und Vorräten, Wertpapiere, Juwelen, Anteilen, Aktien, ... Zahlungsmittel jeder Art, Forderungen, Beteiligungen, ... Urheberrechte ...

Artikel 7 Mit dem Übergang des Vermögens in das Eigentum des Staates bzw. unter dessen Verwaltung, hört das Verfügungsrecht der bisherigen Eigentümer bzw. Besitzer auf.

Artikel 8 Die Verwaltung des nach diesem Beschluß verstaatlichten oder sequestrierten (beschlagnahmten) Vermögens gehört in die Zuständigkeit des Kommissariats für Handel und Industrie. ...<<

Das Präsidium des Antifaschistischen Rates erläßt am 9. Juni 1945 ein Gesetz über die Konfiskation von Vermögen (x006/189E-196E): >>Artikel 1 1. Eine Konfiskation von Vermögen ist die zwangsweise, entschädigungslose Wegnahme des gesamten Vermögens oder eines genau bestimmten Teiles des Vermögens, welches persönliches Eigentum oder der persönliche Anteil an gemeinsamen Vermögen mit anderen Personen ist, zugunsten des Staates.

2. Die Konfiskation bezieht sich auf alle Vermögensrechte. ...

Artikel 4 Es kann nur das Vermögen derjenigen Person konfisziert werden, die zur Konfiskation verurteilt wurde, gleich worin dieses Vermögen besteht. Bildet dieses Vermögen einen Anteil einer solchen Person am gemeinsamen Vermögen mit mehreren Personen, so kann dieser Anteil in vollem Umfang konfisziert werden. ...

Artikel 6 1. Von der Konfiskation werden ausgenommen:

1) Haushaltsgegenstände (Kleidung, Wäsche, Schuhwerk, Möbel, Geschirr u.ä.), die für das Leben des Verurteilten und seiner engeren Familie unbedingt notwendig sind;

2) Handwerkszeug aller Art, welches ... für die Ausübung eines ... Berufs unbedingt notwendig ist, wenn dem Verurteilten nicht durch das Gericht das Recht entzogen wurde, seinen Beruf auszuüben; ...

4) Lebensmittel und Brennstoff für den persönlichen Gebrauch des Verurteilten und seiner engeren Familie für 4 Monate. ...

Artikel 7 1. Das konfiszierte Vermögen geht mit seinen Aktiva und Passiva in Staatseigentum über. ...

Artikel 13 ... 3. Erfolgt eine Verurteilung, so geht das Vermögen auf die in diesem Gesetz vorgesehene Weise in Staatseigentum über. ...

Artikel 16 Die Konfiskation führt dasjenige Kreis-Volksgericht durch, in dessen Bezirk sich

das Vermögen befindet, das zu konfiszieren ist. ...
Artikel 20 1. Der Beauftragte des Gerichts legt an Ort und Stelle ein genaues Verzeichnis aller Gegenstände mit ihrer näheren Bezeichnung an ...
2. Bei der Registrierung des Vermögens erfolgt auch eine Schätzung nach dem Wert zum Zeitpunkt der Registrierung. ...
Artikel 31 Jede böswillige Handlung mit dem Ziel der Vereitelung der Konfiskation, ... insbesondere jede absichtliche Beschädigung, Verbergung oder Minderung des Wertes des Vermögens sowie böswillige Veräußerung oder Belastung wird als Verbrechen gegen die nationalen Interessen angesehen und mit Zwangsarbeit bis zu 6 Jahren und mit Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft. ...<<
Ein Enteignungsbescheid vom 19. Juli 1945 für Volksdeutsche aus Donji Miholjac, Slawonien lautet wie folgt (x006/253E-254E): >>Kreis-Volksbefreiungsausschuß ... Beschluß: Auf Grund des Beschlusses ... über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates ... beschließt die bei diesem Kreis gebildete Kommission:
Das gesamte Vermögen des Deutschen K. I. und seiner Familie ... geht in Staatseigentum über. ... Dem bisherigen Eigentümer ist jede Verfügung über das aufgenommene Vermögen untersagt. ...
Jede vorsätzliche Beschädigung, Verbergung oder Wertminderung des Vermögens sowie jede böswillige Veräußerung oder Belastung wird als Verbrechen gegen die Volksinteressen aufgefaßt und nach Art. 31 des Gesetzes über die Konfiskation mit 6 Jahren Zwangsarbeit und dem Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft, sofern die Tat nicht auf Grund des Gesetzes über das Volkseigentum noch schwerere Strafen nach sich zieht.
Gegen diesen Beschluß kann binnen 8 Tagen nach Empfang des Beschlusses ... Einspruch erhoben werden. Dieser Beschluß wird nach Ablauf dieser Frist ... sofort vollstreckbar. ...
Tod dem Faschismus - Freiheit dem Volke!<<
Das Präsidium der Volksversammlung erläßt am 23. August 1945 ein Gesetz über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien (x006/212E-218E): >>... II. Teil Verlust der Staatsangehörigkeit ...
Artikel 16: Die Staatsangehörigkeit in der FVRJ kann jedem entzogen werden, der seiner Nationalität nach einem der Völker angehört, deren Staaten sich an dem Kriege gegen die Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien beteiligt haben, und der während des Krieges oder in Verbindung damit vor dem Kriege durch loyales Verhalten gegen die nationalen und staatlichen Interessen der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gegen seine Pflichten als Staatsangehöriger verstoßen hat. ...
Artikel 17: Über die Entziehung der Staatsangehörigkeit ... entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ. ...
Artikel 18: Die Entziehung nach Artikel 16 Absatz 1 dieses Gesetzes erstreckt sich auch auf den Ehegatten und die Kinder der betreffenden Person, es sei denn, daß sie nachweisen, daß sie mit dem illoyalen ehemaligen Staatsangehörigen nicht in Verbindung standen und daß ihr persönliches Verhalten einwandfrei war, oder daß sie ihrer Nationalität nach einem der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehören. ...
Kapitel IV ...
Artikel 35: ... Nicht als Staatsangehörige der FVRJ ... werden Personen deutscher Nationalität betrachtet, die sich im Auslande befinden und die während des Krieges oder vor dem Kriege ihre Pflichten als Staatsangehörige durch illoyales Verhalten gegenüber ... der FVRJ verstoßen haben. ...<<
Das Präsidium der Volksversammlung der Demokratischen Volksrepublik Jugoslawien erläßt ferner am 23. August 1945 ein Gesetz über die Agrarreform und Kolonisation (x006/223E-231E): >>... Artikel 1. Mit dem Ziel der Zuteilung von Land an Landwirte, die keine oder nur

eine ungenügende Menge Land besitzen, ist auf dem gesamten Territorium der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien eine Agrarreform und Kolonisation durchzuführen, welche das Prinzip verwirklicht: das Land gehört denen, die es bearbeiten.
Artikel 2: Das zugeteilte Land geht in das Privateigentum derjenigen Haushalte über, denen es zugeteilt wurde, und ist sofort in die Grundbücher einzutragen. ...
Artikel 3: Zur Schaffung des für die Zuteilung nach Art. 1 erforderlichen Bodenfonds sowie zur Schaffung oder Abrundung großer staatlicher Muster- und Versuchsgüter werden folgende landwirtschaftliche Güter den bisherigen Besitzern abgenommen und gehen in Staatseigentum über:
a) Großbesitz, ... deren Gesamtfläche 45 Hektar oder 25 bis 35 Hektar Anbaufläche übersteigt. ...
b) Grundbesitz im Eigentum von Banken, Unternehmen. ...
c) der Landbesitz der Kirchen, Klöster, Glaubensgemeinschaften. ...
Artikel 4: Landbesitz, der in seiner Gesamtheit enteignet wird, geht mit allen darauf befindlichen Gebäuden und mit dem gesamten lebenden und toten Inventar ohne jede Entschädigung an die Eigentümer in Staatseigentum über. ...
Artikel 10: Außer der nach Art. 3 enteigneten Anbaufläche kommt zum Bodenfonds für die Agrarreform und Kolonisation:
a) der Besitz an anbaufähigem Land von Staatsangehörigen des Deutschen Reiches und Personen deutscher Nationalität, welcher gemäß ... Beschluß ... konfisziert wurde. ...
Artikel 16: 1. Das Recht auf Bevorzugung bei der Zuteilung von Land haben Landwirte ohne oder mit nur einer ungenügenden Menge Land, die Kämpfer der Partisaneneinheiten, der Volksbefreiungsarmee und Partisaneneinheiten und der Jugoslawischen Armee waren. Invaliden des Befreiungskrieges, ... Familien und Waisen von gefallenen Kämpfern ... und Opfer des faschistischen Terrors und ihre Familien. Unter den Kämpfern haben die alten Kämpfer und Freiwilligen den Vorzug. ...
Artikel 24: Das nach diesem Gesetz zugeteilte Land darf für eine Frist von 20 Jahren weder ganz noch teilweise geteilt, verkauft, verpachtet oder verpfändet werden. ...
Artikel 29: Die Agrarreform und die innere Kolonisation wird durch die Landwirtschaftsministerien der Volksrepubliken ... durchgeführt. ...<<
Das Präsidium der Volksversammlung der Demokratischen Volksrepublik Jugoslawien erläßt am 25. August 1945 ein Gesetz über Straftaten gegen Volk und Staat (x006/234E-240E): >>...
Artikel 2: Als Straftat gegen Volk und Staat wird jede Handlung angesehen, welche bezweckt, durch Gewaltanwendung die bestehende staatliche Einrichtung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien zu vernichten oder zu bedrohen ...
Artikel 3: Als Verüber einer Straftat nach Artikel 2 dieses Gesetzes ist insbesondere anzusehen:
1. wer eine Handlung unternimmt, die darauf gerichtet ist, die obersten Organe der Staatsmacht ... oder die örtlichen Organe der Staatsmacht gewaltsam zu stürzen;
2. wer Handlungen vornimmt, welche der militärischen Stärke, der Verteidigungsfähigkeit oder wirtschaftlichen Kraft des Staates Schaden zufügen oder die seine Unabhängigkeit oder die Integrität seines Territoriums bedrohen;
3. wer ein Kriegsverbrechen begeht, d.h. wer während des Krieges oder feindlicher Okkupation als Rädelsführer, Organisator, Auftraggeber, Helfer oder unmittelbarer Ausführender, von an der Bevölkerung Jugoslawiens begangenen Morden, Verurteilungen zum Tode und ihrer Vollstreckung, Verhaftungen und Folterungen, gewaltsamen Aussiedlungen oder Verschleppungen in Konzentrationslager, Internierung und zur Zwangsarbeit mitwirkt; wer die Bevölkerung absichtlich aushungert, sie zwangsweise denationalisiert, wer eine gewaltsame Mobilisierung, Verschleppung zur Prostitution, Vergewaltigungen oder gewaltsame Glaubens-

übertritte vornimmt; ... oder wer unter denselben Umständen Brandstiftungen oder die Vernichtung oder Plünderung öffentlichen oder privaten Vermögens befiehlt oder ausführt; wer Funktionär des Terrorapparates und der Polizeiformationen des Gegners oder Angestellter in seinen Gefängnissen, Konzentrations- oder Arbeitslagern wird oder jugoslawische Staatsangehörige und Kriegsgefangene unmenschlich behandelt, oder wer eine andere Tat begeht, die ein Kriegsverbrechen darstellt;
4. wer während des Krieges bewaffnete militärische oder Polizeieinheiten organisiert, andere Personen zum Eintritt wirbt, oder selbst in solche Organisationen eintritt ...
5. wer während eines Krieges gegen die Föderative Volksrepublik Jugoslawien oder ihre Bundesgenossen geführten Krieges in die feindliche Armee oder in andere feindliche bewaffnete Formationen eintritt, oder als Kämpfer gegen sein Vaterland oder dessen Verbündete am Kriege teilnimmt, oder wer in irgendeiner Weise einen fremden Staat unterstützt, welcher sich mit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien im Krieg befindet. ...
Artikel 4: Taten nach Art. 3 dieses Gesetzes ... werden mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit für mindestens 3 Jahre, Konfiskation des Vermögens und Verlust der politischen und einzelner bürgerlicher Rechte, bei Vorliegen besonders erschwerender Umstände mit dem Tode bestraft. ...
Artikel 7: Für schwere Körperverletzung von Personen nach Artikel 3 ... dieses Gesetzes, ... wird der Täter mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit bestraft. ...
Artikel 10: Personen, welche während des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiet mit dem Gegner und Okkupanten zusammenarbeiten, ... werden mit Freiheitsentzug bis zu 10 Jahren und Konfiskation ihres Vermögens bestraft. ...
Artikel 12: Der Versuch von in diesem Gesetz vorgesehenen Taten wird wie die vollendete Straftat bestraft. ...
Artikel 16: Straftaten nach diesem Gesetz und die Vollstreckung der wegen dieser Taten verhängten Urteile verjähren nicht. ...
Artikel 18: In diesem Gesetz vorgesehene Straftaten, die vor seinem Inkrafttreten verübt wurden und wegen derer noch kein rechtsgültiges Urteil gesprochen wurde, sind nach diesem Gesetz zu bestrafen, wenn seine Bestimmungen milder sind als die bisherigen. ...<<
Das Präsidium der Provisorischen Volksversammlung erläßt am 26. August 1945 ein Gesetz über die Organisation der Volksgerichte in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien (x006/241E-242E): >>... Artikel 1: Durch besondere Gesetze können Sondergerichte errichtet und die föderativen Einheiten ermächtigt werden, Friedensgerichte zu gründen, wobei ihre Organisation und Zuständigkeit festzulegen ist.
Artikel 2: Die Hauptaufgaben der Gerichte in der Ausübung der Rechtspflege sind:
1. der Schutz der demokratischen Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes, Schutz der Rechte der ... Unternehmen und Organisationen öffentlichen oder privaten Charakters, sowie der Schutz der persönlichen Eigentumsrechte und der gesetzlich geschützten Interessen der Bürger Jugoslawiens;
2. Sicherung der genauen Einhaltung der Gesetze und der Vorschriften ...
3. die Erziehung der Bürger im Geiste der Ergebenheit gegenüber dem Vaterland, im Geiste richtiger Erfüllung der Gesetze und anständiger Ausübung der bürgerlichen Rechte und Pflichten.
Artikel 3: Vor dem Gericht sind alle Bürger gleich, ohne Unterschied des Geschlechts, der gesellschaftlichen, materiellen und dienstlichen Stellung und der nationalen, religiösen oder rassischen Zugehörigkeit.
Artikel 4: Die Verhandlungen finden in allen Gerichten öffentlich statt, insofern nicht durch Gesetz Ausnahmen vorgesehen sind. ...
Artikel 7: Die Gerichte fällen ihre Urteile: "Im Namen des Volkes." ...<<

Das Gebiets-Volksgericht in Slawonisch Brod verurteilt einen Volksdeutschen am 6. Februar 1946 wegen Zugehörigkeit zum Kulturbund und Dienst in der deutschen Polizei (x006/260E-262E): >>Urteil - Im Namen des Volkes!
Der Gebiets-Volksgerichtshof in Slawonisch Brod ... erließ in der Strafsache gegen den Angeklagten N. K. aus Darkowatz ... nach öffentlicher mündlicher Verhandlung am 6.2.1946 in Anwesenheit des in Haft befindlichen Angeklagten und seines Verteidigers ... folgendes Urteil:
Der Angeklagte N. K. ... geb. 30.6.1915 in Darkowatz, ev. Glaubensbekenntnis, Staatsbürger der FVRJ, verheiratet, Vater von 4 Kindern, Besitzer eines Hauses, ... unbestraft
wird für schuldig befunden, weil er
1. gleich nach der Gründung des Unabhängigen Staates Kroatien in den Kulturbund eintrat und in ihm während der Okkupation aktiv mitarbeitete. Er hat also im Verlauf des Krieges und der feindlichen Okkupation mit dem Feinde politisch zusammengearbeitet.
2. weil er ... im Juli 1943 der SS-Polizei beitrat. Er tat in ihr in verschiedenen Ortschaften Kroatiens Dienst und zwar bis zum Untergang des unabhängigen Staates Kroatien. Er trat also während des Krieges einer aus jugoslawischen Staatsbürgern formierten Polizeieinheit, zum Zwecke der Unterstützung des Feindes und des gemeinsamen Kampfes gegen sein Vaterland, bei. ...
Aufgrund des ... angeführten Gesetzes wird folgende Strafe verhängt:
1. eine Freiheitsstrafe mit Zwangsarbeit von 8 Jahren,
2. Verlust seiner bürgerlichen und politischen Rechte für 5 Jahre nach Verbüßung der Freiheitsstrafe.
Die Untersuchungshaft ab 10.5.1945 wird dem Angeklagten angerechnet. Die Kosten des Prozesses und Strafvollzuges trägt der Angeklagte.
Begründung: ... Der Angeklagte war geständig, als Deutscher im Jahre 1941 dem Kulturbund beigetreten zu sein. Er nahm als Dilettant an verschiedenen Veranstaltungen des Kulturbundes in seiner Gemeinde teil. Er blieb dessen Mitglied bis zum Untergang des Unabhängigen Staates Kroatien. Er ist weiterhin geständig, im Herbst 1943 dem Ruf der deutschen Militärbehörden gefolgt zu haben und in Esseg der Hilfspolizei beigetreten zu sein. ... Nach einer Dienstverrichtung in Slawonien ging er kurz vor der Befreiung nach Deutschland, unterwegs wurde er von den Bulgaren gefangengenommen.
Zu seiner Verteidigung führt der Angeklagte an, er habe als Angehöriger der deutschen Wehrmacht und Hilfspolizei weder an Kämpfen gegen die Volksbefreiungsarmee, noch gegen die Rote Armee teilgenommen.
Er verteidigt sich weiterhin, er sei wegen seiner deutschen Volkszugehörigkeit zum Kulturbund beigetreten. Als Deutscher mußte er der Ladung der Kulturbundleitung Folge leisten.
Auf Grund der Geständnisse des Angeklagten konnte sich das Gericht von der objektiven und subjektiven Seite der ihm zur Last gelegten Straftaten überzeugen. ...
Dem Angeklagten wird als strafmildernd seine bisherige Nichtbestraftheit, sowie seine unschuldige Familie, wie auch die Tatsache, daß er als Angehöriger der deutschen Wehrmacht und Hilfspolizei an keinem Kampfe gegen die Volksbefreiungsarmee und die Rote Armee teilgenommen hat, angerechnet. Als straferschwerend liegen keine Tatsachen vor. Die verhängte Strafe ist deshalb gerechtfertigt und gerecht, sowie auf gesetzlichen Vorschriften gegründet.
Tod dem Faschismus - Freiheit dem Volke!<<
Das Präsidium der Volksversammlung der Autonomen Provinz Wojwodina, Abt. für Volksgesundheit, Sektion Lager, ordnet am 11. Februar 1946 geeignete Maßnahmen an, um Epidemien zu verhindern (x006/501): >>Betrifft: Pflichten der Ärzte in den Lagern und in den Kolonistenortschaften.

... Mit Rücksicht darauf, daß in den Zivillagern Fleckfieber aufgetreten ist, in einigen auch in Form großer Epidemien, und da die Gefahr einer Übertragung dieser Krankheit auf unsere Bürger besteht, ordne ich, damit diese Gefahr gebannt wird, folgendes an:
1. ... a) Tägliche Untersuchung der Lagerinsassen zum Zwecke der Auffindung Fleckfieberverdächtiger oder an Fleckfieber Erkrankter. Wenn die Lager groß sind, haben die Ärzte die Kranken mit Hilfe von Sanitätern ausfindig zu machen, die der Arzt selbst auszuwählen und denen er diesbezügliche Anweisungen zu geben hat.
b) Isolierung dieser Erkrankten im Lager selbst; zu diesem Zwecke sind eigene Räume zu bestimmen, je nach Lagerstand.
c) Bekämpfung der Verlausung.
d) Der Arzt hat ein Kontrollbuch und ein Krankenprotokoll anzulegen. ...
2. Wenn in dem Orte, wo ein Lager ist, auch Kolonisten sind, hat der Arzt hier denselben Dienst und auf dieselbe Art und Weise zu versehen wie im Lager. ...
3. Im Falle des Auftretens von Fleckfieber (sei es auch nur Verdacht) ist der Arzt verpflichtet, sofort seinen vorgesetzten Arzt zu verständigen und dieser hat die zuständige höhere Sanitätsbehörde zu verständigen.
Außer auf Rudolfsgnad bezieht sich diese Anordnung auf 16 weitere Lager im Banat.<<
Das Präsidium des Volksparlaments erläßt am 31. Juli 1946 ein Gesetz zur Bestätigung und Änderung des Beschlusses über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates (x006/184E-187E): >>... Artikel 1: In das Eigentum der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geht als allgemeines Volksvermögen über:
1. das gesamte Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Staatsangehörigen, sofern es sich auf dem Gebiet der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien befindet,
2. das gesamte Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit ohne Rücksicht auf deren Staatsangehörigkeit. Hierunter sind insbesondere alle Personen zu verstehen, die sich während der Okkupation zum deutschen Volkstum bekannt haben, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie vor dem Kriege als solche aufgetreten oder als assimilierte Kroaten, Slowenen oder Serben betrachtet worden sind. ...
Artikel 3: Als Vermögen im Sinne dieses Gesetzes gelten vor allem Immobilien, wie Grundstücke, Häuser, landwirtschaftliche Güter und Forsten, Industrieunternehmen mit allen Einrichtungen, bewegliche Sachen, Handelsgeschäfte mit Inventar, Möbel, Wertpapiere, Wertsachen, Forderungen, Urheberrechte, industrielle Eigentumsrechte und andere Vermögensrechte. ...
Artikel 5: Die Frage, welches ... übergehende Vermögen von allgemeinwirtschaftlicher Bedeutung ist und der Verwaltung der Bundesorgane, der Staatsverwaltung oder der Verwaltung einer Republik unterliegt, wird nach den bestehenden Bestimmungen entschieden.
Artikel 6: Die unmittelbare Verwaltung des ... Vermögens wird von seiner wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend dem zuständigen Bundesministerium ... übertragen. Für die Sammlung, Verwahrung und Verwaltung von Büchern, Gegenständen von Bedeutung für Archive und Museen, Bildern und Statuen von Kunstwert, wissenschaftlichen Sammlungen, Musikalien (gedruckte Musikwerke) und sonstigen Gegenständen von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung ... sind die Staatsorgane für Kultus der Volksrepubliken ... zuständig. ...
Artikel 7: Rechtsgeschäfte über die Veräußerung oder Belastung von Vermögen, das gemäß Artikel 1 dieses Gesetzes in das Eigentum des Staates übergeht, sind nichtig, sofern sie vorgenommen worden sind in der Zeit zwischen dem 6. April 1941 und dem Tage des Inkrafttretens des Beschlusses des AVNOJ vom 21. November 1944. ... Rechtsgeschäfte dieser Art sind nichtig, wenn mit ihnen die Vermögensentziehung zugunsten des Staates zu vereiteln beabsichtigt war. Eine solche Absicht wird solange als vorliegend vermutet, als nicht das Gegenteil bewiesen wird. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Jugoslawien

Verhältnisse im Lager Sombor und im Internierungslager Gakovo von Juni 1945 bis März 1947

Erlebnisbericht der C. S. aus Sombor in der Batschka, Jugoslawien (x006/174-177):

>>Schließlich wurde ich in ein Barackenlager außerhalb der Stadt Sombor eingeliefert. Die Lagerräume waren von Volksdeutschen buchstäblich vollgepfercht. Die Leute empfingen mich wortlos mit vielsagendem Blick, vielen war ich durch die Gastwirtschaft gut bekannt. Noch nie habe ich so vergrämte, verbitterte und verzweifelte Menschen gesehen.

Sämtliche Lagerinsassen waren verlaust und ungepflegt, da ihnen keinerlei Möglichkeit zur Körperpflege geboten wurde. Der sogenannte Lagerbetrieb wurde streng gehandhabt: Hauptsache war eine möglichst ununterbrochene Schikane. Dienstantritt war morgens um 3.00 Uhr, Aufstellung in Reih und Glied und zunächst stundenlang bewegungslos dastehen, bis dann die nächste Schikane folgte. Die Wache paßte mit Argusaugen auf die "Disziplin" auf, es wurde jeder erbarmungslos geprügelt, der sich nur im mindesten rührte.

Täglich wurden längere oder kürzere Namenslisten vorgelesen. Die jeweils Aufgerufenen erbleichten, manche fielen auch in Ohnmacht: Man konnte ahnen, was diesen Armen bevorstand. Sie wurden zumeist erschossen oder sonst irgendwie ermordet. Der Kommandant des Lagers hieß Zarko und war, wie fast alle Machthaber, ein schon früher als Taugenichts bekanntes Subjekt. Hauptvergnügen aller dieser "Kommandanten" war die sadistische Quälerei ihrer Opfer.

Ich wurde in den nächsten Tagen in eine sogenannte Arbeitergruppe eingeteilt. Mit Rücksicht auf meine Schwangerschaft und da ich schwere Arbeiten und evtl. auch Mißhandlungen befürchtete, bat ich um eine ärztliche Untersuchung. Diese wurde mir selbstverständlich verweigert. So marschierten wir in unseren Elendskolonnen an verschiedene Arbeitsplätze, mußten da Kohlen schaufeln und verladen, dort Möbel und Hausrat verladen, Straßen kehren, manchmal auch exerzieren.

Nach einigen Wochen gelang es mir, einen Backi-Monostorer Zigeuner zu treffen, dem ich für eine reichliche Belohnung den Auftrag gab, meiner Schwester eine Nachricht zu bringen. Nach verschiedenen Komplikationen kam schließlich meine Schwester zum Arbeitsplatz und versah mich mit verschiedenen wertvollen Lebensmitteln. Es gelang mir, diese von den Partisanen unentdeckt ins Lager mitzunehmen.

Eines Tages wurde eine Gruppe von Leuten, samt mir, in das Vernichtungslager Gakovo verlegt. Gakovo war früher eine rein deutsche Gemeinde, die jetzt als Lager für Deutsche benutzt wurde. In jedem Haus waren durchschnittlich 50-60 Personen und auch mehr untergebracht. Die beschlagnahmten Felder der ehemaligen Ortsinsassen wurden als Staatsgut, unter Leitung eines ehemaligen Dorfrasierers, der Gutsverwalter war, von den Inhaftierten bearbeitet. Die Ernährung war äußerst dürftig und bestand fast ausschließlich aus einer sog. Gerstensuppe: Wasser und Gerste. Alle Lagerinsassen, denen es nicht gelang, auf irgendeine Weise zusätzliche Ernährung zu erhalten, starben eher oder später an Hunger.

Am 20.6.1945 kam ich nieder. Mitten in einem vollgepferchten Zimmer gebar ich meine Tochter. Eine alte Hebamme leistete mir, natürlich ohne jedes Instrumentarium, Hilfe. Es ist mir heute noch vollkommen rätselhaft, wie ich und mein Kind diese Zeit überstehen konnten. Bis dahin und auch nachher kamen sämtliche Neugeborenen und zumeist auch ihre Mütter im Lager Gakovo um.

Nach der Geburt meines Kindes hatte ich nur den einen Wunsch, das Kind möge sterben. Erst in den nächsten Tagen erwachte in mir die Mutterliebe so heftig, daß ich zu dem festen Entschluß kam, für mein Kind durchzuhalten. Trotzdem Gakovo von einem Kordon (Band) ständig schießbereiter Partisanen umzingelt war, schlich ich mich im Laufe meines Aufenthaltes

in diesem Lager insgesamt siebenmal durch und holte Lebensmittel, Kinderwäsche und Kleider.
Manchmal gelang es mir, mit meinem Kind bis zu zehn Tagen außerhalb des Lagers zu bleiben. Ich kam einmal sogar bis Bezdan, wo ich vier Tage verbrachte. Ich wurde oft von Partisanen aufgehalten und "legitimiert". Es gelang mir jedesmal, mit irgendwelchen Erklärungen durchzukommen. Zum letztenmal war ich sogar in meiner Heimatgemeinde und verbrachte zwei Tage bei meiner Schwester.
Indessen erfuhr ich, daß meine Eltern, nachdem sie einmal von meiner Schwester aus dem Lager Krusevlje herausgekauft wurden, im Somborer Krankenhaus als Hilfskräfte zugestellt waren. Ich hatte den Mut, sie sofort aufzusuchen, und benützte auch die Gelegenheit, mich von einem dortigen Arzt wegen meiner Brustfellentzündung behandeln zu lassen. Meine Eltern hatten es hier verhältnismäßig gut, da wie allgemein auch hier die Ärzte sich den Vertriebenen gegenüber sehr menschlich benommen haben.
Im Lager Gakovo herrschte nach meiner Rückkehr eine Flecktyphus-Epidemie. ... Ich hatte im November 1945 ebenfalls Flecktyphus und überstand diese Krankheit wunderbarerweise. Auch während der Krankheit nährte ich mein Kind an meiner Brust. Das Kind fieberte auch einige Tage, wurde sehr schwach, kam jedoch mit dem Leben durch. Zum Glück hatte ich vor meiner Erkrankung noch ein großes Lebensmittelpaket in das Lager schmuggeln können, so daß ich auch nach der Krankheit ausreichend Nahrung hatte.
Ich riß abermals aus, nahm aber diesmal mein Kind mit. Durch meine Schwester und einige Bekannte gelang es mir, eine große Menge Lebensmittel zu hamstern. Bei der Rückkehr wurde ich von Partisanen an der Ortsgrenze geschnappt. Ich wurde dem Kommandanten vorgeführt. Nach der üblichen Leibesvisitation und dem Verhör fand er unter anderem 300 Dinar bei mir. Dieses Geld wurde mit der Begründung beschlagnahmt, ich hätte es gestohlen. Nach vielem Betteln und Weinen durfte ich schließlich mit dem Rest meines Hamstergutes abziehen.
Unsere Lage verbesserte sich insofern, daß die Partisanen des Wachens und Schikanierens allmählich müde wurden. Man bemerkte, daß sie gelernt hatten, aus den Lagerinsassen reichlich Nutzen zu ziehen. Sie begannen sich besser zu kleiden ... und fanden an uns eine unversiegbare Geldquelle. Ein Teil der Vertriebenen fand doch immer wieder Mittel und Wege, zu Geld und Wertsachen zu kommen. Es gab immer wieder gute Bekannte und Freunde, die unermüdlich und höchst opferbereit ... (waren). Die Partisanen nutzten diese Gelegenheit weidlich aus, indem sie sich für ... Begünstigungen bestechen ließen. Anfangs hörte man es nur unter 4 Augen, daß man sich die Flucht aus dem Lager durch einen gewissen Geldbetrag vom Kommandanten erkaufen konnte, später wurde es ein offenes Geheimnis.
Da es gelang, meine Eltern auch nach Gakovo zu verlegen, reifte in uns der Entschluß, zu flüchten. In vollkommen unnötiger Aufregung ging ich schließlich zum Lagerkommandanten und versuchte mit ihm über die Flucht aus dem Lager zu sprechen. Ohne meinen Wunsch richtig ausgesprochen zu haben, erkannte derselbe meine Absicht und erledigte diese Frage ohne viele Formalitäten, rein geschäftlich. Ich übergab ihm unser gesamtes Geld von 3.200 Dinar, und er teilte mir mit sachlicher Miene mit, daß ich am 4.3.1947 in der Früh abhauen könne.
Beim Verlassen von Gakovo hatte ich den Eindruck, daß die Bewacher des Lagers über den Fluchtweg genau informiert waren, denn es kam uns niemand in den Weg. Ein Partisan in Zivil führte uns, d.h. eine Gruppe von etwa 20 Leuten, auf dem kürzesten Wege über die ungarische Grenze. - Obwohl wir nun vollkommen mittellos waren, halfen uns viele Leute in Ungarn auf dem Wege nach Österreich.
Als ich in Österreich ankam, wog ich kaum 43 kg, obwohl mein Körpergewicht normalerweise 72 Kg war. Ich litt an einer schweren Lungentuberkulose, war aber dem Herrgott trotzdem

dankbar, daß es mir gelang, mein nun 10 Jahre altes Kind zu retten und gesund zu erhalten.
Meine Erlebnisse erscheinen mir heute wie ein schrecklicher Traum. Das Leid über den Tod meines Mannes fühlte ich (eigentlich) erst Jahre nach der Flucht aus Jugoslawien. Zur Zeit seines Ablebens befand ich mich in einer derart verzweifelten Lage, daß ich seinen Tod nach den qualvollen Folterungen und fürchterlichen Leiden nur als Erlösung betrachten konnte. Ich hatte ihn persönlich beerdigt. ... Kein Kreuz und kein Grabhügel kennzeichnete die Stelle seiner letzten Ruhe.<<

Rückkehr von geflüchteten Volksdeutschen nach Kroatien-Slawonien im Juli 1945

Erlebnisbericht des N. Q. aus Groß-Kikinda (Velika Kikinda) im Banat, Jugoslawien (x006/-190-193): >>Ich befand mich im Juli 1945 im Umsiedlungslager St. Michael bei Leoben (Österreich). Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht wurde St. Michael von russischen Truppen besetzt. Auf Anordnung der Besatzungsbehörden wurde ein Transport von Deutschen und Kroaten zusammengestellt und nach Jugoslawien in Marsch gesetzt.
Am 7. Juli traf der Transport an der jugoslawischen Grenze bei Marburg (Maribor) ein. Von dort wurden wir nach Agram (Zagreb) weitergeleitet. Gleich nach unserer Ankunft in Maribor wurde der Transport unter Bewachung von Partisanen gestellt. Wir wurden mit gehässigen Schimpfworten gegen die "Schwabas" empfangen. In Agram wurden wir in einen großen Raum des Agramer Messegebäudes gebracht. Hier wurden die Volksdeutschen von den Andersnationalen, getrennt. Die Andersnationalen wurden entlassen, während wir Volksdeutsche interniert wurden, und zwar am 9. Juli 1945.
Zunächst wurden wir in einen großen Saal des Messegebäudes getrieben. Nachmittags um etwa 2 Uhr mußten wir den Saal verlassen und uns in einen anderen Raum begeben. Vorher war aber angeordnet worden, daß wir unser ganzes Gepäck in dem Saal zurücklassen müssen. Als wir den ersten Saal nach Hinterlassung unseres Gepäcks verlassen hatten, wurde dieser Raum abgeschlossen, und wir sahen nichts mehr von unseren dort zurückgelassenen Sachen. Wir befanden uns jetzt in einem anderen Saal, den wir abends um etwa 6 Uhr verlassen mußten, um auf der Straße in fünfgliedrigen Reihen Aufstellung zu nehmen.
Durch Lautsprecher wurde uns bekanntgegeben: Volksdeutsche, was ihr habt, Geld, Schmuck, Uhren, Fernstecher und andere Wertsachen, alles auf einen Tisch legen. Wer das nicht tut, der wird gefesselt und erschossen!
Nachdem ein Teil der Internierten die Sachen abgegeben hatte, wurden diejenigen, die schon an der Reihe waren, kontrolliert. Man nahm eine Leibesvisitation vor. Es wurde dann bekanntgegeben, daß drei Personen erschossen wurden, weil man bei ihnen noch Sachen fand, die sie abliefern sollten.
Von dort wurden wir in Viehwaggons, in der großen Hitze, zu 60 Personen in einen Waggon verladen und nach Varazdin abtransportiert. Ohne Essen und Verpflegung. In Varazdin wurden wir ausgeladen und mußten zu Fuß über die Dräu nach Djakovec und dann über die Mur nach Ungarn. Drei Tage blieben wir ohne Nahrung. Bei Eintreten der Dunkelheit übernachteten wir am Straßenrand.
In Ungarn wurden wir in einem mir unbekannten Ort vor eine russische Kommission geführt. Unser Transport bestand aus etwa 2.500 Menschen, ausschließlich Volksdeutschen, Männern, Frauen und auch kleinen Kindern. Die russische Kommission richtete an uns die Frage, wohin wir wollen. Die Mehrheit erklärte, daß sie nach Jugoslawien zurück wolle, da wir den bestimmten Eindruck gewonnen hatten, daß man uns keinesfalls nach Deutschland bringen werde. Im Gegenteil fürchteten wir, daß wir nach Rußland kommen werden. Wir hatten von ungarischen Zivilisten unterwegs erfahren, daß vor uns schon ein Transport in östlicher Richtung (nach Rußland) gebracht worden war.
Die Kommission erklärte sich einverstanden, daß wir nach Jugoslawien zurückgebracht wer-

den sollen, besonders mit Rücksicht darauf, daß sich sehr viele kleine Kinder bei uns befanden. Auch hier erhielten wir keine Lebensmittel und wurden wieder in Richtung Varazdin zu Fuß in Marsch gesetzt. Auf diesem Marsch wurden wir schärfer getrieben und erreichten nach zwei Tagen wieder Varazdin. –
Nunmehr waren wir schon fünf Tage lang ohne Essen unterwegs. - In Varazdin erhielten wir auch erst nach weiteren l ½ Tagen das erste Essen, und zwar zwei Deziliter Bohnensuppe. Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Varazdin erhielten wir dann das erste Brot, und zwar 2 Kilogramm für 10 bis 12 Personen.
In Varazdin blieben wir etwa 14 Tage lang. Die Verpflegung bestand täglich aus einer Einbrennsuppe, die wir morgens um 10 Uhr erhielten. Die Suppe war ohne Fett und ohne Salz. Mittags erhielten wir die erwähnte Menge Brot und am Abend eine Bohnensuppe, auch ohne Fett und ohne Salz. Desgleichen war das Brot ungesalzen. Etwa ein viertel Teil der unserem Transport angehörigen Menschen wurde in einem Magazin untergebracht. Die übrigen mußten um das Magazin herum im Freien lagern.
Bei Regenwetter mußten wir alle in das Magazin drängen. In diesem Magazin hatten überhaupt nur 700 bis 750 Personen Platz zum Schlafen. Als Lagerstätte bettelten diejenigen, die im Magazin Platz hatten, von der Zivilbevölkerung Stroh, das aber nur in beschränktem Ausmaße vorhanden war. Die übrigen rupften sich Gras oder nahmen Laub von den Bäumen, damit sie nicht auf den Steinen liegen müssen. Nach etwa einer Woche wurden wir registriert. Es wurde eine Namensliste angefertigt, wobei wir angeben mußten, wer beim "Kulturbund" war oder ob jemand oder seine Angehörigen bei der deutschen Wehrmacht Dienst geleistet haben.
Vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Varazdin wurden wir wieder alle einwaggoniert und bei verschlossenen Waggontüren nach Marburg (Maribor) abtransportiert. Wir sollten nach Österreich weitergeleitet werden und erfuhren, daß vor uns tatsächlich ein Transport nach Österreich gebracht worden war. Tatsächlich traf unser Transport auch in Maribor ein. Unser Transport erhielt aber nicht die Erlaubnis, nach Österreich einzureisen. Wir erfuhren, daß die britischen Militärbehörden es ablehnten, unseren Transport zu übernehmen.
Einen Tag lang standen wir so in Maribor. An Verpflegung erhielten wir hier: ein Viertel Liter leere Suppe mit Erbsenmehl und fünf Dekagramm Brot je Person. Etwa am 1. August wurden wir von Maribor wieder nach Agram zurückgebracht und kamen wieder in den Raum der Agramer Messe. Dort sahen wir noch unsere leeren Koffer und die leeren Hüllen unserer Pakete herumliegen. Der Inhalt hatte inzwischen schon neue Herren gefunden.
In Agram faßten wir ein Viertel Liter Maisbrei, und dann ging es nach Velika Pisanica bei Bjelovar. Dort wurden wir in der Nacht ausgeladen und mußten im Freien am Bahnhof übernachten. In der Früh wurden wir abgezählt und marschierten in ein Lager.
Das Lager war schwer bewacht und mit Stacheldraht umgeben. Da es aber mit Verurteilten von der Ustascha, Tschetniks und anderen Formationen überfüllt war, wurden wir zwei Kilometer weiter auf einen Jahrmarktplatz gebracht. Auf diesem Markplatz verbrachten wir alle zunächst zwei Wochen, dann wurden die Arbeitsfähigen in der Umgebung von Pisanica zur Landarbeit und Bauarbeiten eingesetzt, und zwar Männer und Frauen. Ich war etwa drei Monate lang in Arbeit und wurde dann mit 350 arbeitsunfähigen Männern und Frauen nach Stara Gradiska gebracht. - Die anderen wurden, wie ich hörte, nach einiger Zeit nach Krndija bei Djakovo ins Lager gebracht.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung von Deutsch Zerne im April 1945, Verhältnisse im Internierungslager Molidorf von Dezember 1945 bis Februar 1946

Erlebnisbericht der Margarethe T. aus Deutsch Zerne im Banat, Jugoslawien (x006/368-373):
>>Am 18. April 1945 ... nahmen sie uns alles weg bis auf die Kleider, die wir anhatten. Dabei

mußte sich jeder ausziehen, wer mehr als ein Kleid anhatte. Geld, Schmuck, Ohrgehänge und alles Gepäck wurde uns dabei weggenommen, sogar die Lebensmittel bis auf ein Stück Brot. Mir hat man sogar Nadel und Zwirn weggenommen.
Am nächsten Morgen marschierte alles zur Wiese hinaus, alles war umstellt mit Maschinengewehren. Die Kinder bis zu 2 Jahren verblieben bei den Müttern, die von 2 bis 15 Jahren wurden separiert und in 3 Altersklassen eingeteilt. Diese wurden dann Leuten von über 50 Jahren zugeteilt. ... Die Leute bis zu 50 Jahren kamen in die Gruppe der Arbeitskräfte. ...
Als wir so getrennt waren, kamen wir in vorbereitete Lager bzw. dazu bestimmte Häuser. Ich kam in ein Haus mit noch 100 Frauen. ... Auf den Höfen nahmen wir uns Stroh als Liegestatt. Bettwäsche bekam niemand. Nur den Kleinkindern wurde die Wäsche gelassen. Später bekamen wir Teppiche, die von uns früher aus Fetzenresten angefertigt worden waren. ... So hausten wir 8 Monate. ... Von diesem Lager mußten wir ... unter Bewachung zur Feldarbeit gehen.
Am 26. Dezember 1945 wurden die Kinder und die Arbeitsunfähigen in das Lager Molidorf gebracht. ... Acht Tage lang bekamen wir kein gekochtes Essen, auch die Kinder nicht. In dieser Zeit wurde zweimal je etwa 10 Dekagramm (= 100 g) Brot ausgegeben und sonst nichts. Dann wurde gekocht, aber ohne Salz und ohne Schmalz. Morgens gab es eine Einbrennsuppe mit Maismehl, mittags (erhielten wir) Erbsen- oder Bohnensuppe ohne Salz und Schmalz, worin aber mehr Käfer als Erbsen oder Bohnen waren.
... Wir ... wurden in Molidorf zumeist in Ställen unterbracht. Im Dorfe selbst durften wir uns frei bewegen. Die Leute, die schon früher da waren, waren alle unterernährt, ausgemergelt, die Kinder gelb, blutarm; allen sah man den Hunger aus den Augen schauen. Der größte Teil der dort verstorbenen Menschen starb den Hunger- bzw. Auszehrungstod. - Die Wachposten waren nicht einmal so bösartig gegen die Leute wie der Kommandant selbst, welcher ein Serbe aus dem Banat, Banatski Dvor, war. Dieser prügelte alles, was er erwischte, oft auf gröbste Art und Weise. Jeden Morgen um 4 Uhr läuteten die Glocken als Zeichen für die Viehfütterer, später wurde für die anderen geläutet. ... Wenn geläutet wurde, so mußte jeder dort sein. Wir wurden dann jeweils zu den verschiedensten, auch unsinnigsten Arbeiten eingeteilt.
Am 27. Januar war ich mit meiner Nachbarin Katharina K. auf dem Wege nach Nova Crnja. Wir wollten schwarz dorthin betteln gehen, was streng verboten war und mit Arrest usw. bestraft wurde, doch trieb der Hunger die Leute immer wieder dazu. Wir gingen also abends aus dem Lager raus, um in der Frühe wieder zur Arbeit zurück zu sein. Nach der Hälfte des Weges verließen K. die Kräfte, und wir kehrten um.
Dabei hatten wir aber das Pech, daß uns kurz vor dem Dorf ein Schlitten erreichte, in welchem unser Lagerkommandant war. Dieser ließ den Schlitten sofort anhalten und fragte, wo wir hin wollten. Wir gaben sofort zu, daß wir betteln gehen wollten, wobei meine Gefährtin in etwas gehässigem Ton zu ihm sagte, daß nur die Hungrigen betteln gehen. ... Ich ging einige Schritte vor, meine Gefährtin K. schleppte sich müde nach. ... Auf einmal hörte ich einen Schlag, schaute mich um und sah, wie der Kommandant Frau K. wiederholt mit der Faust an den Kopf stieß. Ich ging weiter, hörte auf einmal einen Schuß ... und sah, daß Frau K. taumelte, da sie angeschossen war. Der Kommandant schrie mich an, ich möge weitergehen; er hieß die verletzte Frau aufstehen, um ins Lager zu gehen. ... Darauf ging er mit mir ins Lager und ließ mich zur Strafe 4 Tage und 4 Nächte einsperren.
Zu Essen gab es ... nichts, (nur) Wasser wurde uns vorgesetzt. Der Wachposten aber hatte Mitleid mit mir, brachte mir ... gewärmtes Wasser und gab mir ein schönes Stück Brot. ... Von einem Wachposten erfuhr ich, daß Frau K. ... gegen Morgen an der Stelle, auf welcher der Kommandant sie anschoß, gestorben war.
Am 15. Februar 1946 hatte es geregnet und deshalb sind viele Leute nicht zur Arbeit angetreten. Deshalb wurde mehrere Male geläutet. ... Als die Nachzügler kamen, wurden sie vom

Kommandanten höchst persönlich geschlagen und mit Ohrfeigen, Fußtritten usw. bedacht. ... 12 Frauen mußten danach im benachbarten Ort Nova Crnja Lebensmittel ausladen. Als sie zurückkamen, ließ ihr Begleiter sie im Stich und ging in Nova Crnja ins Wirtshaus, so daß die Frauen allein ins Lager gehen mußten. Ein Partisan traf sie und wies sie an, sich beim Kommandanten zu melden. Als sie sich dort meldeten, bestrafte sie der Kommandant damit, daß sie im Kot und Wasser "Auf und Nieder" machen mußten, bis sie ganz durchnäßt und vollkommen verschmutzt waren. ...
(Der Kommandant) ließ etwa 30 Frauen antreten, die sich tags vorher nicht gemeldet hatten. Er führte sie in Pfützen, bis ihnen das Wasser bis zu den Knien reichte, und hieß sie dann, sich in das Wasser zu legen. So mußten sie etwa eine halbe Stunde liegen, ohne Aufstehen zu dürfen. Dies geschah am 16. Februar 1946, (obgleich) ... Frost war. Von diesen Frauen mußten dann ... 10 Frauen nach Nova Crnja auf Arbeit gehen. ... 2 der Frauen ... blieben dort liegen. Am nächsten Morgen fand man sie tot. Ihre Angehörigen ... brachten sie nach Molidorf, wo sie beerdigt wurden. ... Es gab keine Särge, sondern sie wurden in einen Sack oder in eine alte Decke eingenäht und eingegraben, wobei die Grabstätte der Erde gleichgemacht wurde. ...
Es gab unter den Wachposten auch gute Männer, die Mitgefühl hatten, aber sie mußten sich vor den anderen hüten. Ein ausgesprochener Rohling war aber unser Kommandant. Seinen Namen habe ich nie gehört. Sein linker Fuß war etwas kürzer, und diesen körperlichen Fehler schien er an uns rächen zu wollen. Man sah direkt, daß er Lust daran hatte, Menschen zu quälen.
Am 16. Februar 1946 wurden gegen 80 Frauen und Kinder erwischt, da sie gebettelt hatten. ... Die Wache, die sich um das Dorf aufgestellt hatte, war scheinbar informiert, daß an diesem Tage viele Frauen weggelaufen waren, denn sie lauerten auf die Rückkehrer und schossen ohne vorherigen Anruf. Dabei wurde eine etwa 65jährige Frau aus St. Hubert erschossen. Der Rest wurde bis zum nächsten Abend eingesperrt. Gegen Abend ließ der Kommandant sie alle antreten und übte volle 2 Stunden sein beliebtes "Auf und Nieder", dazu den tiefsten Morast und die größten Wasserpfützen suchend. Nach diesen 2 Stunden wurden sie in ihre Häuser entlassen. ...
Solange noch Weizen vorhanden war, (konnten wir uns noch) halbwegs ernähren. Als dieser aber im Laufe des (Monats) ... Februar weggeführt ... wurde, da wurde das Elend unbeschreiblich. Der Hunger trieb die Leute soweit, daß sie begannen, alle Katzen in der Ortschaft zu fangen und zu essen. Als ich einmal erwähnte, daß bei uns eine Katze herumlaufen würde, bot man mir sofort 30 Dinar für diese Katze. ... Es kam soweit, daß man in Molidorf keine Katzen mehr finden konnte.
Dieser ... unbeschreibliche Hunger ließ Gedanken an Flucht aufkommen. ... Dies um so mehr, da ich ... erfahren hatte, daß mein Mann und meine Tochter in Linz sein sollten.
Ich hatte mich mit einer Bekannten verabredet, und wir weihten niemanden anderen ein, denn ... alle wollten aus dieser Hölle raus. Wir schwiegen, um unsere Flucht nicht in Frage zu stellen. Am 23. Februar 1946 abends machten wir uns auf den Weg ... (und flohen) ... auf rumänischen Boden. Dort arbeitete ich bei Verwandten, bis ich Anfang Juni dann schwarz bis nach Linz kam.<<

Verhältnisse im Internierungslager Molidorf von März bis Juni 1946
Erlebnisbericht der A. I. aus Deutsch Zerne im Banat, Jugoslawien (x006/373-374): >>Am 28. März wurden die Kranken und Arbeitsunfähigen aus den Lagern ausgesondert, um nach Molidorf ins Lager gebracht zu werden. ... Als wir in Molidorf eintrafen, kamen uns die Lagerinsassen entgegengelaufen und fragten wie auf Kommando, ob wir Salz mitgebracht hätten, da sie alle Speisen ... ohne Salz erhielten. ... Wir erschraken ... sehr, als wir unsere Angehörigen kaum noch erkennen konnten, so mager und ausgehungert waren sie. Meinen Vater

erkannte ich erst, nachdem er mich anredete. - Die paar zerfetzten Kleider, die wir ... noch mitgebracht hatten, ... hatten wir in Kürze bei den Serben und wenigen Ungarn, die in Molidorf lebten, gegen Lebensmittel eingetauscht. ...
Am 1. April wurde ich dem dortigen Krankenrevier als Krankenwärterin zugeteilt. Ich bediente die Kranken in einem Zimmer, in dem 7 Betten waren, die immer alle belegt waren. Ihre Krankheit bestand meistens nur aus Auszehrung, und durchschnittlich starb von den 7 Kranken täglich einer. Als ich ins Lager kam, waren im Lager angeblich 6.000 Menschen. Die Zahl der Toten betrug täglich ... 25 bis 30. Dabei herrschte keine Seuche ... In jedem Zimmer sah man Menschen im Sterben liegen, das Revier war stets überfüllt ...
Im Lager war auch ein Lagerarzt, Dr. S., ein Jude aus Zerne. ... Seine Möglichkeiten (waren) ... beschränkt, da wir nur etwas Aspirin, Chinin, Kohlenstaub gegen Durchfall und eine Hautsalbe gegen die Hautkrankheiten hatten. Das allgemeine Mittel waren kalte Umschläge. Heute noch weiß ich nicht, ob ich weinen oder lachen soll, da wir gegen fast jede Krankheit mit kalten Umschlägen ankämpfen mußten. –
Hier möchte ich noch erwähnen, das Dr. S., obwohl er Jude war, auch enteignet wurde, ja sogar die Möbel hat man ihm weggenommen, die er nach seiner Rückkehr bekommen hatte. Massengräber hat es in Molidorf keine gegeben. Die 24 als Totengräber eingesetzten alten Männer mußten jeden Abend ... mindestens 20 Grablöcher für den nächsten Tag in Reserve haben, und wenn sie bis spät in die Nacht arbeiten mußten. Jeder Tote wurde in alte Decken eingenäht und ohne Zeremonie eingegraben. ...
Als ich nichts mehr zum Verschachern hatte und sah, daß ich körperlich immer mehr herabkam, ... entschloß ich mich zur Flucht. Meinen Eltern, die im Sterben lagen, teilte ich mit, daß ich ihren Tod nicht abwarten könnte, aus Angst, daß ich später zur Flucht körperlich nicht mehr fähig sein würde. Ich nahm die beiden Kinder meines Bruders und ging am 23. Juni 1946 ... nach Hatzfeld in Rumänien. ...<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Rudolfsgnad, Deutsch-Zerne und Molin von Dezember 1945 bis Februar 1946

Erlebnisbericht des Arztes Dr. Jenö H. aus verschiedenen Internierungslagern in Jugoslawien (x006/374-376): >>Knicanin war ... ein Sammellager für Kranke, Alte über 60 Jahre und Kinder unter 12 Jahre, d.h. Arbeitsunfähige. ...
Die Arbeitsunfähigen litten großen Hunger und sind massenweise infolge des Hungers gestorben. Sie bekamen die bekannten Hungerödeme, Anschwellung der Füße und Hände. Ich entsinne mich, daß in diesem Lager manchmal 3-4 Tage keine Lebensmittel verteilt wurden. Im Monat Dezember gab man in Knicanin pro Kopf ungefähr 2 ½ kg Maismehl, einen Krautkopf und ... Salz.
Die Lagerleute waren in den Häusern verteilt. Es kamen so viele in ein Zimmer, wie es nur möglich war. Sie lagen im Stroh auf der Erde. - Möbel waren überhaupt keine vorhanden. Sie heizten mit dem, was sie fanden. ...
In Knicanin, das sonst 3.500 Einwohner hatte, waren außer den sonst dort wohnenden freien Leuten 21.000 Lagerleute ... interniert.
Der Gesundheitszustand war überall sehr schlecht. Die Leute bekamen keine Seife, und da auch keine Wäsche vorhanden war, waren sie ziemlich schmutzig. ... Die Krätze war allgemein (vorhanden), auch sonstige Hautkrankheiten. ... An sonstigen Infektionskrankheiten ist der Flecktyphus zu erwähnen, der sich ohne Widerstand verbreitete. ... Die Infektionskranken sollten von den noch nicht Erkrankten abgesondert werden, was aber wegen Mangel an entsprechenden Räumlichkeiten und Verständnislosigkeit der maßgebenden Kommandanten, die ausnahmslos primitive Personen waren, scheiterte.
Wegen Mißhandlung der Lagerleute wurden von den höheren Behörden keine Repressalien

gegenüber den mißhandelnden Lagerleitern eingeleitet. ...
Beispiele: In Knicanin (Rudolfsgnad) wurde eine junge Krankenwärterin von 3 Lagerführern zwecks Erpressung eines Geständnisses ... verprügelt. Von der Mitte des Rückens bis zum Knie konnte man Spuren der Hiebe feststellen, fast die ganze Partie war blau unterlaufen. ... Sie war 2 Wochen bettlägerig. Der Lagerkommandant, Oberleutnant Gecman, ein gerechter Mensch, zeigte die 3 Täter an. Das Resultat war: ein Täter wurde als Kommandant in ein anderes Lager versetzt, ein anderer Täter wurde (neuer) Kommandant in Knicanin und der abgesetzte Gecman wurde sein Stellvertreter. ...
In Molin wurden z.B. am 18.2.1946 30 Frauen ... strafweise in einen Wassergraben gelegt, wo sie in eiskaltem Wasser und Schlamm 30 Minuten bleiben mußten. Das war morgens um 5 Uhr. Sie mußten in den von Wasser triefenden Kleidern zur Arbeit gehen, davon manche in das 7 km entfernte Nachbardorf Nova Crnja. Nach der Arbeit, wobei sie nichts zu essen bekamen, wurden sie zurückgetrieben. Sie gingen um 17.30 Uhr los. 3 von den Frauen konnten nicht mitkommen. Die eine fiel in der Mitte des Weges, die andere gelangte bis 500 m vor das Dorf, ihre Hilfeschreie hat man noch lange gehört. Die dritte Frau schleppte sich mit Mühe um 21.00 Uhr ins Dorf. Die beiden anderen Frauen sind gestorben; die eine war 25, die andere 27 Jahre. Sie ließen 3 Kinder zurück. Von den übrigen Frauen wurden 7 schwer krank. Der Kommandant Danilo Kesic wurde meines Wissens nach nicht bestraft.
Die meisten Leute konnten sich trotz der unmenschlichen Quälereien nicht zur Flucht entschließen. Es handelte sich ja meistens um alte, einfache Bauersleute ohne Unternehmungsgeist. ... Ich hatte den Eindruck, daß die Flucht der Lagerleute von den Behörden - nur scheinbar schwach verfolgt und bestraft - ja gerade erwünscht wurde. Die während der Flucht gefangenen Häftlinge wurden meistens nur mit 1-2 Tagen Kellerarrest bestraft.<<

Verhältnisse im Internierungslager Rudolfsgnad von April 1945 bis Februar 1948
Erlebnisbericht des Landarbeiters Franz U. aus Deutsch-Elemer im Banat, Jugoslawien (x006/377): >>Am 18. April 1945 kamen wir dann in die zum Lager bestimmten Häuser. Wir lagen auf Stroh in den Zimmern und Stallungen. Die Männer wurden von ihren Frauen getrennt. ... Auch die Kinder, Kranke und die Alten wurden getrennt untergebracht. Starb jemand, wurde die Leiche in eine Decke genäht und auf dem katholischen Friedhof beerdigt, ohne daß die Angehörigen teilnehmen durften.
Am 2. Tag unserer Internierung wurden den Frauen die Zöpfe abgeschnitten, den Mädchen bis zum Alter von 16 Jahren (schnitt man den Kopf) ganz kahl. - Die Gräber unserer Toten wurden geschändet, die Grabsteine umgeworfen und zerschlagen. Die Grüfte (hatte man) geöffnet, die Skelette der Toten aus den Särgen geschmissen. Die Einrichtung unserer schönen Kirche wurde vollständig zertrümmert. Mit dem Kopf der Marien-Statue spielte man Fußball. Selbst die Steinplatten des Fußbodens wurden aufgerissen und geraubt. Die Orgel wurde vollkommen demoliert.
Unser Hornvieh wurde in einigen Stallungen zusammengepfercht. ... Die Schweine, etwa 600 Stück, wurden auf einen großen Bauernhof getrieben. Dort lagen die Tiere Tag und Nacht bei Regen und Kälte im Freien. Seuchen brachen aus. ... In kurzer Zeit wurde fast der gesamte Viehbestand vernichtet. Ebenso war es mit dem Geflügel. Hunde und Katzen wurden niedergeschossen. Den Hunden mußten wir unter Aufsicht der Zigeuner die Haut abziehen.
Der Hausrat kam in Magazine oder wurde vorher mutwillig zerbrochen. Getreide wurde in einem großen, feuchten Saal des Wirtshauses bis zur Decke aufgeschüttet. Später klebte der ausgewachsene Weizen an den feuchten Wänden. ...<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Jarek und Rudolfsgnad sowie in verschiedenen Arbeitslagern von April 1945 bis Mai 1948

Erlebnisbericht des Pfarrers Kornelius W. aus Neu-Schowe in der Batschka, Jugoslawien (x006/388-394): >>… Das ganze Lager war in Kreise eingeteilt; jeder Kreis hatte seinen Kommissar. Er war dafür verantwortlich, daß aus seinem Kreis recht viele Arbeitssklaven vor das Kommando geführt wurden.

In den ersten Wochen unseres Lagerlebens hatte auch ich die "große Ehre" ein solcher Kommissar zu sein. Nun hatte ich aber das Unglück, daß gerade in meinem Kreis viele bereits ausgemergelte Männer aus den verschiedenen Arbeitslagern kamen. Denen hatte man gesagt: "Nachdem Ihr nicht mehr arbeitsfähig seit, kommt Ihr nach Jarek, dort könnt Ihr feiern und ausruhen." - Es sollte heißen: dort könnt ihr sterben. - Jarek war KZ-Sammellager für die Arbeitsunfähigen, in der Masse ältere und kranke Personen, Kinder, Mütter mit kleinen Kindern usw., der im Bereich der Süd- und Südwestbatschka internierten deutschen Bevölkerung. –

In Jarek angekommen, wurden ihnen die besseren Kleidungsstücke und die guten Schuhe, falls sie solche hatten, abgenommen. Und hernach forderte man noch Arbeitsleistungen von ihnen. Ich hatte ... nicht das Herz, diese armen Menschen vor das Kommando zu zwingen, und so wurde ich dann kurzerhand als "untauglich" abgesetzt.

Inzwischen hatte man aus der sog. "Intelligenz" eine besondere Abteilung gebildet; in diese wurde nun auch ich der "bivsi pop" (der "gewesene Pfarrer") gesteckt. Wir waren in unseren "besten Tagen" etwa 15-20 Mann: Zwei Pfarrer, ein Professor, einige Kaufleute und Beamte. Zu unserer Bewachung hatte man besonders rauhe Gesellen bestellt. Der grausamste unter ihnen war wohl ... Mita Bekvalac. Unser "Freund" Mita sann immer danach, wie er uns quälen könnte.

Auf uns Pfarrer hatte er es besonders abgesehen, und nur zu gern trieb er seinen Spott mit uns. Einmal mußte unsere Abteilung den Dünger aus dem Hof des Kommandos in den Hof eines benachbarten Hauses transportieren. Wir Pfarrer mußten die "Pferdchen" abgeben; es hieß immer: "Pfarrer an die Deichsel!" Und dann schlug Mita uns mit einer Peitsche um die Ohren. Er hatte seine helle Freude daran, uns zu quälen. Als wir ... die letzte Fuhre abgeladen hatten, sagte er: "So, Popovi, nun wieder aufladen und zurückfahren!" Und wir mußten wieder unsere ganze Arbeit zunichte machen.

Ich war zuletzt so müde, daß ich beim besten Willen nicht mehr konnte; so stand ich dann auf dem vollbeladenen Wagen und stützte mich auf den Stiel meiner Mistgabel. Da rief unser Mita: "Pfarrer, arbeite!" Ich gab zur Antwort: "Ich kann nicht mehr!" Hierauf (sagte) er: "Dann erschieße ich Dich!", - und schon legte er sein Gewehr auf mich an. Da kehrte ich mich in meiner Verbitterung zu ihm um und rief: "Erschieße mich!" Nun, er schoß nicht, aber ich machte Bekanntschaft mit seinem Gewehrkolben. ...

Die Behandlung seitens der Wachmannschaften war im allgemeinen unmenschlich. Ich hätte es früher nie für möglich gehalten, daß Menschen so grausam sein können. Hätte ich es nicht selbst erlebt und auch am eigenen Leib verspürt, fürwahr, ich würde es für ein greuliches Märchen halten. Leider aber war es grausame Wirklichkeit! In der ersten Zeit konnte ich die Sache ja noch verstehen. Ich sagte mir: Es ist eben Krieg, und der Krieg macht hart und roh. Aber diese unmenschliche Behandlung ging dann auch noch in den Jahren 1947-48 weiter.

Meine Frau kam in Jarek in den Bunker, weil sie ein Kinderspielzeug aus Holz verbrannte. Es war nämlich streng untersagt, Holz zu verheizen. Die Partisanen gingen im Lager umher und untersuchten die Feuerstellen, und wo sie Holz in der Glut feststellen konnten, gab's Strafen. Meine Schwiegermutter war schwer erkrankt, und meine Frau wollte ihrer Mutter einen Kräutertee kochen. Dazu benützte sie außer Stroh und Spreu auch dieses Kinderspielzeug als Heizmaterial. Es war ein eiskalter Winter, der Schnee lag einen ½ m hoch. Meine Frau wurde nun von dem Partisan mitgenommen. Unterwegs zum Kommando ging er dann noch in andere

Häuser hinein, um deren Feuer zu kontrollieren.
Meine Frau ließ er draußen auf der Straße zurück und befahl ihr, sich in den Schnee zu setzen. Meine Frau tat es nicht. Auf seine Frage: "Warum setzt Du dich nicht in den Schnee?", gab meine Frau zur Antwort: "Weil ich nicht krank werden will!" Er sagte hierauf: "Du kannst krank werden und auch verrecken!" Im Bunker blieb sie hernach nur einige Stunden, denn sie hatte damals im Lager Jarek ein "wichtiges Amt", sie mußte die Toten zusammenschreiben. Als die Lagerkanzlei an jenem Tage in den Abendstunden vergeblich auf die Totenliste warten mußte, intervenierte sie beim Kommando, und der Erfolg war: meine Frau wurde herausgelassen. Der betreffende Partisan mied hinfort das Haus, wo meine Frau wohnte; sie hatte nunmehr Ruhe.
Wir Pfarrer genossen in allen Lagern eine "Sonderbehandlung", d.h. man griff uns noch härter an als die anderen. Wir durften die Lager in den Städten nicht verlassen, sondern wurden innerhalb der Lager beschäftigt. In den meisten Fällen mußten wir für die Feuerung sorgen. Wir mußten für alle Küchen und Kanzleien das Holz sägen und spalten.
In Novi Sad/Neusatz schickte man uns auch wiederholt auf den Friedhof, um Tote zu exhumieren. Als wir, Kollege N. und ich, uns eines Tages weigerten, dorthin mitzugehen, wurden wir in den Bunker geworfen und von dem Lagerkommandanten verwarnt; aber hinfort schickte man uns nie wieder auf den Friedhof. So hatten wir denn dies eine Mal gesiegt! Wurden wir in einem Lager heimisch, so wurden wir auf "Knall und Fall" in ein anderes Lager verschleppt.
In dem Neusatzer Lager war ich kurze Zeit gleichzeitig mit meiner Frau. Dort konnten wir insgeheim über den Stacheldraht hinweg dann und wann einige Worte wechseln. Eines Abends kam meine Frau von ihrem Arbeitsplatz aus der Stadt zurück, und mußte ... vernehmen: "Die Pfarrer hat man heute nach dem Mittagessen verschleppt!" Wohin? Das konnte ihr kein Mensch sagen! ...
Wir (Pfarrer) kamen damals nach Rudolfsgnad an der Theiß und wurden dort lange Zeit hindurch wie wahre Strafgefangene gehalten. Niemand durfte mit uns verkehren, und wir durften unser Gefängnis nicht verlassen. Später wurde die Behandlung dann wieder aufgelockert.
Was uns besonders schwer bedrückte, war der Umstand, daß man mit seinen Angehörigen nicht brieflich verkehren durfte. Ich erhielt einmal wegen des Schreibens an meine Frau eine Ohrfeige, daß meine Brille einige Meter weit in den Sand flog, und wurde hernach in den Bunker gesteckt. Ja, für jede kleine Verfehlung bekam man "Bunkerstrafe". Oft war dies ein Keller, der dazu noch unter Wasser stand! Dort in dem eiskalten Kellerwasser mußten die Armen Tage und Nächte lang stehen, und so mancher hat sich in den Kellern den Tod geholt. ...
Es ist unbeschreiblich, was diese armen Menschen an Entbehrungen und Peinigungen all die Jahre über zu erdulden hatten! Ich und meine Pfarrkollegen haben vieles, sehr vieles durchgemacht, aber ich sage noch heute: Schlimmer als all das, was ich selbst durchlitten habe, war dies, daß man des eigenen Volkes Sterben mit ansehen mußte; wie ... die Kinder und die Alten langsam, aber sicher, zu Tode gequält wurden. - Es klingt wie Hohn und Spott, daß wir in Rudolfsgnad ein "Theiß-Spital", ja sogar ein "Erholungsheim" hatten. (Ich habe viele Menschen kennengelernt, die sich dort "zu Tode erholt" haben! ...). Wer diese Not gesehen hat, kann sie nie und nimmer vergessen!
Im Winter 1946/47 starben in Rudolfsgnad oft täglich 100 Menschen. Man war von alledem, was man durchgemacht hatte, so abgestumpft, daß man keine Träne mehr bekam, vielmehr wurden die beneidet, die in den Massengräbern ihre Ruhe hatten. In diesen Lagern Titos (besonders in den Hunger- und Sterbelagern Jarek und Rudolfsgnad) hatte man ja das Bestreben, uns deutsche Menschen körperlich und seelisch zugrunde zu richten; ständig ritt man auf unseren Nerven herum: Die Eltern trennte man von ihren Kindern, letztere kamen in sog. Kin-

derheime und gingen dort massenhaft zugrunde.
Manchmal ist man bei den Partisanen auf solche gestoßen, die eines gewissen menschlichen Gefühles nicht ganz abhold waren. Aber in jedem Lager war zumindest einer da, der dafür sorgte, daß man auch seines armseligsten Sklavenlebens nicht froh werden konnte. ... Die Lagerleitungen wußten scheinbar nicht recht, wie sie uns behandeln sollte. Einmal zogen sie alle "Popovi" (Pfarrer) an einer Stelle zusammen, und dann hielten sie es wieder für gut, uns auseinanderzureißen; aber immer wieder fanden wir uns aufs neue in einem Lager. In Groß-Kikinda war kurz vor unserem Eintreffen der Lagerkommandant abgelöst worden und an seine Stelle der Stellvertreter getreten. Dieser stellvertretende Kommandant hat auch uns Pfarrer, - wir waren damals nur 3 Pfarrer in Kikinda -, als Menschen behandelt und es uns sogar ermöglicht, daß wir Weihnachten 1947 im Lager regelrecht feiern konnten.
Nach der schönen Weihnachtsfeier kam die "kalte Dusche"! Am 3. Weihnachtsfeiertag wurde das Kikindaer Arbeitslager aufgelöst, und wir mußten bei Schnee und Eis in das 17 km entfernt liegende Molin laufen (Molin war vormals Sammellager für Arbeitsunfähige im Bereich des nördlichen Banat). Unsere Begleitmannschaften wollten den Weg abkürzen und verliefen sich dabei. Sie verließen mit uns die feste Straße und irrten dann den ganzen Tag mit uns bis in die Nacht hinein auf den Feldern herum.
Dieser Gewaltmarsch von Kikinda nach Molin ist nur noch mit dem Kalvarienweg auf der Rübenbahn nach dem Kamendin zu vergleichen. Ja, er war fast noch schlimmer als jener! Die 3 Jahre Lagerzeit waren an uns allen ja nicht spurlos vorübergegangen; wir waren ja alle nur mehr halbe Menschen. Viele von uns sind auf dem Wege zusammengebrochen; unter Schimpfen und Fluchen wurden sie weitergetrieben. 2 sind liegengeblieben und erfroren. - Niemand hat je nach ihnen gefragt.
Vielleicht 120-150 der Karawane konnten eine halbe Stunde vor dem Ziel nicht mehr weiter; da half auch alles Fluchen und Drohen nichts mehr. Wir waren ganz erschöpft. Da hieß es dann, die Bündel auf freiem Felde ablegen und hernach "mit leichtem Gepäck" weitermarschieren. Uns aber wurde das Herz schwer: Unsere ganze Habe sollten wir zurücklassen?! Wir wollten doch wenigstens unsere Decken mitnehmen. Aber es hieß: das ganze Gepäck oder nichts! Es wurde uns dann versprochen, sämtliches Gepäck würde gleich nach unserem Eintreffen in Molin von Pferdefuhrwerken abgeholt werden.
Aber welche Enttäuschung! Die Fuhrwerke waren nicht greifbar und konnten erst am nächsten Morgen hinausfahren. Wir mußten dann die ganze Nacht in der eiskalten Kirche zu Molin sitzen, und dabei beschlich uns immer wieder die Angst: ja, werden wir denn unsere "arme Habe" jemals wiedersehen? Gott hat uns auch in Molin beigestanden. Der dortige Kommissar, ein ehemaliger Werbaßer, der ... meinen Vater gut kannte, sorgte am nächsten Tag dafür, daß wir unser Gepäck wiederfanden. Selten im Leben empfand ich eine größere Freude als damals, als ich meine armseligen "Klamotten" wiederhatte! ...
Molin (Sammellager für Arbeitsunfähige im Bereich des nördlichen Banat) hatte auch ... eine freudige Überraschung für mich. Mein einstiger Schulkamerad Dr. Hanns M. war hier Lagerarzt. Durch ihn hatte ich dort manche Erleichterung; es sei ihm ... dafür gedankt! –
Aber gerade in Molin haben unsere Leute unsägliches durchgemacht. Molin war (es ist ja inzwischen vom Erdboden verschwunden, denn der Ort wurde 1955/56 durch eine Überschwemmung zerstört) 7 bis 12 km von der letzten Bahnstation entfernt. Die deutschen Sklaven mußten das ganze Holz, das Maismehl für unser Brot und überhaupt den ganzen Proviant für das Lager, auf den endlosen, zur Winterszeit oft lange verschneiten und vereisten Straßen, herbeischleppen. In oft mangelhafter Kleidung, mit schlechtem Schuhwerk haben diese Armen an einem Tage oft 20 und mehr Kilometer zurückgelegt. Das waren wahrhafte Sklavenkarawanen! –
Molidorf und Rudolfsgnad, die 2 Gemeinden, die soviel Not und Elend gesehen haben, beste-

hen heute nicht mehr. Man hat sie abgerissen, untergehen, verfallen lassen, wohl in der Meinung, daß damit die Tatsache der Unmenschlichkeit verwischt werden könnte. Aber solange auch nur einer von uns lebt, die wir dort gelitten und gerungen, bleiben diese beiden einst so blühenden deutschen Gemeinden im Banat unvergessen! Sie sagen uns von großer Not, in die uns Gott geführt hat; aber auch von so mancher gnädigen Hilfe. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! ...
Der stellvertretende Lagerkommandant, Vlado, ein Bürschlein von 20 Jahren, kam am 10. Mai, abends ins Lager, ließ uns zusammenrufen und hielt ... uns eine haßerfüllte Ansprache. Er beschimpfte uns in allen Tonarten und drohte mit Tod und Verderben.
Er sagte, es habe sich herausgestellt, daß wir Pfarrer unverbesserlich seien. "Wir haben euch lange Zeit gelassen zur "Besserung", aber ihr habt nicht gewollt! Wohlan denn!" Wenn wir bei ihnen nicht mitarbeiten wollten, so werden sie uns nunmehr nach Rußland abschieben. "Ihr habt es so gewollt", schrie er uns an, "so müssen wir uns denn trennen!" Er schärfte uns dann noch ein, daß er nicht umsonst die Bewachung und Beleuchtung um das ganze Lager herum verdoppelt, ja verdreifacht habe. Die Wache habe Schießbefehl, und wer sich auch nur weiter als 3 Schritte weit von der Baracke entfernt, wird erschossen.
Am nächsten Tag wurden wir dann in verschlossenen Viehwagen abtransportiert. Aber unser Eisenbahnwaggon war ein alter Kasten, und so konnten wir ... gut durch die Ritzen schauen. Bald stellten wir fest, daß es nicht gegen Osten, sondern nach Süden ging. Na, und schließlich wurden wir in Karlsdorf auswaggoniert und dem dortigen "Altersheim" zugewiesen. (Hier blieben wir) ... bis (zur) Ausreise nach Deutschland im August 1952.<<

Erlebnisse in verschiedenen Arbeitslagern, Verhältnisse in den Internierungslagern Jarek und Krusevlje von Juni 1945 bis April 1947

Erlebnisbericht der Katharina H. aus Neu-Schowe in der Batschka, Jugoslawien (x006/402-405): >>24. Juni: ... Da ich nicht arbeiten konnte, kam ich wieder zurück ins Vernichtungslager Jarek, wo ich mich ... bei der Lagerkommandantin melden mußte. Sie fragte uns, wer schon einmal im Lager Jarek war. .... Die Neuankömmlinge mußten sich einer Durchsuchung durch die Lagerkommandantin unterziehen. Als ich dann in den Lagerraum kam, ... sah ich zu meinem Entsetzen, daß die Lagerinsassen schon alle bis zum Skelett abgemagert waren, besonders Philipp B. Wenn ich ihn nur ansah, bekam ich Angst und glaubte, den Tod vor mir zu sehen. Er starb auch am nächsten Tag den Hungertod. Überall, wo man hinsah, sah man bis zum Skelett abgemagerte Menschen, die einander ablausten.
Sie lagen bei vollem Bewußtsein oder auch ohne Bewußtsein im Stroh und warteten auf den Tod. Der größte Teil der ganzen Körper war voller Wunden. Die Kinder hatten schrecklich dicke Köpfe und große Bäuche, und jede einzelne ... (Rippe) konnte man an ihnen zählen. Wo man hinsah, sah man unschuldige Menschen sterben. Die einen schlummerten und schliefen ein für immer, die anderen kämpften unerbittlich im Todeskampf. Und keiner konnte dem anderen helfen, da ein jeder hilflos war und um die Erhaltung seines Lebens täglich und stündlich kämpfen mußte. Jeder hatte nur ein Ziel, noch einmal lebend aus diesem schrecklichen Todeslager herauszukommen. ...
Meine 76jährige Großmutter nahmen sie auch zur Arbeit. Da die Kost sehr gering war und die Leute bei größter Hitze oder ... Regen arbeiten mußten und nichts zum Anziehen hatten als ihre alten Lumpen, mußten sie zugrunde gehen. - In der Hitze fielen sie vor Schwäche in Ohnmacht oder bekamen (einen) Sonnenstich; dabei durfte ihnen niemand helfen. Sie mußten liegenbleiben, bis die anderen heimgingen und sie dann mitnahmen. - Die im Regen arbeiteten, wurden nachher krank. Der größte Teil bekam Lungenentzündung, Influenza (Grippe), Rheuma, Ischias etc. ... - Am schlimmsten waren Typhus und Ruhr.
Als ich mich von meiner Krankheit (infolge eines Sturzes) erholt hatte, bekam ich Malaria und lag 8 Wochen. Da die Ärzte den Kranken nichts geben konnten, trank ich jeden Tag Tee,

den mir die alten Leute empfohlen hatten, und zwar die Brühe von grünen Bohnenblättern.
Während ich an Fieber darniederlag wurde am 23. August 1945 ... mein Vater ... erschossen. Mein Vater wollte am Abend von den Feldern, die ganz in der Nähe waren, Kartoffeln holen. Er wurde dabei von Partisanen gesehen, worauf sie ein ... Trommelfeuer auf ihn eröffneten. Wir sahen das alles durchs Fenster. ... Am nächsten Tag kam der Lagerkommandant zu meiner Mutter. Er schrie sie an, daß er sie auch erschießen würde und fragte, ob mein Vater sich vielleicht schon öfter aus dem Lager geschlichen hätte. Wir durften nicht zu seiner Leiche. Er lag die ganze Nacht draußen und morgens um 9.30 Uhr wurde er weggefahren. Wie ich vom Totengräber erfuhr, war seine ganze Brust durchlöchert. ...
Am 15. April 1946 wurde das Lager Jarek verlegt, und ich kam mit dem ersten Transport in das Lager Krusevlje. ... In Krusevlje mußten wir alle auf die Arbeit gehen; da ich aber noch krank war und meine Füße so dick waren, daß man sie mit 2 Händen nicht umfassen konnte - sie waren voll Wasser - mußte ich nicht arbeiten. Die Unterbringung war ... wie in Jarek, so auch das Essen. Nur eines war besser, man konnte sich in Krusevlje auf der Straße bewegen und auch an der Straße sitzen. - Obgleich ich dick angeschwollene Füße hatte und abgemagert war, trieben sie mich ... auf die Arbeit. Ich mußte Holz tragen bzw. ausladen.
Am 19. Juni 1946 kamen wir ... nach Crvenka in das dortige Arbeitslager Nr. 3. Ich wurde mit weiteren 5 Personen in einem Raum untergebracht, wo wir ... auf dem Fußboden schlafen mußten. Das Essen war genauso wie in den anderen Lagern, nichts als Suppe. ...
Die Arbeitszeit war von 5 Uhr früh bis Sonnenuntergang. Bei der Arbeit wurden wir ... immer angetrieben, obwohl wir aus Angst sowieso schon immer mehr arbeiteten, als wir es früher für uns selbst taten. Aus dem Lager konnten wir nie fortschleichen, da wir ständig abgezählt wurden.
Am 26. September 1946 wurde ich aus dem Lager auf eine Pußta ... bei Senta verkauft, wo ich als Köchin eingesetzt wurde. Die Verwaltung der Pußta bezahlte für mich täglich 50,- Dinar an das Lager. Hier ... erholte ich mich.
(Am) 27. Dezember 1946 ... mußte ich in das Lager Neu-Werbaß zurück. In Neu-Werbaß hatte sich die Lagerkost verschlechtert. ... Es gab wieder keine Arbeit, wir mußten den ganzen Tag nur sitzen. Der Lagerkommandant Avram ließ uns zur Abwechslung von 5 bis 11 Uhr in Reih und Glied stehen, bis fast alle ohnmächtig waren, dann mußten wir bis zum Abend sitzen. ... Wir waren über 1.000 Personen im Lager. Der Lagerkommandant war sehr streng. Wenn er jemanden aufs Korn nahm, hatte derjenige keine gute Stunde mehr. ...
Am 26. Januar 1947 kam ich wieder zurück ins Lager Krusevlje. Es war dort nicht mehr so schlecht, da amerikanische Hilfe gekommen war. Die Kinder bekamen Sardinen, wir Erwachsenen bekamen Grammeln (Grieben), 3mal wöchentlich Konservenfleisch und Erbsen. Die Lagerinsassen wurden mit einem amerikanischen Pulver entlaust.
Am 26. April 1947 flüchtete ich über Ungarn nach Österreich, wo ich 4 Monate im Flüchtlingslager Peffernitz war. Am 1. November 1947 kam ich nach Deutschland.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung im Juni 1945, Verhältnisse im Internierungslager Filipovo von Juni bis Juli 1945

Erlebnisbericht des J. W. aus Filipovo, Jugoslawien (x006/421-422): >>Am 26.06.1945, in der Frühe um 4 Uhr, gingen die Partisanen von Haus zu Haus und trieben alle Einwohner ... fort. ... Wir packten schnell etwas Wäsche, Kleider und Eßwaren zusammen und gingen auf den Fußballplatz an der Bahnstation. Hier wurden wir zusammengetrieben und sortiert. Die Arbeitsfähigen kamen zurück in die Gemeinde ins Lager. Die Alten, Kranken und Mütter mit kleinen Kindern ... (blieben) abends auf dem Fußballplatz. Unterdessen wurde nicht nur mit der Ausplünderung unserer Wohnungen begonnen, sondern auch wir Alten, Kranke und Kinder wurden ausgeplündert. Nachdem sie von uns ... 9 große Bauernwagen mit Kleidern, Wä-

sche, Bettzeug und Nahrungsmitteln geraubt hatten, wurden wir einwaggoniert.
Um 1/2 11 abends kamen wir in Filipovo an. ... Im Lager selbst hatten wir freie Bewegung. Da aber manche sich erlaubten, aus dem Lager ... zu gehen, um Lebensmittel zu besorgen, kam es häufig vor, daß sie ins Lager zurückgetrieben, in Keller geschmissen und geprügelt wurden.
Was die Behandlung anbelangte, konnten wir anfangs nicht klagen. Die Alten wurden nach Möglichkeit von den Kindern getrennt, so daß sie gänzlich Ruhe hatten. Die Wachen waren zunächst nicht streng. Obwohl es streng verboten war, sich aus dem Lager zu entfernen, und an jeder Ecke Wachen standen, gelang es doch manchen, das Lager zu verlassen, um in die Gemeinde oder gar nach Miletic zu gehen und Lebensmittel zu besorgen.
Auch die Kost war annehmbar. Wir faßten genügend Bohnen, auch etwas Mehl, Salz, Paprika, Fett, manchmal einige Kartoffeln und täglich ... Kukuruzbrot. Die kleinen Kinder bekamen auch etwas Milch. Trotzdem wurden alle langsam schwächer. Insbesondere die Greise und Kinder schauten erbärmlich aus.
Am 29.7. trat eine Änderung der Behandlung ein. Die Wache wurde abgelöst, und wir bekamen einen "Schwabenfresser" als Kommandanten. ... Wenn wir es wagten, eine Klage zu erheben, so war die Antwort: "Krepier Schwabe!" Weder Briefe noch Pakete durften abgeliefert oder übernommen werden. Wer dagegen sündigte, wurde in Keller geworfen, unbarmherzig geprügelt und mit Füßen getreten. So wurde ... Josef Sch. so lange geprügelt und mit Füßen getreten, bis er tot liegenblieb. ...
In einem größeren Haus wurden 40-45 Personen zusammengepreßt. In einem Zimmer wohnten bis zu 18 Personen, die alle Strohlager hatten. ... Die Arbeitsfähigen mußten sich um 5 Uhr sammeln und gingen auf die Arbeit. ... Die Alten wie die Kinder waren ... blaß, voller Wunden und konnten kaum gehen. Und doch gab es ... immer mehr und mehr, die es wagten, sich in Gärten, Höfen, Weingärten und Feldern herumzustehlen, um ... Obst, Kartoffeln, Zwiebeln, Grünzeug, Trauben usw. zu holen.
Um 7 Uhr abends mußten alle in die Häuser. Die Nacht verlief gewöhnlich unruhig. Die Kinder schrien, die Kranken jammerten. ... Die Läuse nisteten sich ein und verbreiteten sich. Krankheiten - insbesondere Malaria und Ruhr – verbreiteten Not und Elend. ... Ein trauriges Bild sahen wir jeden Nachmittag, wenn 3-7 Tote in Särgen, die man aus schmutzigen Brettern gefertigt hatte, von Kindern auf Karren hinausgezogen und geschoben wurden. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Gakovo Anfang 1946
Erlebnisbericht des T. E. aus Gakovo, Jugoslawien (x006/428-429): >>Anfang Januar 1946 ... gab mir der Intendant die Magazinschlüssel und ging 4 Tage ... unbesorgt nach Hause, obwohl er ... wußte, daß kein einziges Kilo Mehl am Lager war. Wir standen da mit ca. 100 kg Speiseöl (mit dem Schmalz wurden Fahrzeuge geschmiert) und 100 kg Salz, sonst gar nichts, sollten (wir) 12.300 Menschen verpflegen. ... 14 Gassenkommandanten und ich standen da und sollten den Hunger stillen. Es gelang uns, unbemerkt ins Magazin der landwirtschaftlichen Verwaltung einzudringen und Mais zu stehlen. Dadurch konnten wir wenigstens mit Maisschrot aufgekochte Einbrennsuppe kochen.
Dieser Zustand hätte nicht eintreten können, wenn die Verwaltung auch nur einigermaßen mit Männern besetzt gewesen wäre, die Vernunft gehabt hätten; denn sobald sie für unsere Fürsprache zugänglich waren und uns etwas freie Hand ließen, konnten wir bei der Hauptverwaltung (zusätzliche Lebensmittel) herausholen, obwohl auch dort nur Lumpen die Gewalt besaßen. ...
Bei ... (unserem Verwaltungspersonal) fehlte nicht nur der gute Wille, sondern sie waren auch noch blitzdumm. Ihrer Dummheit wegen ließen sie lieber alles unversorgt, als daß sie sich vor uns mit ihrem Analphabetentum hätten lächerlich gemacht. Der Intendant war nicht imstande

eine ausgegebene Tagesration zusammenzurechnen. - Ich muß bei dieser Gelegenheit betonen, daß dieser Mann mehr Verständnis und Einsicht (besaß) ... als alle anderen. Er war der einzige, der mir unter 4 Augen sagte: "Geht doch fort, sonst müßt ihr alle sterben." Aber wie schwer es ist, die Heimat zu verlassen, selbst dann, wenn man den Tod hundertfach vor Augen hat, das wußte er nicht.
Ähnliche Verhältnisse herrschten zu dieser Zeit auch im Lager Krusevlje und in den anderen großen Konzentrationslagern, wie Rudolfsgnad und Molidorf im Banat, Mitrowitz in Syrmien, Valpovo und Krndija in Slawonien.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung in Slawonien im August 1945, Verhältnisse im Internierungslager Rudolfsgnad

Erlebnisbericht des Photographen Peter S. aus Slawonien, Jugoslawien (x006/528,532): >>Am Morgen, 15.8.1945, ... wurden wir zusammengetrieben, um nach Krndija zu marschieren. - Für sehr viele (wurde es) die letzte Station. ...
Beim Marsch durch das Dorf Budimci hatten uns die Knechte sogar in Schutz genommen. Die Bevölkerung (Serben) wollte uns angreifen, vielleicht auch massakrieren. Bei ... einer engen Gasse wurden wir beschimpft und bespuckt, auch mit Ziegeln beworfen. "Alle soll man totschlagen!", waren die Begleitwörter. Die Durstigen, die nach Wasser verlangten, ... wurden beschimpft: "Gebt ihnen Gift - jedoch kein Wasser." ...
Not kennt keine Grenzen, so war es auch bei uns. Um unsere Liegestätten, wo wir sowieso zusammengepreßt waren, irgendwie weicher zu machen, haben wir die mit Stroh bedeckten Häuser außerhalb des Drahtverhaues, ganz demoliert - die Türen und Fenster waren von den umliegenden Dorfbewohnern sowieso schon weggestohlen - und das Stroh für Betten verwendet, das Holz (benötigten wir) für die Heizung unserer Unterkünfte und für die Küche. Diese unschöne, aber notwendige Arbeit wurde von dem Lagerkommandanten toleriert. ...
Der Winter war sehr kalt. Für die Neuankömmlinge war in den Häusern kein Platz mehr, und so mußten sehr viele bei -20° Celsius auf dem Dachboden schlafen. Soweit noch Bretter zu finden waren, so wurden diese zum Bau von Betten verwendet, anfangs auch für Särge. - Die Zäune und Schuppen waren schon längst verheizt, als wir mit der Demolierung anfingen.
Je nach Möglichkeit heizten wir, um wenigstens nicht zu erfrieren, wenn wir schon hungern mußten. Die Heizung und das Stroh war auch für unsere Flöhe eine Wohltat, welche sich in kürzester Zeit zu Millionen vermehrten und uns heftig bissen und unser Blut saugten. Somit hatte unser Hauptungeziefer, die Läuse, fleißige Mithelfer bekommen. Obzwar wir täglich und fortdauernd Jagd auf die Läuse und Flöhe machten, waren unsere Körper ständig ganz blau verbissen. Wehren konnten wir uns nicht. Und so fing die Flecktyphusepidemie Anfang Jänner 1946 an und erzielte sehr schnell ein schreckliches Ausmaß. Unsere Totengräber hatten sehr viel zu tun, um alle ... zu begraben.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung des Bezirkes Esseg in Slawonien im Juli 1945, Verhältnisse im Internierungslager Valpovo

Erlebnisbericht des Pfarrers Peter F. aus Dalj, Bezirk Esseg in Slawonien, Jugoslawien (x006/534-538): >>Wir Zurückgebliebenen, meistens Frauen, gebrechliche Greise und Kinder, wurden am 6. Juli 1945 festgenommen und in das Zwangslager Valpovo eingeliefert. Es wurden dabei nicht die Kranken und Transportunfähigen verschont. Selbst Familien wurden herzlos auseinandergerissen, so daß ein Teil zurückblieb, während der andere abtransportiert wurde.
Die Festnahme erfolgte in folgender Weise: Es wurde mir ein Formular vorgelegt, daß ich ausfüllen mußte, während die Posten mit Gewehren neben mir standen. Neben den üblichen Personalien stand dort die entscheidende Frage: Nationalität? und die nächste Frage: Was hast

du für den Befreiungskampf getan? Als ich diese beiden Rubriken ausgefüllt hatte, und zwar mit 1. "Deutsch" und 2. mit "Nichts", nahmen sie mich sofort fest. Sie führten mich ab, ohne mir Gelegenheit zu geben, mich für eine längere Abwesenheit auszurüsten. Ich wurde auch gleich meiner Taschenuhr entledigt. ...
Wir wurden einen ganzen Tag und eine Nacht auf dem Marktplatz festgehalten, um am folgenden Tag in Viehwaggons im Zwangslager ... Valpovo abgeliefert zu werden.
Das Lager Valpovo bestand aus 10 Holzbaracken. ... 3.000 Menschen mußten darin untergebracht werden. Natürlich war es nicht möglich, obwohl wir in 2 Schichten übereinander liegen mußten. So mußte ein Teil irgendwo zwischen den Baracken kampieren. Bei Regenwetter stieg das Elend ins Unermeßliche.
Die Verpflegung war ... ohne ein Körnlein Salz. Zuerst bekamen wir ein dickes Bohnengericht. Jeden Tag dasselbe. Als die Bohnen ausgingen, erhielten wir eine Brühe, in die etwas Mehl, manchmal Nudeln eingestreut waren. Es gab auch ein winziges Stück Brot. Aus der Küche erfuhr ich, daß auch 2 kg Öl hineingegeben wurde. Bei der großen Menge bekam man jedoch keine Spur von dem Öl zu sehen.
Die Folge dieser Verpflegung war natürlich das Schwinden der Kräfte, die Anfälligkeit für Krankheiten und hohe Sterblichkeit. Die Entkräftung erkannte man besonders dadurch, daß die Wunden nicht heilten. Gewöhnliche Kratzwunden heilten nicht, sondern fraßen sich immer weiter. Es wuchsen mir keine Zehennägel mehr. ...
Zur Entkräftung kam noch die große Ungezieferplage: Wanzen, Läuse und Flöhe - Krätze. Da uns keine Möglichkeit zur Reinigung gegeben wurde, weil die 2 Brunnen kaum zur Trinkwasserversorgung reichten, waren wir dem Ungeziefer wehrlos ausgeliefert. Ich kann mich erinnern, daß manche Kranke und Sterbende ... voller Ungeziefer waren.
Die Sterblichkeit bewegte sich zwischen 5 bis 10 Menschen pro Tag. Die Toten wurden in rohgezimmerten Särgen bestattet. Als die Bretter ausgingen, wurden sie auch ohne Särge beerdigt. Trotz der hohen Sterblichkeit im Lager blieb die Gesamtzahl der Lagerinsassen bis Ende 1945 auf gleicher Höhe, denn im Laufe der Zeit wurden wiederholt noch weitere Internierte eingeliefert, z.B. diejenigen Volksdeutschen aus Slawonien, die vor den Kampfhandlungen während des Krieges nach Österreich, Deutschland und Böhmen-Mähren evakuiert worden waren, sich nach Kriegsende auf den Weg in ihre Heimat gemacht hatten und hier festgenommen wurden.
Obzwar es eine Kulturschande ersten Ranges war, daß wir als Arbeitssklaven zur Arbeit verkauft wurden, lag doch eben darin für viele die Rettung (vor dem Hungertod). ... Vor dem Lagertor standen die Käufer, ... welche Arbeitskräfte übernehmen wollten. Sie zahlten der Verwaltung den Preis, worauf die gekaufte Kraft zur Arbeit gehen mußte, ohne ... Lohn für seine Leistung zu erhalten. Wenngleich ein Sklavenhandel in krassester Form, wurden doch manche dadurch gerettet, da sie eine normale Verpflegung erhielten und noch nebenbei für ihre Kinder etwas mitnehmen konnten. So halfen sich manche über die Not hinweg.
Die Bevölkerung war uns nicht feindlich gesinnt. Im Gegenteil, es wurde uns heimlich manche Hilfe zugeschoben. Selbst das Aufsichtspersonal zeigte uns nicht selten sein Wohlwollen. ... Als die Deutschen z.B. aus Dalj auf dem Weg ins Internierungslager durch die Stadt Esseg marschieren mußten, trieben die Begleitposten sie brutal an, indem sie schrien, wild fluchten und zu Schlägen ausholten. Als wir aber außerhalb der Stadt waren, da sagte der Kommandant: "So Leute, jetzt setzt euch nieder, ruht euch aus!" ...
Die kroatische Bevölkerung Valpovos war uns gegenüber sehr freundlich und hatte sehr viel Mitleid mit uns. Wenn wir in Kolonnen durch die Straßen gingen, gaben uns die betroffenen Leute oft ein Stück Brot, ein Stück Seife oder auch ein Handtuch. Manchmal war sogar eine Flasche Schnaps dabei. ...
Die Verwaltung des Lagers unterstand dem Lagerkommissar und einem Lagerkommandanten.

... Die Ausführung der Verwaltung lag aber in den Händen des Personals, das aus den Insassen des Lagers genommen wurde. Nun zeigte sich die tragische Erscheinung, die bei allen ähnlichen Fällen zum Vorschein kam - wie bei den Juden, Serben, so auch bei uns -, daß nämlich diese Kapos eines kleinen persönlichen Vorteiles wegen bereit waren, oft die eigenen Mitgenossen aufs schwerste zu peinigen. ...
Ansonsten war aber die Behandlung im Lager Valpovo nicht mit Grausamkeit oder Sadismus gespickt. Es reichten der Hunger, das Ungeziefer, die Infektionen und die Entbehrungen, um einen großen Teil unter die Erde zu bringen. Vom Kommandanten wurden des öfteren folgende Strafbefehle erlassen. ... 1. Latrinen ausschöpfen. 2. Drei Stunden gefesselt in der Sonnenglut stehen. 3. Barackenelemente umhertragen. 4. Bunker. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Valpovo und in der Strafanstalt Lepoglava von Juli 1945 bis Oktober 1946

Erlebnisbericht des Apothekers Josef W. aus Esseg in Slawonien, Jugoslawien (x006/539-544): >>Das Lagergelände von Valpovo lag außerhalb der Stadt. Es war ein trostloses Gelände, Lehmboden, Dreck bis an die Knie. Die Holzbaracken standen seit der Wehrmachtszeit leer. Sie waren voller Ungeziefer. Das ganze Lagergelände war mit Stacheldraht umzäunt. Es dürften an die 10 Baracken gewesen sein.
Während meiner Zeit war der Lagerleiter zunächst ein gewisser Relja, später hieß der Lagerleiter Globotschnig. Er war ursprünglich ein politischer Kommissar. Als ich ins Lager geworfen wurde, war es bereits überfüllt. Viele Leute lagen außerhalb der Holzbaracken auf einer großen Wiese. Sie waren tagsüber kaum beschäftigt und befaßten sich bei schönem Wetter damit, sich zu putzen und von Ungeziefer zu reinigen. Die Ungezieferplage war schrecklich. ... In den Räumen waren die Bettstellen übereinandergestellt; meist ohne Strohsack lagen die Menschen auf dem Bretterboden. ... Es war ein verwüstetes Gelände, voller Kot und Dreck.
Nachts hat die Lagerwache ständig herumgeschossen, wohl um zu verhindern, das Leute Fluchtversuche unternehmen. Die Menschen waren sehr verängstigt und eingeschüchtert. Dann und wann sind auch Gewaltakte vorgekommen. So ist ein Mann erschossen worden, weil er dreimal versucht hat, zu fliehen. ... Es war ein Invalide mit einem Holzbein. Seine Erschießung dürfte sozusagen als Exempel statuiert worden sein.
Die erste Seuche, die das Lager verwüstete, war die rote Dysenterie (Ruhr). Ihr sind meist ältere Leute zum Opfer gefallen. Das war im Herbst 1945. Ich glaube, es dürften dieser Seuche 1.000 Lagerleute zum Opfer gefallen sein. Die Menschen, die davon betroffen waren und starben, wurden noch in regelrechten Holzsärgen und in Einzelgräbern beerdigt. –
Kurze Zeit war auch ein Pfarrer im Lager. ... Bei der Bekämpfung dieser Seuche hat uns eine Lieferung von Sulfonamid-Tabletten, die von der UNRRA geschenkt wurden, große, unschätzbare Dienste geleistet. Wenn wir diese Sulfonamid-Tabletten nicht gehabt hätten, wären alle krepiert.
Im Lager waren 2 Ärzte. ... Sie taten alles, was in ihrer Macht stand. Beide erkrankten später an Flecktyphus. ... Nachdem diese Seuche vorbei war, wütete im Lager der Flecktyphus. ... Täglich erkrankten 50 ... bis 100 Personen an Flecktyphus. ... Während der Flecktyphus das Lager verwüstete, wagte sich der Lagerleiter Globotschnig nur auf seinem weißen Pferd aufs Lagergelände. Er stieg niemals vom Pferd ab. Auch die Lagerwache blieb außerhalb des Lagers und vermied jede Berührung mit den Lagerinsassen.
Da mir auch die Totengräber unterstanden, beobachtete ich, daß in kurzer Zeit ... alle Totengräber starben. Zu spät erfuhr ich, wie es dazu kam. Die Totengräber zogen die Leichen aus, verschacherten Hemden, Pullover oder verwendeten selbst Kleidungsstücke der Verstorbenen, so daß auf diese Weise der Typhus rasch um sich griff. Er blieb aber nicht innerhalb des Lagers, da die den Leichen ausgezogenen Kleidungsstücke auch vom Lager in das Dorf Valpovo

gelangten. - Für einen guten Pullover konnte man immerhin einige brauchbare Lebensmittel eintauschen. - Die Folgen waren auch für die Bevölkerung in den umliegenden Ortschaften derart verheerend, so daß aus Esseg Gesundheitsorgane geschickt wurden, die am laufenden Band Impfungen durchführten. ...
Wer Asthma, eine Herzkrankheit hatte oder im vorgerückten Alter stand und Flecktyphus bekam, ist todsicher zugrunde gegangen. Die Menschen, die dann bei Temperaturen von 41,5 und einem Puls von 11 pro Minute Herzmuskelschäden erlitten, überdauerten die Krise ... nicht und starben. In Valpovo dürften ... 500 bis 600 Menschen an Flecktyphus gestorben sein.
Man hat mich für dieselben "Taten", für die ich schon im Lager Valpovo gebüßt hatte, nochmals regelrecht vor Gericht abgeurteilt. - Ich bekam von dem Gericht in Esseg einen Pflichtverteidiger. Dieser hat für mich aber kaum etwas Günstiges ausgesagt. - Die Anklagepunkte waren folgende: 1. Ich hätte mit den Deutschen kollaboriert, mit der Besatzungsmacht; 2. Ich sei deutscher Abstammung; ich wäre Mitglied der faschistischen Organisation "Kulturbund", die ein mächtiges politisches Instrument der 5. Kolonne war, die den jugoslawischen Staat untergraben und unterminiert haben soll.
Ich bin in all diesen ... Punkten schuldig befunden worden. ... Es war ein Geheimverfahren, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß dort überhaupt jemand zugelassen wurde. Im Zuschauerraum waren 2, 3 Gestalten anwesend, aber es dürfte sich um bestellte Agenten gehandelt haben. ...
Ich bin zu 17 Monaten verurteilt worden und zu 2 Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. ...
Zusammen mit allen Verurteilten aus dem Esseger Gefängnis waren wir einige Hundert, die von hier nach Lepoglava abgeschoben wurden. Darunter waren sehr viele (Angehörige der) Ustascha, aber auch sehr viele Volksdeutsche, besonders aus den bürgerlichen Kreisen.
In Lepoglava selbst herrschte eine gleichmäßig harte, unerbittliche Strenge. Die politischen Inhaftierten waren von den Kriminellen getrennt. - Ich selbst war in Lepoglava, als Kardinal Stepinac eingekerkert wurde. Der Kardinal befand sich in einer Einzelzelle, und ihm gegenüber war insofern ein gewisses Entgegenkommen der Gefängnisverwaltung zu bemerken, weil er seine eigene Kapelle, seinen eigenen Bücherkasten und einen Teppich im Gefängnisraum haben durfte. Mit den übrigen Häftlingen hatte er keinen Kontakt.
Die Arbeit, die uns in Lepoglava auferlegt war, wurde eine geistes- und sinntötende Tätigkeit. Wir haben hauptsächlich Steine von einem Ort zum anderen getragen. Dann gab es in der Anstalt eine Korbflechterei, wo viele von uns als Korbflechter gearbeitet haben. Einmal wöchentlich hatten wir politische Schulung. ... Erscheinen war für die Gefangenen Pflicht. Wir wurden über das neue Regime unterrichtet und über den Status der Volksrepublik Jugoslawien. Sie wollten uns offenbar zu geeichten Kommunisten erziehen. ... Auch tagespolitische Probleme Jugoslawiens wurden immer wieder behandelt, so z.B. die Rückgliederung von Triest. - Dann und wann hatten wir Theatervorführungen. Das war unsere Freizeitgestaltung.
Die Menschen, die liquidiert werden sollten, ohne daß dafür ein staatliches Urteil vorlag; wurden abkommandiert; um Ruten für die Korbflechterei zu schneiden. Sie kamen nie mehr zurück. Man wußte im allgemeinen, wer zum Rutenschneiden abkommandiert wurde, war ein Todeskandidat. ... Neben Lepoglava war die Kohlengrube Golubovac. Auch diese Grube war der Ort schrecklicher Greueltaten. ... Man fand dann immer Erklärungen für einen sogenannten Unglücksfall. Es waren meist (Angehörige der) Ustascha, die dorthin kamen, und auch etliche Deutsche. ...
Es war schwer, die Zahl der Lagerinsassen von Lepoglava abzuschätzen, ich glaube aber bestimmt, daß es 3.000 bis 5.000 waren. - Die Kost war schlecht, und es traten Mangelkrankheiten wie Skorbut auf. Man bemerkte dies zuerst an den Füßen, an denen große Wunden und

Ekzeme entstanden, dann (bildeten sich) blutende Stellen am Oberkiefer. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Sterntal von Juli bis August 1945

Erlebnisbericht der Gräfin Helene von F. aus Oberradkersburg in Slowenien (x006/549-556):

>>In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli kamen die Partisanen um 3 Uhr früh, um uns zu holen, eine halbe Stunde hatten wir Zeit. Unsere 3 Handkoffer und meine Tasche waren gepackt. Eigentlich hätten wir beide nur 40 kg mitnehmen dürfen, wir hatten mehr.

Unten stand der Autobus, in den wir einstiegen. ... Wir wurden nach Radein gebracht und dort in einen Saal des früheren Cafés gesperrt. Es waren sicher hundert Leute, viele weinten; wir saßen auf unserem Koffer und warteten auf den weiteren Transport oder was sonst mit uns geschehen würde. ... Dieser Ort war unbeschreiblich. Der ganze Boden war voller Unrat. ... Gegen ein Uhr kamen endlich Autos und ein Lastwagen. In diese (Fahrzeuge) wurden wir ... hineingestopft. ...

Nun fuhren wir los, ... Richtung Marburg. ... Der Chauffeur hatte sich irgendwie verfahren. Bei dieser Gelegenheit wurden mein großer Handkoffer und manche Gepäckstücke abgeladen und gestohlen. Alles, was ich brauchte (Wäsche, Kleider), Silberbestecke und meine wertvollen Miniaturen waren darin. Alles war auf immer verloren. ... Meinen Pelz hatte ich gottlob an. ...

Endlich (kamen wir) in Sterntal an. Beim Aussteigen sah ich, daß Käthes Handkoffer zurückgeblieben war. ... Ich wollte zurück, um den Koffer herunterzunehmen, aber ein Partisan stieß mich zurück und schrie mich entsetzlich an. Ich sagte ihm: "Schreien Sie mich nicht so an, ich bin ja nicht taub." Darauf ließ er mich sofort von einem kleinen frechen Partisanen, der vielleicht 12 bis 13 Jahre alt war, abführen. Dieser brachte mich in ein Gefängnis, in einem Bunker. Damit ich schneller hineinging, gab er mir einen Fußtritt von hinten, so daß ich beinahe hinfiel, und er nannte mich "Alte Waben". Nun sperrte er mich in dem Bunker ein. ...

Es war ein kleiner Raum von vielleicht 2 m im Quadrat. Hoch oben war ein vergittertes Fenster, sonst war nichts darin, kein Stuhl, keine Pritsche. Man konnte nur stehen oder auf dem sehr schmutzigen Fußboden sitzen, der an verschiedenen Stellen als Klosett benützt worden war. ... Es war zum Verzweifeln.

Durch eine Spalte sah ich, daß neben mir eine junge Person eingesperrt war. Ich kam mit ihr in ein Gespräch. Sie war mit ihrer Mutter schon länger im Lager Sterntal. Sie wurde ... im Bunker eingesperrt, weil sie einem Gefangenen zugewinkt hatte. Sie war nett und voll Mitgefühl. Ich bat sie, wenn sie herauskommen würde, mir wenigstens einen Handstock zu verschaffen. –

Ich ging fortwährend auf und ab und war todmüde und recht hungrig, da ich ja den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Kein Mensch kam. Ich konnte weder zum Klosett, noch wurde mir irgend etwas gebracht, weder Brot noch Wasser. Nur ab und zu kam jemand an die Tür und rief durch die versperrte Tür, ob ich noch da wäre. Schließlich war ich so müde, daß ich mich auf den schmutzigen Fußboden setzte.

So kam die Nacht, ich fühlte mich von Gott ganz verlassen, betete einen Rosenkranz und war sehr unglücklich. Alle möglichen Leute aus den Nachbarzellen ... schauten, flüsterten, schrien. Es war recht unheimlich, es gab kein Licht, der Mond schien auch nicht, so vergingen die Stunden sehr langsam. Vom harten Sitzen wurde ich so steif, daß ich immer wieder aufstehen und auf und ab gehen mußte. Ich stieß oft an die Wände, weil der Raum ja so winzig klein war.

Endlich graute der Morgen, und ich hoffte auf Befreiung. Es wurde aber nichts daraus, auch das Mädchen neben mir blieb eingesperrt. Der Tag war endlos. Draußen hörte man Kinder spielen und lachen. Meine Kehle war schon ganz ausgetrocknet. Wenn ich jemanden vorbeigehen hörte, flehte ich um Wasser, aber (es war) ... umsonst. ...

So kam die 2. Nacht, die war noch weit ärger als die erste. Man hörte Kommandos, Schreie, Laute, die man sich nicht erklären konnte. Endlich gegen Morgen wurde es still. Ich war ziemlich am Ende meiner Kräfte und meiner Nerven; und doch mußte ich noch einen ganzen Tag ausharren.
Die 3. Nacht war die allerschrecklichste, es gab einen Höllenlärm. Es waren, scheint es, wieder neue Gefangene eingebracht worden, die sie schlugen. Man hörte furchtbare Schreie. Möbel wurden gerückt und große Gegenstände zu Boden geworfen. Ich dachte: Nun kommen sie und bringen mich einfach um. Ich kann gar nicht beschreiben, wie schrecklich es war. Doch auch diese 3. Nacht ging vorüber. ...
Hunger verspürte ich eigentlich kaum, nur quälenden Durst. Ich war ganz schwach und mir wurde schwindlig. Draußen nahm mich eine nette, ganz fremde Frau unter den Arm und brachte mich in eine Baracke, wo sich auch Käthe befand. Käthe hatte sich ganz furchtbar um mich gesorgt, und sie war glücklich, mich wieder zu sehen. Sie hatte sich schon das Ärgste vorgestellt. Von einer Mitbewohnerin unserer Baracke ... bekam ich ein Schälchen warmen, süßen Kamillentee. Ich glaube, noch nie hat mir etwas so herrlich geschmeckt und wohlgetan wie dieser Tee. ...
Mein Schlafplatz in der Baracke war neben dem Fenster auf dem Fußboden. Es gab keinen Stuhl. Nur die Kante des leeren Bettes bot die einzige Möglichkeit, sich zu setzen. Die Barakke ... wurde unser Aufenthaltsort. Es war mein größtes Bedürfnis, mich zu waschen, so gut es ging. Umziehen konnte ich mich nicht, weil ich weder Kleider noch Wäsche besaß.
Mittags holte Käthe das Essen. ... Alle Bewohner der Baracken gingen mit der Tasse in der Hand, ... slowenische Lieder singend, ... zur Küchenbaracke. Oft dauerte es mehr als eine Stunde, bis sie etwas zu essen bekamen. – Da ich über 70 Jahre alt war, brauchte ich nicht selbst zu gehen. – Wurde nicht schön und laut genug gesungen, mußte die ganze Kolonne oft stundenlang in der brennenden Sonne stehen.
Das Essen bestand aus Bohnen, die in Wasser gekocht waren, und einem Stück Brot. Ich konnte kaum etwas davon essen. Abends gab es das gleiche Essen, oft waren die Bohnen hart, oder es waren kaum welche darin. Es kam auch vor, daß überhaupt nichts mehr da war, wenn man an der Reihe war. Brot gab es nicht viel, aber (es schmeckte) gut.
Das Lager Sterntal war der traurigste Ort, den man sich vorstellen kann. Nirgends gab es einen Schatten. Eine Straße bestand aus einigen Baracken, die aneinandergefügt waren. In jeder Baracke waren 30 bis 50, auch 60 Menschen, nur Frauen oder nur Männer.
In unserer Baracke hausten 38 Personen, davon 3 Kinder. Es waren aber glücklicherweise größere Kinder, die nicht mehr schrien. Alle schliefen auf dem Fußboden. ... Käthe machte mir ein Kopfpolster aus einer Schürze und einigen Wäschestücken. Als Decke diente mein Pelzmantel – es war ein wahrer Segen, daß ich den Pelz noch hatte. Von wirklichem Schlafen konnte nicht die Rede sein, alle Knochen taten einem von dem harten Fußboden weh. Die (Rückenschmerzen) wurden von Tag zu Tag ärger. ...
Um 5 Uhr mußte man aufstehen. Kein Mensch wußte warum, denn das sogenannte Frühstück war erst um etwa 8 Uhr zu holen. Wir bekamen eine abscheuliche Einbrennsuppe, ganz ohne Fett. Ich aß diese Suppe nie. Käthe machte mir morgens einen russischen Tee. Eine Frau besaß einen Kocher und erlaubte Käthe, Tee zu kochen. ... Den Fraß, den man im Lager erhielt, bekam ich nicht herunter oder kaum ein paar Löffel. ... Ab und zu gab es auch schwarzen Kaffee. Der Kaffee schmeckte herrlich, aber es war mühsam, ihn herzustellen. ... Der Kaffee ... wurde durch eine Frau auf einer Ofenplatte geröstet. Eine andere Frau lieh uns eine Kaffeemühle.
Viele Menschen waren ... sehr nett und gefällig. ... Recht ekelhaft waren in unserer Baracke aber einige Slowenen. ... Sie vergönnten mir gar nichts, weil ich eine Gräfin war. ... Selbst Wanzen haben sie auf mein Lager geworfen, damit ich auch welche hatte. ...

In Sterntal gab es keine Kirche, keinen Geistlichen, keine Glocke, fast keine Vegetation, nur ein paar armselige Föhren (Kiefern) und ein paar verkrüppelte Eichen. ... Von einer Woche zur anderen hoffte man auf Befreiung und daß man wieder nach Hause konnte. Diese Hoffnung half zunächst, später glaubte man nicht mehr an diese vielen Gerüchte, die so hoffnungsvoll klangen.
In Sterntal waren ziemlich viele Bekannte interniert, mit denen man gelegentlich zusammenkam. ... Zuerst trafen wir uns nur selten, da es streng verboten war, den einzigen schattigen Sitzplatz unter einer Eiche zu benutzen. Dann wurde es erlaubt, und wir saßen fast den ganzen Tag auf diesem Platz, wenigstens ich, denn ich hielt die schreckliche Luft in der Baracke nicht aus. Dort kam man abwechselnd mit Bekannten zusammen. Zuletzt wurde es wieder grundlos verboten, sich dort aufzuhalten. Wir suchten uns dann irgendeinen Platz auf einer Wiese im Schatten der Baracken.
Ich bekam durch den Aufenthalt im Bunker und durch das Liegen auf dem Barackenboden schweren Rheumatismus in den Beinen und im Rücken. Ich hatte sehr starke Schmerzen und konnte schließlich kaum noch gehen und dann auch nicht mehr sitzen. Diese Pein erschwerte mir zusätzlich den Lageraufenthalt. Es herrschte die sog. Lagerkrankheit, eine Art Ruhr, die fast jeder mehr oder weniger bekam und die sich katastrophal auswirkte. Das Klosett, das aus 10 aneinandergereihten Sitzen bestand, war fortwährend belagert, und man stand Schlange davor. In der Nacht hatte man einen Weg von einigen Minuten, was besonders im Regen nicht sehr angenehm war. Man sah manche Leute in einem furchtbaren Zustand. ...
Uns Frauen ging es im ganzen ja nicht so schlecht, aber die armen Männer wurden wohl gemartert. Sie mußten sich bis zu 50- und 60mal flach auf den Boden werfen und auf Kommando sich rasch erheben und wieder hinwerfen. ... Wenn es nicht rasch genug ging, wurde mit der Peitsche nachgeholfen. Auch alte und schwache Männer waren dabei, die kaum mehr aufstehen konnten. Das war eine Strafe für kleine Vergehen, und sämtliche Barackenbewohner mußten dafür büßen.
Die Bunker waren immer bevölkert (bis zu 5 Tage saß man dort ohne Essen und Trinken - (zum Ausgleich gab es) ... Prügel. Einmal versuchte einer durchzugehen, wurde erwischt und so geprügelt, daß er wie ein Lazarus aussah und sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte. So wurde er durch die Straßen geschleppt, mit einem Plakat auf dem Rücken: Ich wollte durchgehen. ...
Es gab (im Lager) einige Ärzte, die auch Gefangene waren. Sie bekamen jedoch keine Medikamente, so daß sie uns nicht helfen konnten. Die Sterblichkeit war furchtbar bei den Kindern und auch bei den alten Leuten. ... An einem Tag zählte ich 16 Särge.
Die meisten starben an Schwäche durch Unterernährung, besonders die armen Kinder. Als wir nach Sterntal kamen, war alles voll allerliebster kleiner Kinder. Dann wurde es stiller und stiller, und die Kinder, die früher lustig auf der Straße herumgesprungen waren, konnten nicht mehr laufen, nicht mehr sitzen, nicht mehr gehen. Sie kamen uns vor wie Blumen, die man nicht gießt und die alle ihre Blätter und Blüten hängen lassen. Schließlich wurden die armen Kinder nur mehr herumgetragen und hatten ihr kurzes, frisches, blühendes Leben bald ausgehaucht.
Die völlig ungenügende Nahrung war daran schuld. Es gab fast keine Milch, die wenige Mich, die es gab, war oft sauer. ... Dies hielten die Kleinen, besonders die Kinder im Alter von 1-2 Jahren, nicht lange aus. Es war herzzerreißend. Es verschwanden auch sehr viele Alte. ... Die meisten Alten waren ganz ohne Pflege, denn das kleine Spital hatte nur einige Betten. ... Kein Geistlicher stand den Sterbenden bei. (Sie wurden) wie Hunde begraben. Niemand durfte mit; die Särge, in denen man sie hinausbrachte, wurden zurückgebracht. Ich dachte immer nur: "Nicht dort sterben." Durch Käthes aufopferungsvolle Pflege blieb es mir erspart, aber lange hätte ich es dort nicht mehr ausgehalten.

Die Partisanen führten das herrlichste Leben. Sie bekamen die besten Sachen im Überfluß zu essen. Man sah ganze Wagenladungen mit Weizenbrötchen. Sie feierten Feste, johlten die halben Nächte, und wenn sie betrunken waren, quälten sie die armen Gefangenen noch mehr. Sie stürzten in eine Baracke, ließen die Gefangenen aufstehen, gaben ihnen nicht die Zeit, sich anzuziehen. Wie sie waren, mußten sie sich barfuß vor der Baracke aufstellen, bei jedem Wetter, und mußten ein bis zwei Stunden draußen stehen. In unserer Baracke geschah dies nur einmal. Ich konnte wegen meines Alters liegenbleiben.
Das Wasser im Lager war gut, wenn auch immer davor gewarnt wurde, davon zu trinken. Zweimal in der Woche wurden alle Baracken mit einem starken Wasserstahl begossen. ... Die noch gesunden Kinder freuten sich und planschten in den Wasserlachen herum. Dann fiel die große Pumpe aus und mit dieser Herrlichkeit war es vorbei. Nun mußten wir mit dem Wasser sehr sparsam umgehen. ...
Einige Male in der Woche wurde die Senkgrube vor dem Klosett ausgeräumt. Ohne Pumpe wurde der Inhalt der Senkgrube mit einem gestielten Eimer ohne Trichter in einen Tankwagen gefüllt. Natürlich goß man viel daneben und dies blieb alles auf dem Boden vor dem Klosett liegen. Man mußte durch (die Jauche) waten, um ins Klosett zu gelangen, bis die Sonne so freundlich war, den Platz wieder zu trocknen. Dort gab es Milliarden von Fliegen.
Das Waschen der Wäsche war ein Problem. Es war sehr schwer, heißes Wasser zu bekommen. Außerdem gab es keine geeigneten Waschkessel. ... Im Lager gab es eine Waschbaracke mit 70-80 Wasserhähnen. Dort konnte man hingehen und sich mit kaltem Wasser waschen. Dort standen Männer, Frauen und Kinder nebeneinander. ... Man hörte auf, sich zu genieren, keiner schaute den anderen an, jeder war mit sich beschäftigt. Naß wurde man von oben bis unten. Man war erfrischt und doch etwas gereinigt. ...
So verging der Tag schlecht und recht. Ich war nicht imstande, zu lesen oder zu arbeiten, selbst beten konnte ich nicht mehr. Ich war zu schwach, meine Gedanken zu konzentrieren. Alles machte mich müde. Ich fand nie einen tiefen erquickenden Schlaf, auch wochenlang nach dem Lagerleben nicht. Aufsitzen oder mich liegend umdrehen war mir nicht möglich, ich brauchte immer Hilfe. ...
Nachdem wir schon 5 Wochen im Lager gewesen waren, hieß es, daß das Lager aufgelöst würde. Die Hoffnung, daß die Engländer kommen würden, um uns zu befreien, hatten wir schon lange aufgegeben. Einige Gefangene kamen zum Verhör, und manche Nacht wurden einige Gefangene abtransportiert.
Endlich hieß es: "Alle Österreicher kommen weg." ... (Bei der Ausstellung der Entlassungsscheine) ging es eigentlich nach Baracken. ... Wir merkten jedoch, daß einzelne Gefangene außerhalb der Reihenfolge wegkamen, weil sie Schmiergelder zahlten. ... Wir gaben 40 RM Trinkgeld, und der Betreffende ließ uns ... in die Kanzlei, wo die Entlassungsscheine ausgestellt wurden. Wir erhielten die Entlassungsscheine und wurden für den nächsten Transport bestimmt, der am folgenden Tag abgehen sollte. Da es viele Ruhr- und Typhusfälle gab, wollte man das Lager völlig isolieren.
Unser Transport war der letzte, der das Lager Sterntal verließ. Die Zurückbleibenden freuten sich mit uns, waren aber doch traurig, noch auf ungewisse Zeit zurückbleiben zu müssen.
Am 20. August ging es nachmittags fort. Wir bekamen jeder noch einen Laib Brot. Dann fuhr ein Leiterwagen vor, der alle Koffer aufnahm. Die alten Leute durften auf dem Leiterwagen sitzen, während die jungen Leute gehen mußten. ... Auf dem Bahnhof standen 2 Viehwaggons, in die wir einsteigen konnten. Wir bekamen noch ein Stück Käse. ... Am nächsten Morgen fuhren wir in einem Zug nach Graz.<<

Internierung der deutschen Bevölkerung in Slowenien im Juni 1945, Verhältnisse im Sammellager Schloß Herberstein bei Marburg

Erlebnisbericht des Kaufmanns Albin V. aus dem Bezirk Radmannsdorf in Slowenien, Jugoslawien (x006/545-546): >>Jeder Deutsche war damals vogelfrei und den Partisanen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Am 22. Juni 1945 wurden wir gegen 8 Uhr morgens von 4 OZNA-Männern mit vorgehaltenen Maschinenpistolen verhaftet. ...

In 15 Minuten mußten wir fertig sein und durften nur das Allernotwendigste mitnehmen. Die Partisanen überwachten uns und verfolgten jede Bewegung. Im Hotel "Jäger" wurden wir 28 Deutsche zusammengetrieben ... und anschließend auf 3 Leiterwagen geladen. 20 Partisanen überführten uns dann nach Radmannsdorf in ein Barackenlager.

Dort wurden uns vorerst alle Dokumente, Gold, Schmuck und Geld abgenommen und unser ... Hab und Gut durchsucht. Die Verpflegung war elendig mager, und schlafen mußten wir am blanken Boden. Nach einigen Tagen ... erhielten wir wenigstens Strohsäcke zum Schlafen. Die Männer mußten Holz sägen und hacken, die Frauen mußten die total verlauste Wäsche der Partisanen in der Umgebung des Lagers waschen und sonstige Putzarbeiten verrichten.

Was die Behandlung anbelangt, muß ich bemerken, daß die Miliz, die uns in der Hauptsache bewachte, gegen uns rücksichtsvoll war. Hingegen kann ich aber von den OZNA-Leuten sagen: je intelligenter einer war, desto brutaler und gehässiger war er. ...

Am 27. August 1945, um 6 Uhr früh, kam ein OZNA-Milizionär mit dem Befehl: "In 10 Minuten fertig sein zum Abtransport." Von Radmannsdorf fuhren wir per Bahn nach Pettau. In einer kleinen Station blieben wir stehen. ... Dort erfuhren wir, daß wir für das berüchtigte Lager Sterntal bestimmt waren. Der Kommandant des Lagers Sterntal verweigerte aber telefonisch die Annahme des Transportes, weil im Lager Typhus herrschte. Unser Transportführer trieb später einen alten Omnibus auf, und so landeten wir, zusammengepfercht wie Sardinen, in der größten Hitze im Schloß Herberstein bei Marburg.

In Herberstein hatten wir das Gefühl, in einem Narrenhaus zu sein. Es waren dort über 2.000 Menschen untergebracht, nicht nur Deutsche, auch Slowenen und Ungarn. Die Verpflegung war elend, schlafen mußten wir auf dem Boden, und die Behandlung war skandalös. Der Lagerführer war eine Bestie. Die hygienischen Verhältnisse waren unter jeder Kritik, was besonders das Krankenzimmer bewies, wo Schwerkranke nur auf einem Bündel Stroh lagen und sie die Läuse direkt ins Jenseits beförderten. Es starben sehr viele an Hunger. - Während dieser Zeit wurden die Slowenen (Steirer) und Grenz-Ungarn amnestiert und entlassen.<<

Internierung von Deutschen in Slowenien im Juni 1945, Verhältnisse im Gefängnis in Cilli und im Internierungslager Tüchern bis zur Vertreibung nach Österreich im Januar 1946

Erlebnisbericht der Olga von K. aus Cilli in Slowenien, Jugoslawien (x006/564-567): >>Am 6. Juni, vormittags, kamen 5 schwerbewaffnete Partisanen. 3 Partisanen blieben mit unserer Hausgehilfin in der Wohnung zurück, und 2 Partisanen führten uns ins Gefängnis. ... Mein Mann, noch immer sehr krank, sah erbarmungswürdig aus und konnte kaum gehen. - Im Gefängnis wurden wir dann getrennt, nahmen bitterlich weinend Abschied voneinander. Das erste Mal in meiner 27jährigen glücklichen Ehe habe ich meinen Mann weinen gesehen. ... Es wäre wohl besser gewesen, wir hätten mit uns selbst Schluß gemacht. Alles, was noch kam und viel schlimmer war, wäre uns erspart geblieben.

Von da an sah und hörte ich von meinem Mann nichts mehr. ...

In der Nacht, es war der 12. Juni, wurde ich aus meiner Zelle geholt und in einen finsteren Keller des Gefängnisses geführt. ... Dort standen schon mehrere Unglückliche. ... Wir waren auf das Schlimmste gefaßt, als wir geholt wurden, aber man pferchte uns (nur) auf Lastautos, die im Hof standen. ... Wir hatten sozusagen noch "Glück", denn man fesselte uns nicht die

Hände mit Draht hinter dem Rücken, wie bei den späteren Häftlingstransporten.
Gleich am zweiten Gefängnistag holte man mich zum Verhör. Der Richter, ein Bergarbeiter, ... warf mir die üblichen Beschuldigungen und Beschimpfungen an den Kopf. Dann wollte er wissen, ob ich Mitglied im "Kulturbund" war. Selbstverständlich leugnete ich, weil mir bekannt war, daß sie die Mitgliederliste nicht finden konnten. ... Danach landete ich wieder in meiner Gefängniszelle. Wir waren ca. 25 Frauen. Alle saßen auf den schmutzigen Pritschen und weinten. Wir waren ganz verzagt, und der Magen krachte vor Hunger. Wir bekamen ... nur Dörrgemüse, morgens schwarzen, dünnen Blümchenkaffee, mit dem wir uns tagsüber schluckweise den Durst zu stillen versuchten.
Während meiner 5tägigen Gefängnisdauer hörten wir des Nachts, wie unter uns im Hofe einzelne Internierte mit Ketten geprügelt wurden. Die Schmerzensschreie, das fürchterliche Brüllen vernahm man deutlich bis zu uns in den II. Stock. ... Zuerst wurden die nackten Fußsohlen mit Ruten bearbeitet, das war ihre Taktik. Meist war dann das Opfer bald bewußtlos. Die Tochter des Kaufmanns W. aus Cilli ... hat man ... am ganzen Körper blau geschlagen. ... Tags darauf hat man sie "für immer" weggeführt, ihren Gatten ebenso. Ihre 3 Jungen, noch Kleinkinder, kamen damals zu armen Bauern ins Gebirge.
Es ging ins Hunger- und Vernichtungslager Tüchern, ca. 4 km von Cilli entfernt. ... Hier wurde man nur mit "Schwäbische Hure" und "Du" gerufen, vielmehr angeschrien. Erst war ich entsetzt, aber mit der Zeit mußte man sich eben auch daran gewöhnen.
Wir waren zu 10 Personen und noch mehr in einem kleinen Raum, teilweise schliefen wir auf dem Boden, teilweise auf Pritschen. ... Tag und Nacht überfielen (uns) Prozessionen von Wanzen. ... Wir hungerten ... schrecklich, man kann sich das gar nicht vorstellen: (Es gab) kein Zucker, Salz, Fett, Mehl, Kaffee, Tee, Gemüse, Kartoffel, Fleisch, keine Milch etc. ... Brot (bekamen wir) nur sehr, sehr wenig. Alles war an einer Art Ruhr erkrankt, und viele starben. - Wir haben Tag und Nacht nur geweint. ... Es waren Lichtblicke für uns, daß unter den Partisanen anständige Menschen waren, die uns oft unter eigener Lebensgefahr halfen. Es waren meist Bauernsöhne, die zum Wachpersonal gehörten. ...
Das Inferno (im Lager Tüchern) dauerte für mich 7 Monate. Mit 76 kg Körpergewicht kam ich ins Lager, nach 7 Monaten wog ich nur noch 52 kg, war skorbut- und nierenkrank, und fast die ganzen Kopfhaare waren ausgegangen.
Nach ca. 3 Monaten Lageraufenthalt durften wir alle 8-14 Tage "Eßpakete" aus der Stadt annehmen. Alle Bekannten bemühten sich, uns welche zukommen zu lassen, obgleich sie selbst empfindlichen Mangel an Nahrungsmitteln litten. ... Bevor wir die Pakete bekamen, wurde jedes Paket visitiert und ... Fett, Fleisch, Mehl etc. konfisziert. ...
Manchmal erhielten wir gekochte Bohnen, das war dann ein Festtag. Selbstredend teilte man mit Bekannten den an und für sich kleinen Inhalt. So waren diese Liebesgaben für jeden einzelnen eigentlich nur eine kleine Mahlzeit, aber allemal eine Freude und bewahrte uns vor dem Verhungern. ... Ein Arzt kam alle 8-14 Tage einmal, und war er irgendwie gut zu uns, wurde er sofort abgelöst. Medikamente gab es keine, nicht mal Aspirin. Wir litten, auch ich, infolge Vitaminmangel an eitrigen Fingernagelgeschwüren. ... Die Krankenbaracke unterschied sich von den anderen nur insofern, daß wir da nicht um 5 Uhr früh aufstehen mußten, sonst aber gab es dieselbe Verpflegung, Schlafgelegenheit und Ungeziefer.
Übrigens mußten die Baracken täglich, im Winter und Sommer, aufgewaschen werden, damit wir wüßten, was "Kultura" bedeuten würde, meinten die Partisanen. Selbstredend konnten die hölzernen Fußböden nie trocknen, wurden morsch, und ständig waren die Räume feucht und stickig.
Am Abend stellte man das einzige Paar Schuhe vor die Tür schnurgerade an die Wand. ... Dann um 9 Uhr, zur Schlafenszeit, kam die abendliche Zimmerkontrolle. Blutjunge Partisanen, bemängelten alles, ohne etwas davon zu verstehen, und mit einem schwungvollen Fuß-

tritt flog die ganze Reihe Schuhe den Korridor entlang, und wir mußten laufen, um sie wieder zu bekommen. "Patschen" nähten wir uns selbst aus alten zerfetzten Uniformen, um das einzige Paar Schuhe zu schonen. Nähzeug sandten unsere Bekannten aus der Stadt mit den Eßpaketen. ...
(Was) die armen Weißgardisten (Angehörige der "Weißen Garde", einer slowenischen Selbstschutzorganisation, die man unter General Rupnik auf deutscher Seite gegen die Partisanen eingesetzt hatte) ... in Tüchern mitmachen mußten, läßt sich gar nicht beschreiben. Meiner Schätzung nach waren es nahezu 2.000.
Im Freien hinter Stacheldraht, auf groben Kieselsteinen saßen sie mit gekreuzten Beinen, zusammengepfercht, mit nacktem Oberkörper, Tag und Nacht den Witterungsverhältnissen ausgesetzt: Einmal prasselte der Regen, dann brannte erbarmungslos die Sonne auf sie. Erheben durfte sich niemand, sonst schoß die Wache vom Tor auf denjenigen; dann trugen 2 Partisanen den Toten auf einer Bahre in den nahen Wald, ... wo sie ihn verscharrten. Dort fanden auch Erschießungen statt, ... worüber uns ... Partisanen berichteten.
Essen bekamen die Weißgardisten nur jeden 3. Tag einmal, und dann nur Dörrgemüse. ... Einmal, gab es eine Unruhe unter ihnen. Die Sonne brannte auf die armen ausgehungerten Menschen (Gerippe müßte man sagen), sie waren nahe am Verdursten. Endlich ließ sich die Wache blicken, und einige Weißgardisten humpelten heran, um Wasser zu bekommen. Alle fielen dann selbstverständlich mit einer Gier darüber her. Der Partisan schüttete das Wasser jedoch auf die Erde. Freilich gab's daraufhin Auflehnung unter den Gemarterten, da wurden halt wieder viele erschossen oder abgeführt und nicht wieder gesehen. ... Als ich das Lager (am 02.01.1946) verlassen konnte, befanden sich keine 100 Weißgardisten mehr dort.<<

Verhältnisse im Gerichtsgefängnis in Laibach und in einem Zwangsarbeitslager in der Gottschee von August 1945 bis Januar 1952

Erlebnisbericht des Franz S. aus Laibach in Slowenien, Jugoslawien (x006/585-587): >>Am 17. August (kamen wir) wieder in das Gerichtsgefängnis. Nun begannen die einzelnen Prozesse. Die früheren Prozesse wurden von der OZNA durchgeführt. ... Es waren reine Kriegsgerichtsurteile. Sie haben aber mildere Urteile zufolge gehabt als später. Für die Zugehörigkeit zum Kulturbund wurden nur 6 Monate gegeben. ...
Mein Prozeß fand im Oktober 1945 statt. Als Berufsrichter fungierte ein gewisser Bericevic, der von den Deutschen ins KZ Dachau gebracht worden war. Als Beisitzer waren ein Mann und eine Frau anwesend, ferner der öffentliche Ankläger und eine Schreiberin. Der ganze Prozeß dauerte nur 10 Minuten. Es gab kein Zeugenverhör oder sonst eine Verteidigung. Ich wurde zum Höchstmaß von 5 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.
Begründung: Ich sei Mitglied des Kulturbundes gewesen und mit dessen Obmann befreundet. - Er war zufällig mein Schulkamerad gewesen, sonst nichts. –
Die Verurteilungen waren ganz willkürlich. 5 Jahre erhielt ... nur noch der Bankbeamte M., der aber seine Strafe nicht abzusitzen brauchte, sondern ausgewiesen wurde. Der Glasfabrikant A. bekam 3 1/2 Jahre, die er zum größten Teil absaß. Der Uhrmacher und Juwelier S. wurde zu einem Jahr verurteilt, ferner zum Verfall des Geschäftes, in dem sich noch wertvolle Waren befanden. Das Haus konnte er merkwürdigerweise behalten. Da er aber später ohnehin ausgewiesen wurde, war es gleichgültig. ...
Mein Sohn erhielt 6 Monate, von denen er 3 Monate eingesperrt blieb. Er wurde auch zum Verlust der jugoslawischen Staatsangehörigkeit verurteilt, ich dagegen nicht. Meine Frau wurde freigesprochen. ... Interessant war die Begründung des Freispruches bzw. die spätere Bestätigung durch den Obersten Gerichtshof. Es hieß dort, daß die Verurteilung durch die OZNA auf Grund von Zeugenaussagen geschah, die in ihrer Mehrheit nicht glaubwürdig waren. ... Ich vermute, daß die willkürliche Bemessung der Strafen von der Höhe des zu be-

schlagnahmenden Vermögens abhing. ...
Ich habe meine 5 Jahre auf Jahr und Tag genau abgesessen. Zuerst kam ich ins KZ nach Gottschee. ...
Meine Bitte, mich auszuweisen und zu meiner Familie zu schicken, wurde abgeschlagen. Wir waren hier ca. 600 Häftlinge im Lager, darunter (befanden sich) auch viele Italiener. Nach einem Jahr kam ich nach Tüchern bei Cilli ins KZ. Hier mußten wir Besen binden. Ansonsten war es hier nicht schlecht. Nach weiteren 6 Monaten wurden wir ins Gerichtsgefängnis nach Marburg überstellt, wo ich bis zum Schluß blieb und Säcke kleben mußte. ...
Als ich entlassen wurde, hoffte ich, daß ich zu meiner Familie kommen würde. Statt dessen wurde ich nach Laibach ... geschickt. Natürlich war mein Haus von Partisanen besetzt. Dort traf ich noch zufällig meine alte Köchin, bei der ich ein Unterkommen fand. Da ich arbeitsunfähig war, erhielt ich eine soziale Unterstützung von 1.200 Dinar. Mein erstes Gesuch um Ausreise nach Österreich zur Familie wurde abgeschlagen. Erst 1 ½ Jahre später wurde mir ein Interimspaß ausgestellt. Es bestand nämlich eine Verordnung, daß jeder, der zu mehr als 12 Monaten Haft verurteilt worden war, keinen Paß erhalten konnte.
Nachdem 2 Ausreisegesuche abgewiesen wurden, weil ich durch meine Verurteilung auch meine Staatsbürgerrechte für 5 Jahre verloren hatte, erfuhr ich von meinem Sohn aus Graz, daß man Deutsche aus dem Lande lassen würde, wenn sie in Belgrad um die Entlassung aus der jugoslawischen Staatsbürgerschaft bitten würden.
Ich reichte beim ehemaligen Magistrat ein entsprechendes Ansuchen ein, welches mir nach einem Jahr Wartezeit ... positiv beantwortet wurde. Dafür mußte ich Gebühren in Höhe von 1.500 Dinar bezahlen. Einen Monat später betrug diese Gebühr schon 13.000 Dinar. Dieser Betrag wurde von Leuten verlangt, denen man die gesamte Habe enteignet oder geplündert hatte. Mir verweigerte man sogar die Rückgabe meines Bettes. ...<<

Internierung im März 1945, Verhältnisse in den Internierungslagern Krusevlje und Gakovo sowie im Arbeitslager Krnjaja von April 1945 bis Januar 1946

Erlebnisbericht der Barbara B. aus Apatin in der Batschka, Jugoslawien (x010/307-309):

>>Am 11.03. wurden alle noch zurückgebliebenen Einwohner deutscher Muttersprache ohne Unterschied auf Alter und Geschlecht (Kleinstkinder, Säuglinge, Greise und Kranke) ... zu Fuß, unter Bewachung und schweren Mißhandlungen der Partisanen, nach dem etwa 37 km entfernten Ort Krusevlje getrieben. Längs der Straße waren sämtliche Kruzifixe und Statuen der Heiligen zerschlagen und angeschossen. Bereits nach 8 km Fußmarsch starb mein nahezu 80 Jahre alter Landsmann Elias K. ...
Ich kam zunächst für 5 Tage zur Feldarbeit nach Gakovo und ... auf den Flugplatz bei Sombor, wo ich beim Bau einer Rollbahn eingesetzt war.
Mit ... etwa 200 Frauen und Mädchen wurden wir in einem Kinosaal ... untergebracht. Wir lagen auf dem Fußboden und bekamen ... morgens eine leere Suppe und etwa 300 g Brot und abends Bohnen- oder Erbsengemüse. Wertsachen und Geld wurden uns weggenommen. ... Elisabeth S., die einige Wertsachen versteckt hatte, wurde von den Partisanen ... so schwer geschlagen, daß sie ganz blau war.
Am 26. Mai 1945 kam ich mit ... 200 Frauen nach Krnjaja ins Arbeitslager.
Wir mußten hier unter Aufsicht der Partisanen, die uns oft mißhandelten und schlugen, Feldarbeiten verrichten. Wir arbeiteten von morgens 4 bis 20 Uhr bei sehr unzureichender und schlechter Verpflegung.
Anfang Oktober 1945 schlich ich mich aus dem Lager und begab mich nach Gakovo, wo sich meine kranke Mutter befand. Ich wurde noch vor Gakovo geschnappt und von einem jungen ... Partisanen nach Wertsachen durchsucht. Mit mir wurden noch 2 weitere Frauen durchsucht. Meiner Bekannten Maria G. wurde ein verstecktes Gebetbuch und ein Rosenkranz abgenom-

men. Der Partisan warf diese Dinge fluchend zu Boden und zertrat sie. Ich wurde daraufhin 2 Tage ohne Nahrung und Wasser in den Keller gesperrt. ...
Anschließend kaufte mich ein serbischer Bauer für 3 Tage zu Feldarbeiten. Es war ... allgemein üblich, daß die Lagerinsassen, die Männer für 70,- Dinar, die Frauen für 50,- Dinar, an Unternehmungen und Privatpersonen zur Arbeitsleistung außerhalb des Lagers verkauft wurden. Dieses Geld wurde der Lagerleitung ausbezahlt, wir selbst erhielten nichts davon.
Mitte Oktober 1945 kam ich als Krankenpflegerin ... ins Spital des Vernichtungslagers Gakovo. ... In Gakovo/Kreis Sombor waren 16.000-17.000 Internierte, fast durchweg Arbeitsunfähige, Kranke, Alte und Kinder, in leeren Häusern, in denen keinerlei Möbel mehr vorhanden waren. Sie lagen auf dem Fußboden im Stroh und waren schwersten Mißhandlungen der rohen Wachmannschaften ausgesetzt. Die Lagerkommandanten wurden häufig ausgewechselt und waren durchweg primitive und rohe Menschen. ... Infolge der unzureichenden Ernährung und schlechten hygienischen Verhältnisse sind zahlreiche Lagerinsassen gestorben. Die Menschen sind hier buchstäblich verhungert. ...
Es gab damals täglich eine leere Suppe ohne Fett, zu Mittag etwas ... Maisschrot ... und abends wieder eine Suppe ohne Fett. 5 Wochen hindurch gab es einmal überhaupt keinen Bissen Brot. ... Kranke und Kinder bekamen die gleiche Verpflegung. Wir wurden obendrein von Ungeziefer, vor allem von Läusen sehr geplagt. Der Hunger, insbesondere aber Fleck- und Bauchtyphus forderten zahlreiche Opfer. ... Die Toten wurden in Massengräbern ... eingegraben. Wir haben sie vorher in ihre Kleider eingenäht. ... Anfangs hatten wir noch primitive Holzkreuze auf den Gräbern aufgestellt, sie wurden jedoch später von den Partisanen ... verheizt.
Viele ... nahmen sich aus Verzweiflung das Leben. ... Eine Frau aus Ridjica, die das Flehen ihrer 3 kleinen Kinder nicht mehr ertragen konnte und nichts zu essen hatte, erwürgte ihre eigenen Kinder und erhängte sich. ... Die Kinder, die nur noch Haut und Knochen waren, boten mit ihren hervorstehenden Augen einen furchtbaren Anblick. In den Wintermonaten, in denen nicht geheizt wurde, sind viele von ihnen erfroren. ... Mitte Januar 1946 wurden die Kinder von den anderen getrennt. Je 10 Kinder wurden einer Frau zur Betreuung übergeben. Dadurch sollten die arbeitsfähigen Mütter zur Arbeit freigemacht werden. ...<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Rumänien

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die Zerstörung der Lebensgrundlagen in Rumänien (x007/82E-85E): >>... Die schon Ende 1944 einsetzenden Versuche, die rumänische Nationalitätenpolitik auf neue Grundlagen zu stellen, waren von Anfang an kommunistisch gelenkt.

Bei der Bildung des zweiten Kabinetts Sanatescu wurde der kommunistische Professor G. Vladescu-Racoasa zum Minister für Nationale Minderheiten ernannt.

Aufgabe des neugeschaffenen Ministeriums war das Studium "aller durch das Bestehen verschiedener auf dem Gebiet des rumänischen Staates mitwohnender nationaler Minderheiten entstehenden Probleme" und die Überwachung und Kontrolle "aller Maßnahmen, die das gesamte soziale Leben der nationalen Minderheiten betreffen, im Rahmen des Statuts für Nationale Minderheiten".

Das noch im letzten Monat der Amtszeit Radescus, am 6. Februar 1945, erlassene Statut sichert allen rumänischen Staatsbürgern "ohne Unterschied der Rasse, Nationalität, Sprache und Religion" volle Gleichberechtigung zu, wobei nationaler Exklusivismus wie die Propagierung von Haß oder Verachtung um der Rasse, Religion oder Nationalität willen ausdrücklich unter Strafe gestellt werden.

Der freie Gebrauch der Muttersprache im privaten Bereich wurde ebenso verbürgt, wie ihre Zulassung als Amts- und Gerichtssprache in Orten und Bezirken, in denen die Angehörigen einer Minderheit mehr als 30 % der Bevölkerung ausmachen; über die Einrichtung staatlichen Unterrichts in den Sprachen der Minderheiten hinausgehend, sollten sich auch die konfessionellen Privatschulen der Minderheiten staatlicher Unterstützung erfreuen.

Das Nationalitätenstatut wurde durch die Regierung Groza ausdrücklich bestätigt und durch ein besonderes Strafgesetz verstärkt. Ein weiteres Dekret verbot den Gebrauch des Begriffs "Minderheit"; an die Stelle des Verhältnisses von Staatsnation und Minderheiten trat im Sinne der marxistisch-stalinistischen Nationalitätenpolitik die Idee der "zusammenwohnenden" oder "mitwohnenden Nationalitäten".

Ziel dieser Nationalitätenpolitik war es zunächst, dem Kommunismus angesichts der kommunistenfeindlichen Haltung weiter Kreise des Rumänentums bei den Angehörigen der nationalen Minderheiten, den Serben, Ukrainern, Zigeunern, Türken, Tataren, besonders aber den Madjaren, Rückhalt zu verschaffen. Die Sicherung der madjarischen Nationalitätenrechte bildete darüber hinaus eine wesentliche Voraussetzung für die wenige Tage nach dem Regierungsantritt Grozas verfügte endgültige Rückgabe Nord-Siebenbürgens an Rumänien.

Die Volksdeutschen waren von den Vergünstigungen des Nationalitätenstatuts in den ersten Jahren weitgehend ausgeschlossen, obwohl im Organisationsgesetz des Minderheitenministeriums neben der madjarischen, slawischen und "balkanischen" ausdrücklich auch eine: deutsche Sektion vorgesehen war.

Die "Deutsche Volksgruppe in Rumänien" und die ihr 1940 verliehenen Privilegien waren, wohl unter Bezug auf Art. 15 des Waffenstillstandsvertrages, durch Dekret vom 8. Oktober 1944 aufgehoben worden. Unmittelbar nach der rumänischen Kapitulation hatte Senator Hans Otto Roth nach Fühlungnahme mit Ministerpräsident Sanatescu in einem "Aufruf an die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben" die Verantwortung für die Deutschen in Rumänien übernommen.

Als Kurator der evangelischen Landeskirche, mit deren neugewähltem Bischof Dr. Friedrich Müller er eng zusammenarbeitete, behielt Roth auch in der Folgezeit einen gewissen Einfluß. Seinen persönlichen Beziehungen zu Maniu und Bratianu waren: manche Erleichterungen zu verdanken, wenn er auch die von den Sowjets angeordnete Deportation nicht verhindern konnte. Die demokratischen rumänischen Parteien ermöglichten die Herausgabe der "Temesvarer Zeitung" - mit einer Sonderausgabe für Siebenbürgen -, neben der als sozialdemokrati-

sches Organ die ebenfalls deutschsprachige "Freiheit" erschien.
Auf die Dauer mußte sich angesichts der innenpolitischen Gewichtsverlagerungen freilich gerade dieser enge Kontakt der alten sächsischen Führungsschicht zu den "historischen Parteien" nachteilig auswirken; schon gegen Ende des Jahres 1945 ließ Ministerpräsident Groza Roth mitteilen, er könne ihn als "bürgerlichen Reaktionär" nicht mehr empfangen.
Die Politik der rumänischen Kommunisten war in den ersten Jahren nach dem Kriege offen gegen die Volksdeutschen gerichtet. Versuche volksdeutscher Kreise, durch ein "Antifaschistisches Komitee" unter dem Hermannstädter Sozialisten Rudolf Mayer politisch zum Zuge zu kommen, blieben erfolglos.
Das im März 1945 erlassene Bodenreform-Dekret richtete sich in erster Linie gegen die ehemaligen Angehörigen der deutschen Volksgruppe, damit aber praktisch gegen die Volksdeutschen allgemein, da sie ja durch das Volksgruppengesetz von 1940 automatisch zu Mitgliedern der Volksgruppe erklärt worden waren. Noch das am 14. Juli 1946 verkündete Wahlgesetz schloß neben Kollaborateuren, Kriegsverbrechern und an der Katastrophe des Landes Schuldigen auch alle Mitglieder der ehemaligen deutschen Volksgruppe vom Wahlrecht aus.
Schlimmer noch als die gesetzliche Diskriminierung war die praktische Rechtlosigkeit der Volksdeutschen. Kommunistische Haßpropaganda führte zu örtlichen Ausschreitungen, gegen die vielfach auch wohlwollende Beamte machtlos waren. Willkürliche Beschlagnahmen von Wohnungen, Häusern und sonstigem deutschen Eigentum, Haussuchungen und Verhaftungen blieben auch weiterhin an der Tagesordnung, betrafen freilich das rumänische Bürgertum in kaum geringerem Maße.
Für die Volksdeutschen in den zur Deportation herangezogenen Altersklassen bestand, soweit sie der Verschleppung im Januar 1945 entgangen waren, eine amtlich verfügte Arbeitspflicht, in deren Rahmen sie im Lande, zum Teil in den Bergwerken von Petroseni und Anina, zum Teil zu gelegentlichen Straßen- und Aufräumungsarbeiten, eingesetzt wurden.
Selbst von kommunistischer Seite scheint jedoch eine geschlossene Aussiedlung der Volksdeutschen aus Rumänien, wie sie in der Tschechoslowakei, in den östlichen Reichsgebieten und in Ungarn erfolgte, nie ernsthaft erwogen worden zu sein. Schon in den Jahren 1946/47 gelang den Deutschen dann zum Teil eine gewisse Konsolidierung auf wirtschaftlichem Gebiet, vor allem aber im kirchlichen Bereich und im Schulwesen.
Der offene Übergang Rumäniens zur kommunistischen Diktatur in der zweiten Jahreshälfte 1947 schuf schließlich mit der Ausdehnung der 1944/45 proklamierten Nationalitätenpolitik auf die Deutschen bei gleichzeitiger Inangriffnahme der systematischen Bolschewisierung des Landes völlig neue Voraussetzungen.<<
Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1957 über die wirtschaftliche Lage der Rumänien-Deutschen nach der Bodenreform sowie die Lage der Kirche und Schule (x007/85E-93E): >>... **Die wirtschaftliche Lage der Volksdeutschen nach der Bodenreform**
Schon das erste, Ende September 1944 veröffentlichte Programm der Nationaldemokratischen Front hatte umfassende Enteignungen und Verstaatlichungen propagiert. Die Weigerung Radescus, die von der FND geforderte Bodenreform unverzüglich durchzuführen, trug wesentlich zu seinem Sturz bei.
Appellierte die Nationalitätenpolitik der rumänischen Kommunisten an die Mitarbeit der nationalen Minderheiten, so sprach auch aus der Bodenreform in erster Linie das Bemühen, die landlose und landarme Dorfbevölkerung für die kommunistische Politik zu gewinnen.
Aus wirtschaftlichen Erwägungen war eine neue Agrarreform, nachdem der eigentliche Großgrundbesitz mit wenigen Ausnahmen schon durch die nach dem ersten Weltkrieg durchgeführten Reformen beseitigt worden war, zweifellos nicht zu rechtfertigen. Das Ergebnis der Bodenreform von 1945 war neben einer katastrophalen Schwächung der rumänischen Land-

wirtschaft vor allem die Zerstörung der wirtschaftlichen Fundamente des rumänien-deutschen Bauerntums.
Die gesetzliche Grundlage der neuen Bodenreform bildete das Dekret-Gesetz Nr. 187 vom 23. März 1945, das durch das Durchführungs-Reglement Nr. 4 vom 11. April 1945 ergänzt wurde. Entschädigungslos enteignet wurden nach Art. 3 des Reformgesetzes:
a) "die Bodenflächen und landwirtschaftlichen Besitztümer jeder Art, die deutschen Staatsangehörigen sowie rumänischen Staatsangehörigen, physischen und juristischen Personen, deutscher Nationalität (Volksabstammung) angehören, die mit Hitler-Deutschland zusammengearbeitet haben;
b) "die Bodenflächen und sonstigen landwirtschaftlichen Besitztümer der Kriegsverbrecher und der für das Unglück des Landes Verantwortlichen;
c) "die Bodenflächen derjenigen, die in Länder geflohen sind, mit denen Rumänien sich im Kriegszustand befindet oder die nach dem 23. August 1944 ins Ausland geflüchtet sind".
Erst an achter Stelle erwähnt das Gesetz den Großgrundbesitz, soweit er 50 ha überschreitet.
Nach der Definition der Durchführungsverordnung fielen unter Artikel 3, a:
"rumänische Staatsbürger, die Angehörige der deutschen Waffen-SS waren, mit ihren Familienangehörigen in auf- und absteigender Linie; "rumänische Staatsbürger, die mit der deutschen und ungarischen Armee abgezogen sind";
und schließlich:
"rumänische Staatsbürger deutscher Nationalität (Abstammung), die der deutschen Volksgruppe angehört haben, sowie alle diejenigen, die hitleristische Propaganda betrieben haben, indem sie gegen die demokratischen Grundsätze gekämpft oder in irgendeiner Weise zur Unterstützung des hitleristischen Deutschland beigetragen haben, sei es auf politischem, wirtschaftlichem, kulturellem oder sportlichem Gebiet".
Da durch das Volksgruppen-Dekret der rumänischen Regierung vom 20. November 1940 alle rumänischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit zu Mitgliedern der Deutschen Volksgruppe in Rumänien erklärt worden waren, bedeutete dies faktisch die vollständige Enteignung der volksdeutschen Bauern, unabhängig von der Größe ihres Besitzes.
Ausgenommen waren lediglich die wenigen, die nachweisen konnten, daß sie aus der Volksgruppe ausgetreten waren oder doch ihren Beitrag nicht gezahlt hatten; gelegentlich wurden dabei Gutachten deutscher Antifaschisten herangezogen.
Verschont blieben ferner diejenigen Volksdeutschen, die noch nach dem 23, August 1944 in den gegen Deutschland eingesetzten rumänischen Einheiten gekämpft hatten. Auch ihre Zahl war gering, wobei die Berücksichtigung ihrer Ansprüche überdies in der Hand der örtlichen Ausschüsse lag.
Eine Entscheidung des Ackerbauministeriums vom 31. Mai 1946 nahm auch Zwangsevakuierte von den Bestimmungen der Agrarreform aus; bedeutete dies eine gewisse Milderung, so betraf es doch, da Art. 3, a des Reformgesetzes ausdrücklich beibehalten wurde, nur einen kleinen Teil der volksdeutschen Rückkehrer, vor allem der Sathmarer Schwaben und Nord-Siebenbürger, die nicht Mitglieder des für sie zuständigen Volksbundes der Deutschen in Ungarn gewesen waren.
Das Agrarreform-Gesetz wurde mit seiner Verkündung wirksam, doch setzte die tatsächliche Enteignung im allgemeinen erst im Herbst 1945 ein, da die Ernte laut Gesetz noch von den alten Besitzern eingebracht werden sollte.
Besonders in den ganz oder zum Teil von den deutschen Bewohnern geräumten Dörfern war es freilich schon vor der Verkündung des Reform-Gesetzes zu örtlichen Enteignungsaktionen gekommen, in deren Verlauf auch die zurückgebliebenen deutschen Bauern ausgeplündert und aus ihren Höfen verdrängt wurden. In anderen Orten begannen die im Gesetz vorgesehenen Gemeindeausschüsse sofort nach der Veröffentlichung mit ihrer Arbeit, so daß Enteignung

und Neuverteilung bereits im Sommer 1945 beendet waren.
Die gesamte Enteignungsprozedur vollzog sich nur selten in den geordneten Formen, die das Gesetz vorsah. Die örtlichen Ausschüsse, die sich aus Kleinbauern, rumänischen Landarbeitern und Zigeunern zusammensetzten, gaben durch persönliche Bereicherungen und Cliquenwirtschaft vielfach Anlaß zu Beschwerden, so daß ihre Zusammensetzung häufig wechselte. Zunächst wurde den Deutschen im allgemeinen Vieh und Geräte abgenommen.
Dann wurde die Aufteilung des Bodens und der Gebäude auf die neuen Besitzer vorgenommen, soweit sich diese nicht schon vorher auf eigene Faust in den ihnen genehmen Höfen eingenistet hatten. Das Gesetz überließ die Größe der zu vergebenden Parzellen den örtlichen Ausschüssen, wobei jedoch die Gesamtgröße der neuen Anwesen 5 ha nicht überschreiten durfte, in Siebenbürgen waren die "Kolonisten" vor allem Rumänen aus ärmeren Nachbargemeinden, "Motzen" aus den Gebirgsdörfern und Zigeuner.
Die ortsansässigen rumänischen Bauern beteiligten sich nur zum kleinen Teil an den Enteignungen. In den rein deutschen Siedlungsgebieten des Banats gab es im allgemeinen nur wenige Rumänen, Serben und Bulgaren, die für eine Landzuteilung in Frage kamen, so daß man hier in stärkerem Maße Kolonisten aus dem Altreich heranführen mußte; in großer Zahl waren rumänische Flüchtlinge, die im Verlauf der Kriegshandlungen aus Bessarabien, der Bukowina und der nördlichen Moldau ins Altreich gekommen waren, an den Landzuweisungen beteiligt. Ein Teil der nicht an geordnete Arbeit gewöhnten Neubauern kehrte schon nach kurzer Zeit in ihre Heimatgemeinden zurück, so daß oft größere Landflächen brach lagen.
Nach den im Frühjahr 1947 nach dem vorläufigen Abschluß der Bodenreform veröffentlichten Zahlen wurden 143.219 Landbesitzern insgesamt l.443.911 ha Grund und Boden enteignet. Nur 114.000 ha wurden angeblich aus der Enteignung von Großgrundbesitz über 50 ha gewonnen, während die Enteignung der deutschen Klein- und Mittelbauern 536.000 ha ergab. Ein Vergleich der Gesamtzahlen für die Gebiete mit starker deutscher Bevölkerung mit denen der altrumänischen Provinzen ergibt ein klares Bild":

	Zahl der enteigneten Besitzer	Umfang des Bodens enteigneten	Durchschnittliche Größe der enteigneten Besitzungen
in Siebenbürgen	62 157	345 598 ha	5,5 ha
in der Theißebene (Banat und Sathmar)	73 381	362 760 ha	4,9 ha
im Regat (einschließlich Bukowina und Dobrudscha)	7 681	735 553 ha	95,7 ha

Es entfielen somit 97 % der enteigneten Grundbesitzer mit - trotz Überwiegens der kleineren und mittleren Besitzungen - 49 % des enteigneten Bodens auf die Deutschtumsgebiete. Eine Gegenüberstellung der Zahlen für die einzelnen Judete (Kreise) läßt die aufgezeigten Verhältnisse noch eindeutiger hervortreten.
Rund 1,1 Million Hektar Land wurden an mehr als 900.000 Bauernfamilien aufgeteilt, von denen fast die Hälfte vorher kein eigenes Land besessen hatte. 350.000 ha verblieben als Staatsreserve, aus der später Staatsgüter (Staatsfarmen) gebildet wurden. Der Anteil des letztlich unproduktiven Kleinbesitzes unter 5 ha an der gesamten Anbaufläche Rumäniens wurde durch die Reform von 32,8 auf 57,7 % erhöht.

Die schon im Sommer 1945 auftretende, im Jahre 1946 wiederholte Dürre verstärkte die negativen Auswirkungen der Agrarreform, so daß es besonders im Jahre 1946 zu einer schweren Krise in der rumänischen Landwirtschaft, zu regelrechten Hungersnöten, vor allem in der Moldau, kam.
Die Volksdeutschen hatten ihr Ackerland, ihr Vieh und ihre Gerätschaften bis zum Jahresende 1945 fast ausnahmslos verloren. Geblieben waren ihnen zum Teil die Weinberge, da sie von den Kolonisten nicht bewirtschaftet werden konnten. In manchen Dörfern hatte man die deutschen Bauern kurzerhand auch aus ihren Häusern verdrängt und in die am Ortsrand gelegenen Zigeunerhütten umgesiedelt; zum Teil wurden ihnen einzelne Höfe oder auch die Schule als Gemeinschaftswohnungen angewiesen.
In vielen Fällen gaben sich die Kolonisten mit einem Teil des Hofes zufrieden, so daß der deutsche Vorbesitzer mit seiner Familie in einem Winkel seiner Wohnung, im Nebengebäude oder in der Waschküche wohnen bleiben konnte. Oft waren die unerfahrenen und vielfach arbeitsscheuen Neubauern froh, wenn sie den Rat und die Hilfe der Deutschen in Anspruch nehmen konnten. Mancher volksdeutsche Bauer konnte einen Teil seines alten Bodens gegen Ablieferung des halben Ertrages selbst bestellen; sogar Teile der Staatsreserve wurden vorübergehend an Deutsche verpachtet.
Dennoch suchte ein Teil der enteigneten deutschen Bauern, besonders in der Nähe der Städte, in den Fabriken Arbeit zu finden. Andere versuchten sich durch Aushilfs- und Gelegenheitsarbeiten, im Straßenbau oder auf den zunächst erhaltenen Muster- und Versuchsgütern einen kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.
Das Fehlen der arbeitsfähigen Männer machte sich in vielen Familien erschwerend bemerkbar. Besonders die Jahre 1946/47 waren vielfach Hungerjahre. Eine gewisse Besserung ergab sich mit der teilweise schon 1946 einsetzenden Einrichtung von Staatsgütern, die vor allem die Volksdeutschen zur Arbeit heranzogen.
Für den weiteren Bestand des rumänischen Deutschtums war es von Gewicht, daß die Bodenreform nicht nur die selbständige Lebensgrundlage der zu einem großen Teil bäuerlichen Sachsen und Schwaben vernichtet, sondern zugleich auch die Geschlossenheit der deutschen Bauerndörfer durch die Hinzuführung ortsfremder Kolonisten gesprengt hatte.
Nach der im ersten Anlauf verwirklichten Bodenreform zwang die verschärfte innerpolitische Auseinandersetzung die kommunistische Regierung, auf weitere wirtschaftliche Reformmaßnahmen zunächst zu verzichten.
So konnte sich - von willkürlichen, örtlichen Übergriffen abgesehen - der deutsche Anteil am Wirtschaftsleben der Städte sehr viel länger behaupten. Deutsche Handwerksbetriebe, Geschäfte, ja selbst Fabriken arbeiteten zum Teil ungestört weiter, um erst 1948 von der allgemeinen Bolschewisierung des rumänischen Wirtschaftslebens erfaßt zu werden.

Kirche und Schule

Daß das rumänische Deutschtum die ersten Nachkriegsjahre überhaupt überstehen, daß es gewisse Positionen, besonders im kulturellen Leben, halten oder zurückgewinnen konnte, ist vor allem dem Wirken der Kirchen zu danken, denen die demokratischen Sprecher der Volksdeutschen, Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth in Siebenbürgen wie der ehemalige katholische Abgeordnete Dr. Franz Kräuter im Banat, eng verbunden waren.
In der Evangelischen Landeskirche ... war mit dem Hermannstädter Stadtpfarrer und Bischofsvikar Dr. Friedrich Müller am 15. Februar 1945 einer der unversöhnlichsten Gegner der nationalsozialistischen Volksgruppe zum Landesbischof gewählt worden; die Bestätigung der Wahl war eine der ersten Amtshandlungen der Regierung Groza. Bischof Müller hat es durch seine Politik in den folgenden Jahren verstanden, der Evangelischen Kirche eine relativ gesicherte Stellung innerhalb des neuen Staatswesens zu verschaffen.
Man hat Dr. Müller, nicht zuletzt auf Grund seines guten persönlichen Verhältnisses zu Gro-

za, den Vorwurf der Kollaboration nicht erspart; dennoch ist es seiner Arbeit zuzuschreiben, daß seine Kirche, wenigstens bis 1947, die Trägerin des sächsischen Schul- und Kulturlebens bleiben konnte. Im März 1946 erhielt sie die Erlaubnis, ein eigenes Wochenblatt herauszugeben, das ebenso wie die Mitteilungen des Hermannstädter Brukenthal-Museums bis Ende 1947 erscheinen konnte.
Es zeugte für die noch ungebrochene Kraft der Kirche, daß sie im Sommer und Herbst 1946 zu Hilfsaktionen für die Volksdeutschen Nord-Siebenbürgens und für dobrudscha-deutsche Rückkehrer aufrufen konnte. Sehr viel schwieriger war schon damals die Lage der als "kosmopolitisch" geltenden römisch-katholischen Kirche, wenn auch die schwäbischen Bischöfe, Dr. Augustin Pacha in Temeschburg und der apostolische Administrator von Sathmar und Großwardein, Monsignore Johann Scheffler, zunächst noch ungestört amtieren konnten.
Ausschließlich der Kirche war es zu danken, wenn - besonders in Siebenbürgen - in vielen Orten schon kurz nach Kriegsende neben der deutschen Predigt auch wieder deutscher Schulunterricht erteilt werden konnte. Die Evangelische Landeskirche hatte ihre Schulen in Siebenbürgen nach der Aufhebung der Deutschen Volksgruppe wieder übernommen.
Viele Schulgebäude waren freilich zunächst beschlagnahmt, waren mit Lazaretten belegt oder wurden von rumänischen Schulen in Anspruch genommen. Die Honterus-Schule in Kronstadt war Krankenhaus; in der Hermannstädter Brukenthal-Schule (deutsches Gymnasium) wurde eine rumänische Hoch- und Tiefbau-Mittelschule, in der Temeschburger "Banatia" eine medizinische Akademie "23. August" untergebracht, die später zur medizinisch-pharmakologischen Fakultät der Universität ausgebaut wurde. Die zunächst noch freigestellte deutsche Mädchenoberschule in Kronstadt wurde später Sitz einer rumänischen Forstakademie. Überdies fehlte es nach der Verschleppung vielerorts an Lehrkräften.
Trotz aller Schwierigkeiten wurde jedoch, zum Teil in Kirchenräumen, Pfarrhäusern und Privatwohnungen, zum Teil in zur Mitbenutzung freigegebenen rumänischen Schulen, deutscher Unterricht abgehalten.
Mußten im Schuljahr 1945/46 dennoch zahlreiche deutsche Kinder, vor allem im Banat. rumänische Schulen besuchen, wobei ihnen zum Teil zwei bis drei Wochenstunden in deutscher Sprache zugebilligt wurden, so kam es bereits im Frühjahr 1946 zu einer systematischen Neuordnung auch des staatlichen deutschen Schulwesens. Mit Wirkung vom 1. April 1946 wurden im Banat 169 deutsche Lehrer und Lehrerinnen, die vom zentralen Säuberungskomitee überprüft waren, "reinkadriert", d.h. ins Lehramt zurückberufen.
Um die Jahreswende 1946/47 wurde eine zweite Liste mit 78 Namen veröffentlicht, wobei zum Teil auch Lehrkräfte der ehemaligen katholischen Konfessionsschulen in den Staatsdienst übernommen wurden, Bis zum 1. September 1947 sollten in allen deutschen Gemeinden deutschsprachige Schulen mit deutschen Lehrern eröffnet werden. Das Programm konnte nicht voll verwirklicht werden.
In vielen Gemeinden wurden nur vierklassige deutsche Sprachzüge innerhalb der rumänischen Volksschulen geschaffen, die überdies zahlreiche rumänische Pflichtstunden zu absolvieren hatten, zum Teil auch von rumänischen Lehrkräften unterrichtet wurden. Dennoch konnte man gerade im deutschen Schulwesen gegen Ende 1947 - unter den besonderen Bedingungen des Regimes - durchaus von einer Konsolidierung reden.<<

Abschiebung von geflüchteten Rumänien-Deutschen aus Österreich im Juni 1945, Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen im Juli 1945

Erlebnisbericht der N. T. aus Katzendorf in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/336-338):
>>Anfang Juni kam der Befehl, wir müßten wieder zurück in die Heimat. Ein russischer Offizier, der gebrochen Rumänisch sprach, versuchte uns damit zu trösten, daß er sagte: "In Rumänien ist Petru Groza, dort ist es gut."

Nun, was blieb uns anderes übrig, als wieder die Heimreise anzutreten. Also wurden wir in Güterwagen hineingepfercht, 70 Personen (kamen mit dem gesamten Gepäck) in einen Waggon, ... und los ging's in Richtung Heimat. Die Fahrt bis nach Hause dauerte volle 6 Wochen und war das Furchtbarste, was ich bis dahin erlebt hatte. Während der ganzen Fahrt kümmerte sich niemand um unsere Verpflegung. Die eigenen kleinen Vorräte waren bald verzehrt. Dann ging das Organisieren los. Oft standen wir tagelang auf irgendeinem toten Gleisanschluß und sahen mit wehem Herzen die Transporte mit deutschen Landsern, jetzt als russische Gefangene, in Richtung Osten an uns vorüberrollen.
Dann ging's in die ... Gehöfte, um ... etwas Eßbares (zu bekommen), und wenn es oft auch nur ein paar alte Kartoffeln oder Rüben waren, die schon lange Keime aufwiesen. Sowie der Zug irgendwo hielt, wurden 2 Steine zusammengestellt, und der "Herd" war fertig, auf dem nun gekocht wurde. Am schlimmsten empfanden wir den Wassermangel und die fehlende Möglichkeit, sich wenigstens von Zeit zu Zeit waschen zu können. So war es denn kein Wunder, daß nach einiger Zeit viele von Krätze und Ungeziefer befallen wurden.
Endlich kamen wir zu Hause in Katzendorf an. Alle waren wir in voller Erwartung, als unser Heimatdorf in Sicht kam. Würde der Zug halten oder fuhr er durch? ... Und wohin würde die Fahrt dann gehen? Diese bangen Fragen bewegten uns alle. Viele, besonders ältere Leute, hatten Tränen in den Augen. ... Der Zug hielt, und unsere Waggons wurden auf einem Rangiergleis abgekoppelt. Dann betraten wir ... seit langer Zeit wieder heimatlichen Boden.
Hatten wir aber gedacht, wir könnten jetzt ohne weiteres auf unsere Höfe, so sollten wir bald eines Besseren belehrt werden. Zuerst kam der amtierende Richter B. Petra heraus und sagte uns, wir hätten im Dorf nichts mehr verloren. Erst nach stundenlangem Verhandeln und Bitten erlaubte er uns, das Dorf zu betreten. Wir wurden alle in unseren Gemeindesaal geführt, den wir im Jahre 1939 erbaut hatten. Das Gepäck durften uns einige alte Männer mit ihren Wagen, die sie damals noch besaßen, vom Bahnhof abholen und in den Saal bringen. ...
Nun wurde lebhaft darüber verhandelt, was mit uns geschehen solle. Einige von den jetzt "Großen" im Dorf (es waren fast durchweg Zigeuner oder früher zum Dorfpöbel gehörende Rumänen und Ungarn) wollten uns auf die umliegenden Dörfer als Arbeiter verteilen. Die anderen wollten uns einfach wieder zum Bahnhof jagen, und wir sollten zusehen, wo wir blieben. ...
Es waren furchtbare Stunden, sich vom Pöbel verurteilen zu lassen und kein Wort, ... sagen zu dürfen. Es kam keine Einigung zustande, der Stuhlrichter aus der Kreisstadt mußte geholt werden. Er kam mit dem Schwiegersohn unseres früheren Dorfrichters. Der machte dann mit dem Stuhlrichter ... den Vorschlag, uns alle als Arbeiter und Tagelöhner im Dorf zu behalten. So hart uns dieser Vorschlag ... auch traf, es war für uns die einzige Möglichkeit, im Heimatdorf bleiben zu können. Es wurde uns ... gestattet, in leerstehende Häuser einzuziehen.
Bald aber stellte sich heraus, daß im ganzen Dorf kein leerer Hof war, sondern nur die Lehmbuden der Zigeuner außerhalb des Dorfes, die leer und verlassen waren. Ihre früheren Insassen, die sich jetzt nicht mehr "tigani" sondern "romi" nannten, saßen in den sächsischen Höfen. Nur in ganz seltenen Fällen erlaubten sie dem früheren Eigentümer, in eine leere Kammer einzuziehen. Also mußten die meisten Sachsen in ... Zigeunerbuden einziehen. Ich hatte das Glück, daß ich mit meiner Mutter und den Kindern bei meiner Tante, die nicht geflüchtet war, wohnen konnte. Sie war es auch, von der wir das erste warme Essen und meine Kinder die ersten sauberen Kleider erhielten.
Jetzt mußte jeder zuschauen, wie er sich seinen Lebensunterhalt erwarb. Jeder war froh, wenn er wenigstens bei einem Rumänen als Tagelöhner arbeiten konnte. Da bekam man ... wenigstens noch etwas zu essen. ... Auch in die Dörfer der Umgebung gingen wir als Erntearbeiter. Schwer war es, Milch für die Kinder aufzutreiben. Oft mußten wir in das 6 km entfernte rumänische Dorf Palos gehen, um einen Liter Milch zu holen. In diesen Zeiten halfen uns viele

angesehene rumänische Familien, wie z.B. der Militärkamerad meines Mannes und Sohn des langjährigen Dorfrichters. Er gab uns monatelang Milch und Arbeit und zahlte pünktlich unseren Arbeitslohn.
Trotz bitterer Not und Elend wäre das Leben in dieser Zeit zu ertragen gewesen, wenn nicht die täglichen Demütigungen von seiten des ordinären Pöbels gewesen wären. Auf offener Straße schrien sie uns die unflätigsten Reden nach, ohne daß wir uns auch nur getrauen durften, ihnen ein Wort zu erwidern.<<

Abschiebung aus Niederösterreich im Juni 1945, Rückkehr durch Ungarn von Juni bis Juli 1945, Lebensverhältnisse in Nord-Siebenbürgen bis Juni 1946
Erlebnisbericht der Lehrerin Mathilde M. aus Sankt Georgen in Nord-Siebenbürgen, Rumänien (x007/341-354): >>… Die örtlichen Behörden verweigerten uns die Lebensmittelkarten und drängten uns, in die Heimat zurückzukehren. Am 31. Mai brachen wir wieder auf. ...
Von den Russen war der Befehl ausgegangen, daß alle Flüchtlinge zu repatriieren seien. Außerdem ging das Gerücht um, König Michael von Rumänien habe in einer Rede alle Volksdeutschen und andere Flüchtlinge aus Rumänien aufgefordert, in die Heimat zurückzukehren; jedermann werde alle bürgerlichen Rechte genießen und nichts zu befürchten haben. In unserer hoffnungslosen Situation, in der wir uns befanden, war dies ein rettender Strohhalm. Trotzdem wir den Reden nicht viel Glauben schenkten, waren wir entschlossen, den Heimweg anzutreten, denn wir dachten, daß es nicht schlimmer werden konnte.
In Göpfritz wollten wir einige Tage verbringen. In ständiger Furcht vor russischen Übergriffen, hatten wir unsere Wagen zu einer Wagenburg zusammengeschoben und begannen, das Geschirr und die Wagen instandzusetzen. Die Pferde brauchten ... dringend Ruhe. ... Kaum, daß wir unser Lager aufgeschlagen hatten, kamen schon russische Soldaten und schnüffelten herum. Es sah so aus, als hätten sie es auf unsere Pferde abgesehen. ...
Um Mitternacht drangen 3 besoffene sowjetische Soldaten in unser Lager ein und versuchten mehrere Frauen und Mädchen zu vergewaltigen. Das Einschreiten unserer Männer vereitelte den Anschlag. Dabei kamen aber einige in Lebensgefahr. 2 Männern gelang es, den Russen die Waffen zu entreißen. Mit fürchterlichen Flüchen und Drohungen begannen die Russen danach, alle Wagen nach ihren Pistolen zu durchsuchen. ... Noch schlotternd vor Angst, bereiteten wir uns sofort zur Weiterfahrt vor. Hier wollten wir nicht länger bleiben.
Tagsüber treckend, nachts in unserer Wagenburg wachend, erreichten wir am 6. Juni Wien. Hier wurde von der sowjetischen Kommandantur ein großer Treck zusammengestellt, zu dem auch Flüchtlinge aus mehreren anderen nordsiebenbürgischen Gemeinden stießen. ...
Wir kamen bis zur Wiener Neustadt. Hier wurde unser Treck auf eine große Wiese gelenkt, auf der einige Baracken standen. Es war heiß, die Luft stank fürchterlich nach Verwesung, und große Fliegenschwärme umschwirrten uns. Nachdem wir abgestiegen waren und umhergingen, entdeckten wir die Ursache. Es waren Massengräber. Die Toten waren kaum mit Erde bedeckt. Hier sah noch ein Stiefel, dort ein helmbedeckter Kopf oder eine Hand heraus. Wir wandten uns schaudernd ab und trachteten danach, außer Sicht- und Reichweite der Gräber zu gelangen.
Nach einiger Zeit kamen mehrere Russen zu uns, darunter auch eine uniformierte Frau, die fließend Deutsch sprach und uns eine Rede hielt, deren Einleitung mir wegen der grotesken Formulierung in Erinnerung geblieben ist. Sie sagte: "Liebe deutsche Volksgenossen, wir heißen euch herzlich willkommen!"
Wir waren von dieser Anrede verblüfft, nicht weniger auch von dem Inhalt der weiteren Rede, die uns eröffnete, daß man uns in die Heimat geleiten, für unser Wohl sorgen und alles für uns tun werde. An uns sei es, Vertrauen zu fassen und Ordnung zu bewahren. Schließlich verkündete sie uns, man werde uns nun ärztlich untersuchen, unsere Kleider desinfizieren und uns

eine Badegelegenheit geben. Sie warnte uns, ungekochtes Wasser zu trinken, da Typhus- und Ruhrgefahr bestehe. Es seien am vorangegangenen Tag 7 Personen an Ruhr gestorben, da sollten wir doch die Zahl der ... Toten nicht noch durch Unvorsichtigkeit erhöhen.
Tatsächlich führte man uns in einen jämmerlichen Waschraum, nahm uns unsere Kleider und Wäsche ab, die jedoch in bester Ordnung und sauber waren. Als wir unsere Kleider zurückerhielten, fanden wir Läuse darin, und in der Folgezeit hatten wir Mühe damit, des Ungeziefers Herr zu werden. Viel schlimmer aber war, das man einen Teil unserer Wäsche und Sachen völlig "desinfiziert", d.h. gestohlen hatte. Alle unsere Reklamationen nutzten nichts, die entwendeten Kleidungsstücke und Gegenstände tauchten nicht mehr auf. Unser Gepäck wurde auch durchsucht, und dabei kam wohl die Hälfte weg. ...
Nachdem wir im "Büro" unsere Personalien angegeben und einen Ausweis erhalten hatten, bekamen wir ein sehr gutes und kräftiges Mittagessen. Als Reiseproviant wurde uns Zwieback, Weißbrot, Salzfleisch, Zucker und Tabak zugeteilt.
Der Aufbruch erfolgte 3 Tage nach unserer Ankunft. Kurz vorher gaben uns die Russen eine kleine Probe ihrer Hilfsbereitschaft. Sie nahmen den Schwaben die guten Pferde und Wagen ab. Auch unsere Fahrzeuge wurden auf ihre Qualität geprüft und die besseren Wagen wurden uns weggenommen. Da unsere Pferde schon zu viele Strapazen hinter sich hatten, erweckten sie nur geringes Interesse, so daß wir unseren Weg nach Umladung der Gepäckstücke ... fortsetzen konnten, während der größte Teil der Schwaben mittels Eisenbahn weitergeschafft wurde.
Da nun die Zahl unserer Fahrzeuge bis auf ein Drittel zusammengeschmolzen war, mußten wir Jüngeren zu Fuß neben den ... beladenen Wagen einhergehen. Nur alte Leute und Kinder genossen den Vorzug, fahren zu dürfen. Unablässig von unseren (sowjetischen) "Begleitern" angetrieben, marschierten wir vom Morgengrauen bis in die Nacht. Es wurden anfangs täglich bis 60 km zurückgelegt. Mit uns marschierten auch einige Rumänen, die sich in der Wiener Neustadt angeschlossen hatten und von uns verpflegt wurden. ...
In Ungarn kamen uns die Zerstörungen und die Folgen des Krieges erst richtig zu Bewußtsein. Hier drängte sich uns zum ersten Mal die Frage auf: Wie es wohl zu Hause aussehen würde. Eine große Angst beschlich uns.
(Wir bekamen) Zweifel, ob wir nicht doch hätten versuchen müssen, in Österreich bleiben zu dürfen. Wir sahen die zerstörten Ortschaften, aber viel trauriger sahen die Getreidefelder aus. Russen trieben große Rinder- und Pferdeherden darüber hinweg. Alles wurde zertrampelt, wie auf einer gewöhnlichen Viehweide. Es gab keine Ernte und der Hunger war jetzt schon groß. Die ungarische Bevölkerung war so ausgeplündert worden, daß sie mit Neid und unverhohlener Gier unsere paar Habseligkeiten ansah. Immer wieder versuchten Leute, die früher vielleicht nie fremdes Gut angetastet hätten, uns zu berauben.
Ich zerrte mein abgetriebenes Pferd hinter mir her und ging mit wunden Füßen durch Staub und Hitze, die mitunter von Regen und Schlamm abgelöst wurden. Hinter mir auf dem rumpelnden Wagen saßen 2 kleine Kinder. Dumpf vor Müdigkeit und Kummer, von Sorgen um meinen Mann, der irgendwo an der Front als Soldat gekämpft hatte, um meine irgendwo in Österreich zurückgebliebenen Eltern und um unsere Zukunft.
Nur von dem Gedanken an meine Kinder aufrechtgehalten, trottete ich dahin. Wo würden wir endlich Ruhe finden und wann? Als mein Pferd eines Tages umfiel und verendete, brachte ich kaum noch soviel Kraft auf, mein Gepäck auf andere Wagen zu verteilen. Nun mußten meine Kinder (8 und 6 1/2 Jahre alt) auch zu Fuß gehen. ... Sie trabten an meiner Hand, bald klagten sie vor Erschöpfung und ihre kleinen Füße taten weh. Als wir endlich Budapest erreichten, waren wir alle dem Zusammenbruch nahe. ...
Einige Tage Erholung am Stadtrand von Budapest ließen uns wieder zu Kräften kommen. Unser Vorrat an Lebensmitteln ... war bis auf einen kleinen Rest Mehl und Zucker verbraucht.

Wir tauschten Zucker gegen Brot, Gemüse und Obst. Unsere Gaumen waren von dem harten Zwieback schon wund, und all die Tauschwaren brachten eine willkommene Abwechslung unseres Küchenzettels. Unsere russischen Begleiter verteilten wieder Zwieback, Salzfleisch, Zucker und Tabak. Den Tabak verkauften wir. Nun planten wir den Weitermarsch. Unsere Absicht war, über Großwardein zu ziehen, aber die Russen warnten uns vor dem berüchtigten Durchgangslager. ...

Wir befolgten den Rat und nahmen den langen Umweg über Szegedin in Kauf. Ende Juni brachen wir ... auf. Unsere (sowjetischen) Begleiter waren sehr anständig, wenn auch grob. Sie schützten uns gegen die raublüsternen ungarischen Zigeuner, die uns immer wieder belästigten. Zwischen uns und den Russen entwickelte sich ein rauhes, aber freundliches Verhältnis. Wir zogen über Kecskemet ... nach Rumänien hinein.

An der Grenze empfingen uns die rumänischen Posten herzlich. Sie gaben uns die Hand und hießen uns willkommen. Auch die Zivilbevölkerung begegnete uns freundlich. Sie brachte uns Lebensmittel und Getränke und half uns an schweren Wegstellen. Schlimm war, daß der Typhus, der sich auf dem Weg durch Ungarn in unseren Treck eingeschlichen hatte, immer mehr um sich griff. Auf dem Weg durch die Pußta gab es kein Trinkwasser. Wir stillten unseren Durst, indem wir unreife Maulbeeren und Kirschen aßen, und die Hitze war oft mörderisch. Wir mußten einige Tote zurücklassen. Dann erlosch die Epidemie plötzlich. Die Genesenen konnten sich jedoch infolge ihrer Schwäche kaum weiterschleppen. ...

Am 3. Juli 1945 erreichten wir Arad. Am Stadtrand empfing uns rumänische Gendarmerie und lenkte uns ... nach Neurad, wo wir bei schwäbischen Familien, die 1944 nicht geflohen waren, einquartiert wurden. Täglich mußten wir nach Arad gehen und uns bei der Polizei melden. Die Polizisten verhielten sich uns gegenüber unfreundlich. Jeden Morgen wurden die Arbeitsfähigen unter uns zusammengetrieben und mit großen Lastwagen zur Zwangsarbeit - meist für die Russen - gefahren. Abends kehrten wir dann todmüde in unsere Unterkünfte zurück.

Anfangs hieß es, man werde uns in ein Lager bei Temeschburg schaffen, dann (hieß es) wieder, man werde uns aus dem Lande jagen oder nach Rußland deportieren. Vor (der Internierung im Lager) Temeschburg hatten wir große Angst. Gerüchte gingen um, daß die Lagerinsassen regelrecht zu Tode geprügelt würden. Die Zustände dort seien bedeutend schlimmer als in Großwardein. Schließlich beschlossen wir, unsere letzten Sachen zu opfern.

Wir boten dem Polizeichef eine Million Lei (rumänische Währungseinheit) Lösegeld an. Das Geld brachten wir durch den Verkauf unserer letzten besten Bekleidungsstücke auf. Als der Polizeichef nicht recht darauf eingehen wollte, erhöhten wir unser Angebot, um unsere aus Südmähren mitgebrachten Zuckervorräte. Zucker zählte damals zu den größten Kostbarkeiten. Die Bevölkerung erhielt trotz Lebensmittelmarken pro Kopf und Jahr kaum 100 g Zucker. Nun erhielten wir Papiere, sogenannte Kontroll- und Prüfungsscheine. Diese mußten genau ausgefüllt werden.

Endlich ... war es soweit. Die vom Polizeichef unterschriebenen Papiere wurden uns ausgehändigt, und wir durften in Richtung Heimat aufbrechen. Erleichtert und voller Hoffnung machten wir uns auf den Weg. Der Sommer hatte seinen Höhepunkt erreicht. Es herrschte glühende Hitze, die uns, die wir durch viele Entbehrungen und große Anstrengungen bis auf Haut und Knochen abgemagert waren, rasch ermüden ließ; und trotzdem gönnten wir uns kaum noch Rast, denn mit jedem Tage kamen wir unserer Heimat näher. ...

Am 14. Juli 1945, gegen Abend, sahen wir unser Dorf, unser St. Georgen. Der Ruf: "Wir sind daheim!", ging wie eine Erlösung durch unsere Kolonne. Wir weinten und lachten und es schien, als wäre wieder alles schön und gut. Unser Kalvarienweg war aber nicht zu Ende. Eine große Enttäuschung stand gleich am Anfang unserer Heimkehr. Vor dem Ortseingang erwarteten uns rumänische Bauern, mit Knütteln in den Händen blickten sie uns drohend entgegen.

Als wir näher heran waren, schrien sie: "Niemand von euch betritt das Dorf, ihr habt hier nichts mehr zu suchen!"
Wir hielten an. Die Rumänen und Zigeuner umringten uns und überhäuften uns mit Drohungen. Von den uns bekannten ortsansässigen Rumänen waren nur wenige darunter, es handelte sich vielmehr um "Kolonisten", die aus dem siebenbürgischen Erzgebirge kamen, und unsere Höfe in Besitz genommen hatten. Die Zigeuner, ehemals Tagelöhner und Knechte bei sächsischen Bauern, gebärdeten sich am wildesten. Sie brüllten, daß jeder erschlagen würde, der es wagen sollte, ins Dorf hineinzugehen.
Schließlich ... schlugen wir auf einer Wiese unser Lager auf und verbrachten, fassungslos über die neue Wendung der Dinge, die Nacht. ... Am nächsten Morgen erschien die Polizei und der Bürgermeister. Es war ein junger, gutsituierter ansässiger Rumäne, dem unsere Lage ganz offensichtlich peinlich war, aber es war ihm nicht erlaubt, unsere Unannehmlichkeiten zu beenden. Während uns die Kolonisten (Motzen; rumänischer Volksstamm aus dem siebenbürgischen Erzgebirge) und Zigeuner mit Schimpfreden überhäuften, zogen wir von der Gendarmerie begleitet in die Gemeinde ein. ... Das Maß unserer Erniedrigung war voll. Von Gendarmen eskortiert, beschimpft und immer wieder bedroht, einem Verbrecherhaufen gleich, nahm uns die Heimat, um die wir so viel gelitten, in Empfang.
Auf dem Dorfplatz mußten wir halten. Dort wurden wir ... nach unseren Personalien gefragt und unsere Ausweise geprüft. Dann gab der Feldwebel Anweisungen, uns in leere Scheunen einzuquartieren, bis er, wie er sagte, weitere Befehle erhalten würde. Während der Vernehmung wurden wir immer noch von den neuen Dorfbewohnern angegafft und geschmäht, nur die ortsansässigen Rumänen zeigten sich freundlich. Sie brachten uns Lebensmittel und trösteten uns. Auch sie lehnten das Verhalten der Kolonisten und Zigeuner ab und lagen mit diesen in Streit. Es werde schon besser werden, so versicherten sie uns. ...
5 bis 7 Familien wurden jeweils in leerstehende Scheunen dirigiert, wo wir uns, so gut es ging, einrichteten. Wir hatten ja fast nichts und wollten auch nicht viel. Mit einer Strohschütte als Lager waren wir vorerst sehr zufrieden.
In unseren Häusern hätten wir es auch nicht besser gehabt, denn die meisten Einrichtungsgegenstände waren z.T. von den Russen und zum anderen Teil von Rumänen aus der Heide verschleppt worden. Fenster und Türstöcke waren ausgebrochen, sogar Dachrinnen abgenommen und viele tausend Dachziegel gestohlen worden. Fußböden, Zäune und oft auch das Dachgebälk von Scheunen und Ställen wurden von den Motzen abgetragen und als Brennholz verbraucht. Es war für sie zu mühevoll, sich in den nahen Wäldern mit Brennmaterial zu versehen. So oder ähnlich sah es in allen Gemeinden Nordsiebenbürgens aus. Der Krieg selbst hatte hier nicht gewütet, aber um so mehr die zurückgebliebene Bevölkerung.
Nach wenigen Tagen veränderten die Kolonisten ihr gehässiges Verhalten uns gegenüber. ... Nachdem die Gendarmerie erlaubt hatte, daß wir im Dorf bleiben durften, fürchteten die Kolonisten, man würde sie wieder aus den von ihnen besetzten sächsischen Höfen hinauswerfen. ... Einige erlaubten den früheren sächsischen Eigentümern, zu ihnen zu ziehen. ...
Allmählich leerten sich die Scheunen, und schließlich wurden diejenigen Heimkehrer, die keine Aufnahme in ihren Höfen fanden, in die rumänische Staatsschule, in das sächsische Pfarrhaus und in ein großes leerstehendes Bauernhaus einquartiert. ... Währenddessen mußten wir den Kolonisten unsere Fahrzeuge zur Verfügung stellen und damit Heu einfahren. Feldarbeit gab es kaum, denn der größte Teil der Äcker war unbebaut und die Weingärten, die wertvollsten Güter unserer Bauern, waren verwildert. Auf dem Dorfplatz wurde die Weizen- und Sonnenblumenernte des vorigen Jahres gedroschen, dabei mußten wir ebenfalls helfen.
Von der Gendarmerie waren uns blaue Scheine, die uns als Deutsche legitimierten, ausgehändigt worden. Wir erhielten den Befehl, die Dorfgrenzen nicht (ohne Erlaubnis) zu überschreiten und mußten uns täglich beim Gendarmerieposten und beim Notar melden. Männer und

Frauen mußten täglich zu Fuß nach Lechnitz, 10 km hin und 10 km zurück, zur Arbeit.
Die Männer mußten Heu und Stroh zu Ballen pressen, und die Frauen mußten für die Soldaten kochen, putzen und waschen. Dafür erhielten sie nicht einmal ein Stück Brot oder Maisbrei. ... Nicht genug damit. Fast jede Nacht unternahm die Gendarmerie Kontrollen in unseren Unterkünften. ... Dabei waren sie immer grob und rücksichtslos. Die Türen wurden mit Stiefeln oder den Gewehrkolben aufgestoßen und die Schlafenden, ob alt oder jung, wurden auf die gleiche Weise geweckt.
Nach Ablauf der ersten 2 Wochen versammelte man uns zu ungewohnter Stunde vor der Gemeindekanzlei. Es fand ein förmliches Massenverhör statt. ... Am Schluß des Verhörs verkündete der Gendarm, bis zum Abend müsse jedermann seine Sachen gepackt haben. Eine Garnitur Wäsche, Mundvorrat für einige Tage und sonstige notwendige Dinge dürften mitgenommen werden, der Rest habe zurückzubleiben. Wohin man uns zu bringen beabsichtigte und zu welchem Zweck wir packen sollten, wurde nicht gesagt.
Unter unseren Leuten entstand eine große Panik. Der Gemeindesekretär wurde bestürmt, doch zu sagen, was man mit uns vorhabe; er verschwor sich, nichts zu wissen. Das bestärkte unsere Vermutung, man werde uns nach Rußland deportieren. Gelähmt vor Schrecken, begannen wir unsere Bündel zu schnüren. Hatten wir unser Schicksal nicht schon zur Neige ausgekostet? Was sollte mit uns geschehen?
Gott hatte uns verlassen, so dachten wir verzweifelt. Ich mußte diese verzweifelten Menschen immer und immer wieder zur Ruhe ermahnen und trösten. Dabei hatte ich doch selbst 2 kleine Kinder, und meine alten, kranken Eltern waren außerdem einige Tage zuvor aus dem Lager Großwardein eingetroffen. Nun sollten wir schon wieder weiter.
Allmählich beruhigten wir uns, und scheinbar gefaßt traten wir abends zur befohlenen Stunde vor der Gemeindekanzlei an. Der Sekretär verkündete, daß der Aufbruch auf den nächsten Morgen verschoben worden sei. Wir könnten deshalb heimgehen, müßten uns aber am folgenden Tag wieder pünktlich um 5 Uhr einfinden. Wir hielten es für ein gutes Zeichen und waren schon wieder voller Hoffnung. Sie haben es sich nochmals überlegt, hieß es, sie werden uns doch nicht deportieren.
Nach einer schlaflos verbrachten Nacht traten wir am nächsten Morgen wieder an. Unsere leise Hoffnung, man werde uns wieder nach Hause schicken, erfüllte sich nicht. Gendarmen erschienen und begannen sofort mit der Kontrolle unserer kleinen Bündel. Pferde und Wagen mußten zurückbleiben. Erst nach vielem Bitten und Betteln erhielten wir 2 Pferdegespanne für unsere Alten - es befanden sich einige 90jährige unter uns - und die Kranken. Nachdem wir diese armen Leute auf den Wagen gepackt hatten - sie klagten und weinten leise, hatten sie doch nur noch ... einen Wunsch, in der Heimat zu sterben, und nun sollte auch dieser Wunsch nicht erfüllt werden - trieben uns die Gendarmen zum Dorfe hinaus.
Unsere Habseligkeiten auf den Schultern, weinende und erschreckte Kinder an den Händen und Mütter, ihre Säuglinge in den Armen tragend, Alte und Gebrechliche stützend, zogen wir die staubige Landstraße entlang. Wohin? - Niemand wußte es. Und niemand wußte, ob wir jemals wieder zurückkehren würden. Diesmal nahmen wir endgültig Abschied von der Heimat; aber unsere Peiniger ließen wir es nicht merken. Auch diesmal fehlten die Kolonisten und Zigeuner nicht als Zuschauer. Höhnisch grinsten sie hinter uns her und gaben deutlich zu erkennen, wie beutegierig sie auf unsere zurückgebliebenen Sachen waren.
Unser Marsch führte uns über Lechnitz ... an den Schajo-Fluß. Die Brücke war zerstört, und die Strömung war ziemlich stark, aber hinüber mußten wir. Viele wateten durch das tiefe Wasser, andere versuchten über die Trümmer der Brücke an das andere Ufer zu kommen. Endlich waren wir in Ungersdorf. 19 km hatten wir unter glühendheißer Sonne, ... von fürchterlichen Schimpfworten und Kolbenstößen angetrieben, zurückgelegt. Wir waren am Ende unserer Kräfte. Endlich durften wir uns ausruhen.

Dann wurden wir einer Kommission, bestehend aus rumänischen Offizieren und Zivilisten, vorgeführt. ... Diese Kommissionen übten nach dem Umsturz in Rumänien ihre Tätigkeit aus und sortierten die politisch belasteten Personen heraus.
Der Leiter der Kommission, ein Hauptmann, ließ uns antreten und hielt ... eine Ansprache, in der er uns die beruhigende Erklärung abgab, daß wir nicht nach Rußland deportiert würden. Zwar müßten von nun an alle Frauen und Mädchen im Alter von 18-30 Jahren und alle Männer von 18-45 Jahren Zwangsarbeit leisten, aber diese werde in Rumänien erfolgen. Frauen mit Kindern unter einem Jahr und Schwerkranke seien davon ausgenommen. Er wolle sich auch bei der zuständigen Behörde darum bemühen, daß die Gruppe der Arbeitspflichtigen nicht zu weit von ihrem Heimatort, also in Klausenburg oder sogar in Dej, eingesetzt werden. Auch sollten wir in Briefwechsel stehen dürfen.
Uns wurde nach dieser Mitteilung leichter ums Herz, und da der Hauptmann wirklich ... mit echtem Mitgefühl zu uns gesprochen hatte, glaubten wir ihm. Nachdem unsere Namensliste vorgelesen und die Anwesenheit aller festgestellt worden war, wurden diejenigen von uns, die in die erwähnten Altersklassen fielen, nochmals aufgerufen. Es waren etwas über 50 Mädchen, Frauen und Männer. Ich war zu jenem Zeitpunkt 31 Jahre alt, also knapp über der gefährlichen Altersgrenze.
Der Abschied der auseinandergerissenen Familien war herzzerreißend. Die meisten Frauen ... hatten Kinder, die sie allein zurücklassen mußten. Die Väter waren irgendwo im Krieg geblieben. Niemand wußte, was uns die Zukunft bringen, was mit den Zwangsarbeitern und was mit den Zurückgebliebenen geschehen würde. Und schon zogen die zur Zwangsarbeit Verurteilten unter Eskorte ab. Um ihren Schmerz und ihre Verzweiflung zu verbergen und um ihre große Müdigkeit überwinden zu können, stimmten sie ein Marschlied an. Als sie unseren Blicken schon längst entschwunden waren, hörten wir noch immer ihren Gesang.
Wir erhielten den Befehl, wieder nach St. Georgen zurückzugehen. ... Als wir uns St. Georgen näherten, sahen wir dort Rauchwolken aufsteigen. Atemlos eilten wir ins Dorf, um den Brand zu löschen. 2 ehemals sächsische Höfe brannten lichterloh. Die Kolonisten standen mit verschränkten Armen in der Nähe und freuten sich sichtlich an den Flammen. Als wir mit dem Löschen beginnen wollten, stürzten sie sich auf uns und schrien, daß wir, die "Hitleristen", den Brand gelegt hätten. ...
Schließlich brachen diese grotesken Anschuldigungen in sich zusammen. Immerhin wurden viele "zur Strafe" wieder in Scheunen einquartiert. Als man uns davonführte, hatten die Kolonisten Zuversicht geschöpft, daß es mit den Sachsen nun endgültig vorbei sei. ... Sie verweigerten ihren bisherigen "Untermietern" nun endgültig den Zutritt zu ihren Höfen. Wir mußten danach bei unseren Gesprächen sehr vorsichtig sein. Schon die Äußerung, "das war einmal mein" oder "unser", war gefährlich.
Das Schlimmste war jedoch, daß unsere zurückgelassenen Sachen zum größten Teil verschwunden waren. Wir durften diese verschwundenen Sachen nicht suchen, denn wir waren vollkommen rechtlos. Auch die ortsansässigen Rumänen gaben die ihnen zur Verwahrung anvertrauten Dinge nicht mehr heraus. Unsere Armut war nicht mehr zu steigern. In der nun folgenden Zeit fristeten wir unser Leben durch Hilfsarbeiten und sonstige Dienste, für die wir mit Lebensmitteln entlohnt wurden. ...
Von den ... verschleppten Zwangsarbeitern kam nach einigen Wochen eine Nachricht. Sie befanden sich in einem Arbeitslager in Klausenburg. ... Die Verpflegung bestand dort täglich aus 400 g kaltem Maisbrei und einem halben Liter Kümmeltee. Von einem Lohn war gar keine Rede mehr. Dabei mußten sie aber schwere Arbeiten leisten, wie z.B. Stroh und Heu pressen und verladen oder Bahngleise instand setzen, die mehrheitlich zerstört ... waren. Unsere Leute begannen aus den Lagern zu flüchten, da sie hungerten. Sie flohen in die Nachbarkomitate und verdingten sich bei rumänischen Bauern, die sie vor dem Zugriff der Gendarmerie

schützten. ...
Wir Daheimgebliebenen kämpften auch schwer um unser nacktes Dasein. Der Hunger hielt Einzug. Es gab Tage, an denen wir nichts oder nur Maisbrei aßen. Auch die Rumänen hungerten, weil die Ernte 1944 verbraucht war und es 1945 praktisch keine Ernte gab. Die Felder waren ... unbestellt geblieben. Übermütig und nicht vorausschauend hatten die Rumänen und Zigeuner einen Teil der Vorjahresernte zu Schnaps gebrannt. ... Zu diesen Sorgen kam noch die Furcht vor dem herannahenden Winter. Wenn man uns keine anderen Unterkünfte gab, mußten wir in den zugigen Scheunen erfrieren. Immer wieder wurden wir in der Gemeindekanzlei und bei der Gendarmerie vorstellig.
Endlich stellte man uns leerstehende Häuser. ... Die zertrümmerten Fenster mauerten wir zu, um uns vor Wind und Wetter zu schützen. Türen wurden behelfsmäßig aus alten Brettern zusammengenagelt. ... Anfangs hatten wir weder Lampen noch Petroleum. Später beschafften uns Rumänen ... Lampen und kleine, alte Küchenherde. Bis dahin hatten wir wie fahrende Zigeuner ... unser kärgliches Essen in Erdlöchern gekocht.
Ein großes Glück war eine alte 30 l große Fettbüchse. Sie diente uns allen als Waschtopf. Ohne sie wären wir wohl elend verlaust und vor Schmutz und Krätze umgekommen. Wir waren peinlichst darauf bedacht, ja keine Infektionskrankheiten aufkommen zu lassen. ... Der im Winter 1946 eingesetzte Kreisarzt wunderte sich immer über die peinliche Sauberkeit in unseren Unterkünften. ...
Viele unserer Leute, auch Kinder, hatten an der Bahnstrecke ... gearbeitet. Mit dem verdienten Geld kauften wir die Weiden, die am Bahndamm entlang abgehackt wurden. ... Außerdem hatten wir auch aus den Wäldern Holz herangetragen. Damit waren wir für den Winter versehen. ...
Wir Frauen übernahmen von den Rumänen aus der Heide verschiedene Aufträge. Wir spannen Wolle und verstrickten sie zu Westen und Strümpfen. Aus dem groben Hanfgewebe stickten und nähten wir Hemden. Der Lohn bestand aus Lebensmitteln und selten etwas Geld. Eine Handvoll Mehl oder gar ein Eßlöffel Fett oder ein winziges Stückchen Speck besaßen Goldwert. Wir mußten Tag und Nacht arbeiten, um uns und unsere Kinder einigermaßen ernähren zu können.
Zu allen ... körperlichen und seelischen Leiden kamen die Verfolgungen, denen wir als Deutsche ausgesetzt waren. Immer wieder hob die Gendarmerie Männer und Frauen aus, wobei keine Altersbegrenzungen gemacht wurden, und schafften sie zur Zwangsarbeit.
78jährige Männer mußten im strengsten Winter mit Viehtransporten unter schwersten Bedingungen in verschiedene Gebiete Altrumäniens und sogar bis Konstanza am Schwarzen Meer, immer von der Furcht gequält, nach Rußland verschleppt zu werden. Das Grausame war, daß die Aushebungen fast nur nachts erfolgten. Wir schliefen keine Nacht in Ruhe. Wenn unsere Augen vor Übermüdung zufielen, horchten unsere Ohren dennoch weiter auf vorbeigehende Schritte und auf die gefürchteten Kolbenschläge an der Tür. ...
Im Frühjahr 1946 verdingten sich viele unserer Leute als Tagelöhner bei Rumänen auf der Heide. Andere arbeiteten bei den Kolonisten. Diese kamen mit der Bestellung des Feldes und den vielen Weingärten, die sie sich angeeignet hatten, nicht zurecht. Sie boten den ehemaligen Besitzern die Hälfte der Ernte an, wenn sie die anfallenden Arbeiten ... übernehmen wollten. Unsere Leute griffen gern zu. Sie waren in der Hoffnung, auf diese Art ihren verwahrlosten Besitz in Ordnung zu bringen, denn laut Versprechungen sollten sie ihn bald zurückerhalten. Aber da trat die KP auf und verbot jede Teilung.
Die Sachsen müßten, so hieß es, Knechte bleiben, und man dürfe ihnen nicht mehr Gelegenheit geben, ihr altes "Herrenregime" wieder an sich zu reißen. Viele von uns wurden auf rumänische Gemeinden unseres Kreises verteilt. Es durften höchstens 4 Familien in ein Dorf. Die Behörden versuchten auf diese Art, die Sachsen zu assimilieren, auch fürchteten sie, daß

wir 450 Personen eines Tages gegen die ständigen Mißhandlungen aufbegehren könnten.
Als das Frühjahr kam, verschlechterte sich die Lebensmittellage noch mehr. Die alten Leute begannen, betteln zu gehen. Später machten sich auch jüngere Männer und Frauen auf und wanderten in die Gegend von Mediasch, Schäßburg und Hermannstadt, um dort ... vielleicht Arbeit in den Weinbergen und auf den Feldern zu finden.
Die sächsische Bevölkerung dieser Gegenden war aber auch bis auf 1 oder 2 Joch (älteres Feldmaß) ihres Grundbesitzes enteignet worden. Viele durften in den eigenen Häusern nur noch höchstens 2 Räume bewohnen. Die übrigen Räume, Ställe und Höfe hatten sich Rumänen und Zigeuner angeeignet und waren besonders stolz auf ihren neuen Besitz.
Die öffentliche Verwaltung der Gemeinden und Städte lag auch hier in den Händen von Rumänen und Zigeunern. Viele der neuen Bürgermeister und Präfekten (Landräte) waren Analphabeten. In Schäßburg z.B. war der ehemalige Abortfeger ("Nachtkönig") Bürgermeister geworden. - Die Sachsen waren mit ihren Lebensmittelvorräten sehr sparsam gewesen, von diesen spendeten sie uns oft Lebensmittel.
Ich selber ging in der Osterwoche 1946 mit ... einigen anderen Frauen in der Umgebung von Hermannstadt und Mediasch von Haus zu Haus betteln. Ich tat es nicht gerne, aber ohne mich trauten sich die anderen Frauen nicht. ... Mir war es besonders unangenehm, weil ... die meisten Pfarrer dieser Gegend mich und meine Familie kannten; und ohne Erlaubnis des Gemeindepfarrers wollte ich nicht sammeln gehen.
Im Pfarrhaus zu Mediasch erlebte ich wohl die größte Demütigung meines Lebens. Der dortige Standortpfarrer war mein ehemaliger Professor. Er rügte mich mit furchtbaren Worten, sprach mich mit Du an und stellte unsere ganze Situation so hin, als ob wir nicht arbeiten wollten. Meine Entgegnungen auf alle Beleidigungen ... blieben mir im Halse stecken. Der Stadtpfarrer erkannte unsere Lage nicht und wollte uns nicht verstehen. Seine Schwägerin, eine Schulfreundin von mir, rettete mich aus dieser schrecklich peinlichen Lage. Meine Begleiterinnen und ich verließen so rasch wie möglich das Pfarrhaus und versuchten, auf dem kürzesten Weg nach Sankt Georgen zu kommen.
Zu Hause angekommen, verteilten wir die mitgebrachten Spenden. Für einige Zeit war die allerärgste Not wieder behoben. Einige Zeit später stellten sich unsere Kinder mit kleinen Säckchen an die Tür der Dorfmühle und bekamen oft von den Rumänen aus der Heide, die hier ihren Mais mahlen ließen, etwas Mehl. Die meisten unserer Leute sparten verzweifelt, um sich für den Winter ein kleines Schwein und fürs nächste Frühjahr eine Glucke mit Eiern zum Brüten beschaffen zu können. Den Familien mit arbeitsfähigen Kindern und Alten gelang dies auch.
Unsere Kinder wuchsen auf, wir mußten daran denken, sie zu unterrichten. Der rumänische Lehrer, ein deutschfreundlich gesinnter Mann, ... nahm die Kinder in die Schule auf. Unsere ehemalige Schule war zur rumänischen Staatsschule gemacht worden. Bald verlausten sie, trotzdem der Lehrer sie gesondert von den ... Kindern der Zigeuner und Kolonisten setzte. Sie steckten sich dort sogar mit Krätze an. Daraufhin behielten wir die Kinder daheim. Jede Mutter bemühte sich, ihnen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. In die Schule gingen sie nur, wenn Inspektion angesagt war, denn sie konnten immer noch mehr als die anderen Schüler, die den Lehrer vor dem Inspektor nur blamiert hätten.
Ich selbst durfte nicht Schule halten, außerdem wäre es mir zeitlich kaum möglich gewesen, mußte ich doch genau wie alle anderen das tägliche Brot für meine Familie verdienen. Wenn wir spannen und strickten, sangen wir den Kindern deutsche Lieder vor und übten sie ein.
Um die heranwachsende Jugend kümmerte ich mich so gut es ging; besonders um unsere Mädchen, die von den noch ledigen rumänischen Pfarrern, Lehrern und anderen Beamten stark umworben wurden. Rumänische Bauernburschen hielten sich zurück. Trotzdem wir arm wie Kirchenmäuse waren, erkannten sie doch den Standesunterschied und waren sich bewußt,

daß ein sächsisches Mädchen keinen Rumänen heiraten würde. Junge sächsische Männer gab es nur sehr wenige. Die meisten waren als Soldaten irgendwo in Deutschland oder in Gefangenschaft geblieben. Viele waren in Rußland und Frankreich gefallen.
Kirchen besaßen wir auch keine mehr. Unsere alte Kirche, eine der ehrwürdigsten Siebenbürgens, verfiel. Man verbot uns, darin Gottesdienst abzuhalten oder die Schäden des Gebäudes, soweit es unsere bescheidenen Kräfte zuließen, zu beheben. Von den Tasten der Orgel hatte man alles Elfenbein weggebrochen und viele Orgelpfeifen herausgenommen. Der Altar war von ... Unrat besudelt. Nicht einmal diesen durften wir reinigen. Unser Ortspfarrer war in Österreich geblieben. Einen anderen Pfarrer bekamen wir auch nicht, denn noch war jeder Verkehr nach Bistritz stillgelegt, und selbst dorthin war noch kein Geistlicher zurückgekehrt. ...
Vom griechisch-katholischen Ortspfarrer wurden wir oft zum Gottesdienst eingeladen. Wir folgten diesen Einladungen nicht, denn die Art des Gottesdienstes war uns fremd, und außerdem hatten die Rumänen ihre schöne kleine Kirche aufgegeben und hielten in unserem ehemaligen Kulturhaus Kirche, politische Kundgebungen und auch Tanzvergnügen ab. Unter diesen Zuständen litt wohl unsere Jugend am meisten, denn sie war an regelmäßigen Kirchgang gewöhnt. ... Alles war so hoffnungslos und niederdrückend.
Der Pöbel hatte sogar den Friedhof geschändet. Alle Grabsteine waren umgeworfen und die Totenkränze, die in der Friedhofskapelle aufgehängt waren, hatte man zerrissen und z.T. verschleppt. Von den Sitzbänken der Kapelle war keine Spur mehr zu finden, Teile der Wände und des Daches waren herausgebrochen worden. Sobald wir die Grabsteine aufstellten, wurden sie über Nacht wieder umgeworfen.
Es hieß immer wieder, daß wir in allernächster Zeit die rumänische Staatsbürgerschaft und somit alle Rechte und einen Teil unseres Vermögens zurückerhalten würden. Zu diesem Zweck hatte schon jeder 5.000 Lei eingezahlt.
Völlig besitzlos, entrechtet und stündlich in unserer Freiheit bedroht, lebten wir dahin. Immer mehr Personen wurden zur Zwangsarbeit verschleppt und kehrten jeweils erst nach Monaten zurück. Oft mußte ich nachts allein in die Gemeindekanzlei und sollte über Frauen, die aus den Arbeitslagern entflohen waren und sich bei Rumänen in der Heide aufhielten, Auskunft geben. Selbstverständlich wußte ich nie etwas. Das fiel auf, so daß auch ich mit Verschleppung bedroht wurde. Damit hatte ich schon lange gerechnet. Nun entschloß ich mich endgültig, Rumänien zu verlassen.
Ich fuhr nach Schäßburg, wo ich Bekannte besaß. Hier arbeitete ich 4 Monate als Schusterin, sparte eine schöne Summe Geld zusammen und versuchte von hier aus, alles für eine Flucht nach Deutschland vorzubereiten. Ich beschaffte mir einen Schein, der mich als Reichsdeutsche auswies und aus dem hervorging, daß ich während des Krieges als Dolmetscherin bei der Wehrmacht tätig war. ... Meine beiden Kinder waren als Töchter meiner angeblich im Lager verstorbenen Schwester angegeben. Dieser Schein bot mir die Möglichkeit, nach Deutschland "repatriiert" zu werden.
Nachdem ich meine Kinder, die mit meinen Eltern ... nach Michelsdorf umgezogen waren, abgeholt hatte, verließ ich im Oktober 1946 Rumänien. …<<

Abschiebung von geflüchteten Rumänien-Deutschen aus Österreich im Mai 1945, Lebensverhältnisse im Banat

Erlebnisbericht des R. G. aus dem Banat, Rumänien (x007/355-359): >>Am 12. Mai 1945 wurde der Markt (in) Prägarten überraschend von russischen Truppen besetzt. Schreiend und schießend jagten sie durch die Straßen. Die Bevölkerung versteckte sich in den Häusern, die Kaufläden schlossen, und die Angst begann, alles zu lähmen. Während die Männer von den Russen Tag für Tag zur Arbeit abgeholt wurden, war keine Frau und kein Mädchen sicher.

Tag und Nacht fanden Hausdurchsuchungen statt, die Türen durften nicht verschlossen sein. Unser Zimmer, in dem meine Eltern und meine Familie wohnten, wurde durchschnittlich einmal am Tag durchstöbert. Das Leben wurde zur Qual. ...
Am 20. Mai 1945 erhielten wir, auf Grund einer von der Besatzungsmacht erlassenen Verordnung, die gemeideamtliche Aufforderung zugestellt, in unsere Heimat zurückzukehren. Gleichzeitig wurde uns mitgeteilt, daß man uns ab sofort keine Lebensmittelkarten mehr geben würde. ...
Am 27. Mai 1945 versammelten sich die Flüchtlinge mit ihren Fuhrwerken auf dem Marktplatz. ... Jede Familie erhielt von der Marktgemeinde Prägarten eine polizeiliche Abmeldung. Der russische Ortskommandant beantwortete unsere Frage nach Reisepapieren mit den Worten: "Reisepaß - nix brauchen. Fahren! Hier bis Wladiwostok - alles Rußland!" Noch am gleichen Tag fuhren wir los. ...
Am 30. Mai setzten wir bei Ybbs über die Donau. Wagen um Wagen wurde von russischen Soldaten durchsucht. Ein Rotarmist wollte mir die Geige nehmen, griff aber dann doch lieber nach meinen Stiefeln. Jeder Russe ließ irgend etwas mitgehen.
In Ybbs wurden wir einige Tage aufgehalten und mußten den Russen helfen, ... Pferdeställe zu bauen. Unsere Wagen standen auf einem freien Platz neben der Landstraße. Tag für Tag kamen Soldaten der Roten Armee, führten unsere guterhaltenen Pferde mit sich fort und ließen uns dafür ihre schwachen Gäule zurück. Sie belästigten dabei Frauen, begannen Zank und Streit und machten uns den unfreiwilligen Aufenthalt zur Hölle. Bei einer solchen Gelegenheit wurde der schwerkriegsversehrte und beinamputierte M. ... als "Faschist" ... beschimpft und so lange geprügelt, bis er zusammenbrach. ...
Am 3. Juni 1945 konnten wir endlich weiterfahren. Es ging über St. Pölten, Wilhelmsburg ... zur Wiener Neustadt. Vor jeder größeren Ortschaft mußte die Kolonne halten. Der Kolonnenführer Georg W., der gut russisch sprach, hatte sich beim russischen Kommandanten zu melden und bekam von diesem den weiteren Marschbefehl. Dies wiederholte sich während eines Tages mehrmals. ...
Am 7. Juni 1945 erreichten wir die Wiener Neustadt. Hier traf unsere kleine Wagenkolonne auf viele Flüchtlingswagen aus dem Banat und Siebenbürgen. Noch am gleichen Tag konnten wir warm baden und wurden registriert. Selbstverständlich wurden auch wieder die Wagen durchsucht. Nur um Futter für die Pferde und Lebensmittel für die Menschen kümmerte sich niemand.
Am 8. Juni verließ die nun 150 Wagen zählende Kolonne die Wiener Neustadt. Es goß aus allen Wolken. Ein russischer Offizier und 2 russische Soldaten leiteten den Transport. Es herrschte Ordnung und Disziplin. Die Russen gaben das Tempo an, bestimmten die Rastzeiten und die Nachtlager. Abend für Abend verließen wir die Landstraße und (übernachteten) ... außerhalb von geschlossenen Ortschaften. ... Diese Vorsichtsmaßnahmen wurden getroffen, weil vor uns bereits einige Transporte ... ausgeplündert worden waren.
Auf Befehl des russischen Offiziers mußten nachts einige Männer Wache stehen. Niemand durfte ohne sein Wissen das Lager betreten. Kamen vorbeiziehende russische Soldaten, mußte er sofort geweckt werden.
Schwierig war während des ganzen Transportes - wir waren mehr als 5 Wochen unterwegs - das Beschaffen des nötigen Futters für die Pferde. Aber links und rechts lagen Felder und Wiesen. Wir holten uns dort, was wir unbedingt brauchten. Oft hatten wir aber auch Pech. An einem späten Abend waren z.B. 40-50 Männer auf Heusuche. Wir waren ungefähr 5-6 km durch Sumpf und Moor gewatet und hatten jeder ein Bündel halbverfaultes und verschimmeltes Heu ergattert. Kurz vor dem Nachtlager hielten einige ungarische Bauern mit ihren Wagen. Wir sollten das Heu darauf laden. Einige taten es. Die meisten aber warfen es in den nahen Fluß. Es war nicht das erste und letzte Mal, daß unsere braven Pferde nichts zu

fressen hatten.
Am schrecklichsten jedoch wurde die Wassernot empfunden. Das Wasser der Pußta-Brunnen (in Ungarn) wollte und wollte nicht reichen. Es waren aber auch 300 Pferde und 700-800 Menschen zu versorgen. Im Nu war so ein Brunnen ausgeschöpft.
Am 24. Juni 1945 übergab uns die russische Begleitmannschaft der rumänischen Polizei. Diese wies uns Quartiere an. Nach 5 Wochen konnten wir wieder in Häusern übernachten und in Betten schlafen. Die Russen hatten den Transport klaglos geleitet. Daß wir unterwegs 2 Frauen begraben mußten, daran trug unsere Begleitmannschaft keine Schuld, ebenso nicht, daß es nie Verpflegung und keinerlei Betreuung gab.
Am 3. Juli 1945 erhielten wir unsere Papiere und konnten die Heimreise antreten. ... Ich blieb mit meiner Familie bei meinen Schwiegereltern in der Stadt Temesvar.
Meine Eltern fuhren heim nach Groß-Schamm, 70 km südlich von Temesvar. Sie durften aber nicht mehr in ihr Haus und mußten sich irgendwo eine Bleibe suchen. Den Wagen und die beiden Pferde nahm man ihnen nach ein paar Tagen ohne Begründung weg. Nachdem sie schon Haus und Hof, 2 Joch Weingarten und 36 Joch Felder verloren hatten – all dieses war ihnen während ihrer Abwesenheit auf Grund eines neu erlassenen Agrarreformgesetzes enteignet worden -, büßten sie damit auch noch den letzten nennenswerten Besitz ein.
Zudem blieb die allzeit gehegte schwache Hoffnung, meinen 16jährigen Bruder, der während der Flucht 1944 verschwunden war, daheim vorzufinden, unerfüllt. Er war und blieb verschollen.
In Rumänien bestand für alle Deutschen Arbeitspflicht: für Männer bis zum 45., für Frauen vom 18. bis zum 30. Lebensjahr. Den Einsatz leitete die Polizei und Gendarmerie. Diese bewachte die Menschen, sorgte für Unterkunft und Verpflegung. Für Kleidung, Wäsche und Schuhe aber mußte jeder selbst aufkommen. Bezahlt wurde für die geleistete Arbeit nichts. Es handelte sich also um richtige Zwangsarbeitslager. ... Kein Mensch fragte danach, wie und von was die vielen alten und enteigneten Leute leben sollten.
Ich mußte mich mit meiner Familie bei der rumänischen Sicherheitspolizei (Siguranta) melden. Man nahm mir ... dort meine Papiere ab und erklärte mich für festgenommen. Auf meine Frage, was mit unserem 5jährigen Sohn und unserer 2jährigen Tochter geschähe, antwortete man mir, daß diese in eine staatliche Erziehungsanstalt kämen, falls die Großeltern sie nicht aufnehmen würden. ...
Obzwar ich beweisen konnte, nur im rumänischen und nie im deutschen Heer gedient zu haben, konnte ich keine Freilassung erwirken. ... Von den menschlich denkenden rumänischen Polizisten, die den Transport zu begleiten hatten, erfuhren wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß wir in das Internierungslager für politische Häftlinge nach Slobozia an der Jalomita (Baragan) gebracht würden. Wir waren etwa 20 deutsche Männer und Frauen und auch 15- bis 18jährige Mädchen und Jungen. Unser Viehwagen wurde an den Personenzug Temesvar – Bukarest angehängt.
Am 18. Juli 1945 betraten wir das Internierungslager. Über 1.000 Menschen waren hier untergebracht, zumeist Rumänen, Mitglieder der "Eisernen Garde", Minister, Präfekten des Antonescu-Regimes, Schriftsteller und Studenten. Die Deutschen, etwa 120 Mann, rekrutierten sich aus folgenden Schichten: 2 Ärzte, 3 Volksschullehrer, Kaufleute und Handwerker. Aber auch Bauern und Industriearbeiter waren vertreten.
Die Unterkünfte bestanden aus ehemaligen Getreidespeichern. Bis zu 100 Mann waren in einem riesigen Saal untergebracht. Jedem Mann stand ein Strohsack zur Verfügung, der auf den Betonfußboden gelegt werden mußte. Sitzgelegenheiten und Tische fehlten. Die Frauen hausten in ... Baracken, die sehr brüchig und verwanzt waren. Ein aktiver rumänischer Hauptmann ... war Lagerkommandant und unterstand direkt dem Innenministerium. 2 Offiziere der Reserve standen ihm zur Seite. Stacheldrahtzäune und zahlreiche Militärwachtposten

schlossen uns von der übrigen Welt ab.
Morgens und abends war Appell. Innerhalb des Lagerbereichs konnte man sich frei bewegen, lesen, schreiben und tun und lassen, was man wollte (Zeitungen, Post, Pakete kamen in das Lager). Hier und da sprach auch der Lagerkommandant zur gesamten Belegschaft. Dies waren übrigens die einzigen Gelegenheiten, meine Frau sprechen zu können. An einem solchen Abend hielt der Lagerkommandant eine seiner vielbelachten politischen Schulungen. Er sprach über die Vorzüge der Volksdemokratie und führte folgende Beweissätze merkwürdiger Logik an: "Solange Rumänien nicht kommunistisch gewesen war, hatte ich kein eigenes Haus. Jetzt, wo die Volksdemokratie herrscht, besitze ich ein Haus." Er schloß mit den Worten: "Seht, wie gut der Kommunismus ist!".
Offiziere und Soldaten behandelten uns gut und waren stets höflich. Die Verpflegung bestand aus 1/3 kg Brot pro Tag, das in der Früh mit einer Kelle ... Kaffee ausgegeben wurde. Mittags und abends gab es regelmäßig, Tag für Tag, ohne Fett zubereitete Bohnensuppe, die oft nicht einmal gesalzen war.<<

Rückkehr von geflüchteten Rumänien-Deutschen im Juli 1945, Lebensverhältnisse im Banat von 1945 bis 1948

Erlebnisbericht des Anton S. aus Deutsch Tschanad im Banat, Rumänien (x007/362-364):
>>Im Juli trafen wir in Arad ein. Die rumänischen Grenzbeamten ließen uns aussteigen und lieferten uns in der Stadtmitte in der ehemaligen Schule ab. In diesem Lager befanden sich ausnahmslos Deutsche aus dem Banat und aus Siebenbürgen. Es hieß, hier müßten wir ... bleiben, bis man uns die Entlassungspapiere aushändigen würde.
Am ... 10. Juli 1945 ... trafen wir in Tschanad ein. Am Bahnhof warteten viele zu Hause gebliebene Landsleute auf die Züge, in der Hoffnung, daß auch ihre ... Angehörigen kommen würden oder um zumindest eine Nachricht von ihnen zu erhalten. Hier erfuhren wir, daß sich in unserem Hause, welches etwa 30 Meter vom Bahnhof entfernt stand, eine rumänische Familie niedergelassen hatte, die 1944 vor den Sowjets aus Altrumänien hierher geflüchtet war. Unsere Nachbarin Magdalena P. ... erklärte sich bereit, uns aufzunehmen. Wir zogen dann bei ihr ein. Der Rumäne nutzte unser Haus als behelfsmäßige Übernachtungsstätte. Er bot auch uns eine Übernachtungsmöglichkeit in unserem eigenen Haus an.
Das Gemeindeamt war von Rumänen besetzt. Lediglich der Gemeindepfarrer Josef P. war ... noch im Amt. Er predigte zwar selten, jedoch in deutscher Sprache. ... Aus der Sowjetunion traf die erste Post der Deportierten ein. Die zu Hause gebliebenen deutschen Geschäftsleute besaßen ihre Geschäfte noch. Die Häuser der Evakuierten waren teilweise von den Rumänen belegt oder standen leer. Die leerstehenden Häuser waren allerdings völlig ausgeplündert. ... Der deutsche Ackerboden war im Gegensatz zum rumänischen wenig bebaut. Auf vielen Feldern lag noch der Mais aus dem vergangenen Jahr.
Meine Mutter mußte für uns 3 Buben sorgen. Sie kaufte in der Ortschaft Obst, Gemüse, Eier, Käse usw. ein und verkaufte diese Lebensmittel auf dem Markt in Temeschburg weiter. Durch diesen Handel fristeten wir unser Leben. Manchmal fuhr ich auch in die Stadt, um der Mutter zu helfen.
Im Herbst gingen wir Kinder zur Schule. ... Unsere Klasse zählte 32 Schüler, davon waren 3/4 Deutsche, der Rest Rumänen. Unser Lehrer war ein Rumäne. Der Unterricht wurde in rumänischer Sprache abgehalten. In der Woche hatten wir 3 Stunden Unterricht in deutscher Sprache. ... Im Schuljahr 1945/46 gab es keinen Religionsunterricht.
In der zweiten Hälfte des Jahres 1948 wurden Handwerksgenossenschaften ins Leben gerufen. In Grabatz gab es die Genossenschaften der Schuhmacher, der Schmiede, der Schneider und der Friseure. Die Tischler arbeiteten bei Firmen, die ebenfalls unter staatlicher Aufsicht standen. Auch die Kaufleute taten sich zu Genossenschaften zusammen.

Die Gründer der Genossenschaften waren meistens schlechte Meister ihres Faches. Die Genossenschaften erhielten große Steuerbegünstigungen, während die privaten Handwerker dagegen mit verhältnismäßig hohen Steuern belegt wurden. ...<<

Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen von 1946 bis 1947

Erlebnisbericht des S. R. aus Hermannstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/286-287):

>>Die Enteignung erfolgte durch die schon früher gebildeten Ortskomitees. Diese begaben sich auf die Gemeindemarkung und maßen laienhaft Parzellen von 3 bis 4 Joch (1 sog. Katasterjoch betrug in Siebenbürgen 0,5755 ha) für die neuen Besitzer aus.

Von den Beteiligten erhielt keiner mehr als 5 Joch, d.h. es wurden schon damals systematisch kümmerliche Zwergwirtschaften geschaffen, die zumeist nicht lebensfähig waren. Es zeigte sich später, daß mangels fachlicher Vorbereitung und entsprechenden Fleißes eines großen Teils der "Kolonisten" nichts anderes geschehen war, als die Schaffung eines Landproletariats, mit dem das Regime später die Kollektivierung der Landwirtschaft ... herbeiführen wollte. Als Bodenanwärter wurden zumeist Hirten, Handwerker und Tagelöhner und nur zum Teil Kleinbauern berücksichtigt.

In einigen Dörfern wurden die Anspruchsberechtigten nur aus dem betreffenden Dorf und den Nachbargemeinden ausgelesen, in anderen Orten wurden auch Flüchtlinge aus Bessarabien, der Moldau usw. berücksichtigt. Vielfach erhielten kommunistische Aktivisten Boden, ohne von Landwirtschaft und bäuerlicher Arbeit eine Ahnung zu haben. - Die Ortskomitees gingen in der Richtung des geringsten Widerstandes vor und quartierten zunächst alle alleinstehenden Frauen aus. Diese wurden dann in leeren Zigeunerhütten oder auf verfallenen ... Höfen in Massen zusammengedrängt. Die gebildeten rumänischen Bauern beteiligten sich im allgemeinen nicht an diesen Raubzügen. Sie meinten, der Raub werde den neuen Besitzern kein Glück bringen.

... Im Frühjahr wurden den Bauern der Hermannstädter Gegend auch die letzten Stücke Großvieh weggenommen. Gelegentlich ... konnte ich aus einer Dachluke beobachten, wie eine Schar von etwa 30 jungen Rumänen, zumeist Kommunisten, darunter war allerdings auch der rumänische Lehrer V., mit Triumphgeheul ... die letzte Kuh wegführten. Gleich darauf starteten sie weitere Aktionen, in der sie alle Schweine aus volksdeutschem Besitz entwendeten, deren sie habhaft werden konnten.

Fast niemand besaß mehr etwas, und es waren alle Reserven aufgebraucht. Im Sommer 1946 hörte ich, daß sächsische Bauersfrauen auch vom Ährensammeln auf den abgeernteten Feldern vertrieben wurden. Die Altbesitzer der Höfe fristeten ihr Leben durch Gelegenheitsarbeit bei den neuen Besitzern, die in vielen Fällen froh waren, "technische Berater" zu Hilfe ziehen zu können. Dabei ergaben sich tragische und komische Situationen, wenn sich z.B. der neue Besitzer eines Hofes mit den Worten an den früheren Besitzer wandte: "Na Herr, was arbeiten wir heute?"

Die Wohnverhältnisse der sächsischen Bauern waren uneinheitlich. Manche wurden vollends aus ihrem alten Besitz vertrieben, andere wohnten gemeinsam mit dem Neusiedler auf dem Hof. Das war zumeist dann der Fall, wenn es sich um Höfe mit 2 Wohnhäusern handelte.

Im Frühjahr 1947 erzählte ein deutscher Bauer aus Nord-Siebenbürgen, der in die Hermannstädter Gegend betteln kam, daß in Lechnitz oder Tekendorf die neuen Besitzer des volksdeutschen Bodens eine Versammlung abgehalten hätten, auf der gefordert wurde, man möge den Sachsen die Grundstücke zurückgeben, denn sie hätten früher in ihrer alten Heimat besser gelebt als heute.

Es stellte sich nämlich dort wie auch in Süd-Siebenbürgen heraus, daß die zugeteilten Zwergwirtschaften absolut nicht lebensfähig waren, weil sie zumeist nicht die Mindestgröße von 5 Joch hatten, die für die Existenz einer bürgerlichen Familie in unserer Heimat notwendig war.

Zu der Unzulänglichkeit der Leistungen des neuen Besitzers kam der Umstand, daß von den Ernteerträgen ein großer Teil an den Staat abgeliefert werden mußte.
Im Sommer 1947 konnte ich noch persönlich feststellen, daß die ersten harten Maßnahmen gegen die neuen Kolonisten ergriffen wurden, indem ihnen zum Zwecke genossenschaftlicher Bewirtschaftung der Grund wieder weggenommen wurde. Gleichzeitig verstärkte man die Propaganda für die Gründung von Kolchosen, wobei dieser Ausdruck allerdings stets vermieden und nur von landwirtschaftlichen Genossenschaften gesprochen wurde.
Die Versuche des einen oder anderen Kommunisten deutscher Volkszugehörigkeit (von denen gab es etwa 5-10), Erleichterungen - im Sinne der Gleichberechtigung - für ihre Volksgenossen zu erreichen, scheiterten überall. Ich hatte Gelegenheit, mit dem Sozialdemokraten Rudolf M. in Hermannstadt zu sprechen. Er war seit vielen Jahren als gemäßigter Sozialist Arbeitervertreter in den volksdeutschen Körperschaften gewesen. Nach dem ersten Weltkrieg war er Kommandant eines internationalen Bataillons in Sowjetrußland gewesen, wohin er als Kriegsgefangener geraten war.
Auf diese Vergangenheit gestützt, versuchte er nun, eine antifaschistische demokratische Organisation der Siebenbürger Sachsen aufzustellen. Sie hielt in den Jahren 1945 und 1946 auch wiederholt Versammlungen ab und stellte eine durchaus bürgerliche, kommunistisch getarnte Gemeinschaft dar. Im Dezember 1946 wurde sie aufgelöst. Die Kinder des Sozialisten M. waren ebenso nach Rußland deportiert worden wie die Kinder der anderen Volksdeutschen. In den Dörfern gelang es noch weniger als in den Städten, die Tatsache zu verheimlichen, daß unsere Bauern ... dem Kommunismus feindlich gesinnt waren.<<

Lebensverhältnisse in Süd-Siebenbürgen von 1946 bis 1948

Erlebnisbericht der H. N. aus Kronstadt in Süd-Siebenbürgen, Rumänien (x007/298-303):

>>Im Sommer 1947 war eine "Geldstabilisierung" in der die Sachsen viel einbüßten. Die "Schwedenhilfe" des Gustav-Adolf-Vereins kam leider einige Tage zu spät zur Verteilung. Unsere Landeskirche hätte sie sofort nach dem Empfang verteilen müssen. So standen wir am Tage vor der Geldumwechslung mit 20 und mehr Millionen Lei in der Hand, konnten nichts mehr kaufen, und richtig umgetauscht wurden jedem nur 3 Millionen Lei, abgeben mußten wir aber alles.
Gleich nach der Geldentwertung wurden alle aufgefordert, ihre Goldmünzen abzuliefern. Wer hatte die meisten Goldmünzen? Hauptsächlich die Sachsen (die Deutschen), denn sie waren die Fabrikanten, Großkaufleute etc. In Siebenbürgen war z.B. die gesamte Industrie in deutschen Händen. Ebenso mußte der gesamte Schmuck angegeben und zur Abstempelung getragen werden. Schmuckstücke, die mehr als ein bestimmtes Gewicht hatten, sollten später wahrscheinlich weggenommen werden.
Ich war damals krank und hatte bis zum vorletzten Tag gezögert. Aus einer langen Uhrkette, einem Erbstück meiner Mutter, hatte ich 4 Armbandketten machen lassen, damit keine Kette so schwer war, um angemeldet werden zu müssen. Deutsche, bei denen man Gold vermutete, entgingen einer gründlichen Hausdurchsuchung nicht. Man hatte gründliche Aushebungen bei den Russen gelernt. Man klopfte sogar die Wände und Fußböden ab, schloß Schreibtische auf, erbrach Geheimfächer und scheute vor nichts zurück. ...
Im Herbst 1947 wurde die Nationalisierung durchgeführt. ... Unsere großen, schönen Dörfer im Burzenland ... waren sehr reich. Einst vom deutschen Ritterorden besiedelt, waren diese Bauern im Sachsenland mit allem voran (und sehr fortschrittlich). Sie arbeiteten längst mit Maschinen auf den Feldern und holten sich zur Zucht Rassevieh aus dem Ausland. Aus dem Burzenland wurden Tausende von Mastochsen und Schweinen ins Ausland verkauft.
Nun wurden ihnen ihre schönen Höfe - manche waren fast kleine Rittergüter - genommen und Rumänen und Zigeuner aus dem Bodzaer Gebirge hineingesetzt. Die Bauern mußten zum Teil

in die Häuser der Zigeuner oder Rumänen an der Peripherie (Randgebiet) der Gemeinde ziehen oder wurden von diesen "neuen Herren", denen es in ihrer Haut gar nicht wohl war, in einem Zimmer ... im Parterre (Erdgeschoß) geduldet. Zuerst ging ein Teil des Viehs ein, weil die "neuen Herren" keine Ahnung von der Viehwirtschaft hatten; für den Winter war entweder nicht vorgesorgt oder die Russen hatten das Futter requiriert (beschlagnahmt).
Zudem konnten sie die Felder nicht richtig bebauen. Sie hatten z.B. nicht gedüngt. Um leben zu können, hatten sich viele Sachsen in der Stadt, beim Straßenbau oder in den Fabriken, Arbeit gesucht. Was die "neuen Herren" abliefern mußten, wurde ihnen vom Staat vorgeschrieben. Wenn sie diese Abgaben nicht schafften, galten sie als Saboteure und konnten eingesperrt werden. Viele der "neuen Herren" riefen deshalb die sächsischen Bauern zurück.
Mancher Sachse, der in der Stadt lebte, durfte sein großes Grundstück auf dem Land behalten. Er war aber verpflichtet, das Grundstück zu bebauen und Abgaben zu leisten. Früher ... hatte man dieses Land verpachtet, aber jetzt fand man keinen Pächter. Frau D. aus Kronstadt mußte in Brenndorf wochenlang nach Bauern suchen, die für Geld ihr Grundstück bebauten. In der Stadt mußte sie manche Sachen verkaufen, um diese Arbeit bezahlen zu können.
Zum Schluß war die Ernte kleiner als die geforderten Abgaben, und sie mußte Getreide dazukaufen. Aus ihrer wunderschönen Villa war sie längst ausgewiesen und wohnte mit 2 Damen, die in ähnlicher Lage waren, in einem Zimmer. Jede hatte sich durch Schränke ein eigenes kleines Reich abgeteilt. Eine Küche hatten sie nicht. Sie kochten auf Petroleumkochern und hofften, daß es vorübergehend sei. ... Eine verwitwete Predigergattin aus Brenndorf mußte sogar, weil sie noch nicht 60 Jahre alt war, "Gemeindearbeit" leisten. Ställe ausmisten oder Straßen reinigen, Arbeiten, die sie in ihrem bisherigen Leben nie gemacht hatte. Die Bourgeoisie (herrschende Klasse in der kapitalistischen Gesellschaft) sollte arbeiten, hieß es.
Zur selben Zeit wurden in den Städten die Geschäfte enteignet. Von einem Besitzer eines großen Kolonialgeschäftes erfuhr ich, daß er die Schikanen nicht mehr länger ertragen konnte und eine Enteignung herbeisehnen würde, um endlich die Angst und Verantwortung los zu sein. Er wurde nachher als Angestellter hin und her geworfen. Er soll, nachdem wir fort waren, geistig umnachtet gestorben sein. Die schönen deutschen Geschäfte wurden in "Staatsgeschäft Nr. ..." umgewandelt. Die Verkäufer blieben immer nur einige Monate in einem Geschäft, es wurde fortwährend gewechselt, damit keiner irgendwo warm wurde.
Auch die großen Häuser in der Stadt wurden enteignet. ... Nach welchen Gesichtspunkten enteignet wurde, konnten wir nicht ergründen, es war oft ganz willkürlich. ... Hatte ein Hauseigentümer Anspruch auf eine staatliche Pension, verlor er sein Einfamilienhaus. Eine 74jährige Cousine, deren Bruder als Soldat der rumänischen Armee zur deutschen Wehrmacht übergelaufen war, verlor zuerst den Vermögensanteil des Bruders und nach 2 oder 3 Jahren ihr gesamtes Vermögen. Wovon sie ohne Pension oder Rente leben sollte, danach fragte man nicht. Das Vermögen derer, die nach Deutschland gezogen waren, ... (hatte man längst) eingezogen.
Die Verstaatlichung der Schulen geschah zur selben Zeit. Unsere evangelische Kirche hatte bisher noch mit schwerer Mühe die Gehälter für die Lehrer aufgebracht. Die deutschen Fabrikanten und Großkaufleute hatten, solange sie noch im Besitz ihrer Fabriken und Geschäfte waren, große Spenden an die Kirche abgeführt. Nachdem man auch ihnen alles genommen hatte, war es höchste Zeit, daß auch die Schulen vom Staat übernommen wurden. Wir hatten Angst, daß der deutsche Unterricht verboten würde, aber das geschah nicht. Die Lehrer wurden vom Staat bezahlt. Es wurde sogar ziemlich schnell geregelt, so daß sie keinen Monat ohne Gehalt blieben, wie wir infolge der "neuen Ordnung" befürchtet hatten.
Es war vorgearbeitet worden. Die Dienstjahre mußten genau angegeben werden und wurden fast ausschließlich anerkannt. Die Lehrer hatten auch früher alle Begünstigungen eines Beamten genossen, wie z.B. 50 % Fahrpreisermäßigung der Staatsbahnen. Nun standen sie ganz in

Staatsdiensten und mußten sich dem neuen (kommunistischen) System fügen. ... In der Hitlerzeit hatten sie uns die Schule von der Kirche getrennt, die sie 800 Jahre durch alle Fährnisse geführt und erhalten hatte. Im Sommer 48 wurden die Lehrer ... zum Kurs (Schulung des Lehrkörpers) einberufen und einen Monat lang täglich geschult. Am Schluß wurde eine Prüfung abgelegt.
In der Schule mußten die (deutschen) Lehrer anfangs immer eine Stunde früher, also schon um 7 Uhr da sein, um den Leitartikel des führenden rumänischen Blattes "Scanteia" und einen Abschnitt aus dem Buch der kommunistischen Partei zu lesen. Später erstellten sie zu Hause einen Auszug des Leitartikels in deutscher Sprache und mußten erst um 7.30 Uhr da sein, um diesen Auszug vorzulesen. Die Vorbereitungen für jede Stunde mußten dem Schulleiter vorgelegt werden, und es mußte in jeder Stunde etwas von der kommunistischen Gesinnung zu spüren sein.
Der Religionsunterricht in der Schule wurde sofort verboten. Offiziell war es erlaubt, daß die Kinder zum Pfarrer in den Religionsunterricht gingen; im Geheimen war es den Schulleitern nahegelegt worden, die Kinder durch irgendwelche Veranstaltungen vom Besuch des Religionsunterrichts fernzuhalten. - Auch die Kirchen wurden verstaatlicht. Jede Bank, Bilder, Teppiche usw. wurden inventarisiert. Auf allen Gegenständen klebte ein Zettel mit Stempel und Nummer.
Ich hatte damals schwere Sorgen. Meine Kinder standen beide vor dem Abitur und wollten gerne nachher studieren. Wie ich das machen sollte, wußte ich nicht. Sie wollten gerne zum Vater nach Deutschland, weil sie auf bessere Lebensmöglichkeiten hofften und weil die Zustände immer unerträglicher wurden.
Wir bewohnten 2 große Zimmer, nachdem wir in 3 Jahren viermal hatten umziehen müssen. Die Küche und das Badezimmer hatten wir mit einer rumänischen Familie gemeinsam. Und eine dritte Familie, ein Bahnarbeiter mit Frau und kleinem Kind, wohnte in der früheren Mädchenkammer des Hauses, ging also durch die Küche.
Kam ich zu Mittag aus dem Dienst in unsere Straße und begegneten mir 2-3 Männer mit Aktentaschen unter dem Arm, dann wußte ich, daß das irgend etwas Unerfreuliches zu bedeuten hatte, und mein Herz schlug bis zum Hals. Man kam aus der Angst gar nicht heraus. Wenn ich abends schlafen ging, überlegte ich jedesmal, ob ich mich irgend jemandem gegenüber nicht zu offen oder unüberlegt geäußert hatte und man mich nachts nicht mit dem gefürchteten schwarzen Wagen holen könnte. Wir hatten ja unsere Lehrerversammlungen, Vorträge usw. mit den Rumänen und Ungarn zusammen. Ich sprach da auch nur mit Bekannten, aber wem konnte man trauen?
Es wurden Leute verschiedener Nationalität mit dem bewußten Wagen abgeholt, die dann für immer verschwanden. Von einigen hörte man nach Monaten entweder aus einem Gefängnis oder vom Schwarzmeer-Donaukanal. Das war das Furchtbarste, was einem passieren konnte, weil dort die meisten, so wie in Rußland, zugrunde gingen. Im Gefängnis war man in "bester" Gesellschaft. Trotzdem haben manche die Nerven verloren und Selbstmordversuche gemacht.
Unsere Volksgenossen hatten sich noch enger als früher zusammengeschlossen. ... Das Schicksal jedes einzelnen Sachsen ging uns an und lag uns am Herzen.
Durch die Enteignungen der Bauernhöfe, Verschleppung von Korn, Mais usw. durch die Russen, mußten wir ... in diesem reichen Agrarland fast hungern. Schon im Winter 1946 gab es in der Stadt sozusagen keine Milch zu kaufen. In der Molkerei wurde zwar Butter hergestellt, aber nur für die Russen. Brot bekamen wir auf Karten und die Empörung war groß, wenn vor den Bäckereien das duftende, frische Brot von Russen auf Lastautos geladen wurde. Dann hieß es: die armen deutschen Soldaten haben ihr Kommißbrot aus Deutschland bekommen, während sich die Russen das Beste von uns nehmen. ...
Besonders der Winter 1946/47 war schwer. Damals hatten wir jeden Abend in ganz wenig Öl

geröstete Kartoffeln mit Sauerkraut und manchmal eine Tasse Milch, denn wie teuer sie auch war, ich war immer bemüht, irgendwo Milch zu bekommen. Da ich berufstätig war, schickten meine Freundinnen Frauen zu mir, die mit Lebensmitteln vom Lande kamen.
Wenn man durch die Hauptstraßen ging, wurde man öfters von ungarischen Dorffrauen, mit kleinen unscheinbaren Holzkoffern in der Hand, leise angesprochen, ob man nicht Butter haben wolle. Dann verschwand man mit ihnen unter einem Tor, um frische Landbutter zu kaufen. Als man dahinterkam, wurde in den Zügen kontrolliert und den Bäuerinnen (wurde) alles weggenommen. Es kam soweit, daß man den Zigeunerinnen und Gebirgsrumänen, die das Beerenobst zur Stadt brachten, die Obstkörbe kurzerhand wegnahm und wir zeitweise gar kein Obst auf dem Markt bekamen. Das Obst wurde danach auf Seitenstraßen versteckt angeboten und dort zu sehr hohen Preisen verkauft.
Das Beerenobst wanderte in Marmeladenfabriken, und wir bekamen dann im Winter wenigstens Marmelade, zuerst auf Karten, dann frei. Allmählich konnte man schwarz - doppelt und dreifach so teuer wie auf Karten - zusätzlich Brot erstehen. Maisbrei - Palukes, das rumänische Nationalgericht, konnten wir uns gar nicht mehr zubereiten, weil kein Mehl zu haben war. Züge voller Mais wurden nach Rußland transportiert. Nach einiger Zeit kam dieser Mais dann als "Geschenk" der Russen zurück. –
Es soll sich zugetragen haben, daß ein Arbeiter beim Aufladen seinen Mantel im Mais versteckt hat und zum Essen gegangen ist. Als dieser Arbeiter vom Essen zurückkam, war der Zug mit seinem Mantel weg. Nach etwa 2 Monaten luden sie am selben Ort den von Russen geschenkten Mais ab und "o Wunder", der Mann fand seinen Mantel wieder. Ob es sich tatsächlich so zugetragen hat oder nur ein Witz war, weiß ich nicht, es wurde damals viel erzählt.
...
Es waren allmählich viele unserer Jungen, die in der deutschen Armee gedient hatten, schwarz nach Hause gekommen. Sie wurden anfangs versteckt gehalten. Dann getrauten sie sich (allmählich) ... heraus und nahmen auch Stellungen an. Als das erste junge deutsche Paar nach langer Zeit wieder in der Schwarzen Kirche, dem größten Dom des Südostens, getraut wurde, war fast die ganze sächsische Bevölkerung auf den Beinen, um sie zu sehen und sich mit ihnen zu freuen.
Dann begann die Rückführung der Verschleppten aus Rußland, aber (sie kamen) nicht nach Hause nach Siebenbürgen, sondern meistens nach Deutschland. So kam es dann zur tragischen Trennung der Familien. Als ein Teil, meist auf Umwegen, trotzdem nach Hause gekommen war, wurde ... der erste deutsche Heimkehrerabend veranstaltet bzw. befohlen. Sie (die Rußlandheimkehrer) sollten erzählen, wie gut es ihnen ergangen wäre. Wir verstanden den Doppelsinn ihrer Worte, denn sie sprachen ja "deutsch". ...<<

Lebensverhältnisse im Banat von 1946 bis 1947

Erlebnisbericht des Landwirts T. F. aus Nakovo im Banat, Rumänien (x007/305-306):
>>Auch aus Alt-Rumänien kamen Kolonisten und zogen in die Häuser der Deutschen und bekamen Felder zugewiesen. Die meisten Siedler gingen nach dem ersten und zweiten Jahr wieder in ihre Heimat zurück. Weil diese Siedler oftmals nur mangelhaft arbeiteten, gab es nur eine magere Ernte.
Anstatt der Steuer verlangte der Staat einen Teil des Getreides, was man "Quota" nannte. Diese Quota wurde gleich bei der Dreschmaschine ... sichergestellt. ... Der Boden, der nicht an Kolonisten verteilt werden konnte, wurde als "Staatsreserve" bezeichnet. Diese Grundstücke wurden entweder verpachtet oder es wurde eine sog. "Ferma" (Staatswirtschaft) errichtet. ... Dorthin gingen unsere Schwaben ... zur Arbeit. Alte Männer und Frauen, welche bereits über 70 Jahre alt waren, ... arbeiteten dort im Stundenlohn, denn sie mußten Geld verdienen, um nicht zu verhungern.

Es gab außerdem vielerorts, auch in den deutschen Gemeinden, Kollektive. Diese Kollektive bekamen vom Staat Felder, Weingärten und Weiden ... und wirtschafteten nach russischem System. Es ging dort nach Stundenleistung und nach dieser Leistung wurde am Jahresende abgerechnet und mit Naturalien gezahlt.
Die Ernteerträge waren gewöhnlich mangelhaft, weil Dünger und Kunstdünger fehlten und die Felder nicht mehr ausreichend bearbeitet wurden. Es fehlte an landwirtschaftlichen Arbeitern, weil viele ehemalige Landwirte und Kleinbauern lieber in den Fabriken von Temesvar und Arad arbeiteten. ...
Der Ernteertrag ging so weit zurück, daß im Banat, wo früher ... große Getreideüberschüsse erwirtschaftet wurden, die Bevölkerung in den letzten Jahren Schlange stehen mußte, um Brot zu erhalten. Ich arbeitete in Lipova bei einem Produktionskombinat als Korbflechter. Die "Norma" (Akkord) war so berechnet, daß wir in der Stunde 1,55 Lei verdienten. Weil wir den Lebensbedarf mit einem 8-Stunden-Verdienst nicht decken konnten, leisteten wir meistens 4-5 Überstunden. ... Weil wir staatliche Arbeiter waren, bekamen wir monatlich Karten für Brot, Zucker und Speiseöl. In den letzten Monaten meines Aufenthaltes in Rumänien bekamen wir zweimal wöchentlich Maismehl statt Brot. ...<<

Flucht von Rumänien-Deutschen nach Österreich im Oktober 1946
Erlebnisbericht des R. G. aus dem Banat, Rumänien (x007/371-374): >>10. Oktober 1946: Wir waren nach ... langem Überlegen zur Einsicht gekommen, nur unseren Buben mit uns zu nehmen und unser Töchterchen bei den Großeltern in Temesvar zu lassen. Irgendwie sollte sie später nachgebracht werden.
Ein Rumäne, der uns schwarz über die Grenze bringen sollte und dafür schwer bezahlt wurde, versagte, und wir fielen der Gendarmerie und dem Grenzschutz in die Hände.
Von 20 Uhr bis nach 2 Uhr früh ... wurden wir verhört und ausgeforscht. Alle Bestechungsversuche unsererseits schlugen fehl. Das sonst so weiche rumänische Herz blieb hart. Die Angst vor eventuellen Folgen war eben größer als der vielleicht vorhandene gute Wille. Wir blieben in Haft. ...
Gegen 3 Uhr morgens legten wir uns nieder. Wir sollten bei Tagesanbruch nach Arad gebracht werden. Die beiden Unteroffiziere (des rumänischen Grenzschutzes) spielten mit dem Gemeinde-Notar im Zimmer nebenan Karten und tranken. Endlich legten auch sie sich nieder.
Zu allem entschlossen weckte ich meine Frau, die Großtante und unseren Buben. Das Unwahrscheinliche gelang. Wir kamen unbemerkt aus dem Hause, bogen in eine Seitenstraße und schlichen mit dem Kind und unserem schweren Gepäck an den Bäumen entlang. Schließlich betraten wir das Haus eines Ungarn und erklärten dem verschlafenen Bauern unsere Lage. Er begriff rasch und versteckte uns in einer halbverfallenen Spreuhütte. Darin verbrachten wir den ganzen Tag. Im (rumänischen) Dorf wurden wir bis Mittag überall gesucht. ... Die schwerste Nacht sollte uns aber noch bevorstehen. Der ungarische Bauer ... trat mit Grenzsoldaten in Verbindung, mit denen er gut bekannt zu sein schien. ...
Um Mitternacht erschienen 2 Soldaten. Sie verlangten Riesensummen, uns schwarz über die Grenze zu bringen. Sie sagten ganz offen, daß sie uns, wenn wir nicht zu zahlen bereit wären, ohne weiteres auch zum Grenzhaus ... bringen könnten. Beim Licht einer Stallaterne verhandelten wir etwa 2 Stunden. Endlich waren wir uns handelseinig geworden. Unser ganzes rumänisches Geld und fast alle Forint (ungarische Münzeinheit), einen Anzug, einen Mantel, 2 neue Hemden, 3 Paar Schuhe, Kleider und Wäsche sowie Seidenstrümpfe mußten wir abtreten. Schließlich mußten aber auch noch meine Armbanduhr und mein Füllfederhalter geopfert werden. Wir wurden also sehr "erleichtert".
Gegen 3 Uhr morgens brachen wir auf. Die Grenzsoldaten halfen uns, das Gepäck zu tragen. Wir kamen gut bis zum Grenzgraben. Dort drückten uns die Soldaten die Hand und verab-

schiedeten sich mit: "Guten Weg!" Weiter ging es querfeldein. Im Morgengrauen erreichten wir den ersten in Ungarn liegenden Hof. Den Vormittag verbrachten wir in einem Kuhstall. Nachmittags fuhr uns ein Bauer zur nächsten Eisenbahnstation. Wir bestiegen anstandslos den Zug und waren am Abend des 12. Oktober 1946 in Szegedin.
Gott sei Dank, die Tante meiner Frau lebte noch. Wir fanden sie in ihrer alten Wohnung. Bei ihr hielten wir uns auf. Dank ihrer Vermittlung konnten wir Wäsche, Strümpfe, Decken usw. in Forint umtauschen. Damit bezahlten wir die Fahrkarten von Szegedin nach Sopron.
Am 17. Oktober 1946 bestiegen wir den Zug und gelangten gut nach Budapest. In den Straßen der Hauptstadt Ungarns wurde gerade der Selbstmord Hermann Görings durch die Zeitungsverkäufer ausgeschrien. Im Zug Budapest - Györ wollte der Schaffner unsere Fahrkarten beanstanden. Er nahm sie an sich und verschwand damit. Wir saßen unterdessen wie auf Nadeln. Schließlich gab er uns die Fahrkarten aber zurück. "Was geht es mich an, daß sie von einer Grenze Ungarns zur anderen fahren. Ich bin ja kein Gendarm!" ... Wir durften erleichtert aufatmen.
Aber die Schwierigkeiten wollten nicht aufhören. In Györ mußten wir umsteigen. Im Wartesaal entgingen wir nur ganz knapp einer Ausweiskontrolle. Hier trafen wir auf Banater, die, schwarz aus Deutschland kommend, auf der Heimreise waren. Im Zug nach Sopron stellte der Schaffner fest, daß wir keine richtigen Fahrscheine hätten. Auf dieser Strecke verkehrten nämlich Staats- und Privatzüge, und wir hatten ausgerechnet einen Privatzug erwischt. Wir mußten neue Fahrkarten lösen und standen wieder ohne Geld da. ...
In Sopron hielten wir uns bei einem Bekannten auf, den das Schicksal aus dem Banat hierher verschlagen hatte. Er erklärte uns die Grenzörtlichkeiten, und wir gingen noch in derselben Nacht nach Österreich. Bei Einbruch der Dunkelheit brachen wir auf. Der Kirchturm des ersten österreichischen Dorfes und dahinter ein dunkler Berg dienten uns als Kompaß. Ab und zu hörten wir Schüsse fallen. Scheinwerfer der ungarischen Grenzer flammten auf, strichen über das Grenzgebiet und erloschen wieder. Unser kleiner Junge hielt sich tapfer. Oft fiel er, weinte leise, biß dann aber die Zähne zusammen und hielt mit uns Schritt. Erschöpft trafen wir in einem Dorf ein. Schon beim ersten Anklopfen wurde uns geöffnet. Es war Schattendorf, wir waren in Österreich.
In dem Dorf hatten wir Gelegenheit, die Seele der Grenzbewohner von der allerbesten Seite kennenzulernen. Die Hausbewohner nahmen uns freundlich auf. Wir konnten uns waschen, ausruhen und vor allem ohne Sorge schlafen. Die Nachbarsleute halfen mit, uns zu verpflegen und lehnten - wir hatten österreichische Schillinge - jede Bezahlung entschieden ab. Mein Junge und ich waren froh; denn jetzt durften wir wieder reden. Durch ganz Ungarn mußten wir 2 die Stummen spielen, weil wir nicht Ungarisch konnten. Bei dem Kinde war es weniger aufgefallen, bei mir aber um so mehr. ...
Die größte Schwierigkeit bereitete uns der Umstand, daß der Eisenbahnverkehr in Österreich eingeschränkt war und man für jede Reise eine Dringlichkeitsbescheinigung brauchte. Der Bürgermeister von Schattendorf stellte uns eine solche aus, und wir verließen am 23. Oktober 1946 den Grenzort Richtung Wien. Abends erreichten wir die Hauptstadt Österreichs. Bei Landsleuten, deren Adresse wir von daheim kannten, fanden wir Unterschlupf.
Interessant war die Tatsache, daß die Wiener Zentralberatungsstelle der Volksdeutschen, die wir um Rat und Hilfe baten, uns vor einer Weiterreise in die westlichen Bundesländer warnte und uns über eine Stunde lang zuredete, bei dieser oder jener Baufirma als Hilfsarbeiter einzutreten und in Wien zu bleiben. Als ich darauf erwiderte, daß ich in meinem Beruf arbeiten möchte und gerade deshalb Rumänien verlassen hatte, wurde ich grob angefahren: "Was fällt Ihnen eigentlich ein? Wären Sie doch unten geblieben!" Ich empfahl mich, und wir fuhren noch am gleichen Tage weiter. Wenn ich die Hilfsbereitschaft des Schattendorfer Bürgermeisters mit der Haltung der Volksdeutschen Mittelstelle vergleiche, muß ich mich heute noch für

die letztere schämen. ...
Auf der Reise von Wien ... nach Prägarten wurden wir zweimal zur Ausweisung aufgefordert. In beiden Fällen gab man sich jedoch mit der Dringlichkeitsbescheinigung aus Schattendorf zufrieden. Wir waren am Ende unserer Kräfte, als wir am 26. Oktober 1946 in Prägarten anlangten. Die Nerven wollten auch nicht mehr. Wie oft hatte ich Reisende beneidet, die sicheren Schrittes aussteigen konnten, die ein Weg in das vertraute Heim führte.
Landsleute halfen uns später über die russische Demarkationslinie. ....<<

Lebensverhältnisse im Banat, Flucht von Rumänien-Deutschen nach Österreich im August 1947

Erlebnisbericht der H. D. aus der Gemeinde Jahrmarkt im Banat, Rumänien (x007/374-375):
>>Die Enteignung wurde vollständig durchgeführt, als die Kolonisten ins Dorf kamen, denn was vorher die Russen nicht mitgenommen hatten, nahmen uns die Kolonisten. Sie gingen in die schönsten Häuser des Dorfes und der Deutsche mußte weichen, entweder ganz aus seinem Haus und Eigentum oder in die hinteren Nebenräume.
Die Felder konnten die Deutschen nicht mehr bearbeiten, denn sie hatten keine Zugtiere und Geräte zur Feldarbeit. Es wurde den Deutschen unmöglich gemacht, sich etwas von den Feldern zu holen. Es waren unmögliche und schwere Zeiten. Man versuchte sich durchzuschlagen. Wir verständigten uns mit den rumänischen Kolonisten und gingen mit ihnen auf die Felder, denn viele verstanden nichts von der Landwirtschaft. ... Man verkaufte ... Kleider und sonstige Sachen. ... Ältere Leute hatten es sehr schwer; sie trugen die Not mit ins Grab und fanden so ihre Glückseligkeit. Die Zustände waren grauenhaft. ... Ich lebte mit meinen 3 kleinen Kindern in Not und Elend. ...
Im August 1947 begab ich ... mich mit meinen 3 Kindern auf die Flucht. ... Wir fuhren mit der Bahn zur ungarischen Grenze. Leider nahmen sie uns dort fest und transportierten uns von Curtiei nach Arad und von dort nach Temeschburg. Danach ließen sie uns wieder frei. Wir begaben und jetzt nach Tschanad an die rumänisch-ungarische Grenze. Dort hatten wir Glück und konnten mit den vielen Flüchtlingen aus den jugoslawischen Vernichtungslagern nach Ungarn kommen. In Ungarn ... kamen wir per Eisenbahn, Auto und zu Fuß an die österreichische Grenze.
Es muß noch gesagt werden, daß die Ungarn-Deutschen uns sehr wohlwollend unterstützt haben und uns mit den Kindern Quartier sowie auch Essen gaben. ... Dieser Leidensweg wäre (ohne ihre Hilfe) noch bitterer ausgefallen. Die österreichischen Grenzer haben uns ohne weiteres übernommen, und so waren wir schon eine Last von unseren Herzen los, nämlich die Unsicherheit und die Vogelfreiheit. Von dort ging es dann schon leichter bis nach Deutschland und schließlich zu meinem Ehegatten nach Rastatt. Groß war die Freude, da hier auch die Tochter schon vor einigen Tagen aus Rußland eingetroffen war.<<

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung in Ungarn

Die Wissenschaftliche Kommission der deutschen Bundesregierung berichtete im Jahre 1956 über die Zerstörung der Lebensgrundlagen in Ungarn (x008/45E-58E): >>Die Verschleppung in die Sowjetunion kann als die letzte Großaktion gelten, die unmittelbar auf die Besetzung Ungarns durch die Rote Armee zurückzuführen ist.

Natürlich blieb auch in den folgenden Jahren der russische Einfluß auf die allgemeinen Richtlinien der Innen- und Außenpolitik maßgebend. Da die Exekutive jedoch auf die inzwischen neugebildeten ungarischen Regierungsorgane überging, konnten jetzt auch speziell ungarische Anliegen und Forderungen, soweit sie den sowjetischen Direktiven nicht widersprachen, durchgeführt werden.

Die unter sowjetischem Protektorat geschaffenen ungarischen politischen Organe - die "Ungarische Nationale Unabhängigkeitsfront", die "Provisorische Nationalversammlung" und die von General Béla Miklós-Dálnoki gebildete "Provisorische Nationalregierung" - nahmen vor allem zwei Aufgabenkomplexe in Angriff:

1. Eine radikale außen- und innenpolitische Schwenkung, also die Distanzierung vom alten ungarischen Regime und vom Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschen Reich und enge Anlehnung an die Sowjetunion, um für die Friedensverhandlungen und die zukünftige politische Konstellation in Europa eine nicht zu ungünstige Ausgangsposition zu erhalten,
2. eine groß angelegte Bodenreform, um sich durch Verteilung von Besitz an die landarme und landhungrige Bevölkerung innenpolitisch die notwendige Resonanz und Bestätigung zu verschaffen.

Beide Bestrebungen sollten sich bei ihrer Durchführung gerade für das ungarländische Deutschtum verhängnisvoll auswirken. Entscheidend für das weitere Schicksal der Volksdeutschen wurde nämlich die Tatsache, daß man sie in ihrer Gesamtheit nicht mehr als eine rechtlich konstituierte Minderheit behandelte, sondern daß ihnen von dem neuen Regime gerade ihr Minderheitenstatus als Staatsverbrechen angerechnet wurde.

Diese Haltung der ungarischen Regierungsstellen wie auch der einzelnen neu- oder wiedererstandenen Parteien gegenüber dem ungarländischen Deutschtum kann nicht allein aus der Enttäuschung über den verlorenen Krieg und der verfehlten Spekulation des Zusammengehens mit dem nationalsozialistischen Deutschland erklärt werden, sondern läßt sich auf die Leitsätze der alten ungarischen Nationalstaatspolitik zurückführen, die auch in der neuen Ära noch keineswegs ihre richtungsweisende Kraft verloren hatten, jedenfalls nicht in der Anfangszeit. Die Idee der homogenen madjarischen Nation, die innerhalb des ungarischen Staatsgebietes keine Minderheiten, sondern höchstens anderssprachige Ungarn kennen wollte, fand besonders in der weitaus größten ungarischen Partei der ersten Nachkriegsjahre - der kleinbürgerlich-liberalen "Partei der kleinen Landwirte" - ihre konsequente Weiterentwicklung.

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches, der auch das Ende des Königreichs Ungarn bedeutete, sah das nationalistische Madjarentum die Zeit der großen Abrechnung mit dem Deutschtum anbrechen.

Die Großmachtpolitik mit dem Ziel der Wiedererrichtung des Reiches der Stephanskrone war gescheitert, Ungarn mußte alle seit 1939 angegliederten Gebiete herausgeben - die Zugeständnisse, die man dem Deutschen Reich in bezug auf die deutsche Volksgruppe gemacht hatte, waren nicht belohnt worden und erwiesen sich in der Rückschau als Irrweg und als Belastung der ungarischen Politik. Vor allem aber hatte sich das Verhältnis zum ungarländischen Deutschtum insgesamt gewandelt.

Die madjarischen Nationalisten sahen in dem Volksdeutschen schon im Laufe des Krieges nicht mehr den "Schwaben", den deutschsprachigen ungarischen Staatsbürger, den es nur zu assimilieren galt. Jetzt wurde er zum Feind der madjarischen Nation, der in den vergangenen Jahren Träger einer fremden Idee gewesen war oder es jeder Zeit hätte werden können und

daher für die Zukunft eine latente Gefahr darstellte.
Für den einzelnen Angehörigen der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe gab es in madjarischer Sicht nach wie vor eine ganz klare Fragestellung. Entweder er bejahte die homogene madjarische Nation und unterwarf sich ihr; das bedeutete, er war Madjare; oder aber er bekannte sich unter Berufung auf das Minderheitenrecht zu einem anderen Volkstum und schloß sich damit aus der Gemeinschaft aus. Der eine galt als "treu", der andere als "untreu"; das Treueverhältnis zur madjarischen Nation, d.h. zum madjarischen Staatswesen, hatte unbedingt zu sein, alles andere war Verrat.
Jetzt, wo die Zusammenarbeit der früheren ungarischen Regierung mit dem Deutschen Reich in Bausch und Bogen verurteilt wurde, bedachte man nicht mehr, daß dem Volksdeutschen nach dem Wiener Abkommen jede Möglichkeit zur Entwicklung einer eigenen politischen Linie außerhalb des Volksbundes oder der einzelnen Organisationen der Volksgruppe genommen war.
Das neue Regime in Ungarn ließ auch für die Beurteilung der Vergangenheit nur die Alternative gelten: entweder Staatstreue, das hieß Assimilationsbereitschaft und Ablehnung jeder eigenständischen Minderheitenpolitik oder faschistische Haltung, ein Begriff, der dann auf alle Varianten des Verhaltens vom nationalsozialistischen Funktionär über den bewußten volksdeutschen bis zum politisch gleichgültigen, aber sein Deutschtum nicht verleugnenden Bauern angewendet werden sollte.
Handlungen, die sich als reines Bekenntnis zum Volkstum ohne politischen Beigeschmack erklären lassen, - wie etwa die Rückverdeutschung des madjarisierten Namens oder sogar das Bekenntnis zur deutschen Nationalität in der Volkszählung von 1941 - galten jetzt als faschistisches Verbrechen oder wurden ihm gleichgesetzt. Ebenso wurde die Flucht vor der Roten Armee oder die Evakuierung in deutsches Reichsgebiet als Bekenntnis zum Deutschtum und damit als staatsfeindlicher Akt gewertet.
Damit erschien neben dem "Kriegsverbrechen" und den "faschistischen Umtrieben" als dritte schwere Verfehlungsgruppe der "Vaterlandsverrat" oder die "Untreue gegenüber dem ungarischen Staat", deren die Volksdeutschen als solche - wegen ihres Bekenntnisses zum deutschen Volkstum - dem madjarischen Staat gegenüber für schuldig befunden wurden.
Von hier aus war der Weg nicht weit zu einer Diffamierung und Verurteilung der deutschen Volksgruppe, ja des gesamten Deutschtums in Ungarn, soweit es sich als solches bekannt hatte. Jeder einzelne Volksdeutsche, soweit er sich als deutschbewußt oder auch nur deutschfreundlich gezeigt hatte, mußte daher mit rigorosen Vergeltungsmaßnahmen rechnen. Diese begannen mit einer einschneidenden Maßnahme: mit der Enteignung volksdeutschen Grundbesitzes, die im Rahmen der allgemeinen Bodenreform in Angriff genommen wurde.
Eine Neuverteilung des Bodens war in Ungarn mit seinen feudalen Latifundien (Großgrundbesitz) schon nach dem Ersten Weltkrieg angekündigt worden, sie blieb aber in der Durchführung stecken. Da die Struktur des alten Feudalstaates nicht verändert worden war, konnte der umfangreiche Großgrundbesitz des Hochadels nur schwer angegriffen werden.
Der Hunger der landlosen Bevölkerung nach Grundbesitz war ungestillt geblieben und als eines der Hauptprobleme der ungarischen Innenpolitik mehr und mehr in den Vordergrund gerückt, so daß die sich nach dem Zusammenbruch 1945 neu konstituierenden Parteien nur dann Anerkennung unter der Bevölkerung finden konnten, wenn sie die Forderung der Bodenreform zu einem ihrer dringlichen Programmpunkte erhoben.
Der Ruf nach "Sanktionen gegen die deutsche Minderheit" und nach einer "Agrarreform" ließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen entstehen, die beide Forderungen in sich vereinigten und im Endergebnis zur Auflösung der deutschen Volksgruppe in Ungarn führten. Sie schlossen zwei Tendenzen ein: eine politische, nämlich die Bestrafung der nationalen Untreue, und eine wirtschaftlich-soziale, nämlich die Bodenbeschaffung für Neusiedler, z.T.

auch aus dem Kreise der von den Nachbarstaaten Ungarns ausgewiesenen madjarischen Volkszugehörigen. Die Enteignung des volksdeutschen Grundbesitzes wurde damit zum Kernproblem.
Es handelte sich im wesentlichen um drei Verordnungskomplexe, in der diese Politik ihre gesetzmäßige Verankerung fand:
1. Die Grundverordnung zur Bodenreform vom 15. März 1945 mit der die schon vollzogene oder noch zu vollziehende Enteignung volksdeutschen Besitzes legalisiert wurde;
2. die Regierungsverordnung 3820/1945 ... zur Überprüfung der nationalen Treue, in der die Volksdeutschen in Verfehlungsgruppen eingeteilt wurden und neben der Enteignung eine besondere Bestrafung je nach der Schwere des nationalen Verrates - Internierung, Zwangsarbeit und Umsiedlung innerhalb des Staatsgebietes - zugemessen erhielten. Mit dieser Verordnung sollte die deutsche Volksgruppe, wie sie im Wiener Abkommen von 1940 rechtlich verankert war, nicht nur aufgelöst, sondern als eine Art verbrecherische Organisation bloßgestellt und unschädlich gemacht werden.
3. Die Ausweisungsverordnung, veröffentlicht am 22. Dezember 1945, die formal noch über die aufgestellten Kategorien hinausgeht und sogar die Personen miteinbezieht, die 1941 Deutsch als Muttersprache angegeben hatten. Hier werden also ganz eindeutig nicht mehr einzelne deutsche Organisationen oder Gruppen, sondern das gesamte Deutschtum, d.h. jeder einzelne Deutsche, der sich zu seiner Muttersprache bekannt hatte, betroffen.
Die Grundverordnung zur Bodenreform war schon sehr frühzeitig und in aller Eile vorbereitet und am 15. März 1945 unter der Nr. 600/1945 ... verkündet worden. Kraft dieses Gesetzes konnte der Großgrundbesitz im allgemeinen gegen Entschädigung enteignet werden, dagegen wurde bestimmt, daß "in seiner Gesamtheit und unabhängig von der Größe der Grundbesitz der Landesverräter, der führenden Pfeilkreuzler, der Nationalsozialisten und anderer Faschisten, der Mitglieder des Volksbundes, ferner der Kriegsverbrecher und Volksfeinde" beschlagnahmt (d.h. ohne Entschädigung enteignet) wird.
Wenn in dieser allgemeinen Umgrenzung des betroffenen Personenkreises die Verordnung nicht ausdrücklich von deutschfeindlichen Tendenzen bestimmt zu sein scheint, so geht aus dem folgenden Paragraphen, der den Begriff des "Landesverräters" definiert, doch sehr deutlich hervor, daß im wesentlichen die Volksdeutschen, soweit sie sich als solche bekannt hatten, zur Enteignung herangezogen werden sollten. Der Paragraph lautet:
Landesverräter, Kriegsverbrecher und Volksfeind ist derjenige ungarische Staatsangehörige,
der die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Interessen des deutschen Faschismus zum Schaden des ungarischen Volkes unterstützt hat,
der freiwillig in eine deutsche faschistische, militärische oder polizeiliche Formation eingetreten ist,
der irgendeiner deutschen militärischen oder polizeilichen Formation Angaben geliefert hat, die ungarische Interessen geschädigt haben, oder als Spitzel tätig war,
der seinen deutsch klingenden Familiennamen wieder angenommen hat.
Diese Grundverordnung wurde durch mehrere Durchführungsverordnungen ergänzt, von denen sich die erste und weitaus wichtigste vom 28. März 1945 mit der Zusammensetzung und dem Vorgehen der örtlichen Bodenbeanspruchungskommissionen beschäftigte.
Die Kommissionen setzten sich zusammen aus Vertretern der Anspruchsberechtigten - also aus Kleinstbauern und dem örtlichen "Dorfproletariat" - und hatten fast unbeschränkte Vollmacht.
Ihre Vorschläge auf Enteignung waren rechtsgültig, falls der ihnen übergeordnete Komitatsrat nicht binnen drei Tagen Einspruch erhob. Beschwerden der betroffenen Volksdeutschen galten als abgelehnt, wenn sie der Komitatsrat in derselben Frist nicht beantwortete. Dadurch wurde erreicht, daß der Vorgang der Enteignung sofort anlief; denn langwierige Verhandlun-

gen waren unmöglich gemacht, dies aber ausschließlich auf Kosten der Enteigneten.
Eine zweite Durchführungsverordnung vom 27. April desselben Jahres bestimmte, daß in überwiegend von Deutschen bewohnten Gebieten die örtlichen Kommissionen keine Verfügungsberechtigung über die beschlagnahmten Häuser und Liegenschaften haben sollten. Sie zog auch bereits eine Umsiedlung in Betracht und verlangte die Aufstellung von Umsiedlungsplänen, um Raum für die Neusiedler zu schaffen. Diese letzteren Bestimmungen deuten ihrem Inhalt nach schon auf die bald darauf erlassene Kategorisierungsverordnung hin, in der die Unterbringung der Enteigneten und die damit notwendig werdenden Umsiedlungen im großen Zusammenhange geregelt wurden.
Die folgenden, speziell das Deutschtum in Ungarn betreffenden Gesetze schränkten die vagen und allgemein gefaßten Bestimmungen zur Bodenreform nicht ein, sondern zielten im Gegenteil auf eine gesetzmäßig unterbaute und ganz systematisch durchgeführte weitere Diffamierung und Entrechtung der Volksdeutschen.
Da diese späteren Gesetze eine Enteignung miteinschlossen, ja, wie es bei den Ausweisungsbestimmungen deutlich wird, vorzugsweise zum Zwecke eben der Enteignung geschaffen worden waren, trat die Bodenreform als selbständige Maßnahme in der späteren Zeit kaum noch in Erscheinung. Die Enteignung erschien dann 1946-1948 als zwangsläufige Folge der Kategorisierung - verbunden mit Internierung oder Umsiedlung - und schließlich der Ausweisung.
Am 30. Juni 1945 wurde eine Regierungsverordnung erlassen, unterzeichnet von dem Ministerpräsidenten Béla Miklós, die vier Jahre lang grundlegend für die Behandlung des ungarländischen Deutschtums geblieben ist. Sie bestimmte kurz zusammengefaßt folgendes:
Es werden Kreiskommissionen gebildet, bestehend aus einem Juristen als Vorsitzenden, einem ortsansässigen demokratisch eingestellten Ungarn und einem Widerstandskämpfer (§ 2), die alle Personen der einzelnen Gemeinden auf ihre nationale Treue hin zu überprüfen (§ 3) und dabei festzustellen haben, ob die überprüften Personen
1. eine führende Rolle in einer Hitlerischen Organisation gespielt haben, was auch ohne weiteres gegeben ist, wenn es sich um den freiwilligen Beitritt zu einer SS-Formation handelte,
2. Mitglied einer Hitlerischen Organisation waren, ein Tatbestand, dem die Wiederannahme eines deutschklingenden Namens gleichzustellen ist,
3. als Förderer eine Hitlerische Organisation unterstützt haben,
4. weder Führer noch Mitglied oder Förderer waren (§ 4).
Führer, Mitglieder und Förderer der Hitlerjugend sollen in gleicher Weise eingestuft werden, wenn sie zur Zeit ihrer Tätigkeit 16 Jahre alt waren (§ 5). War das noch nicht der Fall, so sollen Führer in gleicher Weise wie Mitglieder einer Hitlerischen Organisation behandelt werden.
Die Personen der Gruppe l werden neben den aus der Bodenreform resultierenden Nachteilen an einem bestimmten Ort polizeilich in Gewahrsam genommen (interniert). Ihre Familienangehörigen sind nach dem Ort der Internierung umzusiedeln, bis dahin wohnungsmäßig zusammenzuziehen. Sie dürfen pro Person 200 kg bewegliche Habe mit sich nehmen (§ 7).
Personen der Gruppe 2 werden zu behördlich angeordneten Arbeitsdiensten verpflichtet und können aus diesem Grunde an bestimmten Orten wohnungsmäßig zusammengezogen werden; sie können über ihre bewegliche Habe frei verfügen, ihre Familienangehörigen müssen jedoch nach dem Arbeitsort umgesiedelt werden (§ 10).
Für die beiden obengenannten Kategorien gilt das Urteil der Kommission gleichzeitig als Enteignungsbeschluß im Sinne der Bodenreformverordnung (§ 11).
Angehörige der Gruppe 3 müssen ihr unbewegliches Vermögen der Landessiedlungsaktion gegen Tausch mit Immobilien in anderen Teilen des Landes zur Verfügung stellen (Umsiedlung). Bis dahin sind sie verpflichtet, die Angehörigen der Führer und Mitglieder in ihren

Wohnungen aufzunehmen (§ 12).
Personen, die keiner der drei ersten Kategorien angehören, jedoch von ihrer nationalen Treue und ihrem demokratischen Empfinden kein Zeugnis abgelegt haben, sind notfalls auch verpflichtet, Umsiedler oder wohnungsmäßig zusammengefaßte Personen aufzunehmen (§ 13).
Die Kommission geht in ihrer Überprüfung so vor, daß sie zunächst die Führer, dann die Mitglieder und schließlich die Förderer heranzieht (§ 14).
Daneben gab es noch einige einschränkende Bestimmungen. So konnten z.B. in begründeten Fällen die Familienangehörigen von dem Urteil der Zwangsumsiedlung ausgenommen werden. Die Möglichkeit weiterer Ausnahmen schien der § 6 offenzulassen, der folgendermaßen lautet:
"Die Kommission kann auf Antrag auch feststellen, daß einzelne volksdeutsche Personen trotz des Hitlerterrors ihre Treue zur Nation und ihre demokratische Gesinnung unter Beweis gestellt haben."
Während die zeitlich früher liegenden Anordnungen zur Bodenreform im Grunde nur die Aufgabe hatten, den volksdeutschen Grundbesitz zur Beschlagnahmung freizustellen und sich dabei bemühten, mit umfassenden Sammelbegriffen (Faschisten, Vaterlandsverräter, Kriegsverbrecher) den Kreis der zu Enteignenden zunächst einmal möglichst weit zu ziehen, beschäftigte sich die Kategorisierungsverordnung mit der gesetzlichen Begründung und Klassifizierung der Sühnemaßnahmen für Untreue gegenüber dem ungarischen Staat.
Da sie sich nicht allein auf die Pfeilkreuzler - die ja auch als faschistische, deutschfreundliche Gruppe galten - sondern auch ausdrücklich auf die deutsche Minderheit bezieht, kann sie auch ihrer äußeren Form nach als deutschfeindliches Gesetz angesprochen werden. Sie stellte - auf eine kurze Formel gebracht - die Gegenaktion zum Wiener Abkommen vom Jahre 1940 dar. Mit der Überprüfung der nationalen Treue wurde die im Wiener Abkommen begründete Sonderstellung der deutschen Volksgruppe einfach in Negation verkehrt. Die Vorrechte, die man ihr gewährt hatte, sollten jetzt als politisches Verbrechen geahndet werden.
Dieses wurde äußerlich durch die formale Aufteilung des gesamten ungarländischen Deutschtums in einzelne Verfehlungsgruppen und der geforderten Einstufung jedes einzelnen Volksdeutschen in eine dieser Kategorien verdeckt. Dadurch wirkt die Gesamtaktion zunächst nicht als eine Maßnahme gegen das Deutschtum als Kollektiv, sondern als ein Schema zur Erfassung und Bestrafung von Vergehen Einzelner. Tatsächlich aber wurde im Rahmen der Überprüfung der nationalen Zuverlässigkeit und der festgelegten Sühnemaßnahmen nicht individuelles Verschulden erfaßt, sondern das Verhalten aller Volksdeutschen, soweit sie sich als solche bekannt hatten, als landesverräterisch gebrandmarkt.
Darauf weist schon recht deutlich der § 6 der Verordnung hin, der ausdrücklich festgestellt, daß "volksdeutsche Personen" nur dann eine Bescheinigung ihres loyalen Verhaltens beanspruchen und damit als rehabilitiert gelten können, wenn sie "trotz des Hitlerterrors Zeugnis ihrer nationalen Treue und ihrer demokratischen Gesinnung ablegten", d.h. mit anderen Worten, wenn sie sich nicht allein vom Deutschtum distanziert, sondern während der Geltungsdauer des Wiener Abkommens aktiv gegen die Volkstumspolitik gearbeitet hatten.
Aber auch aus anderen Bestimmungen der Verordnung ist die nicht nur antifaschistische, sondern betont deutschfeindliche Tendenz herauszulesen. Die Bestrafung der Funktionäre, Mitglieder und Förderer des Volksbundes als "faschistische Organisation" hielt sich nach dem Wortlaut der Gesetze noch im Rahmen der Maßnahmen gegen den Faschismus.
Wenn aber ausnahmslos alle ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS den führenden Funktionären des Volksbundes gleichgestellt wurden - und dies geschah praktisch, denn die Freiwilligkeit wurde bei der Einstufung einfach unterstellt, obgleich durchaus bekannt war, daß der größte Teil der SS-Angehörigen mit Hilfe der ungarischen Militärdienststellen zwangsweise eingezogen worden waren - so verschob sich damit der Schwerpunkt auf das Feld des Natio-

nalitätenkampfes.
Noch deutlicher zeigt sich diese Tendenz bei der Einstufung der zweiten Verfehlungsgruppe. Wer seinen ursprünglich deutschen, dann madjarisierten Namen unter Berufung auf das Wiener Abkommen wieder aufnahm - ein beispielhafter Fall von Untreue - wurde wie ein Volksbundmitglied eingestuft, also nicht nur enteignet, sondern auch zur Zwangsarbeit eingezogen.
Die Verordnung verfolgte also nicht den Zweck, einzelne wirkliche oder vermeintliche Vergehen gegen den ungarischen Staat zu sühnen; das war vielmehr die Aufgabe der überall eingesetzten Volksgerichte, deren Verfahren selbständig liefen und die ihre Kompetenzen so weit steckten, daß sie nicht nur die Mitarbeit im Volksbund oder die Zugehörigkeit zur Waffen-SS mit Gefängnisstrafen von 3-5 Jahren belegten, sondern sogar bei Abwesenheit der zur SS Eingezogenen deren Angehörige verurteilten.
Bestimmend für die Kategorisierung war vielmehr das Bestreben, dem Deutschtum en bloc
1. durch Internierung der politischen Führungsschicht, oder auch nur der politisch interessierten Schicht, jede Möglichkeit einer neuen Konstituierung zu nehmen,
2. durch Enteignung die Lebensgrundlagen des selbständigen volksdeutschen Bauern- und Handwerkerstandes zu zerstören,
3. durch Binnenumsiedlung die Minderheit auch in ihrer Siedlungsgemeinschaft aufzulösen.
Es darf aber keineswegs vergessen werden, daß die Verordnung über die Feststellung der politischen Belastung auch eine ökonomisch-soziale Seite hatte. Schon der Hinweis, daß die Sühnemaßnahmen "über die Nachteile hinaus, die in den Rechtsvorschriften über die Bodenreform festgelegt sind" gelten sollten, genügte, um beide Komplexe miteinander zu verbinden.
Dazu kommt noch etwas Weiteres. In dem bisher noch nicht zitierten Einführungsparagraphen der Verordnung wird erklärt, daß die nach Ungarn hereinströmenden Flüchtlinge auf dem Besitz der national Untreuen angesiedelt werden sollen.
Daraus ist ersichtlich, daß die Kategorisierungsbestimmungen neben ihrer politischen Tendenz volkswirtschaftlich gesehen die Möglichkeit geben sollten, Land für die nach Ungarn einströmenden Flüchtlinge zu beschaffen. Damit sollten sie über die innerungarische Bodenreform hinaus noch einem zusätzlichen wirtschaftlichen Zwecke dienen.
Das Verhalten der neuen ungarischen Regierungs- und Polizeigewalten gegenüber den Volksdeutschen entsprach durchaus der Doppelgleisigkeit der Verordnung, d.h. der Verkoppelung politischer Sühnemaßnahmen mit diesen wirtschaftlich-sozialen Zwecken. Eine von der Regierung eingesetzte und in ihrer Zusammensetzung genau bestimmte Überprüfungskommission - auch Fünferkommission genannt - reiste in den Bezirken von Ort zu Ort und stufte jeden Volksdeutschen in eine Kategorie ein.
Da aber nicht sie, sondern die örtliche Bodenbeanspruchungskommission das Land beschlagnahmte, und diese sich wiederum ausschließlich nach der augenblicklichen Nachfrage richtete und dabei die Einstufungskategorie nicht unbedingt berücksichtigte, sie im Laufe der Zeit sogar mehr und mehr außer Betracht ließ, gingen politische und wirtschaftliche Aktionen eher neben- als miteinander. Die sozialrevolutionären und die nationalen Ziele deckten sich nicht immer.
Überhaupt erscheinen die Vorgänge in ihrer Gesamtheit betrachtet in ihrem Ablauf nicht von der Folgerichtigkeit beherrscht, die man nach dem Text der Verordnungen vermuten sollte. Zunächst einmal galt für die Zeit nach dem Umsturz in besonders starkem Maße all das, was schon in den vorhergegangenen Jahrzehnten für die ungarische Minderheitenpolitik charakteristisch gewesen war. Die administrative Praxis der Regierungs- und Polizeigewalten vollzog sich keineswegs immer in den durch die Gesetze festgelegten Bahnen. Schon die nicht genau umgrenzten Begriffe - wie z.B. Faschisten oder Förderer von hitlerischen Organisationen - ließen einer willkürlichen Auslegung weiten Raum.
Bestimmend für die Behandlung der Volksdeutschen war darüber hinaus mehr die persönliche

Einstellung der einzelnen größeren oder kleineren Machthaber. Diese wollten nun, sei es als ehemalige Verfolgte der nationalsozialistischen Politik, sei es als nationalistisch eingestellte Madjaren, für das erlittene echte oder vermeintliche Unrecht an den Deutschen des Landes Vergeltung üben oder versuchten als Angehörige der landlosen oder landarmen Bevölkerung, die meist kommunistisch eingestellt war, sich an dem volksdeutschen Besitz zu bereichern. Nicht zuletzt glaubten auch die asozialen Elemente, die in der Zeit des Umsturzes nach oben gespült worden und in einzelnen Gemeinden in die Polizei oder die örtlichen Verwaltungsbehörden eingedrungen waren, die Volksdeutschen terrorisieren zu können.
Diese selbst konnten aus ihren eigenen Erlebnissen die inneren Zusammenhänge nicht oder nur unvollkommen erfassen und hofften von Monat zu Monat auf eine Normalisierung, d.h. auf eine Besserung der Verhältnisse. Die Ausweisung nach Deutschland als letzte Phase, die schon im Januar 1946 begann und bis 1948 dauerte, setzte dann oft schon frühzeitig einen meist unvorhergesehenen Schlußpunkt unter solche Hoffnungen.
Bis dahin erfüllte sich das Schicksal der Volksdeutschen, gesteuert von der legalisierten Willkür der Verordnungen, in der Abfolge von Ereignissen, die sich in ihren einzelnen Phasen fast durchgängig erkennen lassen.
Schon auf Grund der Bodenreformgesetze war es theoretisch möglich, das gesamte in Ungarn verbliebene Deutschtum zu enteignen, durch Umsiedlungen aufzuspalten und zu zerstreuen. In der Praxis erwies sich der Zeitpunkt der Veröffentlichung als verfrüht, um diese Maßnahmen sofort in ihrer ganzen Schwere wirksam werden zu lassen.
Da nicht genügend Anspruchsberechtigte - landwirtschaftliches Gesinde, Landarbeiter und Kleinbauern - in den einzelnen Orten vorhanden waren oder die Neubauern einen Betrieb nicht fachgemäß leiten konnten, eine Enteignung ohne sofortige Neubesetzung aber volkswirtschaftlich unrentabel gewesen wäre, blieb es auch nach Verkündung der Bodenreform - die hauptsächlich als Stimmenfang für die Parteien des neuen Regimes gedacht war - noch weitgehend beim alten.
Die von den Evakuierten zurückgelassenen Höfe genügten in vielen Fällen schon, um einen Teil der landhungrigen Bevölkerung zu befriedigen, so daß in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch fast nur Volksbundmitglieder von Haus und Hof vertrieben wurden. Es kam aber schon in dieser ersten Enteignungsphase vor, daß politisch unbelastete Volksdeutsche ihr Eigentum verloren, wenn es sich um ein Besitztum handelte, das besonders reich oder gut bewirtschaftet in die Augen stach. Ebenso konnte es geschehen, daß zunächst nur das Vieh, dann die Acker- und Wirtschaftsgeräte oder wertvolle Landparzellen den Besitzer wechselten, bis endlich die plötzlich befohlene Räumung den Vorgang abschloß.
Die enteigneten Bauern konnten in der Regel weiterhin eine Stube ihres Hauses, die Knechtskammer, in Ausnahmefällen auch nur die Waschküche oder einen Abstellwinkel bewohnen und arbeiteten auf ihrem eigenen Besitz als Landarbeiter. Andere wurden ganz von ihrem Hof vertrieben, zogen zu Verwandten oder Bekannten, suchten sich eine Arbeit und warteten auf eine Klärung der Verhältnisse.
Wer schon in dieser frühen Zeit sein Besitztum verlor, mußte wohl den Eindruck gewinnen, daß er im Gegensatz zu seinem volksdeutschen Nachbarn, der noch über sein Eigentum verfügte, besonders schwer vom Schicksal geschlagen wurde; kaum einer der zurückgebliebenen Volksdeutschen war sich einer politischen Verfehlung gegen den ungarischen Staat bewußt. Die wenigen, die sich in der vergangenen Zeit tatsächlich exponiert hatten, waren im Zuge der Evakuierung nach Deutschland geflohen.
Während der Enteignungsbeschluß der örtlichen Bodenbeanspruchungskommissionen immer nur in Einzelfällen wirklich angewandt wurde und wohl als ein drohendes Verhängnis über allen Volksdeutschen schwebte, aber doch als abwendbar und nicht endgültig angesehen wurde, löste die Tätigkeit der Kommission zur Überprüfung der nationalen Treue in den meisten

Fällen plötzliche Gesamtaktionen aus, oft in Form von Razzien.
Soweit die Angehörigen des Volksbundes oder zurückgekehrte ehemalige Mitglieder der Waffen-SS nicht schon früher zur Aburteilung durch die Volksgerichte in Untersuchungshaft abgeführt worden waren, begann im Frühjahr 1945 ihre systematische "Einlagerung" in die Internierungs- und Zwangsarbeitslager. In diesen Lagern ließen sich die aufgehetzten Wachmannschaften in der ersten Zeit nach dem Regimewechsel des öfteren den Volksdeutschen, ebenso wie den Pfeilkreuzlern gegenüber Übergriffe und Mißhandlungen zuschulden kommen. Im allgemeinen blieb die Behandlung jedoch korrekt, wenn nicht sogar nachsichtig.
Die Zahl der internierten Volksdeutschen war, wenn man die im Laufe der folgenden Monate und Jahre aus der Gefangenschaft nach Ungarn zurückkehrenden Angehörigen der Waffen-SS hinzurechnet, sicher nicht größer als einige Tausend. Sie ist allerdings nicht klar zu umgrenzen, da vielleicht sogar von seiten der Regierung, sicher aber von den Volksdeutschen in ihren Berichten kein ausdrücklicher Unterschied zwischen Internierten und Zwangsarbeitern gemacht wurde, die Einziehung zur Zwangsarbeit wurde allgemein ebenfalls Internierung genannt. Arbeitslager befanden sich in allen Teilen des Landes, in den größeren Städten Zentrallager, von wo aus die Einsatzlager beliefert wurden.
Berüchtigt wegen der schlechten Behandlung wurde das große Lager in der ehemaligen Karlskaserne in Budapest, wo auch ungarische Soldaten und Zivilisten interniert waren. Weitere Zentrallager befanden sich u.a. in Köbanya, Baja, Lengyel, Zanegy, Raab, Bácsalmás.
Eine ganze Reihe von Eingezogenen, sowohl der Internierten wie auch der Zwangsarbeiter, wurden bereits nach wenigen Monaten wieder entlassen, besonders wenn sie zu alt, krank oder überhaupt arbeitsunfähig waren. Ein anderer Teil verließ einzeln oder in Gruppen heimlich die Arbeitskommandos. Die Flucht vom Arbeitsplatz war ohne größere Schwierigkeiten zu bewältigen. Man verdingte sich bei einem Madjaren der weiteren Umgebung als Knecht oder kehrte sogar in die Heimatgemeinde und in die eigene Wohnung zurück und nahm die Arbeit im eigenen Anwesen wieder auf, wenn es noch von der Familie bewohnt wurde.
Denunziationen waren bei der Loyalität der bäuerlichen Madjaren den Deutschen gegenüber nicht unbedingt zu fürchten. Als Gegenmaßnahme veranstalteten die Behörden ein- bis zweimal im Jahr Razzien auf die geflohenen Arbeitsdienstverpflichteten und die inzwischen zurückgekehrten ehemaligen SS-Leute. Die Restgruppe der Eingezogenen wurde dann kurz vor der Ausweisung in ihre Heimatorte entlassen, um dort den Transporten nach Deutschland eingegliedert zu werden.
Schon ein Teil der zuerst Entlassenen fanden ihre früheren Wohnungen und Gehöfte von Neusiedlern besetzt und mußten sich eine Notunterkunft suchen. War der Hof dagegen noch nicht beschlagnahmt, konnten sie auf ihm weiter wirtschaften, bis sich ein madjarischer Interessent für ihr Anwesen gefunden hatte, der auf Grund eines von den örtlichen Behörden ausgestellten Einweisungsscheins alle Rechte des Besitzers übernahm. Ebenso blieben die dem Gesetz nach Umzusiedelnden noch Monate und Jahre auf ihren Anwesen, wenn keine Neusiedler zur Verfügung standen oder der Hof nicht gefiel.
Die Internierung wurde in vielen Fällen durch ein Verfahren vor dem Volksgericht ersetzt, in dem die Beschuldigten zu ein bis drei, in Ausnahmefällen auch zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurden.
Da der Kreis der unter Kategorie I Fallenden naturgemäß außerordentlich klein war - die "Führer" waren geflohen und die Angehörigen der Waffen-SS noch in Gefangenschaft - zog man alle irgendwie im Volksbund hervorgetretenen Personen zu dem Verfahren heran, ja man verurteilte sogar ohne jede Rechtsgrundlage Angehörige der Belasteten, z.B. Väter, deren Söhne in der Waffen-SS gedient hatten.
Im Laufe dieser Gerichtsverfahren - bei der Verhaftung, während der Untersuchungshaft und bei den Vernehmungen - kam es sehr oft zu Mißhandlungen und brutalen Ausschreitungen, da

sowohl das Bewachungspersonal als auch die Richterkollegien zumeist aus fanatischen Deutschenhassern bestanden. Ein großer Teil der Mitgliederkarteien des Volksbundes waren nach dem Zusammenbruch aufgefunden worden, so daß nur wenige "Volksbündler", denen es gelang, in fremden Dörfern als Landarbeiter Unterschlupf zu finden, auf freiem Fuß blieben.
Die Behandlung der Volksdeutschen war allgemein gesehen zumindest in der ersten Zeit recht unterschiedlich und von äußeren Zufälligkeiten, wie der Zusammensetzung der Gerichte oder der Bewachungsmannschaften, abhängig. Oft spielten dabei auch persönliche Spannungen eine erhebliche Rolle. Besonders bei der Taxierung und Einstufung in die einzelnen Strafklassen durch die Kreiskommission war aber auch oft neben kleinlichen Gehässigkeiten eine korrekte, wenn nicht gar großzügige Haltung zu beobachten.
Überhaupt wird das Gesamtschicksal des ungarländischen Deutschtums in dieser Zeit nicht so durch die erlittenen Ausschreitungen und körperlichen Mißhandlungen charakterisiert, als vielmehr durch zermürbende Unsicherheit.
Die Hoffnung, daß die Strafmaßnahmen in nächster Zeit eingestellt würden, und daß dann der noch nicht enteignete Besitz erhalten bliebe, wurde immer wieder dadurch erweckt und bestärkt, daß monatelang nichts geschah, bis dann plötzlich innerhalb von einer Stunde der Räumungsbefehl erging. Treuebeweise wurden gesammelt, Bittschriften und Beschwerden eingereicht, Bescheinigungen der verschiedensten Art von den Ortsbehörden erbeten und in der Regel von diesen auch bereitwillig ausgestellt, jeder nur denkbare Weg zur Sicherung des gefährdeten Besitzes wurde erprobt.
Eines Tages erschien dann trotz allem ein Mitglied der Enteignungskommission oder der Ortsbehörde, zusammen mit dem Neusiedler und verfügte die sofortige Räumung des Anwesens. Ebenso konnte es vorkommen, daß der neue Besitzer allein erschien, ein oder zwei Zimmer des Hauses bewohnte, sich im Laufe von Monaten oder eines ganzen Sommers in die Wirtschaft einführen ließ und dann eines Tages den alten Eigentümer auf die Straße setzte. Typisch war bei allen Formen der Besitzübernahme die plötzliche Vertreibung vom Hofe.
Um zu verhindern, daß der Enteignete Möbel, Haushalts- oder Wirtschaftsgeräte zu Bekannten schaffte oder verkaufte, ließ man ihn völlig im unklaren darüber, ob und wann die Verweisung aus dem Hause erfolgte. Die plötzlich aus ihrem Anwesen Verjagten erhielten nur eine armselige Ausstattung an Hausgeräten und Bekleidung und waren auf die Hilfe von Verwandten und Bekannten angewiesen, bis sie ihren Lebensunterhalt als Knecht oder Gelegenheitsarbeiter wieder selbst verdienen konnten.
Ein phasenmäßiger Ablauf der Enteignung ist daher nur in der Anfangszeit zu beobachten. Kurz nach dem Regimewechsel wurden fast ausschließlich nur Volksbundmitglieder von ihrem Hof gejagt, eine zweite Enteignungswelle lief dann nach der Ernte im Sommer 1945 an. Für die folgende Zeit kann man nicht mehr von Enteignungswellen sprechen. Die Höfe wechselten ihre Besitzer je nach der Menge der anfallenden Neusiedler, wobei die politische Einstufung der Deutschen eine immer geringere Rolle spielte.
Ab Frühjahr 1946 wurde dann vielfach nicht mehr umgesiedelt, sondern ausgewiesen, da sich inzwischen die auf Grund des Potsdamer Abkommens mögliche Ausweisung als die geeignete Lösung für die Ausschaltung der mißliebigen Deutschen gefunden hatte. Überhaupt verlagerte sich das Schwergewicht der Maßnahmen immer mehr aus der national-politischen in die wirtschaftliche Sphäre. Die willkürliche Behandlung der Volksdeutschen hörte nicht auf, sondern veränderte nur ihre Formen.
Die Mißhandlungen in den Internierungslagern, in der Untersuchungshaft und während der Verhöre, sowie die ungerechtfertigten Verurteilungen machten wohl einer humaneren Behandlung Platz, dafür wuchs jedoch gerade unter dem Einfluß der immer stärker werdenden kommunistischen Partei die Zahl der selbst nach dem Maßstabe der weitgreifenden Verordnungen ungerechtfertigten Enteignungen. Die radikale Endphase dieser Entwicklung ist die

Ausweisung und Vertreibung.
Zu der schon von der dritten Durchführungsbestimmung zur Bodenreform erwähnten und in die Kategorisierungsverordnung aufgenommenen Binnenumsiedlung von Personen, die "die Zielsetzungen der hitleristischen Organisationen unterstützt haben", ist es allerdings nicht mehr in großem Maßstab gekommen, weil die durch die Potsdamer Beschlüsse vom 6. August 1945 gebilligt und angekündigte Aussiedlung sich als ein weit geeigneteres Instrument zur Zerstörung der deutschen Siedlungen in Ungarn anbot.<<

Lebensverhältnisse der Ungarn-Deutschen in den Jahren 1946 bis 1947
Erlebnisbericht des Landwirts Christian P. aus Kunbaja im Komitat Bacs-Bodrog, Ungarn (x008/66-67): >>Die madjarischen Neusiedler kamen in Gruppen von 5 bis 10 Familien aus der Gegend von Miskolcz und Debrezin. Auf Befehl von Bürgermeister Cubic mußten wir diese Leute vom Bahnhof abholen und sie in die zugewiesenen deutschen Häuser führen.
Als die leerstehenden Häuser von den Tschangonen (madjarisches Hirtenvolk) belegt waren, ging man allmählich daran, auch die Zurückgebliebenen aus ihren Häusern auszuquartieren. Die Betreffenden kamen nicht in die Lager, weil fast gleichzeitig ... Ausweisungen nach Deutschland vorgenommen wurden.
Ich wurde Anfang 1947 wegen Überarbeitung sehr krank. Eine ärztliche Behandlung wurde mir nicht zuteil, so daß ich mich entschloß, mich in einem Krankenhaus der Hauptstadt stationär behandeln zu lassen. Im Städtischen Krankenhaus sagte man mir, daß ich schon zu alt sei und noch dazu "Schwabe". ...
Mit Landsleuten entschloß ich mich dann im August 1947, über Strass-Somerein, Ungarn zu verlassen, was mir auch gelang. Ich habe meine Frau (ich war zum zweiten Mal verheiratet) zu Hause gelassen. ...
Die ersten Nutznießer am volksdeutschen Gut waren ohne Zweifel die Bunjewatzen. Sie haben unser bewegliches Vermögen unter dem Schutz der Tito-Partisanen entwendet und hatten bis zu meiner Abreise eine privilegierte Stellung. Die Nutznießer unseres unbeweglichen Gutes waren dagegen die Madjaren, deren Raubgelüste erst durch staatliche Maßnahmen erweckt wurden.<<

Lebensverhältnisse der Ungarn-Deutschen in den Jahren 1946 bis 1948
Erlebnisbericht des Tierarztes R. N. aus dem Bezirk Pecs im Komitat Baranya, Ungarn (x008/73-76): >>Im September 1946 wurde das Internierungslager von Fünfkirchen ... aufgelöst und die Insassen nach Budapest verlegt. In Budapest entstand ein riesiges Konzentrationslager, wo die Not und das Elend noch größer wurden. Tag für Tag kamen Menschen ums Leben. ...
Am 7. Juni 1947 ... gab der Budapester Sender die traurige Nachricht bekannt, daß die US-Zone keine Deutschen aus Ungarn aufnehmen wird.
Danach wurden die Ungarn-Deutschen wieder verstärkt in die Sowjetzone Deutschlands ausgesiedelt. Manche Ungarn-Deutsche versuchten noch, in die Kommunistische Partei einzutreten, um der Aussiedlung zu entgehen und hofften, ihren Besitz und Vermögen behalten zu können.
Während der Ausweisung mußten sie jedoch mit den anderen das Land verlassen. Besonders die Deutschen, die vermögend waren. Gleichzeitig wurden aus der Slowakei die dortigen Magyaren nach Ungarn umgesiedelt. Sie erhielten oftmals die Höfe und Häuser der enteigneten Deutschen. Tag und Nacht fuhren Züge mit den Deutschen und Magyaren hin und her.
Sehr oft konnte man die Deutschen nicht schnell genug abtransportieren. Sie mußten dann ihr Haus oder ihren Hof innerhalb von einer Stunde verlassen. ...
Die Regierungspolitik hatte sich inzwischen geändert. Der Rest der Deutschen sollte nicht

mehr ausgewiesen werden, sondern man wollte die Enteigneten in Massenquartieren unterbringen. ... In den größeren Städten hatte man auf den Hauptplätzen Galgen aufgestellt und Tafeln mit strengen Warnungen angebracht. ... Die restlichen Deutschen mußten als Knechte, Mägde und als Diener der Magyaren arbeiten. Sie arbeiteten als Sklavenarbeiter in Fabriken, Bergwerken oder in den Staatsbetrieben der Landwirtschaft.
Da ich mich vor 2 Jahren, als ich aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, wegen der drohenden Internierung oder Auslieferung nach Rußland nicht angemeldet hatte, hielt ich mich illegal in meiner Heimatgemeinde auf. Im Mai 1948 wurde ich beim Nationalkomitee der Gemeinde denunziert. - Es war am 28. Mai 1948. Ich kam am Abend von der Arbeit. Ich trug eine Sense auf der Schulter, denn ich hatte für einen magyarischen Bauern Gras gemäht. Als ich ins Dorf kam, sah ich einen Polizisten, der gerade mit dem Bürgermeister sprach. ... Da ich ahnte, daß man mich festnehmen wollte, ergriff ich die Flucht. ... Die Polizei führte anschließend sofort eine Razzia durch, um mich zu ergreifen, aber es gelang ihnen nicht. ...<<

Abschiebung von geflüchteten Ungarn-Deutschen aus Österreich nach Ungarn im Juli 1945, Flucht im März 1946

Erlebnisbericht des Angestellten Stefan B. aus Beremend im Komitat Baranya, Ungarn (x008/82-84): >>Am 1. Juli 1945 (kam) ein österreichischer Lastkraftwagen mit Polizei, und es wurde uns befohlen, ins Lager Kufstein mitzukommen. Dort blieben wir eine Nacht und wurden des Morgens einwaggoniert. Es hieß, wir müssen nach Hause.
Bis Ödenburg begleiteten uns US-Soldaten. Dort wurden wir von den Ungarn übernommen. Hier mußten wir aus dem Zug. Als die ungarischen Kommunisten anfingen, uns zu plündern, schritten die Amis ein. ... Auf russische Intervention mußten sich die Amis zurückziehen. Dann begann die Plünderung. Es waren hier Tausende ... von Volksdeutschen, die von den Amerikanern nach Ungarn zurücktransportiert wurden. Hier wurde auch ein unbekannter Landsmann erschlagen. Die ganze Nacht wurde von den Russen und ungarischen Kommunisten geplündert. Hier blieben wir 3 Tage. Dann wurden wir polizeilich vernommen. Wer nicht perfekt Ungarisch konnte, mußte das Land wieder mit dem nächsten Transport verlassen.
Meine Frau und ich durften nach Hause. Wir fuhren mit fahrplanmäßigen Zügen nach Hause. Am Hauptbahnhof Beremend (Komitat Baranya) sind wir von der Polizei in Empfang genommen worden. Der Polizeifeldwebel Imre Molnar empfing uns mit den Worten: "Hier sind die Landesverräter". ... Wir wurden von der Polizei eskortiert und zur Polizeistation abgeführt. Die zurückgebliebenen Deutschen spien uns an, lachten uns aus, spotteten: "Warum seid ihr nach Hause gekommen? Ihr habt euer Vermögen verhitlert".
Franz H. rief uns zu: "Ihr wollt doch (nur) ungarisches Brot essen." Adam W. sagte mir ins Gesicht: "Wir, nicht ihr, sind die richtigen Deutschen. Wir sind die Sieger, nicht ihr." - Im Polizeihof ging die Plünderung weiter. Rucksäcke, Wäsche usw. wurden uns weggenommen. Am Abend durften wir nach Hause. In unserem Hause wohnte der Kommunistenführer Gakonyi. Er ließ uns bestellen: "In unser Haus kommt ihr nicht herein".
Am ... 11. Juli 1945 wurden wir nach Siklos abgeführt. Von den Leuten sagten die einen: "O, die Armen!", die anderen dagegen: "Es geschieht ihnen schon recht!" Wir kamen ins ehemalige Judenlager. ... Als ich den KP-Kommissar, meinen ehemaligen Arbeitskollegen K. I. ansprechen wollte, sagte er mir: "Jetzt können wir miteinander nicht sprechen. Wir sind Feinde!" ... Der Kolonialwarenhändler T. wollte mir z.B. kein Zigarettenpapier verkaufen. Ein anderer Madjare, Josef T., ein ehemals erbitterter Gegner des Volksbundes, ... kaufte mir das Papier. ...
Im März habe ich von meinem Sohn Franz die erste Nachricht erhalten. Er riet uns, sofort nach München zu kommen. Binnen 24 Stunden waren wir schon unterwegs. Wir mieteten einen Wagen und fuhren ... bis Steinamanger. Hier wurden wir von Polizei verhaftet. Hier

waren schon etwa 30 Volksdeutsche arretiert. Die Eßwaren wurden uns abgenommen. ... Gegen 1 Uhr wurden wir allein ... mit der Bemerkung entlassen, wir sollten noch in dieser Nacht die Grenze schwarz passieren. So kamen meine Frau und ich nach St. Gotthard auf österreichischen Boden. Von hier fuhren wir nach München zu unseren beiden Söhnen.<<

Enteignung der Volksdeutschen in Ungarn von Juni 1945 bis März 1946

Erlebnisbericht der Susanne K. aus Kaposszekcsö im Komitat Baranya, Ungarn (x008/85-86):
>>Die Häuser derjenigen, die nach Deutschland evakuiert worden waren, wurden an überzeugte Madjaren aus dem Weingebirge verteilt. Die Verteilung nahm ein Oberverwalter vor. ...
Im Sommer 1945 begann bei uns die "Viehaktion" gegen die Deutschen. Man nahm das Vieh denjenigen weg, deren Angehörige geflüchtet waren. Uns nahm man eine Kuh, 2 Pferde, 8 Schafe und 13 Schweine weg. Die Aktion dauerte einen Tag. Es kam ein ... Madjare vom "Ausschuß" in unser Haus und erklärte, unser Viehbestand sei beschlagnahmt. ... Ich nehme an, daß man bereits vorher ausgemacht hatte, wer unser Vieh bekommen sollte. Meine Kuh und 4 Schafe bekam Nandor Szöke, ein Schmied aus der Nachbargemeinde, der bereits Anspruch auf unsere Schmiede erhob. ...
Im September 1945 kamen einige Leute vom "Ausschuß", die das gesamte Inventar unserer Werkstatt aufnahmen. ... Es hieß, das Verfügungs- und Gebrauchsrecht über die Werkstatt stehe jetzt Szöke (einem ungarischen Schmied aus der Nachbargemeinde) zu. Als mein Sohn Szöke fragte, wie er dazu käme, ... einem alten Handwerkskollegen einfach die Werkstatt ... wegzunehmen, erwiderte er, er habe das Recht dazu: "Ihr Deutschen müßt ja sowieso einmal fort". ...
Im März 1946 mußten wir dann heraus, nachdem F. uns benachrichtigt hatte. Er übergab uns einen schriftlichen Bescheid, wonach wir binnen 15 Minuten das Haus zu räumen hätten. ... Ich habe in dieser Viertelstunde nur Bettzeug und Bekleidung packen können. Die anderen Sachen durfte ich nicht anrühren. ... Die enteigneten Volksbündler wohnten meist bei Bekannten. Sie hatten sich zum größten Teil als landwirtschaftliche Arbeiter verdingt. Es kam nicht selten vor, daß Deutsche (Volksbündler) sich bei sog. "Auch-Deutschen" verdingten. ... Wir zogen auch zu einem "Auch-Deutschen". ... Hier blieben wir nur 2 Monate, weil er auch heraus mußte. ...<<

Enteignung der Volksdeutschen in Ungarn von September 1945 bis Mai 1947

Erlebnisbericht des Landwirts Heinrich S. aus Hegyhatmaroc im Komitat Baranya, Ungarn (x008/88-89): >>In den Häusern der führenden Persönlichkeiten des Volksbundes (hatten sich) einige Madjaren aus der Puszta eingenistet. Ich konnte ferner feststellen, daß diese Einquartierung auf einer gesetzlichen Verordnung beruhte. Die betroffenen Deutschen waren berechtigt, beim Auszug ihre Möbel mitzunehmen.
Im Herbst 1945 wurde uns mitgeteilt, daß eine sogenannte "Feststellungskommission" die Ortschaften besuchen werde. Mitglieder der Kommission waren ... ein öffentlicher Notar und je ein Mitglied der Kommunistischen Partei und der Kleinlandwirte-Partei sowie der Gemeindebürgermeister. Die Deutschen sollten nach ihrer politischen Einstellung eingestuft werden. Maßgebend war die Tatsache, wie man sich bei der letzten Volkszählung in bezug auf das Volkstum bekannt hatte und ob man sich als Madjarenfreund oder -feind verhalten hatte. So sollte unser Volkstum in 6 Stufen eingeteilt werden. Die jeweiligen Kategorien hatten verschiedene Folgen, wie z.B. Aussiedlung, regionale Umsiedlung oder Einstufung in Gruppe VI, die ihr Anwesen behalten durften.
Bürgermeister H. und ich fuhren nach Tofü, um zu erfahren, wie die ganze Sache vor sich gehen würde. In Tofü wurde das Verfahren zum ersten Mal in unserem Kreis durchgeführt. ...

Man berichtete uns, daß die Kommission sämtliche Volkszählungsunterlagen bei sich habe und gut informiert sei. ...
In unserer Gemeinde tagte die Kommission über 10 Tage. Sie war beim Gastwirt J. einquartiert. Die Kommission arbeitete von 8 bis 12 und von 13 bis 17 Uhr. Die Deutschen wurden nach Hausnummern vorgeladen und gefragt, ob sie Volksbundmitglieder gewesen seien, wie lange und was sie im Volksbund getan hätten. Danach richtete sich die Dauer der Internierung. Wichtig war auch, ob in der Deutschen Wehrmacht Dienst geleistet worden war und wie sich der einzelne gegenüber den Madjaren eingestellt hatte.
Nach den Fragen wurde man hinausgeschickt. Ich persönlich wurde nachher wieder hereingerufen. Dr. Szabo verkündete den Spruch: Gruppe VI. Er hob hervor, daß ich mich trotz Volksbund- und Schulausschuß-Mitgliedschaft gut geführt und mich nicht madjarenfeindlich betätigt habe. Ich sprach nach Dienstschluß ... mit Dr. Szabo und Jozsef Mathe, die mir sagten, sie wollten nach Möglichkeit Deutsche in ihren Heimen behalten und nicht ausweisen. Sie hatten einen schweren Stand, weil man die Kommission von seiten der Pußta-Madjaren eines deutschfreundlichen Verhaltens beschuldigte. Die Pußta-Madjaren wollten möglichst viel deutschen Grund zur Verfügung bekommen. Insgesamt wurden in unserer Ortschaft 11 Familien in die strengste Stufe (I) eingestuft.
Etwa 14 Tage später kam wieder eine Kommission, die sog. "Umsiedlungskommission", die die Anweisungen der ersten Kommission durchführte. Die Kommission nahm das Vermögen auf. ... Möbel und Wäsche durften ... (die betroffenen Deutschen) aus ihren enteigneten Häusern mitnehmen. ... In die Häuser kamen Pußta-Madjaren.
Es herrschte bis Mai 1947 ... Ruhe. Pfarrer F. sagte mir mal: "Es geschieht den Deutschen recht. Ich würde es gern sehen, wenn sie mit dem Rucksack zum Bahnhof gehen". Zu dieser Zeit kam wieder eine sog. "Umsiedlungskommission", die Wohnraum für die aus der Tschechoslowakei ausgesiedelten Madjaren zu beschaffen hatte. Wohnraum wurde nunmehr ohne Rücksicht auf die vorherige Einstufung beschlagnahmt. Ob Volksbundangehöriger oder nicht, spielte keine Rolle. ...
Vor der Ernte des Jahres 1947 wurden uns auch die Äcker enteignet. Die CSR-Madjaren bekamen 14 Joch je Familie ... bescheinigt. So mußten wir mit ihnen aufs Feld fahren und ihnen unser landwirtschaftliches Vermögen übergeben. ... Wir Deutschen wohnten zumeist in einer Stube des ehemaligen eigenen Hauses oder bei Bekannten und Verwandten. ...<<

Abschiebung von geflüchteten Ungarn-Deutschen aus Österreich im Juni 1945
Erlebnisbericht des Bergmannes Josef N. aus Mor im Komitat Stuhlweissenburg, Ungarn (x008/98-100): >>Angesichts der verworrenen Lage hatten nach dem Kriege viele Ungarn-Deutsche, die sich in Österreich aufhielten, die Sehnsucht, ... nach der alten Heimat zurückzukehren. Es kam ... noch hinzu, daß die ungarischen Behörden die Volksdeutschen zunächst nicht schlecht behandelten, wobei man gern den Vergleich mit der sehr viel schlechteren Lage der Deutschen in Jugoslawien zog.
Es sickerte bei den in Österreich lebenden Ungarn-Deutschen durch, daß aus dem Flüchtlingslager in Markt Bischofshofen (südlich von Salzburg) Heimkehrertransporte in Richtung Ungarn fuhren. Jeder Transport zählte ungefähr 400 bis 500 Personen, die sich vorher einer politischen Kontrolle durch die Amerikaner unterziehen mußten. Die Kontrolle war sehr oberflächlich, so daß es allmählich auch ehemalige Angehörige der Waffen-SS wagten, die Ausreisegenehmigung zu beantragen. Man ließ sie auch ausreisen. ...
... So entschlossen sich meine Eltern und ich zur Heimfahrt. Wir fuhren am 2. Juni 1945 ab, in der Hoffnung, daß es uns in der alten Heimat besser ergehen werde. Aber schon beim Betreten des ungarischen Gebietes bei Ödenburg wurden wir durch Grenzposten geplündert. Es herrschte große Aufregung. Ein Grenzposten sagte uns: "Na, ihr Hitlerianer, ihr werdet noch

eure Wunder erleben." Das war der Anfang.
Angesichts dieser unerwarteten Lage beschlossen wir Männer, nicht nach Hause zu gehen. Wir ließen uns vorübergehend in Kisber, im Komitat Komorn, nieder und schickten unsere Frauen als Vorhut nach Hause. Wir nahmen in Kisber landwirtschaftliche Arbeiten an und gingen erst nach Hause, als es uns vertretbar erschien. ...
In meinem Hause war bereits der Kommunist Franz M. einquartiert, den ich gut kannte. Ähnlich wie mir, ist es auch anderen Volksbundangehörigen ergangen. ... Die Gemeinde war infolge der Kriegshandlungen sehr zerstört, so daß für die "Hitler-Deutschen" genügend Arbeit vorhanden war. Man nannte solche Arbeit "Robot" (Frondienst).
Mein Vater begab sich mit mir am 19. August 1945 nach Hause, nachdem mein Onkel ihn benachrichtigt hatte, daß im Augenblick keine behördlichen Maßnahmen im Komitat Stuhlweissenburg zu befürchten wären. ... Die neuen Machthaber stürzten sich mit aller Gewalt auf die sog. Hitleristen. Die schwereren Fälle, d.h. die ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS, wurden in das Untersuchungsgefängnis in Stuhlweissenburg eingeliefert. Dort wurden sie vor dem Landgericht abgeurteilt. Die Strafe für die Mitgliedschaft bei der SS betrug im Durchschnitt 3 Jahre.
Seit Oktober ... bedrängte mich A. tagtäglich, ich möchte ihm doch 20 eingeschriebene Mitglieder des ehemaligen Volksbundes verraten. ... Ich weigerte mich beharrlich, meine Kameraden zu verraten. A. versprach mir bevorzugte Behandlung. ...
Als ich darauf nicht einging, wurde ich verhaftet und am 3. November 1945 in das ... Gefängnis in Stuhlweissenburg eingeliefert. Hier wurden neben Volksdeutschen auch Madjaren in Haft gehalten. ... Wer rechtskräftig abgeurteilt war, wurde dann in die verschiedenen Strafanstalten abgeschoben. ... Ich wurde ... zu ... 3 Jahren Gefängnis wegen Zugehörigkeit zur Waffen-SS verurteilt. ... Rechtfertigungen konnten nach der "ständigen Praxis" nicht vorgebracht werden.<<

Rückkehr von volksdeutschen Kriegsgefangenen aus Bayern im April 1946, Verhältnisse in einem Lager bei Budapest bis Januar 1948

Erlebnisbericht des Josef R. aus Magyarpolany im Komitat Veszprem, Ungarn (x008/104-105): >>In Weiden wurden wir sehr gut behandelt, es hat mir dort wirklich gefallen. Aber die Zeit ging schnell vorbei, wie immer, wo es schön ist. ... Nach einem längeren Aufenthalt in Weiden wurde ich wieder gesund und bekam meine ganzen Kräfte wieder, um mich durchzuschlagen. Es dauerte nicht mehr lange, und ich wurde aus Weiden abgeholt. Ich kam in das Entlassungslager Auerbach (amerikanisches Lager für deutsche Kriegsgefangene), dort wurde ich (als Volksdeutscher) im April 1946 nach Ungarn entlassen.
Wir 400 Mann wurden nach Komarom ... gebracht und dort wurde ich gleich wieder eingesperrt. Das Lager war nur ca. 60 km von meinem Heimatort entfernt, aber ich konnte nicht heim. ... Bei der ersten Gelegenheit begab ich mich auf die Flucht. Es gelang mir aber nicht, (nach Hause zu kommen). ... Ich wurde gefangen und wieder nach Komarom zurückgebracht. Nach 3 Wochen wurde ich unter polizeilicher Bewachung in meinen Heimatort geführt, um meine Eltern und Geschwister wiederzusehen. ... Einen halben Tag war ich zu Hause, dann wurde ich ... wieder eingesperrt und als Internierter in ein Kohlenbergwerk nach Varpalota (Bezirk Veszprem) gebracht. ...
(Im April 1947 floh ich wieder). ... Am 22. April, morgens, wurde ... Magyarpolany von der Polizei umstellt. Es gab für mich keine Rettung mehr. Ich wurde mit 12 Kameraden gefangen, davon waren 6 SS-Angehörige. ... Man brachte mich jetzt ins Wachamt der Polizei. Wir waren zu 7 in dem Raum, 3 Polizisten, ich, ein Kollege von der SS und ein anderer, der mir unbekannt war. ... Das Erste war: Oberkörper freimachen. ... Es hieß, den linken Arm hoch. ... Dann fragte mich ein Polizist: "Was ist das?", und ich antwortete: "Ich war bei der SS".

Daraufhin bekam ich die ersten Schläge ins Gesicht. Es waren nicht so viele, ungefähr 30 bis 40 Schläge. Dann fragte er mich: "Warum wollten sie die Blutgruppe beseitigen?" Ich antwortete: "Aus Angst." Er fragte: "Vor wem haben sie Angst?" Ich antwortete: "Vor meinen Gegnern!" Dann aber ging es rund. Ich mußte mich mit dem Hinterkopf nach hinten an die Wand lehnen und ... nach vorn schauen. Es ging schwer auf mein Gesicht. Ich hatte keine Zeit mehr zu schauen, noch viel weniger gelang es mir, die Schläge zu zählen. ... Jedenfalls waren es viele Schläge. Ich konnte kaum mehr aus den Augen sehen und auf dem linken Ohr hörte ich nichts mehr. Ich hatte von den Ohren bis runter zur Schulter nur noch Blutergüsse. ... Es ging auch vorüber. Dann wurden wir abgeführt und nach Budapest transportiert. ...
Wir waren nicht allein, denn es gab dort noch viele andere Kameraden, die schon lange auf den Tag der Befreiung warteten. Aber es ging nicht so schnell. Wir hatten auch die Ehre, noch 9 Monate in dem Lager zu bleiben. ... Einmal bekamen wir 4 Wochen lang gelbe Rüben zu essen. Es hätte nicht mehr lange gehen dürfen, denn wir sahen alle schon fast gelb aus. ...
Am 20. Januar 1948 wurde ich aus dem Lager entlassen. Ich hatte wieder Glück. Als ich nach meiner Entlassung zum Bahnhof gebracht wurde, kam gerade ein Vertreibungstransport aus meinem Landkreis an. Es waren lauter Volksdeutsche - meine Eltern waren auch dabei -, denen man die Heimat geraubt hatte. ...<<

Enteignung der Volksdeutschen im Komitat Moson im März 1946

Erlebnisbericht des Josef P. aus St. Peter im Bezirk Altenburg, Ungarn (x008/111-113):
>>Am 25. März 1946, um 9 Uhr morgens, kam eine Menschenmenge von 150 Personen. Ein jeder suchte den besten Besitz. Ich wohnte ganz unten am Dorfende und beobachtete eine Stunde lang die Folgen. ...
Ich mußte feststellen, daß es sich nicht um die (Suche nach) Schuldigen drehte, sondern um die schönsten und besten Besitztümer. ... Der Kommunistenführer rief: "Wo ist der Besitzer von diesem Haus?" Ich trat heran, da sagte mir der Kommunistenführer: "Im Namen des Gesetzes sind Sie entrechtet und enteignet." Er rief in die Menge hinein: "Wo ist der neue Besitzer?" Es kamen 2 junge Leute von 20 und 24 Jahren. ... Der Kommunistenführer sagte mir: "Sämtliche Schlüssel, die zum Haus gehören, geben Sie dem neuen Besitzer. ..."
Meine Ehegattin hörte zu, und als sie merkte, daß es voller Ernst war, fing sie mit lauter Stimme an: "Ihr Räuber, Ihr Verbrecher, Ihr habt die 10 Gebote nicht gelernt, wir haben mit Schweiß und Mühe und Plage aufgebaut, und ihr Zigeuner kommt und beraubt uns!"
Keine 10 Minuten hat es gedauert, da erlitt meine Frau einen Nervenzusammenbruch. Ich sollte binnen zweier Stunden das Haus verlassen, und hatte doch mit meiner Frau genug zu tun. Ich hätte unter Aufsicht von 5 Kommunisten etwas packen können, aber leider wehrte sich meine Frau so lange sie konnte. Die ... Kommunisten ... schrien mich an. Ich sollte die Frau zur Ruhe bringen. Wenn nicht, so würden sie gleich fertig sein.
Die arme Frau fiel auf die Knie und sagte: "Oh, mein Gott, was habe ich verschuldet!" Sie stürzte auf den Boden und lag bewußtlos da. Da schrie einer ... dem neuen Besitzer zu: "Seht nicht so lange zu, schmeißt die ... Schwaben hinaus, die Frau hat uns Ungarn beleidigt, damit haben sie auch nichts anderes verdient."
Mein 9jähriger Junge sprang los zu seinen 74-80jährigen Großeltern, die wegen ihres Alters verschont blieben und erzählte ihnen, die Kommunisten seien gekommen und wir müßten nach Zanegg ins Lager (Sammellager für Ausgewiesene). Da kam der 80jährige Großvater ganz geschwind mit seinem Gespann und wartete mit Trostlosigkeit und nassen Augen, was mit uns geschähe. Ich brachte meine Frau mit Gottes Hilfe wiederum zum Leben und wollte sie hinausführen. Sie antwortete: Nein, ich gehe keinen Schritt, ich sterbe lieber, die Zigeuner sollen mich erschießen, dann bin ich auch daheim!"
Da sprang einer von den 5 Kommunisten auf und sagte: "Wir werden aber doch einmal fertig

werden", und schob uns beide zur Tür hinaus. Später kam der neue Besitzer zu mir und zischte mir ins Ohr: "Ich bedauere den Fall, aber wenn wir nicht mit hergekommen wären, so hätten wir in die Ukraine als Ansiedler gemußt. ..."
Der 80jährige Großvater und mein 9jähriger Junge warteten auf die unbrauchbaren Dinge, welche die Ungarn nicht haben wollten, luden sie auf und fuhren ... in die Finsternis. Am nächsten Tag kam der neue Besitzer zu mir und sagte: "Kommen Sie mit mir, ich kann es nicht über das Herz bringen, wie man da gestern vorgegangen ist. Ich bin bereit, Ihnen alles zu geben, was Sie mitnehmen können. Ich durfte gestern vor denen nichts sagen." So haben wir es auch gemacht. ... Wir haben uns beide alles zur Hälfte geteilt.<<

Die reichs- und volksdeutschen Nachkriegsverluste

Reichs- und volksdeutsche Nachkriegsverluste in den Ostgebieten des Deutschen Reiches (Stand: 31.12.1937), in den deutschen Siedlungsgebieten im Ausland und in der sowjetischen Besatzungszone in Mitteldeutschland (ohne Wehrmachtssterbefälle und zivile Kriegsopfer):

	Verluste nach dem sowjetischen Einmarsch	Verschleppungsverluste	Flucht- und Vertreibungsverluste	Nachkriegsverluste; insgesamt	
Ostpreußen	11.900	19.800	245.700	277.400	
Ostpommern	21.200	22.000	285.700	328.900	
Ostbrandenburg	7.500	7.700	157.300	172.500	
Schlesien	37.500	27.900	380.700	446.100	
Deutsche Ostprovinzen	**78.100**	**77.400**	**1.069.400**	**1.224.900**	
Memelland	**800**	**1.000**	**26.300**	**28.200**	
Danzig	5.000	5.400	79.500	89.900	
Polnische Gebiete des Reichsgaues Danzig-Westpreußen	3.500	3.600	35.900	43.000	
Reichsgau Wartheland, Ostoberschlesien und Generalgouvernement	11.500	11.700	18.800	142.000	
Polnische Gebiete	**20.000**	**20.700**	**234.200**	**274.900**	
Reichsgau Sudetenland, Protektorat Böhmen und Mähren sowie Slowakei	**42.000**	**.**	**224.600**	**266.600**	
Estland, Lettland und Litauen	600	**.**	21.900	22.500	
Jugoslawien	7.200	13.500	115.100	135.800	
Rumänien	.	33.700	67.300	101.000	
Ungarn	.	15.800	41.200	57.000	
Baltikum und Balkan	**7.800**	**63.000**	**245.500**	**316.300**	
Deutsche Siedlungsgebiete im Ausland	**70.600**	**84.700**	**730.600**	**885.900**	
Ost-Mitteleuropa	**148.700**	**162.100**	**1.800.000**	**2.110.800**	1)
Übrige Reichsdeutsche (Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete)	**.**	**.**	**152.400**	**152.400**	2)
Sowjetunion	**-**	**350.000**	**.**	**350.000**	3)
Mitteldeutschland (SBZ)	**115.000**	**8.800**	**65.000**	**188.800**	4)
Insgesamt	**263.700**	**520.900**	**2.017.400**	**2.802.000**	
Zivile Kriegsverluste	.	.	.	(441.500)	5)

Quellen: 1) Statistische Berichte des Bundesamtes Wiesbaden vom 04.11.1959, S. 20.
2) Von der Flucht und Vertreibung direkt betroffene Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete, die aus den westlichen Reichsgebieten stammten. Diese Nachkriegsverluste wurden aufgrund der durchschnittlichen ostdeutschen Verlustquoten errechnet (2,5 % der direkt Betroffenen - x016/79).
H. Nawratil ermittelte z.B., daß die Verluste der zugezogenen Reichsdeutschen mit min-

destens 220.000 Opfern anzusetzen sind (x025/75).
3) Zwangsverschleppung innerhalb der Sowjetunion (Verluste während des Zweiten Weltkrieges = ca. 239.000 Rußland-Deutsche - x026/31), Verschleppung von Zwangsrepatriierten aus dem Deutschen Reich in die UdSSR (Verluste = ca. 111.000 Rußland-Deutsche - x026/91). Nach Angaben der rußlanddeutschen Volksgruppe starben sogar über 400.000 Rußland-Deutsche (x026/31).
4) Im Jahre 1945 kamen in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) etwa 115.000 Mitteldeutsche um (x037/55,59). Von 1945 bis 1950 ereigneten sich in den SBZ-Konzentrationslagern außerdem über 65.000 Sterbefälle (x009/228). Weitere 8.800 mitteldeutsche Verschleppungsopfer ("Strafgefangene" und andere Zwangsarbeiter) starben in sowjetischen Deportationslagern (x026/63,91).
H. Nawratil schätzte, daß der sowjetische Einmarsch in Westpommern, Westbrandenburg und in Berlin bereits etwa 240.000 Menschenleben forderte (x026/56).
5) Nach offiziellen Angaben starben in den Jahren 1939-45 im Deutschen Reich "nur" 441.500 deutsche Zivilisten durch Kriegseinwirkungen (x016/78).
Dr. G. Hümmelchen ermittelte jedoch später, daß allein während der anglo-amerikanischen Luftangriffe ca. 609.000 Deutsche getötet wurden (x051/364).

>>Uns gehört nur die Stunde. Und eine Stunde, wenn sie glücklich ist, ist viel.<< (Theodor Fontane)

Die Verluste der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen wurden nach langjähriger Forschungs- und Untersuchungsarbeit durch Wissenschaftler und Experten des Statistischen Bundesamtes ermittelt. Diese Statistiken, die man erst im Jahre 1959 veröffentlichte, gehören sicherlich zu dem bestgesicherten Zahlenmaterial der zeitgeschichtlichen deutschen Forschung.
Bei diesen Ermittlungen setzte man bewußt nur Mindestverluste an, die nach Abschluß der Kampfhandlungen entstanden. Tausende von Flüchtlingen und Vertriebenen, die nach der Ankunft im besetzten Mittel- und Westdeutschland an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen und Strapazen, an Hunger und Seuchen starben, wurden nicht berücksichtigt.
Wie viele deutsche Zivilisten auf der Flucht, durch Kampfhandlungen, Befreiungsverbrechen, Selbstmorde, Zwangsverschleppungen, Vertreibungsmaßnahmen oder langjährige Zwangsarbeit tatsächlich umkamen, wird man verständlicherweise niemals genau feststellen können.
KNAURS Lexikon (1953; S. 481) notierte, daß während der Flucht und Ausweisung etwa 2,5 Millionen Deutsche zugrunde gingen (x038/481).
Der Kirchliche Suchdienst München ermittelte im Jahre 1965 (sog. "Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals des deutschen Volkes in den Vertreibungsgebieten") für Ost-Mitteleuropa (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) rd. 2,3 Millionen Tote und ungeklärte Fälle (Verschollene). Da seit dem Kriegsende bereits Jahrzehnte vergangen sind, müssen die Verschollenen als umgekommen gelten (x025/248).
Das Bundesarchiv Koblenz berichtete im Jahre 1974 über die sog. deutschen Vertreibungsverluste (x010/54): >>Bei den Schätzungen des Statistischen Bundesamtes zur Ermittlung der Verluste, ... ergeben sich nach Abzug geschätzter Kriegsverluste und nach Ermittlung der in der Bundesrepublik Deutschland und Schätzung der in der DDR sowie in Heimatgebieten im Jahre 1950 lebenden Personen eine Gesamtzahl von ca. 2,2 Millionen "ungeklärter Fälle" in sämtlichen Vertreibungsgebieten (außer UdSSR und ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete). Sie werden auch als "Nachkriegsverluste" bezeichnet.<<
Dr. Gerhard Reichling (langjähriger Mitarbeiter des Statistischen Bundesamtes) errechnete für die Vertreibungsgebiete in Ost-Mitteleuropa (ohne reichsdeutsche Bombenevakuierte und Dienstverpflichtete) insgesamt 2.220.000 Todesopfer (x037/60): Tote auf der Flucht, bei der

Vertreibung und als Folge der Besetzung = 1.640.000 (766.000 Frauen und Mädchen, 555.000 Männer und 319.000 Kinder). Tote der sowjetischen Verschleppungsaktion = 580.000 (226.000 Frauen, 258.000 Männer und 96.000 Kinder).
Im "dtv-Atlas zur Weltgeschichte" (1989; Band 2, S. 499) wurden die deutschen Vertreibungsverluste mit über 3,0 Millionen angegeben (x061/499).

Anstatt eines Schlußwortes

>>Der lügt am sichersten, der die Wahrheit nur verfälscht und keine ganze Lüge erdichten darf; bei jedem nimmt er ein andres Stück Wahrheit weg und setzt eine andre Lüge hinzu.<< (Jean Paul)

Robert Conquest berichtete über die entscheidenden Fehler der westlichen Alliierten (x080/-339-341): >>Während Stalin in Potsdam die verschiedensten unbegründeten Ansprüche oder von den Alliierten besetzten Territorien erhob und wieder fallen ließ und auf diese Weise "Zugeständnisse" machte, festigte er letztlich seine Position in Osteuropa.
... Am Vorabend der Konferenz wurde der erste Atombombentest in der Wüste von New Mexico durchgeführt. Truman informierte Stalin, daß die USA nun über eine höchst wirksame neue Waffe verfügten. Stalin, der durch Klaus Fuchs und andere Spione bereits alles über das Projekt wußte, erwiderte lediglich, er hoffe, die Waffe würde gegen Japan eingesetzt.
Fast 4 Jahre hatten die Alliierten nach den falschen Grundsätzen gehandelt. ...
Stalin hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Das lag daran, daß er es ebenso wie in der Vergangenheit geschafft hatte, zumindest zeitweise einen "liebenswürdigen" Eindruck zu erwecken. Er spielte die Karte der gigantischen Kriegsanstrengungen Rußlands aus, um vom Westen Zugeständnisse zu erlangen. ... Stalin hatte dem NKWD im Zusammenhang mit den Moskauer Schauprozessen gesagt, der Westen werde das "schlucken". Jetzt praktizierte er ähnliche Täuschungsmanöver, und wieder fand er genügend Dumme, die darauf hereinfielen. ...<<
Prof. Dr. Andreas Hillgruber kommentierte die Folgen der Potsdamer Konferenz (x041/34): >>Mit den Vertreibungen bisher europäischer Bevölkerungen erfuhr Europa 1945 am elementarsten den Andrang eines außereuropäischen Imperiums im Osten, die Annullierung eines ziemlich genau 1.000jährigen Ausdehnungsbestandes, den Verlust eben der Gebiete des östlichen Grenzraums im Baltikum, in Weißrußland und westlicher Ukraine, die fast ununterbrochen dem europäischen Kulturkreis zugehörig gewesen waren. Die Ostgrenze Europas war auf breiter Front auf einer Linie von Danzig bis wenig östlich Warschaus um einen durchweg 200 km tiefen, annähernd 2.000 km vom Finnischen Meerbusen bis zum Schwarzen Meer sich erstreckenden Landbereich vermindert und verkleinert.
Und darüber griff der russisch-imperiale Hegemonieanspruch noch weiter hinaus: In 1945-49 stufenweise erzwungener Machtübernahme wurden die mittel- und osteuropäischen Länder bis zu einer nochmals 750 km weiter westlich gelegenen Linie von Stettin bis Triest machtpolitisch russifiziert und bolschewisiert; wobei für die Europäer noch nicht abzusehen war, wieweit sich die europäischen Traditionen dieser Länder dagegen würden behaupten können.<<
Heinz Nawratil schrieb über die polnische Nachkriegspolitik (x025/184): >>1945 war dann das Jahr der Ernte, die Sternstunde des polnischen Nationalismus. Die Planeten standen so günstig wie seit Jahrhunderten nicht mehr: Die Konjunktion der anglo-amerikanischen Bestrafungstheologie mit der sowjetischen Hegemonialstrategie am Ende der "unvermeidlichen deutschen Katastrophe" brachte den Spielern den erhofften "höchsten Gewinn", die größte Expansion des polnischen Siedlungsgebietes in der Geschichte; obendrein konnte sich der historische polnische Chauvinismus im Gewand der Kompensations- und Kollektivschuldtheorie in fashionablen westlichen Gesellschaftskreisen sehen lassen. Und es bestätigte sich wieder einmal die Erfahrung, daß Propaganda weniger von der Kraft ihrer Argumente als von der Unwissenheit ihrer Adressaten lebt. ...<<
Der schweizerische Journalist Robert Jungk (1913-1994) berichtete am 15. November 1945 in der "Züricher Weltwoche" unter der Überschrift "Aus einem Totenland" über die katastrophalen Verhältnisse östlich der Oder und Neiße (x024/133-139): >>... Es gibt heute in Europa nicht nur einen Eisernen Vorhang. Es gibt zwei. Dieser zweite Eiserne Vorhang, von dem man

nicht spricht und sehr wenig weiß, scheidet die russische Okkupationszone in Deutschland gegen Osten von jenen ehemals deutschen Gebieten, die auf der Potsdamer Konferenz den Polen übergeben wurden und der alliierten Deutschlandverwaltung nicht unterstehen.
Jedermann, der diese Grenze, die sich an die Oder- und Neißelinie lehnt, überquert hat, wird bestätigen, daß dort die Kontrolle noch viel schärfer ist als an der Grenze, welche die alliierte und russische Okkupationszone voneinander trennt. Das hat seinen guten Grund. Man wünscht hier keine Besuche von außen. Denn hinter der der Oder-Neiße-Linie beginnt das Land ohne Sicherheit, das Land ohne Gesetz, das Land der Vogelfreien, das Totenland.
Während in der von den Russen okkupierten Zone heute doch eine gewisse Ordnung herrscht und Unrecht mehr zufällig als planmäßig geschieht, regiert in den weiten Gebieten zwischen der früheren deutsch-polnischen Grenze und der Oder die Willkür und die Gewalt.
Als dieses Gebiet den Polen nach den Potsdamer Vereinbarungen zugesprochen worden war, glaubte die ansässige deutsche Bevölkerung zuerst, sie werde sich mit den Polen nicht schlechter oder sogar besser vertragen als mit den Russen. Heute aber ist es so, daß die Bewohner sich an die kleinen durchziehenden oder da und dort zur Nachschubsicherung stationierten russischen Abteilungen wenden müssen, um Schutz vor den Übergriffen der Polen zu finden.
Wer die polnische Zone verlassen hat und in russisch okkupiertes Gebiet gelangt, atmet geradezu auf. Hinter ihm liegen leergeplünderte Städte, Pestdörfer, Konzentrationslager, öde unbestellte Felder, leichenbesäte Straßen, an denen Wegelagerer lauern und Flüchtigen die letzte Habe rauben.
All das und alles, was in den kommenden Zeilen beschrieben werden wird, ist leider wahr. Man mache es sicht leicht und tue es als "Greuelpropaganda" ab. Zu oft schon hat man in den Jahren dem unvorstellbaren Entsetzlichen nicht glauben wollen, zu oft haben diejenigen, denen Enthüllungen unangenehm sein mußten, sie als "Lügen" oder "Propaganda" abgetan.
Es ist wahr, daß in dem Orte G. auf öffentlichem Platze Mädchen, Frauen, Greisinnen von Angehörigen der polnischen Miliz vergewaltigt wurden.
Es ist wahr, daß es auf dem Bahnhof von S. sämtliche Flüchtlingszüge regelmäßig derart ausgeraubt werden, daß die Insassen nackt weiter gen Westen reisen müssen.
Es ist wahr, daß in weiten Gegenden Schlesiens kein einziges Kind unter einem Jahr mehr am Leben ist, weil sie alle verhungern mußten oder erschlagen wurden.
Es ist wahr, daß in Oberschlesien die von Syphilis angesteckten Frauen als "Behandlung" einfach einen Kopfschuß erhalten.
Und es ist wahr, daß eine Selbstmordwelle durch das Land geht. In einzelnen Orten hat sich ein Zwölftel, in anderen bereits ein Zehntel oder sogar ein Fünftel der Bevölkerung ums Leben gebracht.
Es ist wahr, daß in den sogenannten Arbeitslagern Sownowice und Centoschlowitz Insassen nächtelang bis zum Hals in eiskaltem Wasser stehen müssen und daß man sie bis zur Bewußtlosigkeit schlägt.
Und warum geschieht das alles? Nun, es ist furchtbar genug: Diese Welle barbarischer Mißhandlungen wurde ausgelöst durch das Bemühen der "großen Drei", das Schicksal der Deutschen im Osten zu mildern. Jawohl, zu mildern!
Die Berichte, die damals über das durch die zwangsweise Evakuation verursachte Elend an die Weltöffentlichkeit gedrungen waren, hatten die Großmächte veranlaßt, der polnischen und tschechoslowakischen Regierung die Einstellung der übereilten Zwangsdeportationen zu empfehlen. Die Tschechen haben diesen Appell befolgt, und die Umsiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei nach Deutschland und Österreich geht jetzt in geordneter, wenn irgend möglich menschlicher Weise vor sich.
Anders in Polen. Auch sie stoppten zunächst die Evakuierungen. Aber zugleich taten sie alles,

um die deutsche Bevölkerung, die sie los sein wollten, zum "freiwilligen" Verlassen des neuen polnischen Territoriums zu veranlassen.
Das verhältnismäßig noch mildeste Mittel, das die neuangesetzten polnischen Woiwoden und Bürgermeister anwenden, ist die Aushungerung. In dem Städtchen S. werden für die 15.000 deutschen Einwohner nur 7.000 Brotrationskarten ausgegeben. Die 8.000, die keine Rationierung zugeteilt erhalten, können noch eine Zeitlang durch den Verkauf ihrer Habseligkeiten auf dem schwarzen Markt etwas Brot bekommen, dann bleibt ihnen nur der Hungertod oder – die "freiwillige" Wanderung nach dem Westen.
Schlimmer noch steht es in Breslau. Dort gibt es überhaupt kein allgemeines Rationierungssystem. Nur die Polen und diejenigen Deutschen, die für die Stadtverwaltung arbeiten, erhalten etwas Nahrung. Die anderen müssen versuchen, sich so gut zu behelfen, wie es eben geht. Auch ihnen steht der "schwarze Markt" offen. Wollen sie dort aber mit ihren Ersparnissen in Mark kaufen, so erhalten sie nichts, da die Polen alle Markwährung entschädigungslos als verfallen erklärt haben und nur der polnische Zloty Gültigkeit hat.
Seit der deutschen Kapitulation hat es in Breslau weder Fett noch Fleisch gegeben. Die Bewohner machen Proviantexpeditionen ins Hinterland der Stadt. Sind sie glücklich genug, ein paar Rüben und Kartoffeln zu bekommen, so wird ihnen das meist bei der Rückkehr schon in den Vororten von den polnischen Milizsoldaten wieder abgenommen.
Daß die Sterblichkeit unter diesen Umständen enorm ist, kann nicht wunder nehmen. Polnische Beamte, die übrigens infolge der Unordnung in der Breslauer Stadtverwaltung selbst seit Monaten keine Zahlungen erhalten, geben ganz offen zu, daß sie hoffen, durch die Hungerdezimierung der deutschen Bevölkerung werde bis Weihnachten das gleiche Ziel erreicht sein, das ursprünglich durch die Deportation hatte erreicht werden sollen.
Mindestens ebenso schlimm wie den Hunger empfinden die noch in dieser Zone lebenden Deutschen den Mangel an Sicherheit und Recht. Es gibt keine Instanzen, an die ein Bauer, der von Plünderern überfallen wurde, sich wenden könnte, es gibt keine Polizei, die ihn schützt, keine Richter, die ihm Recht verschaffen könnten. Jedermann muß stündlich und täglich Gewaltattacken auf Gut und Leben erwarten, ohne daß ihm eine Möglichkeit legaler Gegenwehr gegeben wäre.
Daß bei solchen Raubzügen auch gerade solche Deutsche leiden mußten, die erwiesenerweise im Kampf gegen die Nazis ihre engsten Verwandten verloren, daß Juden, die in stillen Landkreisen hatten untertauchen können, nun da sie wähnten, gerettet zu sein, von den Polen umgebracht werden, das sind besonders dunkle Schatten auf einem ohnehin schon düsteren Bilde.
Zu allem kommen noch Krankheit und Seuche. Je weiter man von Berlin gegen Osten fährt, desto häufiger sieht man an den Ortseingängen die großen Plakate mit den in lateinischer und kyrillischer Schrift aufgemalten Warnungswort: Typhus!
Die ausgemergelten Körper der Hungernden geben noch Nährboden für den Bazillus ab, und die Seuche entwickelt sich mit der Schnelligkeit eines Waldbrandes im ganzen Gebiet östlich der Oder-Neiße-Linie. Aber es ist ein "Waldbrand", dem sich keine Feuerwehrleute entgegenstellen. Erschütternd lesen sich Berichte aus den Seuchengebieten: "In St. sind 80 Personen von einer Bevölkerung von 400 an Typhus erkrankt. Keine Medikamente im Dorf. Kein Doktor auf dem Rechtsufer der Oder".
Der Sekretär der "Caritas" in Str. berichtet, daß auch seine Medikamente zur Neige gehen. "Da wir durch die Seuche isoliert sind, will uns niemand Nahrungsmittel bringen. Wir können den Kranken nicht helfen. Alles, was wir tun können, ist, sie zu isolieren. Ziemlich alle Dörfer an der Eisenbahnlinie Breslau-Frankenstein sind vom Typhus infiziert."
Die "Lösung" in vielen Fällen ist nun, daß man infizierte Ortschaften, wie einst im Mittelalter die Peststädte, vollständig isoliert. Ihre Bewohner dürfen über den Umkreis des verpesteten

Dorfes nicht hinaus oder müssen riskieren, erschossen zu werden. Natürlich ist eine absolute Kontrolle nicht möglich, und so wird der Typhus immer weitergeschleppt.
"Da muß doch etwas getan werden ..." Das ist die erste Reaktion eines jeden Menschen, der die Situation im polnisch besetzten Teil Deutschlands sich zu einer immer furchtbareren Katastrophe entwickeln sieht. Leider kann aber nichts getan werden, wenn dieses Gebiet nicht wenigstens ebenso wie die anderen okkupierten Gebiete Deutschlands einer Kontrolle der vier Großmächte unterstellt wird. Solange alles deutsche Gebiet jenseits der Oder, wie das in Potsdam geschah, allein unter polnischer Kontrolle bleibt, wird sich vermutlich nicht viel ändern. Denn da dieses Territorium erst von der kommenden Friedenskonferenz endgültig als polnisch anerkannt werden kann, tun die Polen alles, um in möglichster Eile und Rücksichtslosigkeit ihre "Zone" im Hinblick auf die endgültige Grenzziehung zu entgermanisieren.
Diejenigen, die vor Hunger, Seuche, Mißhandlung und Plünderung aus den von den Polen besetzten Regionen fliehen, haben vor dem Verlassen der polnischen Zone einen Schein zu unterzeichnen, in dem sie erklären, sie seien selbstverständlich aus freiem Willen gegangen. Es soll doch niemand später am grünen Tisch sagen können, daß nicht alles korrekt zugegangen sei!
Wenn etwas für das "Totenland" jenseits der Oder getan werden kann, dann wird es zuerst und am ehesten von russischer Seite geschehen müssen. Es mehren sich die Zeichen, daß die Russen mit der von den Polen verfolgten Okkupationspolitik keineswegs einverstanden sind und daran denken, den von Polen besetzten Teil Ostdeutschlands wieder in eigene Verwaltung zu nehmen. Denn die Russen können es sich nicht leisten, daß ihr Nachschub aus dem Osten und ihre Verkehrsverbindungen mit der Heimat durch die chaotischen Zustände in der polnischen Zone gefährdet werden. Sie sind zudem der Ansicht, daß der größere Teil der Kritik an der heute in aller Welt so stark angefeindeten Politik in den deutschen Ostgebieten weniger an ihre Adresse als an die der Polen zu richten sei.
Ob es allerdings ganz ohne Schwierigkeiten gehen wird, "machine arrière" ("einen Rückzieher") zu machen, ist eine andere Frage. "Weiße" und "rote" Polen, die sonst heftig gegeneinander intrigieren, sind sich doch in dem Punkte einig, daß die neu besetzten deutschen Gebiete polnisch bleiben sollen. Die schon seit Wochen bestehende polnisch-russische Spannung, die in Ostpreußen sogar bereits zu bewaffneten Zusammenstößen geführt hat, würde durch einen offenen Konflikt über die Frage der Verwaltung in den deutschen Ostgebieten kritisch verschärft werden.
Zweifellos wird man sich aber auch noch anderwärts mit den Zuständen im "Totenland" beschäftigen, sobald mehrere Rapporte wie dieser, der, soviel wir wissen, zum ersten Mal die Zustände im polnisch besetzten Deutschland an die Öffentlichkeit bringt, die Aufmerksamkeit der Weltmeinung erregt haben. Denn es geht hier um noch viel mehr als "nur" um das Leben einiger Millionen Deutscher, es geht um die moralische Reinheit und Stärke der antifaschistischen Bewegung in der Welt.
Wenn alle diejenigen, die Hitler und Mussolini unter großen Opfern bekämpften, um eine bessere Welt aufzubauen, es zulassen, daß ihr Kampf jetzt von Rowdys und Chauvinisten ausgenützt und beschmutzt wird, dann sehen wir keine große Hoffnung für die Zukunft. Man hat mit Recht den Deutschen vorgeworfen, daß sie in ihrem Glauben an die Mission ihres Vaterlandes so lange die Augen vor den Greueltaten des Nazismus verschlossen hätten.
Sollen die Vorkämpfer der Demokratie später einmal den gleichen Vorwurf auf sich sitzen lassen müssen. Auch wir alle werden "mitschuldig" sein, wenn wir nicht täglich und stündlich die Schandtaten, die heute im Namen der Demokratie und der Freiheit begangen werden, enthüllen. Nichts anderes wollten diese ersten Zeilen aus dem Land der Vogelfreien, aus dem Totenland jenseits der Oder.<<

>>Du kannst wählen zwischen Wahrheit und Ruhe, aber beides zugleich kannst du nicht haben.<< (Ralph Waldo Emerson)

Hinweise für den Leser

Einstellungstermin von 11 PDF-Dateien = **24.11.2014 - 09.02.2015**
Einstellungstermin der 1. überarbeiteten Fassung (20 PDF-Dateien) = **1. März 2019**
Einstellungstermin der 2. überarbeiteten Fassung (1 PDF-Datei) = **1. August 2024**
Die PDF-Dateien werden **kostenlos** zur Verfügung gestellt.

Rechtschreibregeln: Diese Chronik wurde nach den "alten Rechtschreibregeln" erstellt.

Zitate: Die zitierten Zeitzeugenberichte, Berichte von Historikern, Publikationen und sonstige Quellentexte werden stets mit offenen Klammern >> **...** << gekennzeichnet.
Bei Auslassungen **...** wurde sorgfältig darauf geachtet, daß der ursprüngliche Sinnzusammenhang der Zitate nicht unzulässig gekürzt oder verfälscht wurde.

Anregungen und Kritik: Für Anregungen bin ich stets dankbar. Sollten mir in dieser Chronik Fehler unterlaufen sein, bitte ich um Nachsicht und Benachrichtigung.

Urheberrechte: Alle Rechte vorbehalten. Diese Chronik ist ausschließlich für den privaten Gebrauch bestimmt.

Abkürzungen: Abkürzungen, bei denen nur die Nachsilben entfallen (z.B. -ich, -isch, -lich, -ung), wurden im Abkürzungsverzeichnis nicht berücksichtigt.

Quellen- und Literaturnachweis: Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Abkürzungsverzeichnis

AKR	Alliierter Kontrollrat
amerik.	amerikanisch
AVNOJ	Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens
BBC	British Broadcasting Corporation
BdV	Bund der Vertriebenen
Bespieka	Urzad Bespieczenstwa Publicznego (polnisches Amt für öffentliche Sicherheit)
Bev.	Bevölkerung
BRD	Bundesrepublik Deutschland
bzw.	beziehungsweise
ca.	circa
CARE	Cooperative for American Remittances to Europe
chin.	chinesisch
CSR	Ceskoslovenska Republica (Tschechoslowakische Republik)
d.h.	das heißt
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DRK	Deutsches Rotes Kreuz
dt.	deutsch(e)
einschl.	einschließlich

EKD	Evangelische Kirche in Deutschland
europ.	europäisch(e)
ev.	evangelisch
Ew.	Einwohner
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FDJ	Freie deutsche Jugend
ff.	folgende
franz.	französisch
FVRJ	Föderative Volksrepublik Jugoslawien
GB	Großbritannien
geb.	geboren
GFM	Generalfeldmarschall
GPU	Sowjetische Geheimpolizei (1922-34)
HAZ	Hannoversche Allgemeine Zeitung
Hg.	Herausgeber
HLKO	Haager Landkriegsordnung von 1907
IKRK	Internationales Komitee vom Roten Kreuz
IMRO	Befreiungs- bzw. Terrororganisation in Makedonien
IMT	International Military Tribunal
internat.	international
ital.	italienisch
jap.	japanisch
JCS	Joint Chiefs of Staff (Vereinigte Staatschefs der USA)
Jh.	Jahrhundert(e)
kath.	katholisch
Kc	Tschechoslowakische Krone(n)
KGB	Sowjetischer Sicherheitsdienst, Geheimpolizei (ab 1954)
Komintern	Kommunistische Internationale
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
KRG	Kontrollratsgesetz
KZ	Konzentrationslager
LDPD	Liberal-Demokratische Partei Deutschlands
LK	Landkreis(e)
LKW	Lastkraftwagen
MG	Maschinengewehr
Mio.	Millionen
MP	Maschinenpistole(n)
Mrd.	Milliarden
MWD	Sowjetische Geheimpolizei (ab 1946)
NKWD	Sowjetische Geheimpolizei (1934-46)
NS	Nationalsozialistische
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiter Partei
NSV	Nationalsozialistische Volkswohlfahrt
ONL	Oder-Neiße-Linie
PG	Parteigenosse
PKWN	Polnisches Komitee für die nationale Befreiung

PoW	Prisoners of War (Kriegsgefangene)
qkm	Quadratkilometer
Ra.	Redensart
Reg.	Regierung
Reg.-Bez.	Regierungsbezirk(e)
RG	Revolutionsgardist(en)
RM	Reichsmark
RSHA	Reichssicherheitshauptamt
SBZ	Sowjetische Besatzungszone in Mitteldeutschland
SD	Sicherheitsdienst
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SHAEF	Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Forces (Oberkommando aller Alliierten Armeen in Nordwest-Europa)
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SNB	Wache der nationalen Sicherheit (CSR)
sog.	sogenannt
sowj.	sowjetisch(e)
SpW.	Sprichwort
SS	Schutzstaffel der NSDAP
stv.	stellvertretend(er)
tschech.	tschechoslowakisch
u.	und
u.a.	und andere, unter anderem
udgl.	und dergleichen
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UN	United Nations
unbek.	unbekannte(r)
UNRRA	United Nations Relief and Rehabilitation Administration
USA	Vereinigte Staaten von Amerika
Ustascha	Befreiungs- bzw. Terrororganisation der Kroaten
Verf.	Verfasser
Verw.	Verwaltung
WBZ	Besatzungszonen der Amerikaner, Briten und Franzosen in Westdeutschland
z.B.	zum Beispiel
z.T.	zum Teil
z.Z.	zur Zeit
ZK	Zentralkomitee
ZvD	Zentralverband der vertriebenen Deutschen
zw.	zwischen

Quellen- und Literaturnachweis

Die Quellenangaben kennzeichnen nur die Fundstellen. Nach dem x wird der Buchtitel und nach dem Schrägstrich die Seite angegeben.

Beispiel: (x001/79) = Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band I, Seite 79.

x001	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 1 Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x002	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x003	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa I. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Band 3. Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1954. München 1984.
x004	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 1. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x005	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa IV. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. Band 2. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x006	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa V. Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1961. München 1984.
x007	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa III. Das Schicksal der Deutschen in Rumänien. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957. München 1984.
x008	Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa II. Das Schicksal der Deutschen in Ungarn. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1956. München 1984.
x009	Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen (Hg.): SBZ von A bis Z. 7. überarbeitete und erweiterte Auflage. Bonn 1962.
x010	Bundesarchiv Koblenz; Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Vertreibung und Vertreibungsverbrechen 1945-1948. Bericht des Bundesarchivs vom 28.05.1974, Archivalien und ausgewählte Erlebnisberichte. Bonn 1989.
x011	Statistisches Reichsamt (Hg.): Amtliches Gemeindeverzeichnis für das Großdeutsche Reich aufgrund der Volkszählung 1939. Berlin 1944.
x016	Statistisches Bundesamt (Hg.): Statistisches Jahrbuch für die BRD 1960. Wiesbaden.
x017	DAS NEUE DUDEN LEXIKON in 10 Bänden: Meyers Lexikonredaktion (Hg.).

	Mannheim 1989.
x018	MEYERS ENZYKLOPÄDISCHES LEXIKON in 25 Bänden. 9. völlig neubearbeitete Auflage. Meyers Lexikon Verlag (Hg.). Mannheim/Wien/Zürich.
x019	KNAURS WELTATLAS: Riedel Johannes (Hg.). Berlin 1935.
x024	Kuhn, Ekkehard: Nicht Rache, nicht Vergeltung. Die deutschen Vertriebenen. Frankfurt/Main; Berlin 1989.
x025	Nawratil, Heinz: Vertreibungs-Verbrechen an Deutschen. Tatbestand, Motive, Bewältigung. 4. überarbeitete Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1987
x026	Nawratil, Heinz: Die deutschen Nachkriegsverluste unter Vertriebenen, Gefangenen und Verschleppten. München/Berlin 1988.
x028	Zayas, Alfred Maurice de: Die Anglo-Amerikaner und die Vertreibung der Deutschen. Vorgeschichte, Verlauf, Folgen. 7. Auflage. Frankfurt/Main; Berlin 1988.
x030	Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Ein biographisches Lexikon. Frankfurt/Main, 1987.
x037	Sander, Helke, und Barbara Johr (Hg.): Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder. Frankfurt/Main 1995.
x038	KNAURS LEXIKON: Zöckler, Paul (Hg.). München 1953.
x039	Grube, Frank, und Gerhard Richter: Flucht und Vertreibung. Deutschland zwischen 1944 und 1947. Hamburg 1980.
x040	Hillgruber, Andreas, und Gerhard Hümmelchen: Chronik des Zweiten Weltkrieges. Kalendarium militärischer und politischer Ereignisse 1939-1945. Neuausgabe. Düsseldorf 1989.
x041	Hillgruber, Andreas, und Jost Dülffer (Hg.): PLOETZ "Geschichte der Weltkriege". Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900-1945. Freiburg/Würzburg 1981.
x046	Hoffmann, Joachim: Stalins Vernichtungskrieg. Planung, Ausführung und Dokumentation. 7. Auflage. München 2001.
x051	Zentner, Christian, und Friedemann Bedürftig (Hg.): Das große Lexikon des Dritten Reiches. München 1985.
x058	Tenbrock, R. H. u.a. (Hg.): Zeiten und Menschen. Geschichtliches Unterrichtswerk. Die geschichtlichen Grundlagen der Gegenwart; 1776 bis heute. Paderborn 1970.
x061	Kinder, Hermann, und Werner Hilgemann: dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Band 2. Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart. 25. erweiterte Auflage. München 1991.
x069	Klett, Ernst (Hg.): Kletts Geschichtliches Unterrichtswerk, Band IV. Um Volksstaat und Völkergemeinschaft. E. Klett Verlag, Stuttgart.
x073	Hug, Wolfgang (Hg.): Unsere Geschichte, Band 3. Von der Zeit des Imperialismus bis zur Gegenwart. Frankfurt/Main 1986.
x075	Grosser, Alfred: Ermordung der Menschheit. Der Genozid im Gedächtnis der Völker. München/Wien 1990.
x090	Dahms, Hellmuth Günther: Deutsche Geschichte im Bild. Frankfurt/Main 1991.
x092	Chronik Verlag (Hg.): Chronik der Deutschen. 3. überarbeitete Auflage. Gütersloh/München 1995.
x095	Adenauer, Konrad: Briefe über Deutschland 1945–1955. 1. Auflage. München 1999.
x101	Benz, Wolfgang: Deutschland seit 1945. Entwicklungen in der Bundesrepublik und in der DDR; Chronik, Dokumente, Bilder. München 1990.
x106	Chronik Verlag (Hg.): Chronik des Zweiten Weltkrieges. 1. Auflage. Gütersloh/München 1994.
x111	Overesch, Manfred, und Jork Artelt: Das besetzte Deutschland 1945-1947. Eine Ta-

	geschronik der Politik - Wirtschaft - Kultur. Augsburg 1992.
x114	Trees, Wolfgang u.a.: Stunde Null in Deutschland. Die westlichen Besatzungszonen 1945-1948. Bindlach 1989.
x115	Glaser, Hermann u.a. (Hg.): So viel Anfang war nie. Deutsche Städte 1945-1949. Berlin 1989.
x116	Ranke, Winfried u.a.: Kultur, Pajoks und CARE-Pakete. Eine Berliner Chronik 1945-1949. Berlin 1990.
x117	Priamus, Heinz-Jürgen: Die Ruinenkinder. Im Ruhrgebiet 1945/49. Düsseldorf 1985.
x118	Grube, Frank, und Gerhard Richter: Die Schwarzmarktzeit. Deutschland zwischen 1945 und 1948. Hamburg 1997
x123	Müller-Bringmann, Walter: Das Buch von Friedland. Göttingen 1956.
x124	Jering, Karl: Überleben und Neubeginn. Aus dem Tagebuch eines Deutschen 1945/46. München 1979.
x126	Klonovsky, Michael, und Jan von Flocken: Stalins Lager in Deutschland 1945-1950. 3. Auflage. Berlin 1993.
x128	Kampmann, Wanda, und Berthold Wiegand (Hg.): Politik und Gesellschaft, Band 2. Grundlagen und Probleme der modernen Welt. 7. aktualisierte Auflage. Frankfurt/Main 1980.
x129	Klett, Ernst (Hg.): Politische Weltkunde II. Nationalsozialismus und Faschismus. E. Klett Verlag, Stuttgart 1987.
x130	Carell, Paul, und Günter Böddeker: Die Gefangenen. Leben und Überleben deutscher Soldaten hinter Stacheldraht. Berlin/Frankfurt am Main 1995.
x131	Bacque, James: Der geplante Tod. Deutsche Kriegsgefangene in amerikanischen und französischen Lagern 1945-1946. Erweiterte Ausgabe. Berlin/Frankfurt am Main 1993.
x133	Tolstoy, Nikolai: Die Verratenen von Jalta. Englands Schuld vor der Geschichte. 3. Auflage. München/Wien 1985.
x148	Klett, Ernst (Hg.): Politische Weltkunde II. Europa und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. E. Klett Verlag, Stuttgart 1985.
x149	Klett, Ernst (Hg.): Erinnern und urteilen. Unterrichtseinheiten Geschichte, Band IV. E. Klett Verlag, Stuttgart 1982.
x150	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 15. Bonn 1996.
x151	Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Hg.): Forum für Kultur und Politik. Heft 16. Bonn 1996.
x156	Kosthorst, Erich, und Karl Teppe: Die Teilung Deutschlands und die Entstehung zweier deutscher Staaten. Materialheft Geschichte/Politik. Paderborn 1978.

Bildnachweis

Mahnmal in Unterretzbach (Österreich)

Internetquelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:GuentherZ_2005-06-25_2116_Unterretzbach_Heimatdenkmal.jpg&filetimestamp=20060627175050“ (19.03.2012)